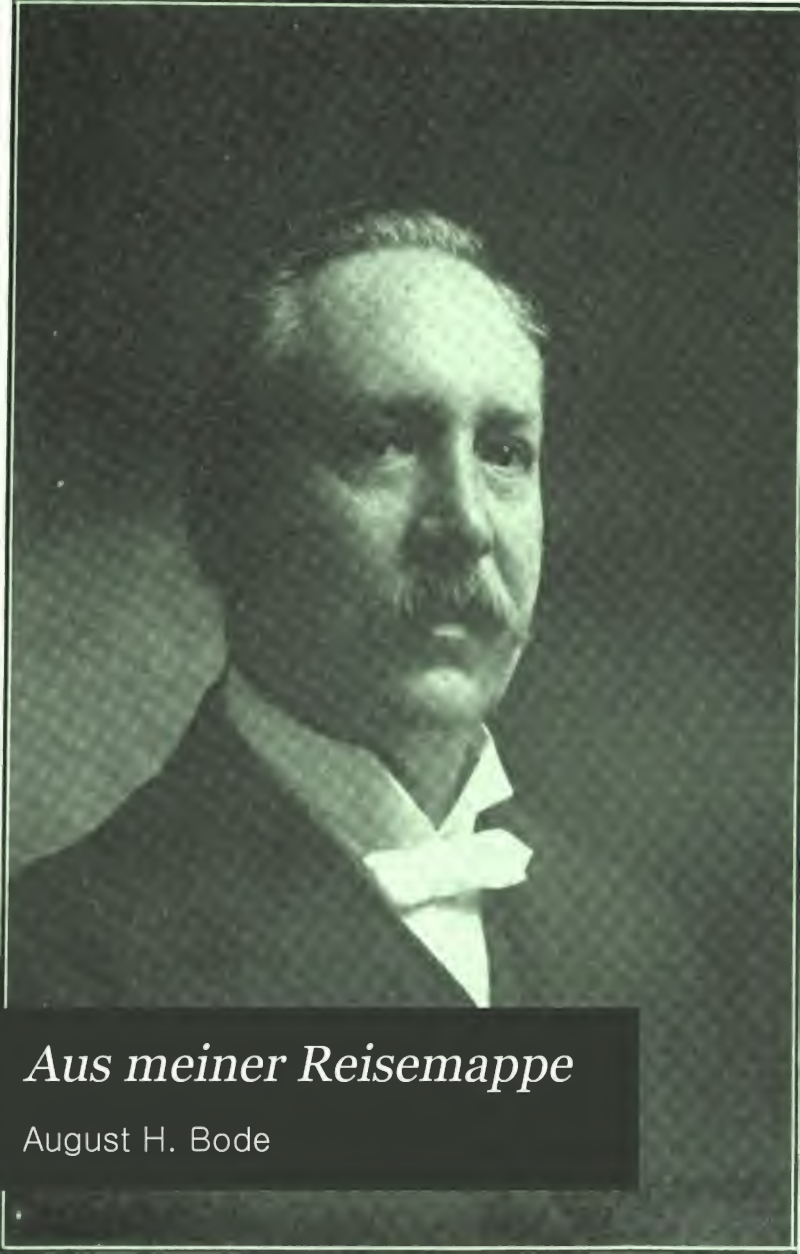


Aus meiner Reisemappe

August H. Bode

DD41
.B6

THE
INDIANA UNIVERSITY
LIBRARY

Presented by

Mrs.Albert E. Metzger

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus meiner Reisemappe.

Reiseerinnerungen
aus Deutschland und der Schweiz

— von —

August H. Bode.

Preis $2.00.

Verlag von Gustav Mühler, 1328–1330 Main Straße,
Cincinnati, O.

Digitized by Google

256349

DT41
.B6

Copyright 1911,

AUGUST H. BODE,

Cincinnati, O.

5-25-33-gift

Druck von Gebrüder Rösler, 108 Walnut Straße, Cincinnati, O.

INDIANA UNIVERSITY

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis der Artikel.

	Seite
Die Abfahrt	1
Die Marineakademie in Annapolis	6
Bremen.	
Die Ankunft	9
Der Ratskeller	10
Das Badehaus	13
Das Essighaus	15
Der Dom und der Bleikeller	18
Der Harz.	
Auf dem Brocken	22
Der Abstieg	30
Die Harzhöhlen	33
Wernigerode	35
Schloß Stolberg	39
Ilsenburg	41
Harzburg	46
Schloß Falkenstein	52
Holmerswende	53
Das Bodetal	54
Roßtrappe und Hexentanzplatz	56
Goslar.	
Kaiserworth und Rathaus	63
Domkapelle, Heine	65
Das Kaiserhaus	67
Braunschweig	74
Schill, Lessing, Gerstäcker	76
Der Dom	78
Das Schloß	82
Eulenspiegel	87
Fallersleben	90
Heinrich August Hoffmann	91
Peine	99
Friedrich Martin Bodenstedt	101
Friedrich von Spee, Philipp Spitta	108
Aus einem Tagebuche	112
Hildesheim.	
Der tausendjährige Rosenstock	118
Hildesia	120
Der Dom und die Domschenke	122
Was ein Schlaraffe erzählt	125
Kirchen und alte Häuser	127
Die Lüneburger Heide	134
Hannover.	
Mittelalterliche Bauten	140
Das Leibnitzhaus	141
Das geöffnete Grab	143
Hölty	149
Die städtische Badeanstalt	150
Qualis mutatio rerum	152
Die Burschenschaften	154
Der Schlachthof	158
Das neue Reich und die alten Welfen	161
Kaiser Wilhelm in Westfalen	163
Auf der Reise nach Osnabrück	167
Moser, Stüve und Detmold	167
Fuldas „Dummkopf"	171
Osnabrück	174
Zur Zeit des 30jährigen Krieges	176
Kaiser Karl und der Löwenpudel	179
Düsseldorf.	
St. Rochus, seine Geschichte, Kapelle und Kirche	185
Heine, Grabbe und andere	190
Köln.	
Denkmäler	203
Kirchen und Reliquien	205
Die Kölner in Liverpool	209
Neustadt a. d. H.	215
Wachenheim	220
Rheinweinlied	221
Frankfurt a. M.	222
Der Bahnhof	226
Der Römer	228
Heidelberg	230
Vor der Zerstörung	231
Scheffel in Heidelberg	240
Scheffel und die Hermannsschlacht	240
Die Schloßruine	247
Das Heidelberger Faß	250
Zürich	254
Das Pestalozzianum	256

Digitized by Google

	Seite
Luzern.	
R. Wagner	266
Arnold v. Winkelried	267
Der Vierwaldstädter See	269
Flüelen	272
Die St. Gotthardbahn	273
Ernst Zahn	276
Von Goeschenen nach Interlaken	278
Ein Schweizer Nüchternheitsapostel	279
Interlaken	281
Der Grindelwaldgletscher	283
Thun	286
Bern	287
Lauben und Laufende Brunnen	289
Zum Bodensee	294
Burgdorf	294
Constanz	295
Insel Mainau	296
Friedrichshafen	297
Vorsicht	300
München.	
Oktoberfest	306
Im Hofbräuhaus	317
Münchener Bierkeller	320
Ulm	327
Ulmer Münster	328
Bodenreform	330
Nürnberg	332
Der Nürnberger Trichter	333
Das Bratwurstglöckle	334
Die Kaiser Wenzel und Sigismund	340
Johann Palm	341
Kirchen und Kunstwerk	345

	Seite
Dresden.	
Die Kunstschätze	351
Der Zwinger	355
Der Schillergarten	361
Leipzig.	
Auerbachs Keller	364
Denkmäler	366
Schrebervereine	372
Kassel.	
Denis Papin	375
Wilhelmshöhe	378
Die Löwenburg	380
Eisenach.	
Fritz Reuter	382
Klaus Groth	384
Reuter als Turnlehrer	387
Villa Reuter	391
Das Burschenschaftsdenkmal	397
Die Wartburg	402
Die Rudelsburg	406
Weimar	414
Berlin	423
Die Umgebung Berlins	423
Geschichtliches über Berlin und Kölln	427
Die Berliner Landpartien	433
Wie Berlin ißt	434
Wie Berlin trinkt	436
Berlin zur Weihnachtszeit	439
Sylvester „Unter den Linden“	442
Wie Berlin sich amüsiert	444
Die Bierpaläste	445
Die „kühle Blonde“	447
Deutsche „Niles Tool Works“	449
Die „Lauben“ um Berlin	450
Schluß	453

Inhaltsverzeichnis der Illustrationen.

	Seite
Der Dampfer Rhein	1
Marineakademie	3
Dom und Rathaus in Bremen	10
Das Essighaus	16
Wernigeroder Marktplatz	36
Schloß Stolberg	39
Die Harzburg	47
Kreuzigungsgruppe / Königsstuhl	48 und 49
Der Radaufall	50
Kaiserworth und Rathaus	63
Das Kaiserhaus	67
Dom und Altstädter Rathaus	79
Das Gewandhaus	86

Digitized by Google

	Seite
Hoffmann von Fallersleben	90
Geburtshaus Hoffmanns	92
F. M. Bodenstedt	100
Bodenstedts Geburtshaus	101
Philipp Spitta	111
Hildesia	120
Das Wedekind'sche Haus	130
Das Knochenhaueramtshaus	131
Heidschnucken	135
Das geöffnete Grab	143
Das Leibnitzhaus	147
Die Polytechnische Schule	154
Auf der Mensur	156
Der Friedenssaal in Osnabrück	177
Der Löwenpudel	179
Hafenanlagen in Düsseldorf	182
Düsseldorf mit Lambertuskirche	183
Der Jägerhof	185
St. Rochuskirche	186
Kölner Dom	198
Rheinbrücke bei Köln	199
Jan van Werth	204
Die Ulrichporte	208
Maximilianstraße in Neustadt a. d. H.	216
Die Maxburg	217
Karl der Große	224
Frankfurter Bahnhof	226
Der Römer	229
Das Heidelberger Schloß	233
Die Neckarbrücke	235
Scheffeldenkmal	240
Das Heidelberger Faß	251
Der Zwerg Perkeo	252
Zürich	255
Pestalozzidenkmal	259
Die Kapellenbrücke in Luzern	264
Der Löwe von Luzern	265
Tellskapelle. — Urirotstock	271
Flüelen und Bristenstock	272
St. Gotthardeinfahrt	275
Ernst Zahn	277
Im Grindelwaldgletscher	283
Der Dom in Bern	288
Der Kindlifresser	291
Schloß Friedrichshafen	297
Bavaria	307
Vom Münchener Oktoberfest	311
Das Hofbräuhaus	317
Der Löwenbräu	319
Ulmer Münster	328
Der Zwinger	356
Brühls Terrasse	359
Dr. Faust	365
Das Buchhändlerhaus	368
Zwei Ornamente vom Reichsgerichtsgebäude	369
Das Rathaus in Leipzig	370
Kaskaden auf Wilhelmshöhe	379
Die Löwenburg	380
Welcher Weg ist der rechte?	384
Fritz Reuter	386
Villa Reuter	391
Die Lutherstube auf der Wartburg	404
Die Rudelsburg	408
Goethes Gartenhaus	416
Goethes letzte Stunde	419
Hochbahn an der Bülowstraße in Berlin	425
Moltke	431
Kremserpartie	433
Der alte Brauch	434
Das Reichstagsgebäude	441
Das Brandenburger Tor	443
Das Rathaus in Berlin	446
Der Dom in Berlin	454
Die Wachtparade. — Zeughaus in Berlin	455

Verzeichnis der Anzeigen.

	Seite
Western German Bank	456
The John C. Roth Packing Company	457
Jacob Vogel & Son	458
The Baldwin Company	459
The John Schneider Milling and Baking Co.	460
The Christian Moerlein Brewing Co.	461
The John Hauck Brewing Co.	462
The Windisch Muhlhauser Brewing Co.	463
Chester Park	464

Digitized by Google

August H. Bode.

Digitized by Google

Vorrede.

Die nachfolgenden Blätter sind Erinnerungen, die bis in meine früheste Studentenzeit zurückreichen, die durch Reisen im alten, lieben Vaterlande von Zeit zu Zeit aufgefrischt und endlich, während eines einjährigen Aufenthaltes, 1907—1908, teilweise niedergeschrieben wurden. Daß alle diese Erinnerungen nur angenehme sind, dafür muß ich wohl der gütigen Vorsehung oder meinem Temperamente danken und dem Dichter beipflichten, wenn er singt:

Ein treu' Gedenken, lieb' Erinnern,
Das ist die herrlichste der Gaben,
Die wir von Gott empfangen haben —
Das ist der goldene Zauberring,
Der auferstehen macht im Innern,
Was uns nach Außen unterging.

Freilich kann man ja nicht verlangen, daß ein jeder sich über solche Rückblicke freut. Wenn in Ibsens „Hedda Gabler" die alte Tante ihrem Neffen, der gerade von der Hochzeitsreise zurückkommt, seine alten Morgenschuhe bringt, die er voll Rührung betrachtet und seiner jungen Frau ermunternd zuruft: „Jetzt sieh sie Dir mal an, Hedda!" und Hedda kühl erwidert: „Nein, danke; das interessiert mich wirklich nicht!" Und auf die enthusiastische Bemerkung ihres jungen Ehemannes: „O, Du kannst Dir nicht denken, wie viele Erinnerungen sich daran knüpfen!" kühl bemerkt: „Für mich doch nicht!" so muß man der alten Tante recht geben, wenn sie begütigend meint: „Darin hat Hedda wohl recht, Jörgen!"

Jawohl, Hedda hat recht, und ich erwarte nicht mehr, als daß sich hier und da jemand findet, in dem diese Blätter manches Mal eine liebe Erinnerung ins Gedächtnis zurückrufen, die ihm Freude macht und die ihn sagen läßt: „Der Dichter hat recht — Erinnerung ist wirklich die herrlichste der Gaben!"

August H. Bode.

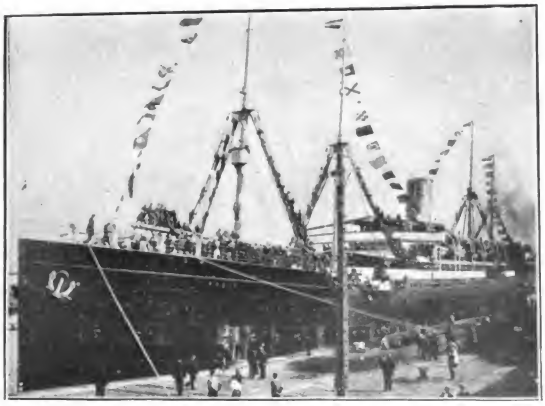
Cincinnati, Juni 1911.

Digitized by Google

Die Abfahrt.

Der Dampfer „Rhein".

Pünktlich um 2 Uhr nachmittags, genau wie der Fahrplan bestimmte, erhob sich das Schnauben und Fauchen der mächtigen Maschinerie unseres Dampfers. — Tausende von Hüten und Taschentüchern winkten und wehten Lebewohl. Das Brummen der Schiffspfeife mischte sich mit den Tönen der Musikkapelle und dem tausendstimmigen „Good bye" der Passagiere und der Freunde am Dock.



Der Dampfer „Rhein".

Eine ganz außerordentliche Menge drängte sich auf dem Dock, so daß fast zu befürchten war, der Eifer der Hintenstehenden, einen letzten Blick zu erhaschen, würde die günstiger Plazierten ins Wasser drängen.

Warum gerade bei dieser Abfahrt eine so zahlreiche Gesellschaft dem „Rhein" und seinen Passagieren persönlich eine glückliche Reise wünschten, und warum das Schiff mit Blumen und Fruchtkörbchen und Näschereien überladen wurde, stellte sich später heraus. Der Pfarrer der bestdotierten protestantischen Kirche und eine Anzahl seiner Gemeindemitglieder machten die Reise mit, und natürlich waren Kirchenchor, Sonntagsschule, Nähzirkel und Gemeinde fast vollständig — und nicht mit leeren Händen — erschienen, dem scheidenden Seelenhirten und den Brüdern und Schwestern ein letztes „Gott behüte Dich" zuzurufen.

Digitized by Google

Dann befand sich der Expräsident des östlichen Sängerfestes an Bord, dem die äußerst erfolgreiche Durchführung des Festes in finanzieller, gesanglicher und gesellschaftlicher Hinsicht vor zwei Jahren in Baltimore hauptsächlich zu verdanken war, und die Sangesbrüder hatten es sich nicht nehmen lassen, „Ei' daß wir scheiden müssen" einen letzten Sangesgruß ertönen zu lassen.

Und dann waren einige Beamte der Bärenriege des Baltimore Turnvereins „Vorwärts" im Begriffe, dem Adoptivvaterlande auf einige Monate Valet zu sagen, und da hatten die Turnbrüder doch die angenehme Pflicht, ihnen zum Abschied ein kräftiges „Gut Heil" nachzurufen. Ein bewegtes Bild — das Schwenken der Hüte und Tücher, die lebhaften Abschiedsrufe, die durch ihren forciert munteren Ton den Verdacht erregten, als ob sie nur deshalb so laut erschallten, um die innere Bewegung und Wehmut zu verbergen, das gegenseitige lächelnde Zunicken mit anscheinend freudigem Gesicht, das bei den Lieben das Gefühl erregen sollte, als ob nichts als Freude und Vergnügen im Herzen herrscht, und das doch nur mühsam die Träne verbirgt. Das Volkslied hat wohl recht, wenn es singt:

Abschied nehmen, sagt er,
Ist nicht schön, sagt er,
Und es muß, sagt er,
Doch geschehn, sagt er,
Wisch' das Aug', sagt er,
Heimlich aus, sagt er,
Fällt ein Tränerl, sagt er,
Still heraus.

Und das Tränerl, sagt er,
Fällt ins Gras, sagt er,
Da geschieht, sagt er,
Weißt Du was? sagt er,
Wächst ein Blümerl, sagt er,
Bitt Dich, schau! sagt er,
Und das Blümerl, sagt er,
Das ist blau.

Solange das Auge die Freunde am Dock noch erblicken, wenn schon nicht mehr erkennen konnte, nahm das Winken kein Ende — ein paar Dampfstammches begleiteten uns einige Meilen lang — auch die verschwanden eine nach der anderen. Die stattlichen Gebäude der Marineakademie Annapolis wurden sichtbar. Das Mutterauge schaute angestrengt aus, ob wohl von ihrem Nesthäkchen, unserem jüngsten Sohne, eine Spur dort am Ufer zu entdecken sei, trotz der Entfernung, meilenweit — vom Ufer. Die Kuppel der Kapelle der Akademie, lange sichtbar, verschwand und wir mußten uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß auf längere

Digitized by Google

Zeit das Meer uns von unseren Lieben, von den Freunden und Bekannten, von der lieb gewordenen zweiten Heimat trennen würde.

Wenn der Dichter trefflich wahr singt:

Aus Vaterland, ans teure, schließ Dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft,
Dort in der fremden Welt stehst Du allein,
Ein schwaches Rohr, das jeder Sturm zerbricht,

so können wir bei aller Liebe und Anhänglichkeit an das alte Vaterland uns doch nicht verhehlen, daß wir in den Vereinigten Staaten Wurzel geschlagen haben, daß wir hier, umgeben von Familie, Freunden, Bekannten,

Vereinigte Staaten Marineakademie in Annapolis.

Vereins- und Geschäftsgenossen, nicht das schwache Rohr in fremder Welt sind, daß wir gerade hier unsere wirkliche Heimat gefunden haben und deshalb hier leichter, sicherer und vertrauensvoller einem jeden Sturm Trotz bieten können, als in irgend einem anderen Teile der Welt.

Der Turnverein „Vorwärts" von Baltimore hatte am Sonntag vorher seinen vierzigsten Geburtstag gehabt, und seine 250 Mitglieder mit Frauen und Kindern das Fest einmütig und würdig gefeiert.

Der Brummbär der Bärenriege zitierte das Motto des Vereins als:

Frisch im Tun, frisch im Wagen,
Frei im Wort, im Denken frei,
Jedes Schicksal stark ertragen,
In der Liebe ewig treu.

::

Digitized by Google

Ein Mitglied der Bärenriege, das ob seiner losen Schnauze der Schnauzbär betitelt ist, und im bürgerlichen Leben ein Engros-Kleidergeschäft betreibt, hat zu seiner Legitimation bei deutschländischen Turnvereinen einen Turnpaß ausgefertigt erhalten, der ihm gewiß gute Aufnahme verschaffen wird, und anderen Bärenpässen als Muster empfohlen werden könnte. Die Legitimation lautet wie folgt:

Dem als Schnauzbär bekannten Bärenvieh, aus Ignoranz wohl auch Will. R. genannt, wird hiermit in Gottes Namen die Erlaubnis erteilt, auszureißen:

Personalien.

Name Schnauzbär.
Geburtsort Verschollen.
Ist Bürger des Turnvereins „Vorwärts".
Größe Könnte besser sein.
Alter Bemooftes Haupt.
Haare und Bart Verstaubt.
Augen Zwei Stück.
Gesicht Ein Luftballon.
Nase Recht sonderbar.
Schnauze Feines Exemplar.

Besondere Kennzeichen: Plattdeutsches Aeußere, nährt sich von Fellflickerei und ist wasserscheu.

Obige Bärenriege bewilligt besagtem Bärenvieh, somit es fremden Gemeinden nicht zur Last falle, Reisespesen im Betrage von 23 Coppers, und ist Inhaber dieses berechtigt, Beiträge bis zu statierter Gesamtsumme irgendwann oder irgendwo zu ziehen.

Unser Reisegenosse, der Herr Pastor, begrüßte am 11. Mai die Wiener Sänger und man wird ganz wehmütig gestimmt, wenn man liest, wie er bei einem fröhlichen Sänger-Willkommensgruß ausruft: „Deutscher im Auslande! In schwierigster Stellung, verkannt, verachtet, unschmeichelt bloß, wenn und weil man ihn braucht; losgerissen vom Mutterboden und da, wo er seine Wurzeln suchend in die Erde sendet, immerwährend verstört; im Herzen den Zwiespalt, eine Doppelwelt von Gefühlen, und oft noch dazu den Abfall im eigenen Hause — Deutscher in Amerika, wer wird Dir gerecht?"

O Jerum! „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an", wenn ich eine solche Jeremiade lese und dabei das fröhliche Leben, den Erfolg in politischer, geschäftlicher und finanzieller Beziehung — die ehrliche, aufrichtige, ungeteilte Liebe des Bindestrich-Amerikaners zum Adoptivvaterlande vor Augen sehe.

Digitized by Google

O nein! Wir Deutsch-Amerikaner sind keine Schmerzenskinder, wir stehen so, daß wir kein Mitleid, keine Sympathie brauchen, wohl aber für andere haben können. Und dazu bot sich am 4. Juli Gelegenheit.

Der Dampfer war, wie dies auf den deutschen Linien an diesem Tage gewöhnlich geschieht, auf das herrlichste mit Flaggen geschmückt. Am frühen Morgen wurden die deutsche und die amerikanische Flagge aufgehißt unter den Klängen des Liedes „Das sternbesäte Banner", und um 9 Uhr fing das Festprogramm mit einer Festrede des Rev. S. an.

Obgleich der Name einen sehr deutschen Anstrich hatte, komplimentierte sich der Herr Pastor doch damit, daß das Blut der Pilgrimväter in seinen Adern rollt. Er erzählte dann eine Anekdote auf seine Weise, die ich selbst schon einigemal auf andere Weise erzählt hatte. Seine Version war etwa wie folgt: Eine Gesellschaft wünschte einen eingehenden Aufsatz über das Kameel. Der Franzose ging nach dem Zoologischen Garten und beschaute sich das Kameel in seinem Gefängnis nach allen Seiten, vom kahlen Schwanz über den häßlichen Buckel hinweg zum Schafsgesichtchen, und hörte auch, was der Wärter darüber zu sagen hatte. Der Engländer packte Geld und Reisegerätschaften, Kodak und Proviant ein und machte sich auf die Reise nach der Sahara, um sich dort das Kameel im Urzustande mit Muße zu betrachten.

Der Deutsche nahm ein Achtel Bier und ein paar Pfund Tabak, zog sich auf seine Stube zurück und konstruierte sich das Kameel aus „seinem inneren Bewußtsein", und so, fuhr der Herr Pastor fort, habe er seine Rede zusammengestellt, wie der Deutsche sein Kameel, weil es ihm an Büchern und sonstigem Material gefehlt habe.

Ja, ja! Der Deutsche im Schlafrock mit dem Töpfchen Bier, der langen Pfeife und der unpraktischen Schlafmütze, das spukt noch manchmal im Kopfe solcher Abkömmlinge der Pilgrimväter oder der Kolonialdame — aber manchmal wird ihnen ein Lichtchen aufgesteckt.

So erlaubte ich mir denn, die Geschichte auf meine Weise zu erzählen, die freilich etwas anders lautet:

Eine wissenschaftliche Gesellschaft schrieb als Preisaufgabe eine eingehende Beschreibung des Elefanten aus: sein Leben im Naturzustande und als Haustier, seine Lebensgewohnheiten, Lernfähigkeiten, sein Nutzen für den Menschen vor und nach dem Tode u. s. w.

Der Franzose ging nach verschiedenen zoologischen Gärten und durch eigene Beobachtung und Befragung der Wärter sammelte er das nötige Material für seine Arbeit.

Der Engländer, aufs beste ausgestattet mit Jagdmaterial, Proviant und Dienerschaft, dampfte nach Indien und Afrika ab, um an Ort und Stelle seine eingehenden Untersuchungen und Beobachtungen zu machen.

Digitized by Google

Der Deutsche setzte sich in seine Studierstube und ließ sich aus den Bibliotheken die einschlägigen Bücher kommen, in denen Hunderte von Schriftstellern ihre Untersuchungen und Beobachtungen niedergelegt hatten. Mit der dem deutschen Gelehrten eigenen logischen Schärfe und Urteilskraft prüfte er die verschiedenen zerstreuten Aussagen, sammelte, akzeptierte dieses, verwarf jenes, sichtete alles, schied die Spreu von dem Weizen und hatte endlich, was Fabel und Wirklichkeit schön geschieden über den Elefanten gesagt haben, in anziehender Form zu Papier gebracht.

Natürlich bekam der deutsche Gelehrte den ersten Preis, da ja selbstverständlich die kritische Behandlung alles schon vorhandenen Materials der besten einzelnen Beobachtung überlegen sein muß; er konstruierte sich kein Kameel aus seinem inneren Bewußtsein, sondern aus den Tausenden von Beobachtungen anderer Schriftsteller, und wenn der Herr Rev. S. seine Rede so aufgebaut hätte, wie der deutsche Gelehrte seine Beschreibung des Elefanten, so hätte er jedenfalls etwas Besseres geliefert, als seine 4. Juli-Oration zu Tage förderte.

Ich lese mir nachher immer die Leviten darüber, kann mir aber nicht helfen. Jedesmal, wenn ein Kameel, gelehrt oder ungelehrt, deutsch oder amerikanisch oder sonst was, unserer Nationalität, mit oder ohne Bindestrich, ungerechter- oder dummerweise eins auswischen will, so fribbelt es mir in den Händen und zuckt's auf der Zunge „zur Berichtigung", wie es bei den Turnerversammlungen heißt.

Die Marineakademie.

Ehe wir in Baltimore an Bord gingen, benutzten wir die Gelegenheit, der Marineakademie in Annapolis einen Besuch abzustatten.

Bekanntlich ist diese Anstalt bei weitem die tüchtigste ihrer Art in der Welt, und die Ver. Staaten haben während der letzten Jahre Millionen daran gewendet sie auch zu einer der schönsten zu machen.

Die Lage ist wunderbar schön; am Severn, einem kurzen Flüßchen, welches eigentlich nur ein Teil der Cheiapeake Bay ist, gelegen, können die Kriegsschiffe Uncle Sams bis auf einige Yards dem Ufer nahe kommen. Die kleinen Segelboote, Dampflanuches, Schulschiffe und Monitors im Vordergrund, die herrlich bewaldeten Ufer im Hintergrund, bieten das Bild einer Seelandschaft, dem ein gleiches nicht leicht an die Seite gestellt werden kann und schwerlich irgendwo übertroffen wird.

An diesem paradiesischen Orte bildet unsere Regierung die zukünftigen Marineoffiziere theoretisch und praktisch aus und zwar nach Prinzipien, die an Strenge und Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen.

Leider waren wir nicht in der Lage die prachtvollen Anlagen mit den Hunderten von den jungen, kräftigen Gestalten belebt zu sehen, weil die

Digitized by Google

oberen Klassen fast vollständig auf den Monitoren „Florida", „Arkansas" und „Nevada" nach Poughkepsie abgedampft waren, um der Regatta zwischen den Universitäten Cornell, Columbia, Wisconsin, Syracuse, Pennsylvania, Georgetown und Annapolis beizuwohnen.

Dieser Wettfahrt wird von allen Seiten das größte Interesse entgegengebracht, besonders deshalb, weil es das erste Mal ist, daß der Marineminister den Seekadetten die Erlaubnis erteilt hat, an einem solchen Wettkampfe teilzunehmen. Der Präsident, Minister Metcalf und alles, was irgendwie in Marinekreisen abkommen kann, wird dem großen Ereignis beiwohnen, und alle sind fest überzeugt, daß die Annapolitaner als Sieger aus dem Wettkampfe hervorgehen werden.

Soviel ist sicher, daß die Seekadetten in der denkbar feinsten physischen Verfassung sind. Die strengen Regeln für die körperlichen Uebungen, die absolute Unmöglichkeit aller Bummelei, die Tatsache, daß es ein Teil ihrer Ausbildung ist und mit Liebe und Ausdauer gepflegt wird, sollte ihnen ein günstiges Prognostikon stellen.

Die populäre Idee, daß ein junger Mann, wenn er einmal nach schwierigem schriftlichen Examen und rigoröser körperlicher Untersuchung in die Akademie aufgenommen wurde, hier seine Studien mit Erfolg betreibt, dann seine ganze Lebenszeit gemütlich und ohne finanzielle Sorge dem Ende entgegensehen kann, ist nur sehr teilweise begründet.

Es ist wahr, die Regierung sorgt für seine Ausbildung und bezahlt ihm sogar noch ein Gehalt, mit dem der Midshipman möglicherweise auskommen kann. Wenn er aber in den wirklichen Seedienst eintritt, so findet er sein Gehalt durchaus unzureichend, und man behauptet, daß ein Seeoffizier, bis zur Zeit, daß er es bis zum Kapitän bringt, eine reiche Frau heiratet oder Privatvermögen hat, stets in finanziellen Schwulitäten ist.

Man erzählt, daß der russische Gesandte vor kurzem einem Marineoffizier von hohem Range einen Besuch abstattete. Die Frau des Offiziers war in der Küche, um das Mittagessen zu kochen, weil der Gehalt ihres Mannes nicht hinreichte, um ein Mädchen zu halten und die Kosten für den Haushalt, Kindererziehung ꝛc. zu bestreiten. Topf und Pfanne mußten auf die Seite geschoben werden, sie mußte den hohen Besucher empfangen, und was aus dem Mittagessen wurde, kalt oder angebrannt, das verschweigt die Geschichte.

Ein Midshipman, der natürlich keine Repräsentationskosten hat, bekommt $500 per Jahr; daß von diesen nichts übrig bleiben kann, ist klar, sobald man erfährt, daß er jährlich 14 Anzüge auf seinem Konto hat. Von der Zahnbürste, Schuhbürste, Nadeln und Zwirn, Nagelbürste an, durch Strümpfe, Unterhosen, Hosenträger, Nachthemden, Badehosen, Bettzeug, Handtücher ꝛc. hinauf bis zum Ueberzieher für $26.98, die kleine Paradeuniform, Jacke, die bis auf die Hüften reicht, für $21, die Bluse

Digitized by Google

für $15.22 und wieder herunter bis zum vorgeschriebenen Taschenmesser für 42 Cents, Kamm für 13 Cents und für 10 Cents Seife, stellen sich die Ausgaben eines jungen Mannes beim Eintritt in die Akademie auf $265.

Dazu kommen dann die anderen notwendigen Ausgaben, die genau fixiert sind, z. B. $240 per Jahr für Essen und Wäsche, $7 für die berühmten Bälle in der Akademie, $5 zur Bezahlung des Musikkorps, von $12 bis $20 für Athletics, so daß von den $500, die von der väterlichen Regierung bezahlt werden, sicherlich nichts übrig bleiben kann. Ein Midshipman, der gerade jetzt graduiert und auf einem Kreuzer als Past Midshipman sich eine neue Aussteuer anschaffen muß, sagte, daß er in den vier Jahren auf der Akademie 58 Anzüge anschaffen mußte, Parade- und Dienstanzüge verschiedener Art, daß von allen diesen Anzügen, die er auf der Akademie angeschafft, auch nicht ein einziger den Anforderungen und Vorschriften seiner neuen Stellung genügte, daß alle auf die Seite geworfen werden mußten und daß er über $600 ausgeben mußte für Anschaffung der regulationsmäßigen Anzüge eines Past Middies.

Ganz außer allem Verhältnis sind die Ansprüche gewachsen, welche an die Marineoffiziere gestellt werden, wenn sie fremde Häfen besuchen oder fremde Schiffe ihnen Besuche abstatten. Die Regierung erlaubt absolut nichts für notwendige freundschaftliche Bewirtung von Gästen.

Als im vorigen Jahre die Bürger Marylands dem gleichnamigen Kreuzer ein prachtvolles Silberservice verehrten, wohnten Hunderte von Herren und Damen der Präsentation bei. Ein solennes Souper mit Champagner und allem Zubehör dokumentierte die Dankbarkeit der Offiziere.

Das Silberservice gehört den Ver. Staaten, aber das Souper, welches fast so viel kostete wie das Geschenk, mußte aus den Taschen der Offiziere und von ihrem kärglichen Gehalt bezahlt werden. Und dabei müssen sie noch gute Miene zum bösen Spiel machen, keine sauren Gesichter schneiden, sondern ihren kostspieligen Gästen die liebenswürdigste Seite herauskehren.

Ein ehrenvoller, gefährlicher Beruf sollte wenigstens soviel einbringen, daß ein Mann seine Familie anständig ernähren, die Kinder gut erziehen lassen und noch ein bißchen für die bekannten Regentage auf die hohe Kante legen kann.

Nachdem unsere Repräsentanten in ihren eigenen Fällen, „dem Zwang gehorchend, nicht dem eigenen Trieb", ihre Gehälter um 50 Prozent erhöht haben, ist es wohl möglich, daß sie auch bei anderen Leuten die Notwendigkeit einer Gehaltserhöhung anerkennen.

Digitized by Google

Die Ankunft.

Bremen.

So etwa in der Mitte zwischen Elb- und Wesermündung liegt die kleine Insel Helgoland. Wenn ich früher durchs Fernglas oder mit bloßem Auge die englische Flagge auf dieser Insel aufgehißt sah, ergriff mich immer ein Gefühl des Zornes und der Beschämung, weil dieser englische Besitz den Eingang zu den beiden Hauptpforten Deutschlands, Bremen und Hamburg, vollständig beherrschte, und deshalb John Bull dem deutschen Michel zu irgend einer Zeit die Lebensadern unterbinden konnte.

Wenn Kaiser Wilhelm nichts weiter getan hätte, als von seiner Großmutter Victoria die Cedierung Helgolands an Preußen durchzusetzen, so wäre ihm jeder gute patriotische Deutsche Dank schuldig dafür, daß er diesen Pfahl aus dem deutschen Fleische gezogen, der jahrelang in dem deutschen Herzen Scham, Schmerz und Unwillen erregte.

Diesem Gefühl der Genugtuung darüber, daß John Bull dem Vetter Michel nicht mehr so impertinent auf der Nase sitzt, in Verbindung mit der Tatsache der Vollendung einer sehr angenehmen Seereise, machte die Einfahrt in Bremerhaven zu einer sehr freudigen. Daß ich ohne den geringsten Anfall von Seekrankheit hier ankommen würde, übertraf meine kühnsten Erwartungen, da ich, trotzdem ich mehreremal den Ozean gekreuzt hatte, nicht einmal von Cleveland nach Put-in-Bay fahren konnte, ohne den Fischen meinen Beitrag zur Abwendung der Hungersnot liefern zu müssen.

Aber diesmal stellte sich auch nicht eine Minute das schöne Gefühl ein, als ob die Füße von Blei, der Kopf ein Luftballon und der Magen ein Fahrstuhl wäre, der ohne Unterlaß von der Kehle zum Unterleibe auf und ab flöge.

Nach einer sehr kulanten Behandlung von seiten der Zollbeamten in Bremerhaven erreichten wir nach etwa zweistündiger Eisenbahnfahrt die Stadt Bremen.

Es war, obgleich schon nahezu 9 Uhr abends, noch hell genug, den ersten Eindruck Bremens ganz und voll auf uns wirken zu lassen. Der Unterschied der Umgebung der Bahnhöfe in Deutschland und Amerika ist ein gewaltiger.

Während bei uns die Umgebung der Bahnhöfe dem Ankömmling gewöhnlich die hintere Seite — und das ist in diesem Falle sehr selten die bessere Seite — zeigt, sind die deutschen Bahnhöfe durchschnittlich von stattlichen Hotels und schönen Anlagen umgeben. So auch in Bremen.

Digitized by Google

Grasplätze und Blumenbeete dehnen sich vor dem Bahnhofe aus und werden durch eine Reihe von schönen Hotels abgeschlossen.

Die Reinlichkeit der schön gepflasterten und gut erhaltenen Straßen ist beinahe peinlich; die Häuser sehen so sauber aus, als ob sie erst vor kurzem gebaut wären und der Blumenschmuck ist einfach bezaubernd.

Allerdings sagt man, daß in dieser Hinsicht Bremen allen anderen Städten Deutschlands vorausgeht. Das müssen wir später entscheiden. Aber so viel ist gewiß, daß schwerlich eine Stadt einen freundlicheren, lieblicheren Eindruck machen kann als Bremen.

Dom und Rathaus in Bremen.

Vor fast allen Häusern — selbst geringeren Wertes, sind hübsche kleine oder größere Vorgärten mit den schönsten Blumen und Ziersträuchern angefüllt. Dazu auch Blumen in größter Farbenpracht auf Verandas und Fensterbrettern, und wo kein Vorgarten das Auge erfreut, kann man sicher darauf rechnen, daß Fenster und Fensterbretter in Blumenzierden nachholen, was dem Bewohner Raummangel beim Bau des Hauses nicht möglich macht.

Da der Ratskeller täglich bis 11 Uhr offen ist, so wäre es ja unverzeihlich, wenn man nicht gleich am ersten Tage dieser Zierde Bremens einen Besuch abstatten wollte.

Digitized by Google

Der Grundstein zu diesem herrlichen Bau wurde schon vor der Entdeckung Amerikas, nämlich am 6. Mai 1405, gelegt, und heute noch zeigt der Kernbau des Rathauses, daß er aus der Zeit der unbestrittenen Herrschaft des gotischen Stils stammt.

Im Anfange des 16. Jahrhunderts wurde ihm eine prachtvolle Renaissancefassade vorgesetzt, die von Lebensfülle förmlich übersprudelt und es nebst gleichartigen Bauwerken in Hildesheim, Braunschweig, Nürnberg zu einer wahren architektonischen Perle macht.

Aber so schön auch die Außenseite ist, drinnen ist's noch viel schöner. Gleich beim Eintritt sehen wir Bacchus, den lustigen Knaben, auf einem Faß, welches schon im Jahre 1624 gebaut wurde. Flankiert wird das Bacchusfaß von zwei anderen Fässern. Das eine, 1655 gebaute, enthält 24,000 Flaschen, das andere, 1750 gebaut, könnte 30,000 Flaschen fassen, ist aber leer geblieben, seit die Franzosen, zur Zeit als Marschall Davoust in Hamburg hauste, das große Faß bis auf die Nagelprobe leer gesoffen hatten.

Das hätten die Deutschen auch selbst besorgen können. Wir werden ja geschichtlich belehrt, daß sie wohnten am Ufer des Rheins, sie lagen auf der Bärenhaut und tranken immer noch eins, und demgemäß ermahnt im Senatskeller ein weiser Spruch:

Jahrhunderte hat hier gezecht
In deutschem Wein Geschlecht auf Geschlecht.
D'rum ehr' auch Du den geweihten Ort—
Und, wie die Väter: Zeche fort.

Dazu würde aber gehörig Geld gehören, wenn man z. B. im Rosenkeller kneipen wollte oder könnte. An der Decke dieses Kellers ist eine recht schön gemalte Rose, aber auf dem Fußboden lagern Rüdesheimer Weine, wirkliche, nicht bloß gemalte, an die gewöhnliche Menschen so wenig riechen können, wie an die Deckenrose.

Das eine Faß Rüdesheimer enthält 1653er. Eine kleine Berechnung, die angestellt wurde, um zu zeigen, warum Rockefeller einen Ohm kaufen könnte, zeigt, daß der Originalkaufpreis, 300 Goldtaler das Stück (8 Ohm), mit Zinsen und Leckage jetzt 98,791,070,000 Mark beträgt, und eine Flasche 68,604,909 Mark kosten würde, so daß man für ein Glas etwa 8500 Mark bezahlen müßte. Das war ein bißchen zu teuer, wir zogen vor, Zeltinger für 2 Mark die Flasche zu nehmen, obgleich die Ware im Rosenkeller recht eindringlich empfohlen wurde:

Was Magen, Leib und Herz,
Saft, Kraft und Geist kann geben,
Betrübte trösten mag, Halbtote kann beleben,
Teilt diese Rose mit!
Sie hat seit hundert Jahren, den Preis,
Ein edles Oel mit Sorgfalt zu bewahren.

Digitized by Google

Im angrenzenden Apostelkeller liegen 12 Stückfässer, gefüllt mit Rüdesheimer und Hochheimer aus den Jahrgängen 1723 und 1726. Jedes Faß führt den Namen eines Apostels. Wenn der Wein zu alt wird, wird er sauer, jedenfalls waren uns die Trauben sauer. Wir ließen die alten Apostel ungeschoren, und sahen uns den am östlichen Ende des Ratskellers liegenden „Echosaal“ an.

Die einladende Eingangsinschrift lautet:

Vernimm, o Mensch! der Saft der Reben,
Hier unten giebt er Kraft und Leben,
Schwach aber dann wird oben Dir.
Darum, solang' Du darfst, bleib' hier.

Dieser Echosaal ist eine Art Flüstergalerie, in der, ähnlich wie unter dem Hauptdome des Kapitols in Washington, ein neben einem Pfeiler leise geflüstertes Wort von einem Horcher an einem gegenüberliegenden Pfeiler deutlich gehört wird. Daraus zieht nun für groß und klein eine Inschrift am anderen Eingange die weise Lehre:

Beim Wein bewahre wohl Dein Wort,
Hier geht kein Laut verloren;
Der Pfeiler führt's zum Pfeiler fort,
Die Wände haben Ohren.

Und da im Wein Wahrheit ist, die Wahrheit aber nur selten gern gehört wird, so ist es jedenfalls ein guter Rat, mit der Wahrheit vorsichtig umzugehen, denn:

Wer die Wahrheit denkt,
Der muß schon den Fuß im Bügel haben;
Wer die Wahrheit spricht,
Der muß statt der Beine Flügel haben.
Und doch spricht Mirza Schaffy:
Wer da lügt, muß Prügel haben.

Das Alte stirbt, es ändert sich die Zeit, und das Aeußere und Innere des Bremer Ratskellers kann sich diesem Naturgesetze nicht entziehen. Moderne Bequemlichkeiten, elektrisches Licht, prächtige dekorative Fenster, kunstvoll gearbeitete Figuren und Verzierungen jüngeren Datums stimmen nicht mehr ganz mit Hauffs Phantasien im Bremer Ratskeller überein, aber der Inhalt der Fässer, der „gude, gude Wyn“, und die Genußfreudigkeit der trinkenden, fröhlichen Gesellschaft ist wohl noch immer dieselbe und hoffentlich wird noch Tausende von Jahren der Spruch lauten, der unter einer kräftigen Mannesgestalt wahrheitsam steht, die mit einem Pokale in der Hand die Verkörperung der schweren, edlen Rheinweine darstellt und ausruft:

Golden, frei und stark wie dein Wein,
Ist das Volk, das dich hütet, mein Rhein!

Digitized by Google

Aus dem poetischen tiefen Keller auf die nüchterne Straße, vom herrlichen, anfeuernden Weine zum schalen Wasser, ist ein gewagter Schritt den wir jedoch unternahmen, weil diese Gottesgabe in diesem Falle nur, wie in Kentucky, zum Waschen gebraucht wird, und wir gehen getrosten Mutes vom Weinhause zum städtischen Badehause.

Wie lange unsere schöne Stadt Cincinnati schon das Bedürfnis erkannt hat, eine städtische Badeanstalt zu besitzen, welche gegen geringes Entgelt jedem zur Benutzung offen steht, ist uns allen bekannt. Freilich liegt die Notwendigkeit nicht so offen am Tage, weil ein großer Prozentsatz der Häuser bei uns Badeeinrichtungen hat, während hier, wo alte Häuser die Mehrheit bilden, verhältnismäßig wenige Häuser Badezimmer haben.

Dieses Bremer Badehaus wurde vor 35 Jahren von einem gemeinnützigen Verein errichtet, giebt Bäder aller Art zum Kostenpreise und befördert Gesundheit und Reinlichkeit auf alle Weise, sogar durch passende Sinnsprüche, die hier und da an Wänden und über den Türen angebracht sind; zum Beispiel:

Wer Baden flieht,
Dem Leid geschieht.

Oder:

Täglich in die Flut,
Tut Leib und Seele gut.

Oder:

Des Wassers Kraft
Gesundheit schafft.

Und:

Kein größer Glück ist Dir beschieden,
Als Körperkraft und Seelenfrieden.

Oder:

Jugendbrunnens Zauberlat
Ist nicht bloße Sage,
Jugendfrische giebt das Bad
Zaubernd alle Tage.

Der liebenswürdige Direktor, Herr G. Hoppenburg, schreibt diesen kleinen Sinnsprüchen missionärische Wirkung zu und mehr überredende Kraft, als langen Salbadereien über die Nützlichkeit und Notwendigkeit des Badens. Und er hat Recht, denn es ist längst bekannt, daß:

Die kleinen Verse schreiben
Sich ins Herz des Volkes ein,
Schlagen Wurzeln, treiben Blüte,
Bringen Früchte fort und fort:
Wunder wirkt oft im Gemüte
Ein geweihtes Dichterwort.

Diese Anstalt ist von 6 Uhr morgens bis abends 9 Uhr geöffnet: sie hat ein großes Schwimmbassin mit etwa 100 Auskleidezellen für Herren, ein zweites Schwimmbassin mit 70 Auskleidezellen für Damen; große An-

Digitized by Google

kleidezimmer und Duschen und Duschensaal und über 100 Wannenbäder, Auskleide- und Ruheräle, Warmluftraum, Heißluftraum, römisch-irisches Bad, russisches Dampfbad und Kohlensäurebäder, alles auf das schönste und bequemste eingerichtet und von äußerster Sauberkeit.

Wie sich das Absonderungssystem in Deutschland überall findet, sind die Badezellen u. s. w. in zwei Klassen eingeteilt, und wer etwas mehr bezahlen kann, darf auf etwas kostspieligerem Stuhl oder Sessel seinen Körper ruhen lassen, oder seine Kleider an einen weniger schmucklosen Haken aufhängen.

Wer nun demokratisch genug ist, in der zweiten Klasse ein ebenso gutes Bad zu nehmen und sich zum Abtrocknen mit einem hinreichend großen Handtuche zu begnügen, statt in der ersten Klasse zwei zur Verfügung zu haben, der kann ein wunderschönes Schwimmbad genießen für einen Cent, ein Wannenbad für 5 Cents, und wenn er noch als Kind unter 14 Jahren durchschlüpfen kann, für zweieinhalb Cents.

Wer sich auf ein ganzes Jahr abonniert, der bekommt es noch zu bedeutend ermäßigten Preisen. Die Benützung des Badehauses ist außerordentlich groß.

Da wir nun gerade beim Baden sind, will ich noch eines Besuches in einer Volksschule an der Schleswig Straße gedenken, einer achtklassigen Schule mit 24 Lehrern und Lehrerinnen, in welcher die Schüler vom 6. bis zum 14. Jahre unterrichtet werden. In dieser Schule sind, wie in allen neueren Bremer Schulen, Turnhallen und Badevorrichtungen.

Ein großes Zimmer enthält die nötigen Einrichtungen für Aus- und Ankleiden, Abtrocknen u. s. w.

Im Nebenzimmer befinden sich vier Behälter, jeder etwa 30 Fuß lang und 6 Fuß breit, mit lauem Wasser gefüllt. Eine ganze Klasse von 40 bis 50 Schülern bekommt ein Bad zusammen; jeder Schüler einmal wöchentlich, Winter und Sommer. In den Bassins seift sich die fröhliche Schaar gehörig ein, treibt wohl auch ein bißchen Allotria, und steigt auf Kommando heraus, um unter die Duschen zu treten und das Seifenwasser vollständig abzuwaschen. Während dieses geschieht, werden die Bassins geleert und gereinigt, und wenn die Klasse mit Ankleiden fertig ist, sind die Bassins wieder gefüllt und für die Aufnahme der nächsten Klasse bereit.

Das Vergnügen über die Prozedur leuchtet den Kindern aus den frischen Gesichtern, und der Vorteil, den nicht nur die Schüler in ihrer Gesundheit und Reinlichkeit haben, sondern die gute Einwirkung, welche auf Eltern und Haus dadurch ausgeübt wird, ist ganz augenscheinlich.

Heißes Wasser wird Winter und Sommer gemacht, und die Geschichte ist wohl ziemlich kostspielig, aber der gute Einfluß und die Nachwirkung auf Geist und Körper, gute Gewohnheiten und Ansichten über was sich ziemt und schickt, wiegen doch wohl die Kosten auf.

Digitized by Google

Es giebt jetzt mehr „Fads“ im Erziehungswesen als je zuvor, aber das Bestreben, das alte Gedichtchen:

Reingehalten das Gewand,
Reingehalten Mund und Hand,

auf den ganzen Körper schon im Schulhause Anwendung finden zu lassen, aus der Theorie in die Wirklichkeit zu übersetzen, und zwar für die ganze Schuljugend ist doch wohl etwas mehr als ein „Fad“ und verdient gewiß Nachahmung.

Das Bremer Essighaus.

Daß man überhaupt in Bremen noch von dem Essighause nach eigener Anschauung erzählen kann, verdankt man dem seit 1870 wiedererwachten patriotischen Stolze der Deutschen, der es nicht mehr zugiebt, daß deutsche architektonische oder andere Reliquien ins Ausland wandern.

Als vor einigen Jahren das Kensington Museum das alte Haus kaufen wollte, um es abzubrechen und die Fassade wieder in London aufzubauen, da wallte im Herzen der Bremer ein Gefühl der Scham auf, darüber, daß es erst fremder Einsicht bedurfte, die Schönheit dieses altehrwürdigen Bauwerks zu erkennen und fernerem Verfall vorzubeugen.

Das Haus ist ein prächtiger Renaissancebau, fünf Stockwerke hoch mit noch darüber liegenden Böden, trägt über dem Erdgeschoß die Jahreszahl 1618 und über dem nächsten Stockwerke die gottvertrauende Inschrift:

Haß, Neid und Abgunst
Ist gar umsonst.
Was Gott bescheret
Bleibt unverwehret.

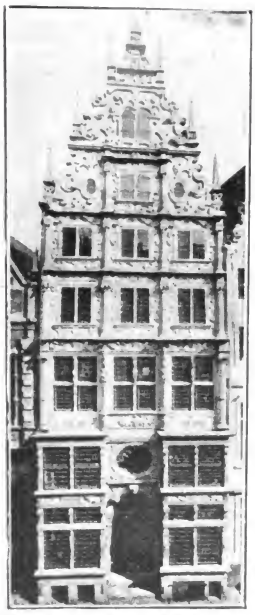
Aber das alte Bremer Patrizierhaus mit seinen künstlerischen Holzschnitzereien und altem Hausgerät, äußeren Zierraten und innerem Schmuck, Tapeten und Bemalung, blieb nicht „unverwehret“. Die reiche Kaufmannsfamilie ging wohl mit dem Hansabunde und dem 30-jährigen Kriege in Verfall; die Giebel wichen aus dem Lot, die Verzierungen zerbröckelten, der Schmuck des Inneren verfiel und verschwärzte, und aus dem alten Kaufmannshause wurde eine Essigfabrik.

Was die Elemente allein nicht fertig gebracht hatten, das besorgte der scharfe Essigdunst und bald stand das Gebäude halbverfallen, schmutzig und armselig da, dem nur der Kunstverständige noch hier und da einen Blick des Mitleids zuwarf, bis John Bull kam und dem ganzen Bremer Bürgertum die Augen öffnete.

Die Rolandstiftung, deren besondere Aufgabe es ist, kulturhistorische Interessen zu fördern, erbot sich, 20,000 Mark zum Ankauf beizusteuern und der Bremer Architekt Albert Dunkel erwarb es mit der Absicht, es geschichtlich treu wieder herzustellen.

Digitized by Google

Das ist ihm in überraschendem Maße gelungen, denn vieles, was man verloren glaubte, wurde nach der Entfernung der rohen Decke wieder bloßgelegt. Abgebröckelte Zierrate wurden auf Böden und in Kellern, in Ecken und Winkeln wieder gefunden, sogar in einer Müllgrube des Hinterhauses war man so glücklich, Reste von Zierraten zu finden, die eine getreue Nachbildung der ursprünglich vorhandenen ermöglichten.



Essighaus in Bremen.

Alte Bremer Familien stellten dem Meister wertvolle alte Möbel, Bilder, Schnitzereien u. s. w. zur Verfügung, und so gelang es ihm, den Bau in einer Weise wieder herzustellen, daß er, wie ein Bremer sich voll Stolz ausdrückte, „ein Bild schlichter, kraftvoller Vornehmheit, wie sie dem Bremer Kaufherrn immer eigen gewesen ist", geworden ist, obgleich die Schlichtheit in diesem Falle keineswegs des herrlichsten Schmuckes entbehrt. Aber es ist nicht allein die architektonische Schönheit und das ehrwürdige Alter, welche das Gebäude für Fremde und Einheimische gleich anziehend machen. Die wunderbare Verbindung des Aesthetischen mit dem Materiellen, das ist die besondere Anziehungs- und Zauberkraft für die Gegenwart. Denn nach Vollendung der Wiederherstellungsarbeiten wurde dasselbe einer altbewährten Weinhandlung verkauft und im Jahre 1898 seiner jetzigen Bestimmung als Restauration und Weinhaus übergeben. Nirgends ißt und trinkt man in Bremen so gut und so preiswürdig als im alten Essighause; die Weinkarte enthält beinahe 200 verschiedene Sorten, die jedenfalls nicht bloß auf der Etikette stehen; die Auswahl der Speisen ist großartig, die Zubereitung delikat, die Bedienung perfekt und das Gefühl, welches einem Menschen in dieser altdeutschen Umgebung mit neudeutschen Speisen und Getränken durch Herz und Adern

Digitized by Google

zieht, kann man nur als „mollig“ bezeichnen und aufrichtig bedauern, daß Claudius leider recht hat, wenn er singt:

Es kann ja nicht immer so bleiben,
Hier unter dem Wechsel des Monds.

Arthur Fitger, ein bekannter bremischer Maler und Dichter, hat die Geschichte des Hauses in schöne Verse gebracht, die in altdeutscher Schrift die Wand der einstigen Diele und jetzigen Eßzimmers zieren:

Errichtet wurde das Gebäude
In Zeiten heller Künstlerfreude,
Da Gold und Farbenüberschwang
Verschwend'risch sich um Säul' und Bogen schlang,
Und Formenreichtum wundervoll
Aus unermeß'nem Füllhorn quoll.
Preis sei dem Meister immerdar,
Der solcher Schönheit Schöpfer war.
Doch auf die schöne Blütenzeit
Hat graue Winternacht geschneit,
Bis unsere Kunst im Staub verscharrt,
Und im Philistertum erstarrt,
Da lag, beraubt, verdorben,
Entstellt, verschmäht, verstorben.
Und als alleinig Ideal
Nur Winkel herrscht und Lineal,
Und dieses Hauses heit're Pracht
Erlebte, wie man Essig macht.
Doch abermals im Zeitenlauf
Tat unser Aug' sich wieder auf
Und sah welch' hohe Majestät
Kurzsichtig wir als Zopf geschmäht.
Schon wollte man den Bau versetzen
Zu Kensingtons Museumsschätzen,
Da hielten Einsicht, Geld und Glück
Das alte, liebe Haus zurück;
Und was ein Essighaus gewesen,
Zum Weinhaus ward es auserlesen.
Und eines neuen Meisters Hand
Setzt es aufs neu' in alten Stand
Mit Farb' und Lichtgefunkel—
Prost! Meister „Albert Dunkel!“
Ihr aber, die mit durst'gen Kehlen
Euch in Priölken schaart und Sälen,
Denkt bei dem Wandel dieser Dinge:
„Und wenn die Welt zum Teufel ginge
In essigsaurer Nüchternheit,
Auch Essigbrau'n hat seine Zeit.
Trinkt aus! Schenkt ein!
Und schließlich siegt der Wein“.

Digitized by Google

Der Dom.

Ein altes Sprichwort sagt: Wo Gott eine Kirche baut, baut der Teufel ein Wirtshaus daneben, und deutet dadurch an, daß die beiden in naher Verbindung stehen müssen, wenn auch nur in lokalgeographischer. Es ist deshalb kein großer Sprung, wenn wir vom Eisighause aus dem Bremer Dom einen Besuch abstatten.

Bereits im achten Jahrhundert wurde auf dem Platze, wo das jetzige Prachtgebäude sich erhebt, von Bischof Willibald ein Holzbau errichtet, der indessen bald ein Raub der Flammen wurde; ebenso erging es dem ersten steinernen Dom, der von Bischof Willerich im Anfange des neunten Jahrhunderts errichtet wurde. Im Jahre 1043 begann Erzbischof Bezelin einen großartigen Neubau, der 1101 vollendet wurde, im 13. Jahrhundert teilweise zerstört, mit verschiedenen einschneidenden Veränderungen wieder aufgebaut und mit den beiden Türmen vollendet dastand.

Aber es ging nicht alles glatt ab. Im Jahre 1638 stürzte der Südturm ein, einige Jahrzehnte später wurde der Nordturm durch Brand zerstört.

Es war die Zeit des 30-jährigen Krieges, der Zeit der größten Not, Armut und Erniedrigung Deutschlands, und die Geschichte erzählt: Seit jener Zeit war die ehemals stolze und stattliche Kathedralkirche der bremischen Erzbischöfe dem Verfall anheimgegeben, der immer weiter fortschritt. Ein Teil der Westfront lag in Trümmern, große Flächen der ehemals festgefügten Mauern hatte das Wetter arg zerfressen, die Portale waren zerstört, Bildwerke abgemeißelt. So bot im Westen die Kirche in ihrer Verstümmelung und Verwitterung einen merkwürdigen Anblick, und auch an den übrigen Fronten schritt der Verfall, wenn auch weniger bemerkbar, fort.

Nicht länger durchbrachen schön ausgebildete Portale oder Fenster die nüchternen Mauern, kein Giebel oder Aufbau die langen Linien des Daches. Im Inneren waren die Gewölbe durch Ausweichen der Mauern sehr schadhaft geworden und mehrfache Anstriche verdeckten die alten Malereien.

Man flickte hier und besserte dort notdürftig aus, aber im Jahre 1888 ging man endlich an eine großartige Wiederherstellung des Domes in allen seinen Teilen. Wie wunderbar gut die Restaurierung gelungen ist, steht mir deutlich und klar vor den Augen, weil ich im Jahre 1887 den Dom in allen seinen Teilen eingehend besichtigte. Der Kaufmann Franz Schütte war die Seele des Ganzen. Die Arbeiten haben nahezu drei Millionen Mark gekostet, die größtenteils von Bremer Bürgern freiwillig beigesteuert wurden.

Wenn man durch die beiden reich umrahmten Portale in die Kirche tritt, so fällt der Blick auf das gegenüberliegende, etwa 20 Fuß im Durch-

Digitized by Google

messer haltende Rosenfenster, welches in künstlerischen Glasmalereien dem Inneren des Domes von Westen her sein Licht zuführt.

Fünf Sandsteinstatuen, die auf von phantastischen Tiergestalten ruhenden kurzen Säulen getragen werden, symbolisieren das Alte und das Neue Testament durch Moses, David, Petrus und Paulus, und die Zeit der gewaltsamen, blutigen Einführung des Christentums durch das Standbild Karls des Großen, dessen Säule auf einem Drachen ruht, der von einem Löwen überwältigt wird und ein zertrümmertes sächsisch-heidnisches Götzenbild neben sich liegen hat.

Karl der Große gründete das Bistum Bremen, nachdem er zur größeren Ehre Gottes 6000 Niedersachsen in Verden, in der unmittelbaren Nachbarschaft Bremens, durch Abschlagen der Köpfe nach Walhalla befördert hatte. Der Dom hat eine Länge von nahezu 300 Fuß, eine Breite von 124 Fuß und die beiden Haupttürme eine Höhe von 295 Fuß.

Das Innere der Kirche macht einen erhebenden Eindruck; die Malerei ist im allgemeinen einfach gehalten und nur in den Gewölben über der Orgel, im Chor und den Bogen des Mittelschiffes wird die Wirkung durch lebhaftere Farben, reichere Ornamentierung und figürliche Darstellung gesteigert. Wände und Pfeiler sind, wie es sich ja in alten Kirchen oft findet, mit alten Bildern und reich umrahmten Inschriften zum Gedächtnis Verstorbener geschmückt.

Die farbigen, köstlichen Fenster sind neueren Stiftungen zu verdanken, und hierbei kommt mir eine spaßige Geschichte ins Gedächtnis, aus welcher entweder die Unzuverlässigkeit des menschlichen Gedächtnisses oder die Wahrheit des alten Spruches: „In seinem Nest ist der Sperling König" hervorgeht.

Als wir auf dem Chore den Totaleindruck des Domes in uns aufnahmen, machte uns eine Reisegefährtin auf ihren Mann aufmerksam, der im Mittelschiff des Domes saß, indem sie sagte: „Sehen Sie, dort, wo mein Mann sitzt, da hat er gesessen, als er hier vor fünfzig Jahren im Dome konfirmiert wurde."

Der Herr Gemahl bekräftigte auf Befragen diese Aussage der liebenden Gattin und setzte hinzu, daß es noch ganz dieselben Bänke seien, dieselben Malereien und Glasfenster, durch deren bunte Farbenpracht die Strahlen der Sonne so oft sein Auge entzückt hätten, und seine Frau war nicht wenig stolz darauf, daß ihr Herr und Meister in einem so herrlichen Gebäude sein erstes Abendmahl empfangen hatte. Es wäre grausam gewesen, wenn wir die liebende Gattin auf die Jahreszahlen an den Fenstern und auf andere Zahlen aufmerksam gemacht hätten, die nicht nur Zweifel an der Zuverlässigkeit der Behauptung des lieben Mannes erregt haben würden, sondern direkt bewiesen hätten, daß er flunkerte.

Digitized by Google

Die Glasmalereien, Gemälde und Statuen, Taufbecken, künstlerische Schnitzereien u. s. w. zu beschreiben würde ohne begleitende Abbildungen zwecklos sein, aber einer nicht gerade anziehenden Merkwürdigkeit müssen wir gedenken, weil sie in der ganzen Welt einzig dasteht und bis jetzt allen Versuchen, sie zu erklären, getrotzt hat. Das ist der berühmte Bleikeller. Diesen Namen führt ein Raum an der Ostkrypta gelegen, zu dem aus dem Dome herab einige Stufen führen, und der beim Bauen des Domes zum Schmelzen und Aufbewahren der Bleiplatten diente, welche zum Decken der Domdächer benützt wurden. Man erzählt, daß vor 460 Jahren bei dieser Beschäftigung ein Dachdecker vom Dache stürzte und halbtot in dieses Gelaß geschleift wurde. Menschenleben wurden zu jener Zeit nicht so hoch geschätzt wie zur Jetztzeit, und der Arme blieb dort vergessen liegen. Später fand man die Leiche, aber nicht verwest, sondern ausgetrocknet und fest wie Leder, bräunlichgelb von Farbe, aber selbst die Gesichtszüge noch deutlich zu erkennen.

In diesem Bleikeller werden nun eine Anzahl von Leichen, die in offenen Särgen liegen, den Besuchern gezeigt, und selbst die zartbesaitetsten Misses sehen ohne Schaudern auf diese der Auferstehung harrenden Menschenkinder etwa mit denselben Gefühlen, mit denen sie eine Mumie betrachten würden.

Nachdem sie, sozusagen, verledert sind, schlummern sie ruhig und friedlich, ohne sich durch das Geschwätz der Besucher im geringsten stören zu lassen, schon seit Jahrhunderten:

Der vom Turm gestürzte Dachdecker seit 460 Jahren;

Lady Stanhope aus London seit 1590;

Eine schwedische Gräfin seit 250 Jahren;

General von Winsen seit 260 Jahren;

Ein englischer Major seit 170 Jahren, und ein halbes Dutzend andere.

In einem steinernen Sarkophag ruht der im Jahre 1730 verstorbene Kanzler von Engelbrechten, dessen Leiche indessen noch nicht zur Schau gestellt werden darf, weil noch Mitglieder der Familie von Engelbrechten unter den Lebenden weilen.

Um die Austrocknungsfähigkeit des Kellers zu prüfen werden jährlich Versuche gemacht, indem man Tierkadaver hineinhängt, die immer noch verledern; freilich, wie der Küster uns mitteilte, nicht mehr so rasch wie früher.

Wenn es dem Dachdeckergesellen vergönnt gewesen wäre, aus seiner stillen Ecke Beobachtungen zu machen, so hätte er die Domkirche von der Zeit an, als sie die Kathedrale der bremischen Erzbischöfe war, und nach der Reformation zur evangelischen Gemeindekirche umgewandelt wurde

Digitized by Google

bis zur Jetztzeit sehen können, daß Tage des Glanzes und des Unglücks und tiefer Trauer wechselten, daß Kunstsinn und Patriotismus verloren gingen, aber endlich im neuen Deutschland Achtung vor der Kunst der Vorfahren, Freude an der Wiederbelebung altdeutschen Geschmackes und rühmlicher Eifer für die Erhaltung des ehrwürdigen Alten mit der Schaffung des herrlichen Neuen Hand in Hand gehen, daß deutsches Herz und deutscher Kopf sich endlich mit der deutschen Hand zur schönsten Einheit verbunden haben.

Möchte es doch immer so bleiben.

Digitized by Google

Der Harz.

Auf dem Brocken.

Da jäßen wir also wieder auf der Brockenspitze, wie vor 44 Jahren. Der Brocken ist noch ganz der alte, man kann von ihm immer noch sagen:

Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind wie der:
Drum tanzen auch der Kuckuck und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer.

Und Wind macht er, daß man sich kaum auf den Beinen halten kann, und es sogar eine besondere Anstrengung erfordert, den Feldstecher ruhig vor den Augen zu halten.

Die ganze Umgebung scheint zu zittern, Gräser, Sträucher und die entfernten Bäume scheinen bis in die Wurzeln zu beben, der Aussichtsturm, auf dessen oberster Galerie wir stehen, bedenklich zu schwanken, und die schweren Wolken um uns und über uns eine wirkliche, unheimliche, wilde Jagd zu führen.

Gegen Mittag gelang es dem Sturme, die Wolken auf eine halbe Stunde vom Angesichte der Sonne zu treiben und uns die entzückende Aussicht auf Meilen in der Runde genießen zu lassen.

Selbst die Aussicht hat sich verändert. Die Berge und Täler sind wohl noch dieselben, aber statt der Weiler sieht man jetzt stattliche Dörfer, statt eines finsteren, ungastlichen Kruges oder Forsthauses erheben flotte Hotels ihr stolzes Haupt aus dem Dunkel des Waldes, statt des alten Brockenhauses, wo wir auf Stroh mit wollenen Decken auf der Diele schliefen, stehen jetzt dem Reisenden über 200 Betten zur Verfügung, statt der „kleinen Lage" (ein Glas Braunbier und ein kleiner Schnaps) trinkt man jetzt „Münchener" für 30 Pfennige das Glas.

Bequem ist es ja, wie man jetzt den Brocken erreichen kann; die Brockenbahn — eine Adhäsionsbahn — befördert den Reisenden bis direkt vor das Brockenhaus, aber schöner — wenigstens für jüngere Beine — war es früher.

Von Goslar aus ging es das Okertal hinauf, auf Fußwegen, Holzwegen oder durch pfadlose Waldungen, mit dem Kompaß in der Hand aufs Geratewohl in den Harz hinein. An jedem Kruge, jeder Försterei

Digitized by Google

oder Hütte wurde Halt gemacht und unzureichende, widersprechende Erkundigungen nach dem rechten Wege eingezogen. Jeder Begegnende, der uns als echter eingeborener Harzer erschien, wurde gefragt: „Was macht der Teufel auf dem Harz?“ und in jedem Falle kam die bitterböse Antwort: „Er s— — Splittern, da kannst Deiner Großmutter die Zähne mit stochern.“ Dem Harzer hat nämlich die Teufels- und Hexenberühmtheit seiner Berge nichts Anziehendes, im Gegenteil fühlt er sich durch alle diese Blocksberg-Teufelgeschichten persönlich beschimpft und beleidigt. Wir kamen aber doch ohne Prügel nach Zellerfeld und über Klausthal und Altenau nach dem Torfhaus.

Von hier aus wurde uns ein historisch merkwürdiger Weg als der nächste und beste nach der Brockenspitze bezeichnet, der „Goetheweg“, auf welchem der große Dichter das Brockenhaus erreicht hatte. Bekanntlich hatte dieser Besuch die Folge, daß er seiner zweiten Auflage des „Faust“ die Walpurgisnacht einverleibte — ob aus Malice oder nicht, lasse ich unerörtert.

Natürlich — die Stätte, die ein großer Mann betrat, hat soviel Anziehendes für junge Studenten, daß auch wir den Goetheweg betraten. Es ist indessen nicht immer ratsam, in die Fußstapfen großer Männer zu treten. Der Weg führt über ein ausgedehntes Torfmoor — man denke, 3000 Fuß über der Ebene und nur wenige hundert Fuß von der Bergesspitze ein Torfmoor, in dem Torf gestochen wird und von dem aus Bäche nach allen Richtungen entspringen; das reine Reservoir, welches die beständigen regnerischen Niederschläge auffangt und verteilt. Das erfuhren wir erst später, nachdem wir auf oder neben dem Goethewege bis über die Knie in Morast versunken waren und nach vielem Herumstapfen wie die professionellen Torfgräber im Brockenhause ankamen.

Unsere Achtung vor Goethe und seiner Wanderfertigkeit war bedeutend gestiegen, und wir tranken in Braunbier auf sein Andenken dafür, daß er dem verflixten Wege und seiner nächsten Umgebung in dem Hexensabbat ein so stinkiges Monument gesetzt hat.

Die Affaire erinnerte uns lebhaft an eine Anekdote in Gants englischer Grammatik nach Ollendorfs Methode, nach welcher einige von uns gerade bestrebt waren die amerikanische Sprache zu erlernen. Ein Mann führte seinen Freund in dem prächtigen am Hause gelegenen Garten spazieren. Plötzlich trat der Freund in ein tiefes mit Wasser gefülltes Loch, so daß er über und über mit Wasser bespritzt war. Der Eigentümer bat: „Entschuldigen Sie mich, bitte, ich vergaß ganz Ihnen zu sagen, daß hier ein Loch ist.“ „Nun,“ sagte der Freund, „das macht wirklich nichts, denn ich habe es doch gefunden.“

Nämlich als der Brockenwirt uns freundlichst mitteilte, daß ein Gürtel von Torfmooren den Brocken umgiebt, daß das Brockenfeld, über

Digitized by Google

und durch welches wir soeben marschiert, über eine halbe (deutsche) Meile lang und eine drittel Meile breit sei, und daß diese von trügerischen Moosdecken überzogenen schwammigen Brüche für den unkundigen Wanderer sehr gefährlich werden können, wenn er vom Wege abkommt, zumal wenn der häufige dichte Nebel jede Aussicht versperrt. Danke, wir hatten das Loch gefunden.

Ueber den Mooren hinaus geht es dem Brocken wie den alten Herren, die beim Ballett in der ersten Reihe sitzen. Sein Scheitel ist entblößt von anständiger Vegetation. Wie bei den alten Herren die Stürme des Lebens, so haben hier die starken Windstöße allen Nährboden für guten Wuchs fortgeführt; nur Granittrümmer bedecken ihn, und geben niederen Gräsern, Moosen und Kräutern Schutz ein kümmerliches Dasein zu führen.

Es berührt Reisende, die nicht mit Norddeutschland vertraut sind, höchst eigentümlich, daß bei so verhältnismäßig geringer Höhe — der Brocken ist ja höchstens 3700 Fuß hoch — der Baumwuchs so vollständig aufhört.

Der untere Teil des Berges ist mit prächtigen Tannen bekleidet; je mehr man hinansteigt desto kleiner wird der Baumwuchs, desto zwerghafter die Tannen, und der Hochwald hört schon in einer Höhe von 2900 Fuß auf. Ehe man aus der Waldregion kommt, passiert man einen Gürtel von Felstrümmern, der in riesigen Massen von Granitblöcken und in zahlreichen Klippenzügen von wundervoller Formation seinen Ausdruck findet.

Der riesige Granitblock, auf welchem das Ernst August Denkmal auf dem Bahnhofsplatze in Hannover errichtet wurde, ist ein Produkt der verwitternden Felsmasse des Harzes. Auf und zwischen diesen Steinkolossen haben hier und da finstere Tannen Wurzel geschlagen, umklammern die Granitblöcke mit tausendfachen Armen, erreichen oft eine Höhe von 100 Fuß und erfüllen den Reisenden mit Staunen und Bewunderung auf ihrer einsamen Höhe. Wo ein bißchen Erde einen Schlupfwinkel gefunden hat, da sprießen Himbeeren und Brombeeren hervor, und umranken und überziehen die bemoosten Steine; einige Varietäten Waldblumen, spärlich und nicht farbenreich, bringen etwas Abwechslung in das dunkle Grün.

Wenn man den Brocken von Norden her beschaut, so macht er den imponierendsten Eindruck. Die niederdeutsche Ebene, die sich von der Nordsee bis an die Vorläufer des Harzes hinzieht — der Deister bei Hannover, der Söder bei Hildesheim, der Süntel bei Braunschweig — liegt dort flach wie ein Pfannkuchen, die kleinen Erhöhungen und Vertiefungen der Ebene sind verhältnismäßig noch viel geringer als die Unebenheiten auf einem gut geratenen Pfannkuchen.

Digitized by Google

In der Urzeit, als die ganze Gegend noch mit Wasser bedeckt, war es sicher eine sehr triste Gegend, und man kann es dem alten Granit, der, wie schon gesagt, das Hauptmaterial für unser Gebirge geliefert hat, nicht verdenken, wenn ihm die Geschichte überdrüssig, und er, nach einem geologischen Liede, revolutionär wurde, und sagte: 's muß anderich were, wie ein Geologe schön, aber schwerlich wahrheitsgetreu besingt:

In unterird'scher Kammer ruft grollend der alte Granit:
Da droben den wäss'rigen Jammer,
Den mach ich jetzt länger nicht mit:
Langweilig wälzt das Gewässer,
Seine schmutzige Flut übers Land,
Statt schöner und stolzer und besser
Wird alles voll Schlamm und voll Sand.

Sprach's, und zum Beistande rief er
Die tapfern Porphyre herbei,
Die Kreiden, die Mergel und Schiefer
Riß krachend er mitten entzwei.
Das lohte und kochte und wallte,
Als nahte das Ende der Welt.
Selbst Grauwack', die züchtige Alte,
Hat vor Schreck auf den Kopf sich gestellt.

Die Gesteine, selbst die auf den Kopf gestellte züchtige Grauwacke, sind ganz so geschichtet, wie in dem Gedichte geschrieben steht und leicht zu erkennen — Tonschiefer, Grauwacke, Granit, Quarz-Porphyr in den herrlichsten Kristallen.

Ueberhaupt sagt man dem Harze nach, daß er im kleinsten Raume alle Formationen und Eruptivgesteine enthält und eine wahre Fundgrube für mineralogische Sammler ist, die auf beschränktem Raume mit leichter Mühe viele schöne Exemplare von Kristallen sammeln wollen.

Um Mißdeutungen vorzubeugen, bemerke ich, daß ich diese geologische und geognostische Gelehrsamkeit nicht etwa jetzt und hier aufgesammelt habe — das sind alles noch Reminiszenzen von Exkursionen, die wir mit den Professoren der Geologie und Mineralogie der Polytechnischen Schule von Hannover machten.

Was ich aber jetzt selbst gesehen habe ist dieses: In den Waldungen am Unterharz sind herrliche Bestände von Buchen, Eichen und Birken, und werden dieselben aus ökonomischen und finanziellen Gründen sorgsam gepflegt; höher hinauf herrscht der dunkle Fichtenwald, mit 100-füßigen Stämmen, und Gezweige so dicht verwachsen den Boden bedeckend, daß es beinahe unmöglich ist hindurchzudringen. Hier und da wird der finstere Tannenwald vom weißen Stamm und dem frischen Grün von ein paar Birken unterbrochen, die endlich dem Krüppelholz weichen müssen, um auf

Digitized by Google

dem Gipfel selbst nur noch spärlichem Gras und Kräutern Platz zu gewähren.

Auf den Plateaus des Oberharzes wächst nur noch die Kartoffel, Roggen wird gar nicht mehr reif und die Gerste selten. Selbst auf dem Unterharz gedeiht das Korn nicht mehr so recht und mit dem Gemüse, Gartenfrüchten und Obst kann man auch keinen Staat machen.

Man sagt dem Brocken allerlei Ungezogenheiten nach. Unter anderen auch die, daß er nur den Frühaufstehenden den Anblick der Sonne am Horizonte vergönnt, mit anderen Worten, daß ein genußreicher, ungetrübter Sonnenaufgang viel häufiger ist, als ein nebel- und wolkenloser Sonnenuntergang.

Ich habe weder das eine noch das andere gesehen, denn für mich steht die Sonne am Brocken zu frühe auf, und am Abend verhüllte sie immer ihr Gesicht mit einem Wolkenschleier.

Aber wenn auch die Sonne nicht mitspielte, so haben doch Luft, Nebel, Wolken und elektrische Erscheinungen hinreichend Entschädigung in petto für den Langschläfer, so daß er sich damit trösten kann, daß die Sonne ja allenthalben auf- und untergeht, diese Lufterscheinungen aber in dieser Höhe und dieser Herrlichkeit an keinem anderen Orte gesehen werden können.

Ich werde jedenfalls zwei oder drei Tage auf dem Gipfel bleiben und hoffe früher Gesehenes wieder zu sehen, um dann, zufrieden mit dem Harzgotte, meine Wanderung bergabwärts nach der alten Kaiserstadt Goslar zu lenken.

Daß der öde, kahle Gipfel des Brockens an und für sich nichts Anziehendes hat, dürfen Sie mir ruhig glauben. Das Brockenhaus ist ein nach und nach entstandenes architektonisches Monstrum, in welchem man für gutes Geld recht mittelmäßig ißt und trinkt, Ansichtspostkarten kauft und sich auf dem etwa 40 Fuß hohen Brockenturm durch den Wind die Nase aus dem Gesicht blasen läßt.

Unsere nüchterne Zeit hat mit der Hexenpoesie vollständig tabula rasa gemacht, so daß man sich mit dem besten Willen nicht mehr über Teufel, Hexen, Ziegenböcke und Besenstiele grauen kann, besonders wenn man mit der prosaischen, aber bequemen und schnellen Brockenbahn auf dem Gipfel angelangt ist.

Man kommt auf diese Weise auch gar nicht mit den lieben, armen, ehrlichen, abergläubischen Harzbewohnern in Berührung, die immer noch geheimnisvoll von den Geistern und Teufeln flüstern, die im Harze ihr Zauberdasein führen. Freilich rauschen die Wasser immer noch so wild und tosend wie früher unter den Granittrümmern, die in gigantischen Blöcken aufeinander geschichtet und durcheinander gewürfelt sind, wie sie

Digitized by Google

im Chamonny Tale nicht großartiger dem wundernden Blick sich zeigen, die Scenerie ist immer noch wie sie Goethe durch Faust beschreiben läßt:

Seh' ich die Bäume hinter Bäumen
Wie sie so schnell vorüber rücken,
Und die Klippen, die sich bücken,
Und die langen Felsennasen,
Wie sie schnarchen, wie sie blasen!
Und die Wurzeln, die wie Schlangen
Winden sich aus Fels und Sande,
Strecken wunderliche Bande,
Uns zu schrecken, uns zu fangen;
Aus belebten, derben Masern,
Strecken sich Polypenfasern
Nach dem Wanderer —

Der sich aber in dieser materialistischen Zeit durchaus nicht durch die ausgestreckten Polypenarme erschrecken läßt.

Aber wo bleibt urwüchsige Poesie auf der Eisenbahn, chaussierten Straßen, sauberen Fußpfaden, auf denen alle Naselang die einzuschlagende Richtung angegeben ist, palastähnlichen Hotels — die, wie es heißt, allerdings nicht sehr gut, dafür aber um so teurer sind. Selbst auf dem Goethewege kann man nicht mehr ins Torfmoor versinken, denn aus dem hochpoetischen Dreckwege ist ein eleganter Promenadenweg geworden, auf dem man ohne Gefahr selbst in Nacht und Nebel nach Altenau marschieren kann. Nur eins hat mir ein rechtes Vergnügen gemacht und die Erinnerung an alte Zeiten lebhaft wieder aufgefrischt.

Da hat nämlich ein Professor Dr. Peters auf dem Gipfel des Brockens einen botanischen Garten angelegt, wahrscheinlich um Orangen und Feigen zu zeitigen.

Der Mann wohnt in Göttingen, und ohne seine schriftliche Erlaubnis darf niemand den Garten betreten, der etwa 300 Fuß vom Brockenhause entfernt liegt, und etwa 100 Fuß im Quadrat mißt. Die Existenz des Gartens und des Professors waren mir leider bis auf diese Minute unbekannt geblieben, so daß mir also die Türe des Gartens verschlossen blieb.

Indessen hatte er nur einen kleinen Lattenzaun, über und durch welchen man ohne Mühe gucken konnte. Ich ließ deshalb meinem wissenschaftlichen Eifer die Zügel schießen und ging um den Zaun, und sah, daß die ganze Bescherung aus ein paar verkrüppelten Tannen, Gras und einigen hier wild wachsenden Alpenblumen bestand — aber nur halb herum, denn plumps! saß ich bis ans Knie im Torfschlamm, wie vor 44 Jahren — und nur 300 Fuß vom Brockenhause!

Das war doch noch ein Stückchen urwüchsige Poesie und wenn es nicht hier auf dem Blocksberge selbst passiert wäre, so hätte ich Dr. Peters,

Digitized by Google

seine botanische Mißgeburt und den Brockentorf gewiß auf den Blocksberg gewünscht.

Die Brockenbahnzüge sind immer besetzt. Aber die wenigsten Passagiere bleiben länger als von einem Zuge zum anderen, weil die allgemeine Ansicht ist, daß man in einer Stunde alles sehen kann, was überhaupt hier oben zu sehen ist.

Es giebt aber auch viele Leute mit guten Beinen, guten Lungen und Bergstöcken, die den Berg heraufkraxeln und die balsamische Fichtenluft in vollen Zügen einatmen.

Diese bleiben dann meistens über Nacht, ruhen sich aus und warten auf den versprochenen Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang, der einmal kommt und dreimal ausbleibt, und wenn er wirklich mal kommt, an Schönheit noch keinen Vergleich aushält mit dem wundervollen Anblick der Sonne, den einer genießt, wenn man in Cincinnati von der Colerain Ave. Car die Sonne hinter den Hügeln Fairmounts verschwinden sieht.

Die armen Touristen, die an Bergsteigen nicht gewöhnt sind, müssen beim Aufstieg viel Vergnügen erdulden — lendenlahm und mit Blasen an den Füßen kommen sie an und Hirschtalg und Leinwand stehen gleich in starker Nachfrage. Ich habe ihnen den folgenden schönen Rat ins Fremdenbuch geschrieben:

Mensch mit Hühneraugen, laß Dich nicht verlocken,
Steige nie zu Fuße auf den Brocken.
Sei gescheut, und für die Fahrt bezahle,
Auf zum Gipfel und hinab zum Tale.

Wenn der Brocken eigensinnig ist und seine schönen Lufterscheinungen nicht zeigen will, dann muß der Mensch Geduld haben und warten oder ungesehen weiter ziehen.

Auf den Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang zu warten, würde ich niemand raten, das kann man anderwärts ebenso schön haben, aber wenn der alte Herr seine Mütze aufgesetzt hat, oder wenn er braut, das heißt wenn sein Gipfel mit Nebel bedeckt ist und schlechtes Wetter eintritt, dann kann man seine Lust haben. „Morgens blau, abends grau, ist des Brockens Regenschau" und ein tüchtiger Nebel geht fast regelmäßig dem Regen oder Schnee voraus. Der Nebel wird häufig so dicht, daß der Londoner Nebel ein Baby dagegen ist, und man selbst Laternenlicht kann drei oder vier Fuß weit sehen kann. Nun passiert es nicht selten, daß der Nebel von der schwereren obern Luft niedergedrückt wird und wie ein Milchmeer von 500 bis 1000 Fuß unterhalb des Brockengipfels sich ringsum ausdehnt, alles verhüllend und nur hier und da eine höhere Bergkuppe sichtbar werden lassend. So weiß, so rein, so schön, so eben und appetitlich, daß selbst Capt. McGuire, der ja bekanntlich die Milch abgeschworen

Digitized by Google

hat, seit die Mitchereien in Cincinnati in seinem Ressort waren, sich versucht fühlen würde, einen Eimer voll zu trinken. Und wenn dann gar der Mensch so glücklich ist, daß sich ein Gewitter unterhalb der Spitze des Brockens entladet, wenn oben der schönste blaue Himmel und der herrlichste Sonnenschein ihm entgegenlachen, die unter ihm hinziehenden schwarzen, schweren Wolken ihre Blitze entladen und unter ihm der Donner rollt — dann sieht und hört er etwas, was er auf dieser geringen Höhe über dem Meere nirgend sonst auf der Erde sehen könnte.

Eine andere Lufterscheinung, die nur auf dem Brocken vorkommen soll, ist das sogenannte Brockengespenst, mit dem ich persönlich nicht bekannt geworden bin, das aber eine gewisse Berühmtheit erlangt und wohl manchem armen Teufel Furcht und Grauen eingeflößt hat.

Es erscheint plötzlich im Nebel, riesengroß, mit drohenden Geberden — tut aber keinem was.

Es ist eben nur der eigene Schatten, von der untergehenden Sonne auf eine an der entgegengesetzten Seite der Kuppe sich auftürmenden Nebelwand geworfen, riesengroß und von einem regenbogenfarbigen Lichtkranz umgeben.

Der vom Winde bewegte Nebel und die Bewegungen der schattenwerfenden Person sollen solche groteske Formen erzeugen, daß der Schrecken abergläubischer Leute vollkommen gerechtfertigt erscheint.

Jetzt glauben wohl nur noch die alten Mütterchen an den Teufels- und Hexenspuk, an das Saufgelage, welches der Höllenfürst am 1. Mai mit seinen Getreuen auf dem Blocksberge abhält, zu denen die Hexen mit infernalischem Spektakel auf Besenstielen, Heugabeln, Mütterlanen oder Ziegenböcken durch die Luft geritten kommen — aber sie brauchen es den Kleinen nicht mehr im Winter hinter dem Ofen zu erzählen um sie gruseln zu machen, da die Kinder alle lesen lernen und den ganzen Vorgang in Goethes „Faust" äußerst wahrheitsgetreu geschildert finden.

Als Erinnerung an die Hexengeschichten findet man noch in unmittelbarer Nähe des Brockenhauses das Hexenwaschbecken, ein flacher Stein, welcher etwas ausgemuldet ist, so daß sich bei Regen oder starkem Nebel Wasser darin ansammelt; die Teufelskanzel und der Hexenaltar, große, aufeinander getürmte Granitblöcke, müssen schon Teufelskanzel und Hexenaltar sein, denn mit einer gewöhnlichen Kanzel und Altar haben sie wirklich keine Aehnlichkeit; der Hexenbrunnen, aus dem die Wirtschaft das nötige Wasser bekommt, und das spärliche Grün, welches es sich gefallen lassen muß, Hexenbesen, Hexenkraut, Hexenmoos und Hexenrührei genannt zu werden.

Die paar tausend Fuß zu ersteigen erscheint uns jetzt als ein sehr kleines Unternehmen, muß jedoch vor 400 bis 500 Jahren als ein großes

Digitized by Google

Wagestück betrachtet worden sein; erst 1560 scheint es einem Arzte gelungen zu sein, den Gipfel zu erreichen, dem 1579 ein Hildesheimer Bürgermeister mit ein paar Genossen von Ilsenburg aus folgte.

1591 ließ der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig einen Weg durch den Wald hauen, wahrscheinlich um seiner jungen Gemahlin, die eine Prinzessin von Dänemark war, zu imponieren und ihr einen großen Teil seines Besitztums von der Spitze aus zu zeigen.

Noch im Jahre 1649 heißt es vom Fürsten Friedrich von Anhalt, daß er sich mit seinen Vettern und Gefolge von 15 Pferden „hinauf wagte". Es war auch wahrscheinlich nicht ganz ungefährlich; wilde Tiere waren haufenweise vorhanden, und ein Luchs, der erst 1844 geschossen wurde, sieht selbst ausgestopft noch niederträchtig böse aus.

Später wurden die Wege wenigstens reitbar und die allerhöchsten Herrschaften machten dem höchsten Punkte Nord-Deutschlands wiederholt Besuche.

Im Jahre 1805 war König Friedrich Wilhelm der Dritte mit der unvergeßlichen Königin Louise hier und am 8. und 9. August 1811 war (o Ironie des Schicksals!) der König „Morgen wieder lustik" mit der Königin von Westfalen und großem Gefolge auf der Kuppe.

Jetzt haben die Deutschen den unbezwinglichen Trieb, in die Sommerfrische zu gehen, und für Nord-Deutschland ist der Harz das Mecca, kein Wunder also, wenn die Schaar der jährlichen Besucher des Brockens auf 90,000 geschätzt wird, und alle die schönen Berge und Täler mit Sommerfrischlern überfüllt sind.

Die Berge sind ja nur mäßig hoch, die Steigungen sanft und allmählich, die Fahrstraßen und Fußwege unübertrefflich, die Wälder dicht und balsamisch, Sommerwohnungen die Hülle und Fülle, Gasthäuser und Privatpensionen so gradiert, daß sie jeder seinem Geldbeutel anpassen kann und wer größere Ansprüche macht, für den sind die stilvollen, reizendgelegenen Hotels, die, wie schon bemerkt, nicht sehr gut, aber dafür um so teurer sind, ganz besonders geschaffen.

Zu den Anspruchsvollen gehöre ich nicht — und morgen geht's zu Fuß den Brocken hinunter.

Der Abstieg.

Und die langen Felsennasen,
Wie sie schnarchen, wie sie blasen,

läßt Goethe den Faust in der Walpurgisnacht sagen, und um die Tatsache, daß die Felsenklippen wirklich schnarchen, entweder selbst bestätigen zu können oder doch durch glaubhafte Zeugen bestätigen zu hören, machte ich auf meinem Abstiege vom Brocken nach Wernigerode in Schierecke Halt.

Schierecke (schiere oder blanke Eiche) ist das einzige Dorf im eigent-

Digitized by Google

lichen Brockengebiete, hat ungefähr 500 Einwohner und im vorigen Jahre über 8000 Besucher, welche, von der prächtigen Gebirgslage angelockt, sowohl im Winter als im Sommer Ruhe, Erholung und Vergnügen finden.

Im Sommer durch Einatmung der äußerst gesunden Bergluft (!) und ausgedehnte Spaziergänge, im Winter durch Schneeschuhlaufen und sonstigen Schneesport und wieder durch Einatmung der als sehr gesund empfohlenen Bergluft.

In der unmittelbaren Umgebung von Schierecke, an den Mäuseklippen vorbei, und von Bäumen und Gesträuch beinahe verdeckt, erheben sich die beiden Schnarcherklippen zu turmartiger Höhe. Wie jemand, dem Gott rechte Gunst erweisen will, auf dem Gipfel des Brockens einen schönen, klaren Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang schauen kann, so kann jemand, mit dem der liebe Gott es ebenfalls recht gut meint, bei den Schnarcherklippen Töne vernehmen, die mit dem Schnarchen eines Menschen Aehnlichkeit haben, oder doch daran erinnern sollen.

Das geschieht, wenn sie unter besonderen Wetterverhältnissen und mäßig starkem Südostwinde musikalische Vorstellung geben. Bei meiner Anwesenheit blies kein günstiger Wind, aber ein Waldarbeiter versicherte mich, daß er zwar selbst das Schnarchen nicht gehört, aber einen gekannt hätte, der ihm gesagt, er habe dort Schnarchen gehört.

Eine große Enttäuschung war es nun gerade nicht, denn Schnarchen kann man oft genug hören, wenn es auch nicht von Klippen produziert wird, die es vielleicht nicht einmal so gut können wie manche Mitmenschen.

Ich glaube, die Einwohner von Schierecke, soweit sie nicht von den Sommerfrischlern leben, schnarchen sicherlich ausgezeichnet, wenn sie nachts von ihrer anstrengenden, ermüdenden Arbeit ihre abgearbeiteten Glieder auf die mit Laub gefüllten Bettsäcke strecken. Dem Boden fehlt in dieser Nachbarschaft die Ackerkrume fast gänzlich, und die Leute erwerben ihren Lebensunterhalt mit harter Arbeit im Walde und in Steinbrüchen bei kärglichem Verdienst.

In alter Zeit hatte das kleine Dorf Eisenhütten und Kohlenbrennereien, und auch in der Produktion von Back- und Stechtorf hatte es sich einen Namen gemacht. Wie schon bemerkt, spielen die Torfmoore auf dem Brocken eine große Rolle und sind erst vor einigen Wochen einer Untersuchungskommission zur eingehenden Begutachtung überwiesen worden. Nachdem seit Jahrhunderten die Moore des Brockens Dutzende von Bächen und Flüssen gespeist haben, sind kürzlich Zweifel aufgetaucht, ob diese Moore wirklich, wie Schwämme, die Niederschläge auffangen und allmählich wieder von sich geben — oder ob diese Quellen, Bäche und Flüsse ihre Wasserversorgung nicht einem anderen Ursprunge verdanken.

Digitized by Google

Der alte Vater Brocken wird trotz der Zweifler wohl fortfahren, sein Wasser in altgewohnten Rinnen zu entleeren und seine Rolle als alter Schwammbalg weiter spielen. Von Schierecke ging's am Ufer der Kalten Bode hinunter, die schäumend und sprudelnd über Granitrinnen dahinrauscht, nach dem Dorfe Elend, wo wir wieder Laubbäume mit Nadelbäumen vermischt sehen und von dem Romantischen des Brockengebiets, der Roßtrappennatur, Abschied nehmen und statt dessen den zauberhaften Liebreiz des Harzes wieder vor Augen sehen, um nun ohne weiteren Aufenthalt nach Wernigerode weiter zu pilgern.

Wernigerode und Thale eignen sich besonders um gut lohnende Ausflüge zu unternehmen, die nicht mehr als einen Tag in Anspruch nehmen sollen.

Ein solcher nahegelegener Ausflugsort ist Rübeland. Das Städtchen hat trotz seines Namens nichts mit Rüben, Rübenzucker oder Rüböl zu tun, sondern verdankt seinen Namen der Bezeichnung „Röveland" oder Raubland, weil von hier bis Thale am Ufer der Bode viele Raubburgen gestanden haben sollen, von denen heute noch teilweise Ruinen und Mauerreste Zeugnis ablegen. Die Herren Raubritter betrieben in dieser Gegend ein recht blühendes Geschäft. Auch den Stolberg-Wernigeroder Grafen sagt man nach, daß sie von den reisenden Kaufherren die raubritterlichen Zölle auf damals übliche Weise eintrieben, und daß das herrliche Schloß in Wernigerode lediglich deshalb dorthin versetzt sei, weil es zum Abfangen der Handelskarawanen günstiger gelegen war als das, worin die Herren Ritter vorher hausten.

Die allerdings unverbürgte Geschichte erzählt, daß drei Raubritter auf dem nahegelegenen Kapitelsberge ihr Raubnest hatten.

Zwei derselben, Bodo und Wolfgang, fanden keinen Gefallen mehr an der finsteren Burg mit keiner anderen Aussicht als auf Felsen und düstere Wälder. Sie wollten eine größere Burg auf einem Platze bauen, der für ihre Raubzüge gleich günstig gelegen, aber ihnen Gelegenheit gab auf lachende Auen und Dörfer zu schauen. Als der passendste Platz erschien ihnen der Gipfel des Berges, auf welchem heute das stolze Schloß steht. Die Mittel zum Bau konnten nur dadurch gewonnen werden, daß man schärfer auf die Warenzüge der Kaufleute lauern und sie hernach mit größerem Lösegelde einschätzen mußte. Ritter Bodos Gemahlin hatte wenig Gefallen an dem Plane. Sie hatte die drei Brüder schon oft wegen ihrer Räubereien getadelt und die harte Ausbeutung der friedlichen Untertanen schnitt ihr ins weiche, fromme Herz.

Ruhe und Schlaf flohen sie, und rastlos wanderte sie nachts im Schlafgemache auf und ab.

Plötzlich hörte sie eine leise Stimme ertönen, in welcher sie die Stimme des Burggeistes erkannte. Vertrauensvoll erzählte sie ihm ihre

Digitized by Google

Bedenken und Befürchtungen. „Menschenart! Menschenart! Sie können nie genug bekommen!“ murmelte der Burggeist und versprach der Gräfin, wegen ihrer frommen, mitleidigen Gesinnung zu helfen. Er verschwindet, aber im selben Augenblicke erhebt sich ein fürchterliches Unwetter; Blitze zucken, der Donner rollt und der Sturm tobt, so daß die Burg in ihren Grundfesten erbebt. Dann tritt Stille ein, und als der Ritter am nächsten Morgen erwacht, glaubt er seinen Augen nicht trauen zu dürfen.

Vor ihm liegt die köstliche Landschaft mit ihren Fruchtfeldern, Wäldern und Dörfern; bis zu den Türmen von Halberstadt schweift der entzückte Blick — aber ob die edlen Raubritter zum Dank für das Wunder ihr Metier aufgaben, oder ob sie die Burgversetzung als eine besondere Anerkennung ihres Lebenswandels angesehen und lustig fortgeraubt haben, davon schweigt die Geschichte.

Daß Rübeland bedeutende Eisengießereien für Kunstguß, Eisenwerke mit Holzkohlen-Hochofenbetrieb, mit bedeutender Gewinnung von Holzessig und Holzgeist als Nebenprodukte bei der Holzverkohlung, Pulverfabrik und sonstige Industrien hat, interessierte mich weniger, als daß die berühmten Tropfsteinhöhlen, die Baumanns-, Biels- und Hermannshöhle hier gelegen sind.

Leider war die Bielshöhle für Besucher für längere Zeit geschlossen, und die Baumannshöhle machte durchaus nicht mehr den Eindruck, den ich in meiner Erinnerung vom ersten Besuche festgehalten hatte.

Jetzt ist die Höhle elektrisch erleuchtet — aber der Qualm der Fackeln, welche früher benützt wurden, die wunderbar schönen Stalaktiten und Stalagmiten sichtbar zu machen, hat die marmorweißen Steingebilde bedenklich verdunkelt, so daß sie fast so grau in grau aussehen, wie die Tropfsteine der Mammuthöhle.

Es ist ein wahres Leiden, daß, wenn man die riesigen Höhlen und Wasserfälle der Ver. Staaten gesehen hat, die deutschen recht lilliputanisch erscheinen.

Recht schön, aber klein, ist das unwillkürliche Urteil.

Die Baumannshöhle ist etwa 800 Fuß lang und etwa 30 Fuß hoch, und obwohl schon seit 300 Jahren bekannt und seit 1668 für Besucher teilweise gangbar gemacht, ziehen sich noch jetzt Seitengänge in die Tiefe, die noch nicht aufgeräumt sind und deshalb für die Besucher eine terra incognita sind.

Es sind so zahlreiche interessante Funde hier gemacht worden, daß man als sicher annehmen darf, daß eine weitere Aufräumung noch viel Interessantes zu Tage fördern würde. Nicht weit von der am linken Ufer der Bode gelegenen Baumannshöhle liegt am rechten Ufer der Bode die Hermannshöhle, welche erst im Jahre 1866 zufällig beim Straßenbau entdeckt wurde. Erst im Jahre 1874 unternahm der Geh. Kammerrat

Digitized by Google

Hermann Grotrian eine genaue Untersuchung, durch welche der Welt im allgemeinen die erste Kunde von der Höhle ward. Deshalb heißt, ihm zu Ehren, die Höhle die Hermannshöhle, obwohl im Volksmunde heute noch die Bezeichnung „Sechserdinghöhle“ gang und gäbe ist, nach dem Entdecker, dem Arbeiter Angerstein, genannt Sechserding. Diese Höhle liegt in drei Stockwerken übereinander und die Decke erreicht an manchen Stellen die majestätische Höhe von über 100 Fuß; die gangbaren Räume zusammen sind etwa 1400 Fuß lang. Der Fackelrauch hat noch nicht Gelegenheit gehabt, die wunderbar schönen Tropfsteingebilde zu schwärzen, und sie bieten in ihrer ganzen ursprünglichen Reinheit dem Auge ein köstliches Bild.

Wenn der Führer das „Marienkind“ mit einem roten Scheine erleuchtet, so hat man ein Bild, wie es nicht leicht von Höhlensteinen übertroffen werden kann.

Natürlich hat man für die verschiedenen Gebilde allerlei mehr oder weniger bezeichnende Namen, wie der Kaiserthron, die Riesensäule, Kristallkanne, Wasserfall u. s. w. Daß man das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet, versteht sich ja eigentlich in Deutschland von selbst.

So ist es natürlich, daß gefundene Knochen, aus denen man das Skelett eines Höhlenbären zusammengestellt hat, nebst Erzen und Kristallen in einem Museum ausgestellt werden. Man kann sich sogar für 20 Pfennige vor der Höhle waschen und allerlei schöne Harzer Andenken im Erdgeschoß des Museums kaufen.

Der Harz ist so voll von Höhlen, wie Kentucky, und da ich gerade von Höhlen erzähle, so will ich gleich noch eine erwähnen, die sich den Rübeländer Höhlen, der Größe nach, würdig anschließt und die von berufener Seite als die größte und interessanteste Höhle des Harzes bezeichnet wurde.

Der berühmte Göttinger Naturforscher, Prof. Blumenreich, legte ihr diese Bedeutung bei und Prof. Virchow stimmte mit ihm darin überein, daß die Einhornhöhle bei Scherzfeld, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus, diese Bezeichnung vollständig verdiene.

Die Gelehrten haben hier jedenfalls viel Wertvolles aufgeschlossen — Knochen von Höhlenbären, Rentieren und von allerlei Getier der Eiszeit — Ueberbleibsel menschlicher Kultur aus der Steinzeit und sogar einen Feuerherd, der aus der neueren Steinzeit stammen soll.

Angeregt durch Prof. Virchows großes Interesse an den Ergebnissen der Durchforschung der Einhornhöhle wird die Fortsetzung der Untersuchungen von der Rudolf Virchow-Stiftung planmäßig betrieben.

Wer sich dadurch verführen läßt, daß diese Höhle vom „wissenschaftlichen Standpunkte“ aus die interessanteste des Harzes ist, und nun nach Scherzfeld kommt und auf dem schlüpfrigen Boden der Höhle gleitet und

Digitized by Google

stolpert, wenn er die 30 Stufen herauf- oder hinunterklettert und von interessanten, hervorragenden Tropfsteinen nichts gewahr wird, für geologische und vorgeschichtliche Kultur keinen Sinn hat, dem kann leicht die Galle überlaufen, wenn er glaubt, Zeit und Geld unvorteilhaft verschwendet zu haben.

Einem schnodderigen Berliner war sie sicherlich übergelaufen. Die Wege zur Höhle fand er niederträchtig, die Höhle selbst schmierig und schleimig, absolut nichts darin zu sehen, die ganze Geschichte eine „jemeene Vorspiejelung falscher Tatsachen", wo sich die Polizei mal dreinlegen sollte, und dem Pächter der Höhle, der zugleich Hotelbesitzer ist und „Schuster" heißt, riet er, der Schuster wäre besser bei seinem Leisten geblieben, als Höhlenwirt zu werden, der so wenig Verstand hat, eine 1000 Fuß lange Höhle mit einer Lampe, die der Führer trägt, erleuchten zu wollen.

Der Mann hat ja teilweise recht. Aber die seltenen Besucher geben eine so geringe Einnahme, daß dem Pächter absolut die Mittel fehlen, Wege, Beleuchtung und Höhle in befriedigenden Stand zu setzen, und bis der Harzklub die Verbesserung in die Hand nimmt, ist es ratsam, dieser Höhle trotz ihres wissenschaftlichen Interesses sorgfältig aus dem Wege zu gehen. Damen mit leichtem Schuhwerk hätten etwa denselben Genuß, als wenn sie nach einem kleinen Spritzregen einen Spaziergang über unsere von Reformern gereinigten Straßen machen würden.

Wernigerode.

Oben auf dem Brocken hat die Regierung ein Wetterbureau eingerichtet, und der dort angestellte Beamte hat die Pflicht, mit dem Wetter auf ebenso vertrautem Fuße zu stehen wie Vaßler in Cincinnati. Er hat auch dasselbe Recht, sich zu irren wie Vaßler und er macht von diesem Rechte ausgiebigen Gebrauch. Als Summe seiner Beobachtungen behauptet er, daß der Brocken sich Anfang Oktober mit einer leichten Schneeschicht bedecken wird, daß jedoch der Winter langsam über Täler und Klippen nachkommen und erst nach Wochen die Berge in ihr winterliches Gewand hüllen wird.

Indessen, irren gehört zum Wettermachen wie der Schwanz zur Katze, und als Beweis dafür hatten wir am Tage meiner geplanten Abreise vom Brocken ein niedliches Schneegestöber, dem sich ein Hagelschauer anschloß, dem sämtliche Fensterscheiben des Brockenhauses an der Nordseite zum Opfer fielen.

Man scheint auch gar kein Vertrauen in die Richtigkeit dieser Beobachtungen zu haben. Ueberzieher für Herren, Pelztragen für Damen, Zähneklappern für alle und ein steifer Grog für den, der ihn vertragen

Digitized by Google

kann, stehen auf der Tagesordnung. Jeder behauptet, solchen Sauwetters wie dieses Jahr, wüßte sich der älteste Mensch und die älteste Hexe nicht zu erinnern. Jeder brummt, die Touristen wegen des mangelnden Vergnügens, und die Wirte wegen der mangelnden Touristen und des resultierenden Ueberflusses an Geldmangel. Mit Sonnenschein im Herzen setzt man sich jedoch über die schwarzen Wolken hinweg, und so wurde denn, wenn auch einen Tag später, der Abstieg vom Brocken vorgenommen und glücklich vollendet.

Am Marktplatze in Wernigerode.

Dank dem Egoismus des Vereins für Beförderung des Fremdenverkehrs im Harze sind die Chausseen, Promenaden- und Fußwege so glatt und eben wie eine gut gepflasterte Straße, und nach etwa zweistündiger Wanderung, die indessen durch andauernde Ruhe- und Erquickungspausen häufig unterbrochen wurde, gelangten wir nach Wernigerode, einer Stadt, die mit ihren Vorstädten Hasserode und Noeschenrode über 20,000 Einwohner zählt.

Mitglieder einer Berliner wissenschaftlichen Gesellschaft haben gelegentlich einer Forschungsreise dem Klima von Wernigerode das Zeugnis ausgestellt, daß es das mildeste und gleichmäßigste des ganzen Harzgebirges sei, so daß sogar die eßbare Kastanie hier gedeiht.

Digitized by Google

Dieses vorzügliche Klima verdankt der Ort seiner geschützten Lage; das ganze Talbecken wird an drei Seiten von hohen Bergen eingeschlossen, die mit herrlichen Tannen- und Laubwäldern dicht bewachsen sind, und nach der letzten Seite hin schweift das Auge über lang ausgedehnte, fruchtbare Felder. Wernigerode ist eine der lieblichsten Städte des Harzes, wird von einem jährlich sich vergrößernden Fremdenstrom aufgesucht und vereinigt wirklich alles, was selbst von dem anspruchvollsten Sommerfrischler verlangt werden kann. Ja, dieser Sommerfrischler in Deutschland ist eine ganz besondere Rasse. Jeder halbwegs anständige Deutsche geht mit seiner Familie auf ein paar Wochen in die Sommerfrische. Man flüstert sich einander zu, daß die Hälfte dieser Ausflügler das ganze übrige Jahr sparen und darben, um Geld für die Sommerfrische zusammen zu kriegen. Je mehr sie darben mußten, desto anspruchsvoller sind sie dann in der kurzen Zeit des sonnigen Sommerglücks, und diese Vergütung für die lange Leidenszeit ist ihnen wohl zu gönnen.

Also, Wernigerode bietet alles, was selbst dem Anspruchvollsten genug sein muß. Die herrlichsten Spaziergänge in der Ebene und auf den Bergen, im Walde und auf den Feldern, in Gärten und auf reinlichen, gut gepflasterten Straßen, auf denen architektonisch schöne alte Häuser die Blicke anziehen, und gute Hotels, Restaurants, Konditoreien und Bierlokale zum Eintritt einladen.

Das alte, im Jahre 1500 erbaute Rathaus, ist ein wahres Kabinettstück der alten Holzkonstruktion, und eingedenk des alten wahren Spruches: „Wer an der Straße baut, findet viele Meister," hat der Baumeister über der Tür den Denkspruch angebracht: „Einer acht's, der andere verlacht's, der dritte betracht's, was macht's?" Ein Stückchen Philosophie, die, wenn richtig angewendet, das Leben eines Menschen viel gemütlicher gestalten kann als die Nietzsche'sche oder Schopenhauer'sche.

Ich erwähnte die reinlichen Straßen — und der Magistrat hat hier ein recht einfaches Mittel ersonnen, um exquisite Straßenreinigung zu erzielen — ein Mittel, das sich freilich in einer Großstadt nicht anwenden läßt.

Erstlich ist jeder verpflichtet vor seiner eigenen Tür zu kehren, und zwar dreimal jede Woche.

Dann aber übernimmt der Magistrat, gegen eine verhältnismäßig geringe Summe, die der Hausbewohner vierteljährlich bezahlt und die per Frontfuß festgesetzt ist, diese Reinigung: Straße, Gosse, Seitenweg — Schneeschaufeln im Winter, kurz alles, was dazu gehört.

Wer bezahlt, der kann ruhig sein, bei ihm ist Straße, Gosse, Seitenweg Sommer und Winter in Ordnung.

Aber wehe dem Armen, der nicht bezahlt, und der nicht rechtzeitig Seitenweg und Gosse fegt und im Winter nicht frei von Schnee und Eis

Digitized by Google

hält; dem sitzt die Polizei auf dem Nacken, bis er entweder dafür bezahlt, oder es aus Bosheit noch reiner hält als die Stadt selbst.

Es fehlt der Stadt auch nicht an Erinnerungen an berühmte Leute. Eine Gedächtnistafel am Marktplatz zeigt an, daß Goethe hier 1777 auf seiner Harzreise in der „Goldenen Forelle" abgestiegen war. Eine Votivtafel in der Büchtingen-Straße belehrt uns, daß hier am 27. Dezember 1816 der berühmte (?) Schriftsteller Aug. W. Grube geboren sei, und am Liebfrauenkirchplatze No. 5 bezeichnet eine Tafel, daß hier einer der bedeutendsten deutschen Chemiker des letzten Jahrhunderts geboren wurde, M. H. Klaproth, der Entdecker von vier chemischen Elementen: Uran, Zirkon, Titan und Cerium.

Wie fast alle deutschen Städte, so war auch Wernigerode einmal eine Festung, mit doppelten Mauern und Wällen umgeben, deren Tore mit 30 Fuß hohen Türmen gekrönt, den Wächtern Gelegenheit gaben, anrückende Feinde zu beobachten.

Von diesen sind noch vier Türme erhalten; der eine steht im Garten des Hotels, in welchem ich meinen temporären Aufenthalt genommen habe, und man genießt von dort eine entzückende Aussicht auf den Brocken.

Wernigerode ist Kreisstadt und der Hauptort der Grafschaft Wernigerode, und die Bürger hegen eine aufrichtige Zuneigung zu dem mediatisierten Grafen, nachherigen Fürsten Stolberg-Wernigerode. Verdienterweise, wie es scheint. Denn die Familie hat sich in der Pflege von Kunst und Wissenschaft einen guten Namen erworben; das Fürstlich Stolberg'sche Gymnasium, die Fürstin Anna Höhere Mädchenschule, das Fürst Otto Museum sind beredte Zeugen dafür.

Das Museum enthält ungemein wertvolle Sammlungen von der Steinzeit bis zum Mittelalter, chronologisch geordnet; ferner eine große Anzahl von Waffen, Geräten, Rüstungen und Kunstwerken des Mittelalters, ländliche Trachten, Stickereien, Pokale und Medaillen, eine Porträtsammlung mit gegen 3000 Bildnissen, Oelgemälde, Schnitzereien, und endlich eine systematisch geordnete Mineraliensammlung von seltener Fülle und Schönheit. Wenn man den Reichtum von Steinen, Kristallen und Erzen dieser Sammlung von Harzgesteinen bewundernd betrachtet, so muß man dem Professor Lossen beipflichten, wenn er sagt: Der Harz gilt nach erprobtem Urteil seit Anbeginn der Geologie als ein Kleinod unter den Gebirgen der Erde, und wird diesen Rang stets behaupten. Denn in ihm hat uns der Schöpfer das Buch der Natur in knapper, modellklarer und meisterhaft vollendeter Form, überreich an Inhalt, aufgeschlagen.

Dem Herrn Professor wurde nun auch, gleichsam als Dank der Harzberge, ein Denkmal gesetzt, ein großer Granitblock mit Bronzerelief umlagert von Proben sämtlicher Erze und Gesteine des Harzes.

Digitized by Google

Die Besucher des Museums schreiben Namen, Stand und Stadt in ein zu diesem Zwecke aufgelegtes Buch. Beim Durchblättern des Buches fand ich, daß auch unser alter Freund „Citizen" Ampt seine Freude an dieser Ausstellung gehabt und sich in dem Besuchsbuche verewigt hatte.

Das eigentliche Prachtstück von Wernigerode ist das auf einer 400 Fuß hohen Bergkuppe gelegene fürstliche Schloß, jedenfalls eines der schönsten Bergschlösser des an Schlössern so reichen Norddeutschlands.

Schloß Stolberg in Wernigerode.

Ein bequemer Fußweg und ein noch bequemerer Fahrweg führen auf die Höhe mit zahlreichen bezaubernden Aussichten auf die nordwestliche Ebene und die dahinter sich auftürmenden Berge, mit dem Brocken als höchster Spitze. Der Weg führt durch den Lustgarten und in diesem liegt das Bibliothekgebäude, welches in etwa 123,000 Bänden die herrlichsten Schätze der Literatur in alten Handschriften, altdeutscher Literatur, Bibeldrucken, über 1200 Bände; Hymnologie über 5000 Bände, 5000 Nummern Leichenpredigten und über 1500 geschichtliche Werke enthält.

Die Johns Hopkins Universität hat schon mehrere Male Professoren

Digitized by Google

auf längere Zeit hierher gesandt, um vergleichende Studien der verschiedenen Bibelausgaben zu machen, da fast nirgends ein gleich reichhaltiges Material zur Verfügung steht. Vor einem Jahre war Professor Kurdelmeier von der Johns Hopkins Universität fast ein ganzes Jahr hier mit dieser Aufgabe beschäftigt.

Der Küchengarten, mit sehenswerten Gewächshäusern, Stauden- und Gemüsefeldern; der Lustgarten, mit seinen alten Alleen und Baumgruppen, schattigen Wegen und lauschigen Ruheplätzen, Palmenhaus, Park und Marstall, stehen jederzeit zur Besichtigung offen.

Das stolze Schloß beschreiben zu wollen, würde vergebliche Mühe sein; seine Terrassen, Mauern, Zinnen und Türme, die ihre jetzige Gestalt dem Fürsten Otto, langjährigen Präsidenten des Reichstages, verdanken, der sie in den Jahren 1862 1884 in gotischem Stil umgestalten ließ, seine Kapelle, Hallen und Wohnräume, die Gemälde und Bronzestatuen können wohl aufgezählt, aber nicht anschaulich beschrieben werden.

Es ist deshalb kein Wunder, wenn die Wernigeroder, die nichts als Liebes von der fürstlichen Familie erfahren und seit Jahrhunderten erfahren haben, mit großer Zuneigung an ihr hängen, und wenn es uns auch etwas übertrieben erscheint, so sind die Gefühle doch erklärlich, welche sie in dem Wunsche ausdrücken:

So lange Harzer Tannen grünen,
So lang es deutsche Eichen giebt,
Mag auch dies Fürstenhaus bestehen,
Von Gott und von dem Volk geliebt.

Aber die Wernigeroder sind ein rühriges Völkchen, und würden auch ohne ihren fürstlichen Nachbarn eine anziehende, fortschreitend sich entwickelnde Stadt erbaut haben.

Man bedenke nur, daß diese kleine Stadt einen städtischen Schlachthof mit einem Kostenaufwand von einer halben Million Mark gebaut und nach den besten, neuesten Erfahrungen eingerichtet hat. Das eigentliche Schlachthaus enthält große luftige, gut ventilierte Rinder- und Schweineschlachthallen, mit den neuesten Schlachtvorrichtungen versehen, Kühlräume und Eiszellen, mit glasierter Wandplattenbekleidung; Leitung für kaltes, warmes und kochendes Wasser. Das Pflaster besteht aus hartgebrannten Ziegeln, wasserdicht gelegt, und zwar so, daß jeder Tropfen Wasser abfließt, und selbst der Boden der Schlachthalle sauber und trocken ist. In einem besondern Gebäude sind Schlachthallen für Pferde und für krankes Vieh und für das Sterilisieren des Fleisches. Die Kühlräume und Kühlzellen sind von beinahe peinlicher Reinlichkeit, kein Kadaver darf in die Kühlzellen gebracht werden, ehe er nicht in der Kühlhalle seine tierische Wärme vollständig verloren hat; kurz es sind alle Vorkehrungen getroffen, daß nur gutes, gesundes und hinreichend altes Fleisch auf den Tisch kommt.

Digitized by Google

Die Fremden tragen ihr Scherflein zu den Kosten bei. Die willige Hand, Geld einzunehmen, ist ja in Deutschland immer offen. Deshalb auch hier: Eintritt 25 Pfennige, Trinkgeld nach Belieben.

Nur der alte Kuhhirt, eine Gestalt wie der göttliche Kuhhirt (oder war es ein Sauhirt?) in der Odyssee, der seine Heerde im Abendsonnenschein von der Weide ins Tor trieb, ließ seine Kühe mit ihren harmonisch abgetönten Glocken melodische Weisen hervorbringen, ohne für sich oder die Kühe ein Trinkgeld zu beanspruchen.

Aber schön ist's doch, und die sentimentale junge Dame, welche Wernigerode vor einiger Zeit angehimmelt, hat beinahe recht, wenn sie ihren Gefühlen Ausdruck giebt und bekennt:

Talfrieden hier, Bergodem rings
Und erdbeerduftige Weiden. — —
Ich weiß ein Menschenherz, dem ging's
Gar mühsam ein — das Scheiden.

Glücklicherweise lindert die Hoffnung auf ein Wiedersehen selbst den Schmerz der sentimentalen Maid.

Ilsenburg.

Dem Zauber des Harzes kann sich keiner entziehen. Seine Berge und Schluchten, Granitfelsen und Moore, seine rauschenden Bäche und seine ruhigen Seen, seine dunklen Höhlen und lichten Berghalden, seine riesigen Tannen und dichten Gebüsche, aus denen, in regem Wetteifer mit dem Gesange aus den kleinen Hütten, die fröhlichen Stimmen der Finken, Dompfaffen und Kreuzschnäbel erschallen, fesseln Auge, Ohr und Herz und lassen den Abschied immer wieder hinausschieben. Auch der Harzer selbst, obschon zurückhaltend, rauh und eckig dem Fremdling gegenüber, der ihm nichts als müssige Neugier zeigt, wird mitteilsam und enthüllt bei näherer Bekanntschaft sein fröhliches, unbesorgtes Gemüt, das die rauhe Arbeit und der dürftige Lohn nicht verdunkeln konnte.

Sein Wunsch:

Es grüne die Tanne, es wachse das Erz!
Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!

läßt uns einen Blick in seine Bedürfnisse tun, die fast vollständig durch Bergbau, Steinbruch und Waldwirtschaft befriedigt werden müssen, soweit man vom Fremdenverkehr absieht.

Ununterbrochen ertönt in den Wäldern die Axt der Holzfäller, der Zuruf der Holzfuhrleute; unverdrossen arbeiten die Steinarbeiter in den Granit-, Marmor- und Kalksteinbrüchen; mit fröhlichem „Glück auf" fährt der Bergmann in seinen Schacht und unverdrossen stehen die Hütten-

Digitized by Google

leute bei ihrer ungesunden Arbeit in den Eisenwerken. Nicht weniger guten Mutes besorgt die Hausfrau das dürftige Hauswesen und den kleinen ärmlichen Garten, schleppt im Korbe oder in der Kiepe den spärlichen Dünger auf die Berge und die Ernte an Gras und Heu für Kuh oder Ziege für Winterfütterung in den Stall. Fröhliche Genügsamkeit lassen ihn mit seinem Loose zufrieden sein — und deshalb ist es hier unter Land und Leuten so anziehend, daß man gerne länger unter ihnen weilen möchte.

Mein nächster Ausflug galt Ilsenburg, einem Marktflecken von etwa 1500 Einwohnern.

Ein Marsch von zweieinhalb Stunden, fast immer im schattigen Wald, auf guten Wegen, unterbrochen von großen saftigen Wiesen, rings von hohem Laubwald umschlossen, deren eine, Himmelspforte genannt, noch die Spuren eines alten Augustinerklosters zeigt, brachte uns nach Ilsenburg. An besonders schönen Aussichtspunkten sind Ruhebänke angebracht, von denen man herrliche Fernsichten auf die umliegenden Berge und Burgen genießt.

Schon der poetische Name „Ilse“ bereitet uns auf die Lieblichkeit des landschaftlichen Bildes vor, und wirklich gehört Ilsenburg mit seiner reizenden Umgebung zu den anziehendsten Punkten des Harzes. Flüßchen, Tal und Städtchen verdanken ihre Namen der reizenden Prinzessin Ilse, deren süßes Mündchen nicht Schweigen gelernt hatte und als Strafe in ein geschwätziges Quellchen verwandelt wurde. Es war einmal! natürlich ist es schon lange her! daß sie ihren Vater und ihren Verlobten auf die Jagd begleitete. Der Jagdeifer machte die Männer unachtsam auf die Prinzessin; sie konnte den schnellen Rossen nicht folgen, verirrte sich und sank verzweifelnd unter einem Baume nieder und weinte.

Plötzlich erblickte sie eine von glänzendem Lichte umflossene königliche Gestalt, die ihr freundlich Hilfe anbot.

Die Prinzessin folgte der Bergkönigin in ihren Palast, wo Gnomen und Zwerge zu ihren Diensten bereit standen. Die Zeit vergeht mit Lustbarkeiten und Unterhaltung im Fluge, aber die Sehnsucht nach der Oberwelt stellt sich so mächtig ein, daß die Bergkönigin ihrem Wunsche nachgiebt, und das Prinzeßchen mit der Warnung entläßt, niemand ein Wörtchen davon zu sagen, wo sie gewesen sei.

Mit großem Jubel wurde die Verlorengeglaubte zu Hause empfangen, noch größer als der Jubel war die Verwunderung darüber, daß sie nichts über ihre Abwesenheit sagen wollte.

Der Bräutigam wurde über die Heimlichtuerei ganz melancholisch und um ihn wieder in gute Laune zu versetzen, erzählte ihm Ilse von der liebreichen Bergkönigin und all den Herrlichkeiten im Schoße des Berges. Die süße, kosende Stimme der Prinzessin, die wahrscheinlich für ihre Erzählung kein Ende finden konnte in der Beschreibung der Toilette der

Digitized by Google

Bergkönigin, schläferte den Bräutigam ein und statt ihrer Stimme tönte ihm nach seinem Erwachen der sprudelnde geschwätzige Quell in sein Ohr.

Nur einmal im Monat durfte die Prinzessin ihre Gestalt wieder annehmen und mit ihm auf der Rasenbank sitzen und kosen.

Mit dem Sitzen auf der Rasenbank ist es jetzt vorbei; die Quelle sprudelt nicht mehr ungehindert „geschwätzig schnell"; ein Quellenhäuschen aus Granit schließt die Prinzeß-Ilse-Quelle ein und aus der süßen Prinzeß Ilse ist ein Sauerbrunnen geworden, der aus kaufmännischen Rücksichten unter Schloß und Riegel gehalten wird.

Der Spaziergang dem Ilsebache entlang durch das Ilsetal und an den Ilsefällen vorüber ist äußerst lohnend durch die vielen lieblichen Wald- und Felspartien.

Da erhebt sich, etwa 500 Fuß hoch, ein gewaltiger Granitkoloß, der Ilsenstein, dessen Gipfel ein eisernes Kreuz krönt, vom Grafen Stolberg zum Andenken an seine Kameraden errichtet, die in den Freiheitskriegen von 1813—1815 fielen. Auf diesem Felsen soll die Magnetnadel wunderliche Sprünge und beim Kreuze kurzweg Kehrt machen, so daß die Nadel statt nach Norden nach Süden zeigt. So sagt man. Da ich keinen Kompaß bei mir hatte, so konnte ich mich nicht von der Wahrheit dieser Verdächtigung der Magnetnadel überzeugen. Uebrigens soll diese Erscheinung auf mehreren Granitsteinen des Harzes vorkommen. Auch auf den Schnarcherklippen bezeichnet ein am Südrande eingemeißeltes Kreuz einen solchen Punkt, wo die Magnetnadel abweichen soll, und wird diese Abweichung eingesprengtem Magneteisenstein zugeschrieben. Wie sich das eigentlich auf dem Harze von selbst verstehen sollte, wird diese Naturerscheinung den Hexen in die Schuhe geschoben, und man passiert deshalb bei dem Besteigen des Ilsensteins die „Hexenküche" und klettert auf der „Hexentreppe" zum Gipfel empor.

Von dem Felsen genießt man eine vorzügliche Aussicht auf das Schloß Ilsenburg, ein altes, teilweise im romanischen Stil umgebautes Bauwerk. Auf einem Felsenvorsprung errichtet, schaut es kühn in die Lande und gewährt von oben herab einen schönen Anblick, mit dem man sich auch begnügen muß, denn der Besuch des Schlosses, sogar das Betreten des Schloßparkes, ist verboten, weil die Witwe des Fürsten Otto, früheren Präsidenten des Herrenhauses, hier ihren Wohnsitz hat und durch neugierige Blicke zudringlicher Sommerfrischler nicht gestört sein will.

Die Burg soll von Kaiser Heinrich I. erbaut worden sein; geschichtlich sicher ist, daß Kaiser Otto III. sich im Jahre 995 hier längere Zeit aufhielt, und daß die daneben liegende, im ursprünglichen Stil restaurierte Abtei alt genug erscheint, um auch dem Schlosse ein Altertumszeugnis ausstellen zu dürfen.

Digitized by Google

Indessen waren es nicht nur die landschaftlichen Schönheiten allein, die mich zur Wanderung nach Ilsenburg veranlaßten. Auf der Chicagoer Weltausstellung hatte ich Gußsachen gesehen, die aus den Ilsenburger Gießereien stammten und durch ihre künstlerischen, doch den praktischen Zwecken entsprechenden, und durch vollkommenen Guß und Formen hervorragend geschickte Bearbeitung großes Interesse erregten.

Die fürstlich Stolberg'schen Werke in Ilsenburg umfassen Hochöfen, Gießereien, Hammer- und Walzwerk, nebst großen Maschinenfabriken, und können nur ausnahmsweise mit besonderer Erlaubnis des Direktors besucht werden.

Den Versuch kann man ja machen, dachte ich. Und siehe da, der Herr Direktor entpuppte sich als ein alter Polytechniker, der seine Studien in Hannover — allerdings 10 Jahre später als ich — gemacht hatte, und mit der größten Liebenswürdigkeit sofort die gewünschte Erlaubnis erteilte.

Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich, daß unsere Landsleute nicht nur von fremden Kriegsschiffen Andenken mit nach Hause nehmen, sondern daß auch die Chicagoer Ausstellung nicht frei war von solchen, die ein kleines Andenken billig zu erlangen wünschten. Von den kleineren Gußsachen, welche die Ilsenburg-Gießerei ausgestellt hatte, ist nur wenig wieder nach Hause gekommen, das meiste wurde von Souvenirjägern annektiert. Eine kleine Entschuldigung kann man vielleicht darin finden, daß die Gußsachen, trotz ihrer großen Schönheit, nicht sehr kostspielig sind, d. h. die kleineren Sachen, die so unter der Hand eskamotiert werden konnten, und daß deshalb die Annexionswütigen vor ihrem Gewissen sich vielleicht auf die Weise entschuldigten, wie die Dienstmagd, die ein Kindchen auf nicht ganz legitimem Wege auf die Welt gebracht, und errötend meinte, daß es nicht so arg schlimm sei, denn das Kindchen sei nur ein ganz kleines.

Größere Kunstwerke, die teilweise Nachahmungen von plastischen Werken von großem künstlerischen Werte, z. B. von dem wundervollen Hildesheimer Silberfunde, zum größten Teil aber Originalentwürfe sind, konnten nicht so bequem fortgeschafft werden und blieben deshalb meistens „ungestohlen".

Der Künstler, dem die deutsche Industrie für diese formvollendeten Gußsachen verpflichtet ist, Albin Müller, fand große Anerkennung für seine ideal-praktischen Entwürfe. Der Kunst und Wissenschaft liebende Großherzog von Hessen-Darmstadt berief ihn nach seiner Residenz und erbaute ihm im Künstler-Villenviertel ein kosiges Heim.

Die große Geschicklichkeit der Ilsenburger Arbeiter mit fehlerfreiem Guß die zartesten Formen zu füllen, erlaubt Herrn Müller eine Freiheit in der künstlerischen Behandlung der Modelle, wie sie eben nur unter solchen günstigen Umständen gefunden werden kann.

Digitized by Google

Die Gußstücke werden nach sorgfältiger Bearbeitung, welche alle Flächen spiegelglatt erscheinen läßt, mittelst einer Säure schwarz gebeizt, so daß sie genau wie das bei uns bekannte gun metal aussehen, und die erhabenen Stellen werden — an solchen Stellen, die des Kontrastes wegen dazu ausersehen sind — so glänzend poliert, daß der feinste Gußstahl sie im Glanze nicht übertreffen kann.

Die Arbeiten sind wohl glänzend — aber die Löhne der Arbeiter sind es nicht.

Einer der geschicktesten Arbeiter, in Wirklichkeit der einzige, der im Stande ist die Form für den Guß, z. B. des Hirschkäfers, herzustellen, erhält 3 Mark, nicht ganz 75 Cents pro Tag.

Der Durchschnittsverdienst der Arbeiter, d. h. der Mechaniker, Maschinenbauer, Former, nicht der gewöhnlichen Handlanger, Tagearbeiter u. s. w., beträgt etwa 2½ Mark, also zirka 60 Cents.

Es scheint immer noch etwas von der alten raubritterlichen Ausbeutung in diesem System zu walten, und man weiß nicht recht, ob Zufriedenheit mit den Zuständen, alte Gewohnheit, oder die Ueberzeugung, daß es einmal nicht zu ändern ist, diese Verhältnisse aufrecht erhalten.

Stumpfsinn ist es nicht, denn die Unterhaltung mit den Arbeitern bewies einen bedeutenden Grad von Intelligenz.

Ein alter Arbeiter, der seit mehr als fünfzig Jahren in den Stolberg'schen Fabriken gearbeitet hatte und nun den leichteren Posten als Aufseher in dem Ausstellungssaale der Kunstgießerei inne hatte, erklärte, daß die Leute mit dem Lohne ganz gut fertig würden.

Die Frauen besorgen die Haushaltung, den kleinen Garten und das Fleckchen Feld oder Wiese; wenn die Mädchen alt genug sind, und die jüngeren Geschwister es nicht notwendig machen, daß sie zu Hause bleiben und der Mutter helfen, verdingen sie sich als Dienstmädchen; wenn die Knaben konfirmiert sind, dann kommen sie in die Fabrik und ihr Verdienst muß helfen, den Haushalt auf den Beinen zu halten und wenn möglich, eine Kleinigkeit auf die Seite zu legen. Wenn sie arbeitsunfähig werden, so bekommen sie Altersversorgung — wenn krank oder bei der Arbeit beschädigt, so haben sie auf Unterstützung Anspruch.

Wie es in einem Gassenhauer heißt: Man muß sich nur daran gewöhnen! und das ist wohl auch hier als Grund anzunehmen, warum die Leute mit ihrer Lage ganz zufrieden zu sein scheinen.

Sie sehen hinab unter sich und finden, daß die Bergleute, Köhler, Holzfäller, Steinbrecher es lange nicht so gut haben, als sie selber — und in ihrem Herzen scheint sich kein Neid einzunisten, weil andere Leute es besser haben. Gelegenheit das zu beobachten, haben sie übergenug, denn das kleine Städtchen, mit zahlreichen Sommerwohnungen und Badegästen, hat zwei Dutzend Hotels, wimmelt von Touristen, hat eine höhere Kna-

Digitized by Google

beuschule und eine Schule für höhere Töchter mit Pensionat und eine Anzahl von Pensionaten für junge Damen, so daß also an den „Besserſituierten" kein Mangel iſt, die in Folge der geringen Einwohnerzahl noch beſonders prominent hervortreten.

Einen Kunſtgenuß eigentümlicher Art und an eigentümlichem Platze bietet eine Kreuzigungsgruppe, welche am Grabe des bekannten Landſchaftsmalers Crola auf dem Kirchhofe in Ilſenburg errichtet wurde. Ein wunderbar herrliches Chriſtusbild, welches von den Geſtalten der beiden Schächer noch beſonders in der Wirkung gehoben wird, von Crola kurz vor ſeinem Tode entworfen und im vollendeten Guß von der Ilſenburger Kunſtgießerei ausgeführt, iſt gewiß eine ſeltene Zierde für den Kirchhof eines kleinen Städtchens, und nur wenige der 10,000 Gäſte, die hier während einer Saiſon zeitweilig verweilen, unterlaſſen es, den Kirchhof und das frühere Wohnhaus des berühmten Malers zu beſuchen.

Trotz ſeiner ausgezeichneten Landſchaftsbilder, glaube ich, daß die Kreuzigungsgruppe auf dem Ilſenburger Friedhofe mehr dazu beitragen wird Crolas Namen bekannt zu machen und der Nachwelt länger zu erhalten als ſeine Gemälde. Solange der Harz ſeine landſchaftlichen Reize behält und ſolange das liebliche Ilſetal tauſende von Beſuchern anlockt, ſolange werden auch Crola, ſein Name und ſeine Gemälde in Erinnerung bleiben.

Harzburg.

Die Entfernungen zwiſchen den ſehenswerten Punkten im Harz ſind im großen und ganzen ſo gering, die Ausſicht ſo lohnend, die Wege ſo vorzüglich und die Steigungen ſo allmählich, daß man mit Einhaltung der nötigen Ruhepunkte auf kräftigen Beinen und mit guten Stiefeln die ganze Bergtour zu Fuße abmachen kann. Und wer wirklich etwas ſehen will, muß ſich auf ſeine Füße verlaſſen. Eiſenbahn, Automobil, Omnibus und Droſchke jagen durch Felder, Dörfer und Städte, durch Wald und Wieſe, über Bäche und Flüſſe, und man erhält eben Eindrücke, als ob man alle die Gegenſtände im Kinematographen an ſeinem Auge hätte vorbeipaſſieren laſſen.

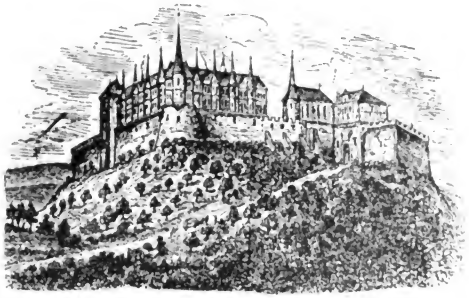
Wenn man zu Fuße iſt, ſo braucht man nicht zu bremſen, wenn das harmoniſche Gebimmel der breitgeſtirnten braunen Rinderheerde vom Waldwege uns entgegenſchallt und der Wunſch rege wird, Hirt und Heerde am Kreuzwege zu erwarten, oder wenn das murmelnde Geplätſcher der eiskalten, klaren Gebirgsbäche unſere Aufmerkſamkeit erregt und wir dem Spiele der munteren Forelle zuſchauen wollen.

Und wenn wir die Inſchriften entziffern wollen, oder die Schnitzereien an dem altersbraunen Gebälk der Häuſer in den ſchmucken Dörfchen

Digitized by Google

zu betrachten wünschen, oder uns überzeugen wollen, wie gut der Schütze ins Schwarze getroffen hat, der seine große Hirschscheibe so stolz an seinem Giebel aufgehängt hat, dann müssen wir eben unsere eigenen Herren sein, nicht von Lokomotivführer, Chauffeur oder Kutscher abhängen, nicht gezwungen sein, Eisenbahnen und Chausseen zu folgen, sondern auf Fußpfaden, Wald- und Seitenwegen ungehindert vordringen können, auch wohl zwei- oder dreimal nach dem Wege zu fragen und doch irre zu gehen — um endlich am Ziele anzulangen.

Deshalb erschien auch die Wegestrecke von Ilsenburg nach Harzburg nur ein Spaziergang, weil sich dem bewundernden Auge ein so großartiges



Die Harzburg.

Panorama von romantischen Felsengruppen, wundervollen Gruppierungen von Berg und Tal, sprudelnden, silberhellen Waldbächen, umsäumt von Tannenbestand von unglaublicher Stärke und Höhe, in beständigem Wechsel darbot. Der bequemste Weg ist nicht immer der schönste, deshalb schlugen wir nicht den Fahrweg ein, auf dem man ohne Bergsteigen von Ilsenburg nach Harzburg gelangen kann, sondern zogen getrost auf dem poetischen Besenbinderſteig durch das Eckertal, Nöttertal, über Rabenklippen und Echoplatz nach dem östlich der Harzburg gelegenen Burgberge, auf dem sich ein neues Hotel und die Reste einer alten Burg befinden. Das Plateau des Burgberges liegt etwa 800 Fuß höher als Harzburg, und der Ausblick auf das Villenviertel von Harzburg, die Harzberge und auf das wundervolle Radautal ist außerordentlich prächtig.

Ein Rundgang auf dem Plateau, behufs Besichtigung der Reste der alten Harzburg, führte zu einer Gedenktafel, welche am Brunnenhause des

Digitized by Google

200 Fuß tiefen historischen Burgbrunnens angebracht ist, und die Inschrift trägt:

Es grub ein deutscher Kaiser in festes Felsgestein
Schon vor achthundert Jahren hier diesen Brunnen ein.
Lang lag er dann verschüttet durch manche trübe Zeit,
Voll Krieg und and'rer Nöten in Deutschlands Niedrigkeit.
Doch floß er dann aufs neue, als kaum des Reiches Macht
Wie junge Frühlingstriebe zu frischem Glanz erwacht.
So wandelbar das Leben, so bunt der ew'ge Lauf,
Es kommt, was gut gegründet, doch immer wieder auf.

Der Brunnen wurde 1867 wieder ausgeräumt, und er soll ausgezeichnetes Trinkwasser enthalten.

Als ein Markstein für die „Neue Zeit" steht die Bismarcksäule, weithin sichtbar, 50 Fuß hoch, von wetterfestem Granit, an der äußersten Kante des Burgplatzes, mit einem Medaillonbilde des Reichskanzlers und der Inschrift: „Nach Canossa gehn wir nicht!"

Der Burgbrunnen wurde von Kaiser Heinrich IV. angelegt, und 800 Jahre nach seinem Fußfalle in Canossa, nach seiner Demütigung im Schloßhofe, wo er in bloßen Füßen, mit Büßerhemd angetan, im Schnee stehen mußte, bis es dem hochmütigen Papste gefiel ihm Absolution zu erteilen, neueingeweiht. Die schmachvolle Behandlung des Kaisers rief selbst bei seinen Feinden unter den deutschen Fürsten tiefe Entrüstung hervor, und Wiedervergeltung ließ nicht lange auf sich warten — aber schöner für die deutsche Geschichte wäre es doch gewesen, wenn er nicht nach Canossa hätte gehen müssen.

Eine zweite Granitsäule ist 1865 zum Andenken an den Besuch Ludwig Uhlands im Jahre 1845 hier errichtet.

Vor der Einführung des Christentums wurden auf dem Berge dem alten Heidengotte Krodo Opfer gebracht, und sein Altar soll heute noch in Goslar aufbewahrt werden.

Wer's glaubt, bezahlt einen Taler! Ein „Krodoaltar" ist allerdings dort zu sehen; da er aber aus vergoldeten Bronzeplatten besteht, deren Oeffnungen früher mit Edelsteinen geschmückt waren und von vier knieenden Gestalten getragen wird, so ist er doch für den alten deutschen Heidengott zu kostspielig und zu fromm.

Ein Teil des wieder bloßgelegten Mauerwerks, das über sechs Fuß dick ist, wird heute noch — oder vielmehr wieder — die Krodohalle genannt.

Heinrich IV. ließ die Harzburg mit großer Pracht erbauen und bestimmte einen zu gleicher Zeit errichteten Dom zur Aufbewahrung der Reichskleinodien. Indessen vertrieben die empörten Sachsen im Jahre 1073 ihn samt seinen Schätzen. Er hat jedenfalls alles mitgenommen, aber im Volke lebt die Ueberzeugung, daß irgendwo von der Burg ein

Digitized by Google

Kreuzigungsgruppe auf dem Kirchhofe in Ilfenburg.

Digitized by Google

Bodetal. — Königsstuhl.

Digitized by Google

unterirdischer Weg ins Freie führt und daß in verborgenen Gewölben die Krone Heinrichs und ungeheure Schätze sich befinden. Nachgrabungen haben aber nach den Schätzen nicht stattgefunden, und deshalb hat dieses Märchen lange nicht so viel Geld gekostet, als unsere vertrauensseligen Mitmenschen an die Auffindung der in der Bank von England und anderen Orten lagernden Schätze von seligen Erbonkels schon angewendet haben.

Richtige Hexen giebt's auf dem Burgberge und in seiner Nachbarschaft nicht. Aber der wilde Jäger Hackelberg hat hier seinen häuslichen Aufenthalt. Wenn die Herbststürme über die Berge rasen und toben, daß die hundertjährigen Tannen, Eichen und Buchen ächzen und stöhnen und das niedere Gestrüpp sich ängstlich zu Boden drückt, wenn alle Balken im Hause knarren, die Fensterläden klappern und Mensch und Vieh vor Furcht zittern, dann fährt der wilde Jäger mit seinem tobenden Heer durch die Lüfte auf schnaubenden Rappen, aus deren Hufen und Nüstern die rotglühenden Funken fliegen.

Mit wildem Hussa-Hallo und Peitschenknall folgt der Troß der Tatursel, einer riesigen Eule, die verdammt ist, die Spitze dieser wilden Schaar zu bilden, und die in diesen Nachtvogel verwandelt wurde, weil sie als Nonne die Nächte nicht so ehrbar und züchtig verbrachte, wie es ihrem Gelübde nach hätte sein sollen. Deshalb muß sie nun als "a bird" an der Spitze dieser nachtschwärmerischen Bande dahinziehen.

Warum sagt man von einem Menschen, der Spektakel macht, laut und ungezogen ist, daß er Radau macht? Auf dem Harze giebt's allerlei Radau — da ist das Radauer Bruch, der Radauer Born, die Radauer Klippen, der Radaubach, das Radautal, und der Radaufall, aber keiner davon rechtfertigt die unangenehme Beimischung, die wir mit dem Worte verbinden. Das Radautal selbst ist wunderlieblich und der Radaufall läßt sein künstlich aufgestautes Wasser hoch genug herunterfallen, 70 Fuß, die Wassermasse ist aber so gering, daß sie absolut keinen Radau macht, und ich möchte fast behaupten, daß die bekannte Statue auf dem Markte in Antwerpen, das „Männecke Pys", wenn auf das Dach eines Hauses gesetzt, einen nahezu so kräftigen Wasserfall produzieren würde, wie dieser Radaufall.

Die Gedenktafel am Kaiserbrunnen enthielt die Strophe: „So wandelbar das Leben, so kommt der ew'ge Lauf!" der sich doch manchmal über viele Jahrhunderte ausdehnt. Nachdem die Burg nur zehn Jahre nach ihrer Erbauung durch die aufrührerischen Sachsen zerstört und dann von Heinrich wieder erbaut, und auf päpstlichen Befehl ein zweites Mal dem Erdboden gleichgemacht, der Burgberg obendrein mit dem päpstlichen Fluche belegt, damit kein neuer Bau dort je entstehen sollte, wurde dieselbe doch neugebaut durch Conrad III. Dann ging die Burg durch verschiedene Besitzer im Jahre 1376 in den Besitz des damals schon berühm-

Digitized by Google

ten Geschlechts, der Grafen von Schwiechelde über, deren Stammsitz etwa eine Wegstunde von meinem Geburtsorte entfernt, und mir deshalb einigermaßen bekannt ist.

Nachdem dieses Geschlecht mehr als tausend Jahre, „an Amt und Würden reich" und reich an Geld und Gut, gelebt hatte, ohne indessen in der Geschichte eine bedeutende Rolle gespielt zu haben, oder dem deutschen Vaterlande von besonders hervorragendem Nutzen gewesen zu sein, soll der letzte Sproß der Grafen von Schwiechelde vor wenigen Monaten an zu großem Durste gestorben sein.

Radaufall.

Was würden die alten raubritterlichen Kumpane, die wohl Zipperlein, Podagra, Schlaganfälle ꝛc. hatten, aber immer noch weiter tranken, zu einem Epigonen sagen, der verhältnismäßig jung dem Schnaps zur Beute fiel? Hätte der Graf nur daran gedacht, daß seine Ahnen einst auf der Harzburg gehaust hatten, und daß dort eine Quelle fließt, die Stauungen im Blutadersystem, Leberanschwellung, durch sitzende und üppige Lebensweise entstanden, und viele ähnliche Leiden ganz sicher heilt, so wäre vielleicht das alte Geschlecht heute noch nicht ausgestorben.

Die frühere Saline Harzburg, jetzige Soltrinkquelle Krodo, fördert ein Wasser zu Tage, gegen das die Rakoczyquelle in Kissingen ein Waisenknabe sein soll.

Digitized by Google

Die Ueberschrift der Trinkhalle im Kurhause besagt:

Mehr als Silber und Gold
Hebt Krodos heilige Quelle
Aus der Tiefe empor,
Den Schatz der Schätze: Genesung!

und der berühmte Professor Dr. Bergmann soll gesagt haben: „Die Luft Harzburgs ist so unvergleichlich schön, wie ich sie nur noch in Engadin, sonst aber nirgends gefunden habe," und deshalb darf man wohl sagen: Wer Luft schnappen, Salzwasser trinken und Natur kneipen will, der komme getrosten Mutes nach Harzburg — hier ist sein Paradies, und für die Harzburger fördert die Quelle Silber und Gold zu Tage, wie sie die verborgenen Schätze nicht annähernd enthalten könnten.

Schön ist es hier. Man braucht nicht krank und auch kein Salzwassertrinker zu sein, um diese schöne Badestadt mit ihrer herrlichen Umgebung zu würdigen; man braucht der Quelle nicht zum Dank für aufgehobene Verstopfung verpflichtet zu sein, um diesem Schmuckkästchen des Harzes ein freundliches Andenken zu bewahren. Die Spaziergänge von Harzburg aus, die nur wenig Zeit in Anspruch nehmen, bieten besonders schöne Aussichten und Ansichten. Ein paar davon erscheinen sogar recht gefährlich.

Da ist z. B. die Mausefalle, eine Anzahl kolossaler Granitblöcke, von denen einer, der riesigste von allen, bloß durch einen dünnen Stein gestützt ist. Ein paar hundert Schritte weiter ist die Grotte, die großartigste und gefährlichste Trümmerlagerung des Harzes. Eine gewaltige Granitplatte von Tausenden von Tonnen Gewicht wird auf drei Pfeilern balanciert, und darunter sind Tische und Bänke zum behaglichen Ausruhen angebracht. Wie Fritz Reuter sagt: „Wer't mag, de mag't, und wer't nich mag, de mag't ja woll mich mägen;" und ich möchte das Ausruhen an solch gefährlicher Stelle nicht, denn es war augenscheinlich, daß die Granitstützen bei der geringsten Veränderung oder Schwankung das kolossale Dach zu Fall bringen und alles zerdrücken würden. Eigentlich sollte dies die Mausefalle genannt werden.

Es ist wohl selbstverständlich, daß Harzburg außer seinen Naturschönheiten alles bietet, was man in einem erstklassigen Badeorte erwarten kann, welcher von nahezu 2000 Badegästen und 2500 Durchreisenden während des letzten Jahres besucht wurde.

Die Stadt bietet auch den ernsthafter angelegten Besuchern durch ihre Steinbrüche, Holzschnitzereien, Nadelfabriken und Eisenhütten belehrende Unterhaltung, die sie im „Molkenhaus" oder in der „Sennhütte" bei frischer oder saurer Milch, wie nur die Harzkühe sie liefern können, bei Harzer Sauerbrunnen und Harzer Käse, von dem einige Varietäten dem Limburger in Duft nicht nachstehen, genießen können.

Digitized by Google

Alles in allem ist Harzburg ein empfehlenswerter Sommeraufenthalt, und man sagt, daß auch der Winteraufenthalt durch ausgedehnten Winterſport: Schneeschuhlaufen, Handschlittenfahrten, Schurren und Schlittschuhlaufen, sehr angenehm und unterhaltend sein soll.

Schloß Falkenstein.

Die Gedenksäule, welche auf dem Harzburger Burgplateau zum Andenken an Ludwig Uhlands Besuch errichtet wurde, rief mir seine herrliche Ballade „Das Glück von Edenhall" ins Gedächtnis zurück. Warum, so dachte ich, in die Ferne schweifen, wenn das Gute so nahe liegt, warum den Schauplatz der Ballade nach Edenhall verlegen, wenn er ihn bei seinem Besuche des Harzes wirklich und wahrhaftig in der unmittelbaren Nachbarschaft hatte?

Eine der schönsten Burgen des Harzes, und ganz besonders gut erhalten, ist das dem Grafen von der Asseburg gehörige Schloß Falkenstein. Man genießt von dem hohen, stattlichen Turme nicht nur eine wundervolle Aussicht, sondern kann sich darüber freuen, daß das alte Geschlecht allem Anscheine nach vom Glück nicht verlassen ist, wenn anders das Schloß, die großen Wälder, die Jagdschlößchen und Mühlen, welche zum Besitze gehören, vollgiltige Zeugnisse dafür sind. Vor vielen Jahren, als die Gnomen noch die Gewohnheit hatten, den gewöhnlichen Menschen für geleistete Dienste schöne Geschenke zu machen, trug es sich zu, daß eine Ahnmutter des Asseburgischen Geschlechts der Frau eines Gnomen in schwerer Stunde hilfreichen Beistand leistete. Als Dank verehrte ihr der Gnom drei gläserne Becher mit drei goldenen Kugeln, mit der Versicherung, daß das Glück und der Glanz der Asseburger bestehen würde, solange die Becher unversehrt blieben.

Das ging nun so ein paar Jahrhunderte lang, — denn die Burg wird schon 1118 urkundlich erwähnt — aber am 9. August 1696 kam selbstverschuldetes Mißgeschick.

Die drei Söhne Ludwigs von der Asseburg hatten ein großes Trinkgelage, der Wein floß in Strömen, Wirt und Gäste wurden sehr heiter. Die Rede kam auf die drei Becher, und die Gäste wünschten sie zu sehen.

Lange Zeit stürmten die Söhne vergeblich auf ihre Mutter ein — nach langem Zögern und voll schwerer Bedenken erlaubte sie endlich, die Becher in das Zimmer nehmen zu dürfen.

Die bezechten, lustigen Kumpane machten in ihrer frohen Weinlaune Bemerkungen über den Wert oder Unwert der Zauberbecher, und unvorsichtigerweise entfielen zwei den Händen der schwankenden Ritter und zerbrachen mit lautem Getöse auf dem Estrich, und die goldenen Kugeln entrollten den Händen der Gäste, die vergeblich versuchten sie aufzuhalten.

Digitized by Google

Noch in derselben Nacht verunglückten zwei der Söhne; der dritte Sohn wurde der Stammvater der jetzigen Grafen von der Asseburg, und der dritte Becher wird noch heute auf der Homburg in Westfalen aufbewahrt. Möglich, daß die Geschichte nicht tragisch genug für Uhland endete, weil noch ein Becher und ein Sproß übrig blieben, während bei der Edenhall-Affäre alles zu Grunde ging.

Vom Turme erschaut man auch die Eckhartsklippe, die, wie der Kastellan erzählt, der Lieblingsaufenthalt Klopstocks war, welcher als Gast des Grafen von der Asseburg hier weilte, und in dieser Wald- und Gebirgsidylle an seiner „Meissiade" arbeitete.

Molmerswende.

Ein kleiner Spaziergang von etwa zwei Stunden bringt uns nach einem kleinen Dorfe, Molmerswende genannt, welches den besonderen Vorzug hat, daß Gottfried August Bürger hier am 31. Dezember 1747 geboren wurde. Wenn man ihm auch nun nicht gerade mit seinen eigenen Worten nachsingen kann: „Hoch klingst du, Lied vom braven Mann, wie Orgelton und Glockenklang", da er in häuslichen Verhältnissen etwas wurmstichig war, so steht er doch als Balladendichter auf der höchsten Stufe, und man stimmt gerne den Gefühlen des Dankes und der Anerkennung bei, welche auf der Gedenktafel an dem kleinen Pfarrhause, in dem er geboren wurde, und auf dem Granitblock Ausdruck gefunden haben.

Das Gefühl der Dankbarkeit war in Bürger recht lebendig, und seinem alten Großvater widmete er den warm empfundenen Nachruf:

Ach; er war mein treuer Pfleger
Von dem Wiegenalter an.
Was ich bin und was ich habe,
Gab der Mann in diesem Grabe;
Alles dank' ich dir, du guter Mann.

Im Dörfchen Pansfelde, wo Bürger seine Jugendjahre im Hause seines Großvaters verlebte, ist auch der Schauplatz von Bürgers Ballade: „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain".

„Im Garten des Pfarrers von Taubenhain geht's um bei Nacht in der Laube" — so heißt es wohl, aber in Wirklichkeit gaben sich Bürgers Jugendgespielin und der Junker von Falkenstein hier Stelldichein, die nicht ohne Folgen blieben, und des Pfarrers Töchterlein zum Selbstmord im Teiche trieben.

Die Laube ist noch heute vorhanden, ebenso der Unkenteich, von dem der Dichter sagt:

Es schleicht ein Flämmchen am Unkenteich,
Das flimmert und flammert so traurig.
Da ist ein Plätzchen — da wächst kein Gras;
Das wird vom Tau und Regen nicht naß;
Da wehen die Lüfte so schaurig.

Digitized by Google

Glücklicherweise strahlte die Sonne hell am Himmel, die Unken schliefen in der schlammigen Tiefe und die Flämmchen der Seelilien konnten im goldenen Sonnenschein ihr trauriges Flimmern nicht sichtbar werden lassen; die Lüfte wehten balsamisch duftenden Tannenodem, so daß wir trotz der schwermütigen, melancholischen Begebenheiten ohne Gänsehaut die gespenstische Stätte verließen.

Man kommt im Harze überhaupt aus Gespenster-, Hexen-, Gnomen- und Zaubereigeschichten gar nicht heraus; wohin man kommt, findet man Plätze und Berge, die mit allerhand, meist recht lieblichen, Wunder- und Zauberfelsen, Quellen-, Höhlen-, Bäumen- und Burgengeschichten umwoben sind.

Recht reiche Ernte von solchen Geschichten finden sich in der Nachbarschaft des Ortes, wo ich augenblicklich meinen Hut an den Haken gehängt habe, d. h. nur figürlich, denn in Wirklichkeit würde der Herr Ober (Kellner) gar nicht zugeben, daß man selbst seinen Hut aufhängt; das besorgt er oder seine dienstbaren Geister gegen entsprechende Erhöhung des Trinkgeldes.

Das Bodetal.

Roßtrappe und Hexentanzplatz.

Also dieses ist Thale, eine Stadt von 14,000 Einwohnern. Eisenhütten, Maschinenfabriken, Emaillierwerke, Zementfabriken, Sägemühlen, Försterein, Kirchen, Hotels, Läden, Villen, „Midway“ und dem Eingang ins Bodetal.

Die Bode, welche sich hier ihren Weg in die Ebene durch tausend Fuß hohe Felsen erzwungen hat, besteht in Wirklichkeit aus einer ganzen Familie Bode. Da ist die Kalte Bode, die Warme Bode, die Lopp-Bode, die Rapp-Bode und vielleicht noch andere kleine Boden, die sich alle zur Bode vereinigen und die dann das Bravour- und Schaustück, das großartigste piece de resistance des Harzes liefern.

Es wird allseitig anerkannt, daß die Felsenwände des Bodetales, außer in den Alpen, nicht ihresgleichen in deutschen Gebirgen haben.

Sobald man bei dem Hubertusbad, ein Hotel mit jod- und bromhaltiger Kochsalzquelle — auf einer in der Bode gelegenen Insel, den Fluß überschritten hat, eröffnet sich dem staunenden Auge das imposante Schauspiel; das klare Gebirgswasser überströmt schäumend eine Menge wahrer Ungetüme von Steinblöcken, die sich trotzend dem gegen sie anfosenden Flutwasser entgegenstellen.

„Es kocht und siedet und brauset und zischt“, die Flut wirbelt über und unter die Granittrümmer, umschlingt sie mit wässerigen Armen, begräbt sie unter der ansteigenden Wassermasse, läßt sie befreit werden von

Digitized by Google

dem schäumenden Gischt hoch über den Wellen erscheinen, um dann das anfregende Spiel von neuem zu beginnen, und in immer anderen Formen dem bewundernden Auge zu erscheinen.

Jetzt — diese Welle wird den Koloß umstürzen, weitertreiben! Aber nein — unbeweglich trotzt der glattgewaschene, vom steten Strome rundgeschliffene Fels den wieder und wieder erneuten kräftigen Vorstößen der eilenden Fluten, die wie wunnig über ihn dahinströmen und mit zornigem Brausen sich durch Felsgeklüft weiter wälzen.

Welch erhabener Anblick! Wie die hochschwellenden Wasser die riesigen Felsenblöcke, die starren Uferwände mit ungehemmter Wut peitschen und wieder ohnmächtig in die dahinstürmende Masse zurücksinken, und dann in spiegelglatter Fläche in majestätischer Ruhe eine kleine Strecke dahinfließen, als ob sie größere Kraft zu erneutem Angriff sammeln wollten.

Auf dem rechten Bodenufer führt ein Fahrweg nach dem Hotel „Waldkater“; auf dem linken Ufer kommt man auf einem prächtigen Promenadenwege zum Hotel „Königsruhe“.

Wenn es gelingt, den Blick von dem Flusse und seinem ewig wechselnden Panorama, seinen Strudeln und Brausen abzuziehen, und auf die Ufer und die emporragenden Granitwände zu richten, so muß man unwillkürlich den Atem anhalten.

Tausend Fuß hoch erheben sich die Felsen in fast senkrechter Lage und in allerlei grotesken Formen, wie sie den verwitterten Granitzacken besonders eigen sind, und von denen man fürchten muß, daß sie jeden Augenblick auf den Bewunderer herabstürzen werden. Viele Felsen, die dem Beschauer vor langen Jahren in eigenartiger phantastischer Form erschienen, erhielten dementsprechend bezeichnende Namen. Da ist die „Hexengroßmutter“, nicht weit vom „Papst“ und dem „Mönch mit der Kapuze“, dem nicht weit entfernt die „Bergkanzel“ zur Verfügung steht, vorausgesetzt, er kann über den „Kronenstumpf“ durch das „Bodetor“ dahingelangen. Die Namen machen die malerischen Felspartien nicht schlechter, obwohl sie uns die Mühe aufladen, um Himmels willen eine, wenn auch entfernte Aehnlichkeit zwischen den Gegenständen und ihren Bezeichnungen zu finden.

Ueber das Gasthaus „Königsruhe“ hinaus, immer dem Ufer der Bode entlang, scheint der Fluß plötzlich zu verschwinden. Granitmauern, steil, kahl und unbesteigbar, eine Höhe von 800 Fuß erreichend (die indes dem Beschauer, der, unten am Fuße stehend, sich fast den Nacken ausrenkt, um hinaufzusehen, als viel zu gering gemessen vorkommt), scheinen dem Fuß des Reisenden und dem Flusse einen Riegel von großen Dimensionen vorgeschoben zu haben, obwohl das rauschende Wasser mit donnerndem Klange von seinem fortgesetzten Strömen Kunde giebt.

Digitized by Google

Ein enger Weg bringt uns auf die Teufelsbrücke, und hier wird uns ein Blick hinter die Felskulissen erlaubt. Nun sehen wir die Bode in erhöhtem Bett einherfließen und einen Wasserfall bilden, der in einem Strudeltopfe oder Kessel auch das Wasser eine kurze Strecke zur Ruhe kommen läßt.

Das Wasser, von dem man ja weiß, daß sogar ein steter Tropfen den Stein höhlt, hat hier in dem harten Granitboden einen Kessel gewühlt, der reichlich 20 Fuß tief ist. Das ist freilich nicht so großartig tief, aber doch zu tief, als daß man aus diesem Kronensumpf die auf dem Boden liegende kostbare Krone herausholen könnte. Natürlich wird die Sache bedeutend erschwert dadurch, daß die Krone von einem Hunde mit glühenden Augen bewacht wird.

Die Sache trug sich aber so zu. Der wilde Böhmenkönig Bodo kam auf einem Kriegszuge gegen die Sachsen ins Harzgebirge. Hier erblickte er Brunhilde, die Tochter des Riesenfürsten, und entbrannte in heftiger Leidenschaft für die liebreizende Prinzessin. Diese aber erwiderte die Liebe des Böhmenkönigs nicht, weil eine andere Liebe schon ihr Herz erfüllte.

Um den Drängen des liebetollen, wilden Freiers zu entgehen, entschloß sie sich, vom Hofe ihres Vaters zu fliehen. Auf ihrem leichtfüßigen, schnellen Lieblingsroß schlug sie den Pfad in das unwegbare Harzgebirge ein. Ihre Flucht wurde entdeckt, und der Troß machte sich auf zur Verfolgung. Alle blieben bald weit zurück, nur der König auf seinem kohlschwarzen Rappen kam der Flüchtigen näher und näher. Plötzlich schreckt ihr Pferd zurück, und hält zitternd an einem grausigen Abhang. Sie hört die Hufe des Pferdes ihres Verfolgers auf dem Gestein. Rasch entschlossen giebt sie dem edlen Rosse ermutigende Worte, und hinüber fliegt sie über den gähnenden Abgrund nach dem gegenüberliegenden Felsen. Bei dem kühnen Sprunge fiel dem Hünenkinde die Krone vom Haupte, und ruht nun seit der Zeit auf dem Grunde des Bodekessels. Der liebestolle Bodo wagte auch den verwegenen Sprung, erreichte jedoch den gegenüberliegenden Felsen nicht, sondern stürzte elendiglich in die Tiefe.

Der Platz, von dem Brunhilde den Sprung machte, ist der Hexentanzplatz; und der Platz, wo ihr Roß den gegenüberliegenden Felsen erreichte, ist die Roßtrappe, wo noch jetzt der Abdruck des Hufes zu sehen ist, den das Roß durch seinen gewaltigen Sprung in das Gestein eingrub.

Die Entfernung vom Hexentanzplatz über das Bodetal nach der Roßtrappe beträgt meiner Schätzung nach über 3000 Fuß, und man kann unter solchen Umständen der Kühnheit der Prinzessin und der Sprungkraft des Pferdes seine Anerkennung nicht versagen. Vom Bodekessel aus gesehen bietet der Roßtrappefelsen den großartigsten Anblick, durch seine Höhe sowohl als durch seine Formationen, die große Aehnlichkeit mit riesen-

Digitized by Google

haften Befestigungstürmen haben. Mächtige Granitpfeiler ragen in schwindelnder Höhe ins Tal herein; seitlich weniger steil erhebend, gewähren sie Gelegenheit, den Gipfel des Felsen von dieser Seite zu erreichen.

Der Zickzackweg, der in reichlich zwanzig zickzackigen Wendungen hinaufführt, wodurch die Länge des Weges sich wohl zwanzigmal verlängert, heißt die „Schnurre". Hinunterschnurren kann man jedenfalls mit Leichtigkeit, aber mit dem Hinaufschnurren auf dem sonnenvollen, schatten- und baumlosen Wege hat es wohl seine Haken. Wenn man das Ding ansieht, wie es sich an dem Felsabhange hinaufzieht, etwa wie ein Dutzend deutsche m's, die auf dem Kopfe stehen, da sieht man, daß man trotz des einladenden Namens „Schnurre" mühselig hinaufkriechen müßte.

Glücklicherweise kann man diese Bergfeste von der anderen Seite leichter besteigen. Vom Hubertusbad aus führt ein recht guter Promenadenweg zum „Roßtrappehotel", etwas über die Hälfte des Weges in prachtvoller Lage gebaut, wo der Müde sich für den weiteren Weg stärken und erfrischen kann. Auch dieser Weg muß häufig in Zickzackbahnen geführt werden, um die steilen Höhen zu überwinden, aber die Kehrwege sind nicht so steil und lassen sich im schönsten Schatten des Waldes zurücklegen.

Ehe man den Gipfel erreicht, sieht man Spuren von alten gewaltigen Mauern, die es wahrscheinlich erscheinen lassen, daß der ganze Berggipfel einst eine befestigte Kulturstätte gewesen sei, die von der Ostseite von Natur gegen alle Angriffe geschützt, an der Westseite durch riesige Mauern uneinnehmbar gemacht wurde. Nun stehen wir auf dem Scheitel der Roßtrappe und sehen auf den glattgeschliffenen Steinen die Spur des Hufes des riesigen, fabelhaften Rosses.

Der Blick vom Rande des Felsens auf die Felsklippen und Granitformationen, den Hexentanzplatz, die Gewitterklippen, Rabenstein, Bismarck-Felsen, Wodanskopf, die Teufelsmauer und das Silberband des Flusses im Bodetale ist einfach überwältigend.

Aber da fällt der Blick auf eine kleine, primitive Jagdhütte dicht neben uns. Heraus tritt ein alter, graubärtiger, grauberockter, grimmig dareinschauender Forstwart; wir sehen auch auf einem Gestell ein halbes Dutzend alter Pistolen und gegen Erlegung von 15 Pfennigen pro Schuß, läßt sich der alte Griesgram dazu herbei, einige Schüsse abzufeuern. Das Echo rollt in den Bergen wie zehnfacher Donner, und erstirbt erst ganz allmählich in der Ferne. Der alte Berggeist, der ja eigens dazu angestellt ist, das Echo gegen Trinkgeld hervorzulocken, macht ein Gesicht, als ob es eine Sünde sei, so oft für schnöden Sold ein Loch in die Natur zu schießen.

Am nächsten Morgen wurde ein Spaziergang nach dem 1500 Fuß hohen Hexentanzplatz unternommen.

Digitized by Google

Er liegt am rechten Ufer der Bode, etwa 150 Fuß höher als die Roßtrappe, und gewährt deshalb einen noch schöneren und überraschenderen Blick auf die zerklüftete Felsenwelt als die Roßtrappe.

Wenn man den bequemen Waldweg im Schatten der mächtigen Buchen langsam hinaufgestiegen ist, und dann plötzlich vom Bismarck-Felsen das Auge mit übersichtlichem Blick auf die Felsengebilde des Bodetals, auf die lachenden Fluren des Flachlandes hinüber bis nach Quedlinburg und nach Westen auf den Brocken mit seinen südlichen Trabanten, dem Warmberge und dem kleinen und großen Winterberge, sieht, dann muß man unwillkürlich ausrufen: „Ja, wunderschön ist Gottes Erde.“ Im Gasthof „Zum Tanzplatz“ kann man sich bequem erholen, und ohne Anstrengung sich an der schönen Aussicht freuen und vor dem Bergtheater warten, auf dessen Bühne täglich im Sommer Volksschauspiele aufgeführt werden, wenn man nicht vorzieht, die Pause mit dem Besuche der nahen Walpurgishalle auszufüllen. Ein im altgermanischen Stil aufgeführtes Gebäude, das so recht in seine Umgebung mit der Märchen- und Zauberatmosphäre hineinpaßt. Im Innern befinden sich Wandgemälde von Hermann Hendricks mit geisterhaften, gespenstischen Darstellungen von Hexentänzen, goldgrabenden Gnomen, der Wald zerstörenden, Felsen zerschmetternden Windsbraut, Gretchens Erscheinung mit Mephisto und Faust im dunklen Hintergrunde und anderen die Harzlegenden illustrierenden Darstellungen. Außerdem befindet sich darin eine Sammlung von Urnen, Gefäßen, Waffen, Geweihen, Vögeln u. s. w.

Den Abstieg, der selbst auf dem steileren Wege nicht so beschwerlich ist, als der Aufstieg auf dem bequemeren Wege, machen wir nicht auf denselben Pfaden am Sachsenwall und der Teufelsmauer entlang, sondern benutzen den steilen, zickzackigen Hexenstieg, der am felsigen Ufer hinab, ohne daß Bäume die Aussicht versperrten, hinter dem „Waldkater“ ins Bodetal hinabführt. Erst aber einen kleinen Umweg, um das schöne Denkmal Pfeils, des Gründers der Eberswalder Forstakademie, zu betrachten.

Auf einem hohen Marmorblock liegt ein stattlicher Hirsch, an den Seiten des Blocks befinden sich das Bronzebildnis des Gefeierten und die von ihm gedichteten sinnigen Strophen, welche er dem Harze gewidmet hat. Tief empfunden schmiegen sie sich wunderbar schön dem idyllischen Platze an, auf welchem das Denkmal seine Aufstellung gefunden hat; eine sonnige Waldlichtung mit grüner Halde, von sechs Riesenbuchen umgeben, — Waldesfrieden und Jägerlust.

Digitized by Google

Tief in des Buchenwaldes Schweigen,
Da liegt ein kleines, enges Haus
Und schaut, umschirmt von alten Eichen,
Weit in die blaue Fern' hinaus.
Kühn hebt der Bau sich aus den Bäumen,
Zu Füßen liegt der Wälder Grün,
Die Bode hört man unten schäumen,
Die Berge sieht man Abends glühn.
Das birgt in seinen engen Räumen,
Die schönste reine Jägerlust
Und wenn ich mich dahin kann träumen,
Schwellt mir die Sehnsucht oft die Brust.
Hier ist der Welt Geräusch verklungen,
Hier leb' ich dir allein, Natur!
Bis hierher ist kein Streit gedrungen,
Hier herrscht der tiefste Friede nur.
Hier spricht der Wind mit Geisteslauten,
Und was er nennt versteh' ich wohl.
Sag' ich auch nicht, was sie vertrauten,
Ist mir das Herz doch davon voll.
Du kleines Haus, voll süßem Frieden,
Versag mir niemals ein Asyl,
Und biete einst dem Lebensmüden
Ein stilles Grab als letztes Ziel.

Goslar.

Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne warfen kaum ihr goldenes Licht auf die höchsten Punkte der Deisterberge, als fünf muntere, frische Studenten mit leichtem Herzen und leichtem Geldbeutel, aber mit von allerlei Eßbarem schwer gefüllten Botanisiertrommeln aus der Stadt Hannover in der Richtung nach der alten Reichsstadt Goslar auszogen.

Viele Jahre sind seit diesem herrlichen Sommermorgen am Ende des Rosenmonats verstrichen; aber das Trillern der Lerchen über den duftenden Wiesen, der helle Vogelsang aus Hecken und Bäumen, die köstlichen, farbenreichen Blumen in Wald und Gärten, in den Gräben und Böschungen am Wege, das freundliche „Gu'en Mor'n" der Landleute und Wanderer auf der Chaussee, die jugendliche Reiselustigkeit der Jünglinge, die nach neun Monaten angestrengter Studien vom Staube der Bücher in die freie Luft des fabelreichen Harzgebirges zogen — bleibt lebendig in der Erinnerung; je länger der Strom der Jahre darüber hinrauscht, um so heller und glänzender steigen die Bilder einer fröhlichen Jugendzeit aus der Vergangenheit vor das geistige Auge.

Wir hatten Zeit, sicherlich mehr Zeit als Geld; und da dies der Beginn der großen Ferien von dreimonatlicher Dauer war, so brauchten wir uns nicht zu beeilen, sondern konnten unsere Fußreise in aller

Digitized by Google

Gemächlichkeit machen — nach Goslar kamen wir doch, und je langsamer wir marschierten, desto größer war der Genuß an den landschaftlichen Schönheiten, die sich dem Auge in reichem Maße darboten, an Unterhaltung mit den uns Begegnenden auf der Landstraße, an Ruhe, Erholung und Dummheiten in den Dorfkrügen.

Wenn man einen Jugendbekannten — oder sagen wir lieber eine Jugendbekannte — so herrlich „in der Jugend prangen, wie eine Blume frisch und schön" im Gedächtnis trägt, und sieht sie statt dessen mit grauem Haar, runzeligem Gesicht und gekrümmtem Rücken nach Jahren wieder, so fühlt man sich enttäuscht — und wenn man vor mehr als 40 Jahren eine Stadt als ein kleines Nest mit schmutzigen, schlecht gepflasterten Straßen und traurig darein schauenden, alten, schlecht erhaltenen Häusern gesehen hat, und findet nun eine Stadt mit gut gepflasterten, reinlichen Straßen, prächtigen Anlagen, schönen Vorstädten und schön restaurierten Häusern, so ist man auch enttäuscht, aber natürlich auf das angenehmste.

Wir hatten Heines Harzreise gelesen und sahen wohl manches durch seine satyrische Brille an; wir stimmten ihm bei, daß die altersgrauen Standbilder der deutschen Kaiser vor der Kaiserswerth hier und da vergoldet, wodurch das Räucherigschwarze ihres Habits um so greller hervortrat, wie „gebratene Universitätspedelle" aussahen, und daß das Rathaus wenig mehr als eine weiß getünchte Wachtstube darstelle, und wir goßen die Lauge unserer Witze a la Heine unermüdlich in die Ohren unserer zwei Goslarer Wandergefährten, die diese Sottisen gutmütig über sich ergehen ließen.

Der eine, Rohtdurfft mit Namen, oder Rothzucht, wie wir ihn benannt hatten, und der seiner impertinent roten Haare und des gesundroten Biergesichts wegen den Kneipnamen „Hummer" führte, machte uns beim Vorübergehen an einem verfallenen Gebäude auf das am Südende desselben gelegene „Bürgergewahrsam" aufmerksam, in dem die Goslarer Polizei die Leute steckte, welche es an Hochachtung vor der alten Kaiserstadt fehlen ließen. Heute ist dieses Bürgergewahrsam, mit dessen Innern wir damals keine Bekanntschaft machten, ein Ort der Verehrung — denn es war in Wirklichkeit ein prominenter Teil des in totale Vergessenheit geratenen alten Kaiserhauses, die im 13. Jahrhundert erbaute St. Ulrichskapelle.

Eine Dummheit hätte uns leicht ein Nachtquartier in dem Gewahrsam eintragen können, denn was bei Heine wahrscheinlich nur eine erfundene Episode war, setzten wir in die Wirklichkeit um.

Heine erzählt — für die genaue Wiedergabe kann ich nun freilich bei mangelnden literarischen Hilfsmitteln, d. h. Heines Werken, nicht bürgen

Digitized by Google

daß er einem hübschen Mädchen entweder durchs Fenster oder auf der Flur einen Kuß gestohlen habe.

Tradition verlegte, wie Freund „Hummer“ uns mitteilte, den Schauplatz dieser Begebenheit auf die Bäckerstraße. Der historische Ort mußte natürlich in Augenschein genommen werden — und siehe da — aus einem der Fenster lehnte ein blondes Jungfräulein mit blauen Augen, Korallenlippen und frischen Wangen und schaute verwundert auf die lärmenden Passanten. Einer, unternehmender und frecher als die übrigen, erhob sich auf die Zehenspitzen und ehe das Mägdelein nur wußte, was geschah, hatte er ein Küßchen stibitzt. Dann war der Radau groß. Die roten Haare unseres Freundes dienten als Erkennungszeichen — sein Vater wurde interpelliert. Die beiden Mamas weinten. Indessen, er mußte schuldlos erklärt werden, weil es sich zeigte, daß seine Leibesstatur nicht lang genug war, um selbst auf den Zehenspitzen das süße Mäulchen des Mädchens erreichen zu können.

Trotzdem blieb er in Goslar unter dem Verdachte, der Uebeltäter gewesen zu sein. Wenigstens hatte er sich 1865, als ich ihn zum letzten Male sah, noch nicht vollständig in den Augen der jungen Damen rehabilitiert. Seiner Karriere hat es indessen nicht geschadet, er starb vor sechs Monaten als Kgl. Preußischer Oberbaurat.

Wir hatten uns bei den Spießbürgern durch diese kleine Eskapade ziemlich schlecht eingeführt, und hielten uns deswegen nicht lange mit der Besichtigung der Sehenswürdigkeiten in Goslar auf, sondern nahmen die Versicherung in Heines Harzreise in Treue und Glauben auf, daß eigentlich in Goslar nichts zu sehen sei, weil das wirklich Sehenswerte schon längst fortgeschafft sei. Wir machten uns deshalb bald auf die Sohlen, um durch das Okertal den alten Vater Brocken zu besteigen.

Soviel Zeit erlaubten wir uns jedoch, im Zwinger ein paar Gläser Gose — das berüchtigte Goslarer Gebräu — zu trinken, trotz der Warnung, daß es für solche, die nicht daran gewohnt sind, die unangenehme Wirkung habe, etwas zu verursachen, wobei Gose sich auf so etwas wie „in die Hose“ reimt.

Das ist nun alles anders. Das Flüßchen Gose durchfließt Goslar noch wie sonst, aber „fragst Du nach der Gose, Du findest sie nicht mehr“. Pilsener Urquelle, Kulmbacher, Münchener Hofbräu, Bremer Kaiser, Dortmunder, Herrenhäuser Helles, — alles importiert, wenn auch nur auf eine Distanz von ein paar Meilen, doch doppelt so hoch im Preise als heimisches Gebräu. Am Bahnhofe ist ein ganzer Kranz von Hotels; da ist gleich das Hotel Hannover, kolossig anzusehen mit prächtiger Aussicht von schöner Veranda, der Niedersächsische Hof, der Fürstenhof, das Bahnhofshotel, alle neu und modern, aber das anziehendste Bild bot der „Achtermann“. Ob das Hotel seinen Namen von dem malerischen Harz-

Digitized by Google

berge Achtermann herleitet, oder Berg und Hotel nach den Vertretern der Bürgerschaft in den Gemeinden der Städte, die in alten Zeiten „Achtermann" hießen, benamset wurden, ist gleichgültig.

Aber schön, alt und ehrwürdig ist dieses Hotel in seinen verschiedenen Teilen. Alt und ehrwürdig ist ein mächtiger Zwinger, drei Stockwerke hoch, ein Teil der alten Stadtmauer: mit fußdicken Mauern bildet er den Kern, oder soll ich sagen die Schale des Hotels. Denn in diesem Zimmer ist eine Bierstube altdeutschen Stils eingerichtet, so behaglich und gemütlich, daß selbst ein Bayer sich darin wohl fühlen müßte.

An beiden Seiten sind mit stilvoller Benutzung der alten Stadtmauer Seitenflügel angebaut, die mit geschmackvollem Bilderschmuck für Speise- und Gesellschaftsräume hergerichtet sind. Auf dem Zwinger selbst schließt ein turmartiger Pavillon das alte Gemäuer mit gutem Geschmacke ab. Das Ganze wird von parkartigen, gut gepflegten Gärten umgeben und um sofort daran zu erinnern, daß Goslar eine Kaiserstadt ist, ist der Achtermann mit einer Kaiserfigur und mit einer Maria geschmückt.

Gerade gegenüber liegt die alte zweitürmige Neuwerkskirche, halb versteckt hinter einem Teil der Stadtmauer, mit Zinnen gekrönt und von üppig grünendem Epheu umrankt und umklammert, als ob er ferneres Verwittern und Verfallen abwehren wollte. Die Kirche stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert und enthält einen reichverzierten Chorabschluß und wertvolle, geschickt restaurierte Malereien.

Die ersten Eindrücke waren so vorzüglich, so verschieden von den vor vielen Jahren unter heimischer Sportluft erzeugten, daß wir mit dem günstigsten Vorurteile zur Besichtigung der alten Kaiserstadt schritten.

Und gewiß, sie verdient eingehende Besichtigung, und ist es wohl wert, daß man mehrere Tage hier verweilt, und die historisch merkwürdigen und architektisch schönen Stellen durchforscht.

Da ist zunächst die aus dem zwölften Jahrhundert stammende Jakobikirche, die einzige katholische Kirche der Stadt. Ursprünglich im romanischen Stil erbaut, wurde sie später in einen gotischen Hallenbau umgebaut, doch wurden die beiden Türme im alten Stil erhalten, die mit den nach außen hängenden Uhrglocken einen ungewöhnlich malerischen Anblick gewähren. Die Kanzel, ein aus Kupfer getriebenes Taufbecken, eine Pieta, sind wahre Kabinettstücke.

Dasselbe gilt von der reichgeschnitzten Kanzel und dem aus Messing getriebenen Taufbecken vom Jahre 1546 in der großen Marktkirche. Diese ist ein spätromanischer Bau mit zwei Türmen; leider haben spätere gotische Anbauten die Harmonie des Gebäudes etwas gestört. Von dem Innern der Kirche konnten wir nur die wohlproportionierten Raumverhältnisse bewundern, weil große Gerüste, die für Restauration der Kirche errichtet wurden, die Einzelheiten dem Auge verhüllten.

Digitized by Google

Unser Mittagessen genossen wir, vorzüglich zubereitet und außerordentlich preiswürdig, unter der Arkade des Kaiserworth Hotels. Dieses Gebäude wurde 1494 für die Gildemeister der Gewandschneider errichtet. Der Oberbau ruht auf Rundbogen, die auf achteckigen Pfeilern lagern, und eine recht kosige Arkade bilden, in deren kühlem Schatten man am heißen Sommermittage vorzüglich speisen kann.

Ein architektonisch schöner Erkerturm, den ein vergoldeter Reichsadler krönt, giebt dem Gebäude ein aristokratisches Gepräge, welches durch die Standbilder deutscher Kaiser, die zwischen den Fenstern in Nischen stehen, noch bedeutend verstärkt wird.

Kaiserworth und Rathaus in Goslar.

Diese Kaiser sehen recht würdig und ritterlich aus, keineswegs wie „gebratene Universitätspedelle", die es ja überhaupt gar nicht giebt — die bleiben immer roh. Diese Standbilder stehen auf Konsolen, die mit teilweise sehr treffend humoristischen Figuren geziert sind. Unter anderen zeigt sich dort das bekannte Dukatenmännchen in voller — aber leider vergeblicher Arbeit. Wem die Dukaten, falls es ihm gelang sie herauszudrücken, zugute kommen sollten, ist wohl heute nicht mehr festzustellen — möglich, daß sowohl Kaiser als Schneider Gebrauch für sie gehabt hätten, denn „zu viel kann man wohl haben, doch hat man nie genug." Schräg gegenüber steht das Rathaus — Heines weißgetünchte Wachtstube. Ein gotischer Bau aus dem 15. Jahrhundert. Wie bei dem Kaiserworth bildet eine auf achteckigen Pfeilern ruhende Bogenhalle eine Arkade; über den spitzbogigen Fenstern erheben sich eine Reihe spitzer Giebel voll schönen Maßwerkes, die mit dem steilen Dache, Turm, Balkon und Giebelfeldern einen sehr guten Eindruck machen und gewiß nicht die geringste

Digitized by Google

Aehnlichkeit mit einer Wachtstube am allerwenigsten mit einer weißgetünchten haben.

Und was das Rathaus außen verspricht, hält es im Innern. Im Ratszimmer befinden sich eine Anzahl vorzüglich erhaltener Gemälde aus dem 16. Jahrhundert. Dann ist hier die berühmte silberne Bergkanne von 1477, an der in Reliefsiguren, mit reichem Zierrat geschmückt, die Arbeiten des Bergbaues dargestellt sind. Ein Evangeliumbuch aus dem 13. Jahrhundert mit Bildern von höchstem Kunstwert, zwei Kaiserurkunden, eine päpstliche Bulle, ein Lutherbrief, Pokale, Münzen, Prägestempel (aus der Zeit als Goslar sein eigenes Geld prägte) und endlich die Beißkatze, ein Doppelkäfig für zänkische Weiber, die hier einander gegenüber sitzen mußten, um sich anzulächeln oder die Zähne zu fletschen, ganz nach Belieben.

Auf dem Marktplatze, der mit seinen schönen, alten Gebäuden, die, wie das Rathaus selbst, Arkadengänge haben, einen vortrefflichen Eindruck macht, erhebt sich in der Mitte ein großes Becken aus Bronze, von dem eigentümlich-altertümlich Goslarer Adler gekrönt. Dieses Becken soll der Sage nach der Teufel in uralter Zeit der Stadt zum Geschenk gemacht haben, und es heißt deshalb „Teufelsbecken".

Warum der Teufel das Becken für einen Springbrunnen als Geschenk aussuchte, ist unaufgeklärt geblieben. Man weiß auch nicht, warum er es heimlich zur Nachtzeit auf den Marktplatz stellte und sich durch diese Heimlichtuerei dem Danke der Bürger entzog.

Das Wasser, ob es nun gewöhnliches Wasser oder Weihwasser ist, hat jedenfalls für den Teufel nichts Sympathisches; es paßt nicht in sein Geschäft, wo die Abkühlung durch Wasser durchaus unerlaubt, wohl auch ganz unmöglich ist. Vielleicht hatte Heine recht, als er meinte, daß dieses Geschenk von einem dummen Teufel herrühre, und zu einer Zeit gemacht wurde, als die Leute auch noch dummer waren und daß sie sich so gegenseitig Geschenke machten — die Leute schenkten dem Teufel ihre Seele, und der Teufel machte ihnen so wertvolle Gegengeschenke wie dieses Wasserbecken.

Wenn der Teufel später noch werktätig in Goslar beschäftigt gewesen ist, so hat er jedenfalls seine Schuldigkeit getan, dadurch, daß er nicht ein, sondern eine ganze Anzahl von Wirtshäusern in die Nachbarschaft von Kirchen gesetzt hat.

Die schönsten alten Gebäude, wie das Gildehaus der Bäcker aus dem Jahre 1557, das Brusttuch von 1526, das Gewandhaus und andere sind zu Hotels und Restaurationen umgebaut.

Das Brusttuch (es soll seinen Namen davon haben, daß die Tuchhändler hier ihr Gildehaus hatten), ist ein höchst eigentümliches Gebäude. Der dreistöckige Unterbau wird von einem vierstöckigen, windschiefen Dache

Digitized by Google

gekrönt, das so steil und spitz ist, daß man meint, eine Fliege müßte darauf ausrutschen.

Der Erker und die drei freien Vorder- und Seitenfronten sind mit mythologischen, satirischen und humoristischen Holzschnitzereien reich verziert, die in passendem Farbenschmuck prangen, in denen natürlich die Harzer Hexen eine hervorragende Rolle spielen.

Die altertümliche Schönheit und die schöne Altertümlichkeit des Brusttuches hat die Aufmerksamkeit der Kenner in fast so hohem Maße auf sich gezogen, wie das Essighaus in Bremen, und da es Privateigentum ist, hat man es zu kaufen gesucht, um es abzutragen und im fremden Lande wieder aufzurichten. Bei meiner Anwesenheit war ein Gerücht im Umlauf, daß unser unternehmende Landsmann, Pierpont Morgan, zwei Millionen Mark für das Gebäude geboten habe. Wer's glaubt! Ich glaube, daß der Goslarer Lokal- und der deutsche Vaterlandspatriotismus des Eigentümers einer solchen Versuchung wohl nicht widerstanden hätte.

Aber die neue Zeit hält viel von der alten Zeit, und ihre Denkmäler werden erhalten und in guten Stand gesetzt. Schade, daß dieses Gefühl erst neueren Datums ist, sonst wäre uns der alte berühmte Dom von Goslar, der 1050 von Kaiser Heinrich III. erbaut und 1819 wegen Baufälligkeit abgebrochen wurde, sicherlich erhalten.

Von dem ganzen großartigen Gebäude ist nichts mehr zu finden als die Domkapelle Maria Magdalena, die 1270 dem Dome angebaut wurde, und nun als eine Art Museum dazu dient, die aus dem alten Dome stammenden Altertümer aufzubewahren.

Hier befindet sich auch der „Krodoaltar", über den ich bei Gelegenheit der Krodoquelle in Harzburg schon eine Bemerkung machte. Der sogenannte Altar ist eigentlich eine Lade, von der Größe eines Saratogokoffers, aus Bronzeplatten zusammengefügt. An jeder Seite befinden sich zwanzig Höhlungen verschiedener Größe, die einst mit Filigranornamenten und Edelsteinen ausgefüllt waren. Die Lade soll, so vermuten die Altertumsforscher, sarazenischen Ursprungs sein, und sie wird an den vier Ecken von vier knieenden Figuren getragen, die allerdings keine Engel sind, wie ich erst glaubte, sondern recht häßliche orientalische Fratzen.

Sicherlich hatte der alte deutsche Ruhmesgott, Krodo, auf der Harzburg zu seinen Lebzeiten mit dieser orientalischen Lade nichts zu schaffen er war wohl schon lange abgesetzt, als dieser Reliquienkasten angefertigt wurde.

In der Kapelle befinden sich Glasmalereien und darunter ein kleines aus bunten Glasstücken zusammengesetztes Glasbild, dessen rotes Glas von einem so wunderbar strahlenden Glanze ist, wie es wohl selten gefunden wird, die Original-Sandsteinschranke oder Balustrade des Kaiser-

Digitized by Google

stuhls — der Kaiserstuhl selbst steht im Kaiserhause — Kruzifix und alte, reich verzierte Grabsteine belohnen hinreichend für die 50 Pfennige Eintrittsgeld.

Ein alter Veteran hat das Amt eines Kastellans, wohl als Ruheposten, inne und ladet die Vorbeigehenden — und die Zahl der Fremdenbesucher beläuft sich auf über 50,000 im Jahre — mit freundlicher Geberde zum Eintritt ein.

Er kann auch die Geschichte des Domes von seiner Erbauung an bis zum Abbruch interessant erzählen, und weiß von den Altertümern in der Domkapelle manches zu berichten.

So konnte er uns manches erzählen von der Familie von Schwiechelde, von der wohl ein Dutzend Grabsteine in der Domkapelle Zeugnis geben, — aber daß der letzte Sproß an übergroßem Durste gestorben sei, das wußte er noch nicht; er kann es aber jetzt als Schluß beifügen.

Von Heinrich Heine hatte er auch gelesen; er hatte nur eine sehr geringe Meinung von einem Manne, der so dreckig über Goslar geschrieben hatte.

Besonders ärgerlich war er über das, was Heine über das Kruzifix, welches einen Ehrenplatz in der Kapelle einnimmt, zu sagen gehabt hatte. Das Bildnis des Gekreuzigten, so hätte Heine sich ausgedrückt, gehörte überhaupt in kein Gotteshaus, sondern in ein Leichenhaus oder in ein anatomisches Museum; solch ein Kopf mit natürlichen Haaren und schmerzverzerrtem Gesichte hätte kein Heiland je haben können; da wäre nichts Göttliches darin zu erkennen. Obwohl der Heiland keine Schmerzen gefühlt hätte, als er ans Kreuz geschlagen wurde — er habe doch Gefühle wie ein Mensch gehabt. — Was überhaupt so'n Jude, wie Heine war, davon verstehe.

Meine Berichtigung seiner Ansicht, dahingehend, daß Heine zu der Zeit, als er dieses schrieb, ein rechtgläubiger Lutheraner gewesen sei, stieß bei ihm auf Unglauben, und damit er nicht aus Unwillen seinen geschichtlichen Abriß von Goslars Vergangenheit zu früh zu Ende brachte, zog ich vor, Heines Religion unerörtert zu lassen. Der Alte hätte es doch nicht geglaubt, selbst wenn ich ihm Heines Taufschein, pfarramtlich besiegelt, hätte zeigen können.

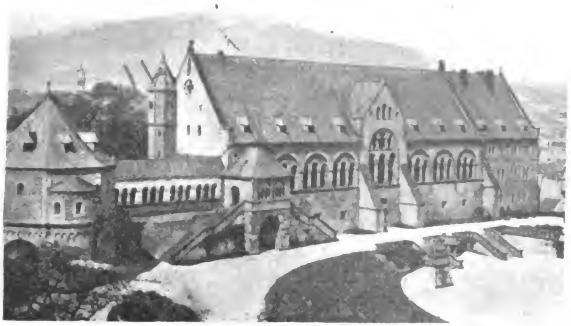
Es giebt so viel des Interessanten in Goslar, daß man kaum weiß, wo man aufhören soll, ohne das Beste vergessen zu haben, und deshalb will ich dem Kohinur unter den Edelsteinen der deutschen Kaiserburgen, dem Kaiserhause von Goslar, einen besonderen Abschnitt widmen. Seine Wiederherstellung verkündet, daß:

Die alten Zeiten sanken,
Ein neues Reich entstand,
Ich höre Frühlingswehen
Im deutschen Vaterland.

Digitized by Google

Das Kaiserhaus in Goslar.

Im Jahre 1871, bei der Eröffnung des ersten deutschen Reichstages im neuerstandenen Deutschen Kaiserreiche, erregte der vom Kaiser Wilhelm benutzte Thronsessel allgemeine Aufmerksamkeit. Ein steinerner Sitz mit Bronzeverzierungen an Arm- und Rückenlehnen, deren romanische Formen auf hohes Alter deuteten, von einer Balustrade umgeben, deren Stil wohl ebenfalls hohes Alter anzeigte, sonst aber den Eindruck machte, als ob sie erst kürzlich die Werkstatt des Holzschnitzers verlassen hätte, rief oft die Frage hervor: Warum ein solcher Thronsessel? so alt und so verhältnismäßig einfach, bei einer solchen außergewöhnlich feierlichen, geschichtlich



Das Kaiserhaus in Goslar.

hochbedeutenden Gelegenheit, wo doch in allen anderen Anordnungen der größte Pomp entfaltet wird?

Und mit welch ehrfurchtvoller Zufriedenheit wurde die Mitteilung aufgenommen, daß der neue Kaiser auf dem alten Kaiserstuhle von Goslar zum ersten Male die Abgeordneten des neuen Deutschen Reiches begrüßte, von dem herab schon vor 800 Jahren deutsche Kaiser deutsche Reichsversammlungen eröffnet hatten.

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm, nachmaliger Kaiser Friedrich III., hatte mit seinem Takt und historischem Gefühle den Vorschlag gemacht, der mit Freude angenommen wurde. Prinz Karl von Preußen, der derzeitige Besitzer desselben, stellte ihn zur Verfügung, und so geschah es, daß Kaiser Wilhelm von hochinteressantem historischen Sitze aus die neue Aera des wiedererwachten Deutschen Kaiserreiches einleiten konnte.

Digitized by Google

Beim Abbruch des riesigen Domes war der Kaiserstuhl für 27 Taler verkauft worden; Prinz Karl erstand ihn später für 3000 Mark und nachdem er durch Kaiser Wilhelms Benutzung erneuten historischen Wert erhalten hatte, beschenkte er die Stadt Goslar damit — und heute steht er im Reichssaale des alten Kaiserhauses als leuchtender Beweis, daß die alte Kaiserherrlichkeit im Deutschen Reiche neuerstanden ist. Sein Stand ist vor einem herrlichen Gemälde an der Westwand des Saales, auf welchem die Wiedererrichtung des Kaiserreiches durch Wilhelm und seine Paladine symbolisch dargestellt ist.

Doch erst einige Worte über das Kaiserhaus selbst.

Wie ich schon bemerkte, zogen wir vor Jahren an dem zerfallenen Gebäude vorüber, ohne ihm die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Eine zerbröckelnde alte Scheune, oder ein alter großer Stall, wer wollte einen Augenblick verweilen, um ihn anzusehen? Daß sich am Südende ein keineswegs gebäulich imponierendes Polizeigefängnis befand, hätten wir wohl schwerlich selbst bemerkt, wenn nicht unsere einheimischen Freunde warnend darauf hingezeigt hätten.

Die Bedeutung des alten hinfälligen Gebäudes war aus dem Volksbewußtsein so vollständig verschwunden, daß es wohl keinen Bürger in Goslar gab, der den geschichtlichen und künstlerischen Wert desselben auch nur geahnt hätte.

Erst als im Jahre 1865 die Hinterwand der Ruine einstürzte, und der Rat der Stadt über den Abbruch des ganzen Gebäudes beriet (hatte doch der Abbruch der alten Domruine 1500 Taler in den Stadtsäckel gebracht) machten Altertumsforscher wie Blumenbach und Mittelbach genaue Untersuchungen, und es gelang ihnen, festzustellen, daß die mißachtete Ruine, dieses alte Holz- und Kohlenmagazin, ein Teil der stolzen, ruhmreichen Kaiserpfalz war.

Es gelang dem Oberlandbaumeister Mittelbach, ein Goslarer Kind, voll Enthusiasmus für seine Vaterstadt, und in richtiger Erkenntnis des großen Wertes, welchen die Wiederherstellung für Goslar haben würde, den König Georg von Hannover für die Wiederherstellung dieses Denkmals von Goslars großer Vergangenheit zu interessieren. Der blinde König pflegte zu jener Zeit bei dem Natur- und Ziegenmilchdoktor Lampe in Goslar in die Sommerfrische und Milchkur zu gehen, und es wurde deshalb nicht schwer, ihn für den Plan zu gewinnen.

Für den Preis von 1000 Taler trat die Stadt den Besitz der Ruine an den Staat Hannover ab, und die Regierung übernahm die Pflicht der Erhaltung des Gebäudes, eine Pflicht, welche nach Langensalza von Preußen übernommen wurde.

Nach allseitiger Ueberlegung und eingehenden Plänen, und besonders in Rücksicht auf den Kostenpunkt, wurde endlich beschlossen, nicht die ganze

Digitized by Google

frühere sehr weitläufige Anlage mit Kemenaten u. s. w. wieder aufzurichten, sondern nur die noch vorhandenen Teile des ehemaligen Palastes mit dem Thronsaal und die kaiserliche Palastkapelle St. Ulrich in würdiger Weise wieder herzustellen. Dieses geschah mit einem Kostenaufwande von 500,000 Mark.

Am 15. August 1875, auf seiner Reise zur Enthüllungsfeier des Hermanns-Denkmals auf der Grotenburg im Teutoburgerwalde, besuchte der alte Kaiser das Kaiserhaus, und der Kronprinz, der für alle Denkmäler aus Deutschlands großer Vergangenheit ein warmes Herz hatte, gab die Anregung, und der große Kaiser den Befehl und das Geld zur Ausschmückung des Saales durch historische Wandgemälde. Professor Hermann Wislicenus aus Düsseldorf trug den Sieg im Wettbewerbe davon und erfüllte seine Aufgabe auf hervorragende Weise. Die Grundidee, welche dem Gemäldezyklus zu Grunde liegt, und die Ausführung derselben sind gleich erhaben. Der Kaisersaal ist 150 Fuß lang, 50 Fuß breit und 23 Fuß hoch, und die Westwand, ohne Unterbrechung durch Tür- oder Fensteröffnungen, bot eine prachtvolle Fläche für die Benutzung eines genialen Malers. Hinter dem erhöht stehenden alten Kaiserstuhle befindet sich das große Mittelbild, die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches durch Kaiser Wilhelm den Großen.

Gruppierung der Gestalten, Farbe, Beleuchtung, Idee, alles ist gleich großartig und effektvoll.

Kaiser Wilhelm und Kronprinz Friedrich reiten zum Triumphtore herein, rechts steht Prinz Friedrich Karl mit den allegorischen Gestalten der wiedergewonnenen Provinzen Elsaß und Lothringen, links Bismarck und Moltke.

Bismarck, mit dem Hammer in der Hand, bereit ihn dem Kaiser zu überreichen, steht da am ersten Säulenfuß eines soeben begonnenen Baues als der Reichsbaumeister, damit der Kaiser dem zu errichtenden Gebäude des neuen Deutschen Reiches die Weihe gebe und durch festen Schlag den Grundstein lege.

Rechts und links wohnen dem Weiheakte die deutschen Fürsten, die Kaiserin Auguste, die Kronprinzessin Victoria und der elfjährige Enkel des großen Kaisers, der jetzige Kaiser, bei. König Ludwig von Bayern, an der Spitze der deutschen Fürsten, bietet in ihrem Namen Wilhelm die Kaiserkrone dar.

Im Vordergrunde des Bildes befindet sich die allegorische Gestalt des alten Vaters Rhein und die jugendlich schöne Gestalt der deutschen Sage als Sinnbilder der unzerstörbaren Lebenskraft deutscher Natur und deutschen Geistes, die nun wieder mit der hohen Aufgabe betraut sind, Hüter des deutschen Kaiserthrones zu sein.

Digitized by Google

Ueber dem Triumphtore, zu beiden Seiten des Doppeladlers, sind die Hohenzollernfürsten, die Ahnen des preußischen Königshauses, dargestellt und wohnen dem großen weltgeschichtlichen Vorgange im Bilde bei. Ueber den Häuptern des Kaisers und des Kronprinzen umschweben Helden der deutschen Vorzeit und der Befreiungskriege die liebliche Erscheinung der unvergeßlichen Königin Luise, welche an dem Freudentage der Wiedergeburt Deutschlands als Genius des Vaterlandes, als die verkörperte Germania, teilnimmt, und ihrem Heldensohne aus lichten Höhen die Kaiserkrone entgegenbringt.

Wie herrlich bewahrheiten sich die Worte Körners, wenn wir uns Königin Luise bei der hehren Feier anwesend denken, aus der Zeit blutigen Kampfes und tiefster Demütigung erwacht zur Zeit stolzer Freude:

Tief führt der Herr durch Nacht und durch Verderben;
So sollen wir im Kampf das Heil erwerben,
Daß unsere Enkel freie Männer werden.
Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache:
Dann ruft Dein Volk, dann deutsche Frau erwache!
Ein guter Engel für die gute Sache.

Diesem großen Mittelgemälde an der Westwand fügen sich je drei große Gemälde an beiden Seiten an, die auf geschichtlichem Grunde Ereignisse darstellen, zum Lobe der Kaiser, welche Goslar zeitweilig als ihren Wohnsitz erkoren.

Am Südflügel: Kaiser Heinrich II., 1014 von Papst Benedikt in der alten Peterskirche als Kaiser gekrönt.

Kaiser Heinrich III. kehrt nach Deutschland zurück mit dem gefangenen Papst Gregor VII. und dem Mönche Hildebrand, späteren Papst Gregor VII., 1046.

Kaiser Heinrich IV., mit dem Banne belegt, wird 1106 von den Bürgern in Mainz empfangen.

Am Nordflügel: Barbarossa bittet Heinrich den Löwen fußfällig um seinen Beistand gegen Oberitalien, 1176.

Barbarossas Sieg bei Ikonium, 1190.

Friedrichs II. glänzender Hofhalt in Sizilien.

Hieran schließen sich 22 Gemälde, die, zwischen den großen Bildern eingefügt, geschichtliche Stoffe dieser Kaiser im allgemeinen darstellen und eine Serie von acht Bildern, die sich ganz ausschließlich mit Begebenheiten beschäftigt, die sich im Kaiserhause selbst abspielen.

Da ist die Erbauung der Villa durch Heinrich II.; die Erbauung des Kaiserhauses durch Heinrich III.; 1050, Treuschwur der Fürsten an der Wiege Heinrich IV. in Goslar; 1050, Heinrich V. im Kaiserhaus vom Blitz getroffen; Konrad III. spricht Heinrich dem Stolzen 1138 in Goslar das Herzogtum Bayern ab; Barbarossa belehnt 1154 in Goslar Heinrich

Digitized by Google

den Löwen mit Sachsen und Bayern; Heinrich der Lange liefert Friedrich II. in Goslar die Reichsinsignien aus — und endlich erzählt ein Greis der Jugend von der vergangenen Größe des zur Ruine gewordenen Kaiserhauses.

An den Schmalwänden symbolisiert das liebliche Märchen vom Dornröschen die Entstehung des Deutschen Reiches unter Karl dem Großen — als Prolog, den Anfang der christlich-germanischen Kaiserzeit und die Zerstörung der heidnischen Irmensäule, Taufe Wittekinds u. s. w., und auf der nördlichen Schmalwand das Ende der Machtentfaltung des alten Kaisertums unter Karl V., seine Flucht vor Moritz von Sachsen ꝛc.

Barbarossas Erwachen im Kyffhäuser, verbunden mit Dornröschens Erweckung, der Volkserhebung von 1813 und Wilhelms Besuch von Goslar, 1872, versinnbildlichen die Wiedererweckung des Kaiserhauses aus jahrhundertelangem Schlaf der Vergessenheit durch Kaiser Wilhelm.

Wie zwei eindrucksvolle Warnungstafeln, deren Ruf und Lehre den Deutschen stets eingedenk bleiben sollten, stehen an der rechten und linken Seite des glanzvollen Mittelbildes, dem stolzen, zum Bewußtsein seiner Macht und Stärke erwachten Deutschlands, den Kaiser in der Mitte der treuen Bundesfürsten, zwei Darstellungen der tiefsten Demütigungen deutscher Kaiser. Heinrich IV. im Bann, mit den Fußbildern, die ihn in Canossa und als Gefangener seines Sohnes Heinrich V. zeigen — und auf der anderen Seite, Kaiser Barbarossa einen Fußfall vor seinem stolzen Vasallen Heinrich den Löwen machend — Kindesliebe und Vaterlandsliebe, edle unverfälschte deutsche Mannesgesinnung, deutsche Treue und deutscher Stolz werden auf ewig solche Demütigungen für das deutsche Vaterland unmöglich machen.

Auch im Aeußeren macht das renovierte Kaiserhaus einen vornehm-anmutigen Eindruck.

Wie schon bemerkt, ist nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der ganzen Anlage wiederhergestellt.

Die ursprüngliche kaiserliche Pfalz erstreckte sich von dem wiederhergestellten Teile bis zum „Dicken Zwinger". Aber der ganze Teil ist verschwunden; nur hier und da sind die Grundmauern von Wohngebäuden, einer Schloßkirche, einigen alten Stufen und Mauerresten der Freitreppenanlage bloßgelegt.

Eine Idee von dem, was in dem Bereiche der Burg enthalten war, kann man sich machen, wenn man erfährt, daß der „Dicke Zwinger" zwanzig Fuß dicke Mauern und doch noch Raum für eine Wirtschaft in sich hat, und daß dieser Zwinger leicht eine halbe Meile von dem Kaiserhaus entfernt ist.

Von der Domkapelle auf sanft ansteigendem Pfade, mit dem Kaiserhause vor dem bewundernden Blicke, auf einem etwa 100 Fuß hohen

Digitized by Google

Plateau, erreicht man zunächst das „Kaiserbleek“ mit der wiederhergestellten mittelalterlichen Gerichts- oder Dingstätte. Zunächst lenken wir unsere Aufmerksamkeit auf zwei in Kupfer getriebene überlebensgroße Reiterstandbilder auf hohen Sockeln. Es sind Kaiser Wilhelm von W Schott und Friedrich Barbarossa von Tobernitz — gleich daneben auf der alten Terrasse sind zwei eherne Löwen, Nachbildungen des Burglöwen in Braunschweig, den bekanntlich Heinrich der Löwe auf dem Burgplatze errichten ließ. Wenn Barbarossa es sehen kann, so muß er sich gewiß freuen, daß man die Löwen so hübsch nahe aufgestellt hat, damit er ja nicht zu übermütig wird, sondern sich immer daran erinnert, daß er vor dem Herrn des Original-Löwen einmal einen sehr demütigen Fußfall getan.

Die Ostfront, der wir uns nun nähern, mit 21 zu dreien gruppierten Rundbogenfenstern und dem giebelgekrönten Mittelbau, gewährt einen imponierenden Anblick, und ist der sprechende architektonische Ausdruck für den bedeutenden Zweck des Baues als Reichssaal zu dienen.

Dieser Saal, dessen Bogenöffnungen früher nicht mit Glasscheiben verschlossen waren, war die Bühne, auf welcher sich zahlreiche weltgeschichtliche Vorgänge der deutschen Kaiserzeit abspielten. Hier wohnte mit Vorliebe der kraftvollste und glücklichste der deutschen Kaiser, Heinrich III. Hier wurde Heinrich II. geboren, der sich oft und gerne mit seiner Gemahlin hier aufhielt, und als die empörten Sachsen ihn in dieser stolzen Burg belagerten, stürmten sie vergeblich gegen die festen Wälle, die sie nicht der Erde gleich machen konnten, wie es der nahen Harzburg zweimal passierte.

Auch Kaiser Heinrich V. weilte oft in seiner Pfalz — man zeigt heute noch sein (apokryphisches) Schwert und seinen Schild, halb geschmolzen durch einen Blitzstrahl, welcher am 8. September 1107 diese Untat verübte, ohne den Kaiser zu schädigen.

Reichsversammlungen wurden noch während der nächsten 200 Jahre hier zuweilen abgehalten — aber 1289 zerstörte eine Feuersbrunst alle Wohnräume, Stallungen u. s. w. hinter dem Saalbau bis zum dicken Zwinger; nur der Saalbau und die Kapelle, obwohl stark beschädigt, blieben stehen. Notdürftig hergestellt, ordnete König Wenzel die Errichtung eines Landgerichts in dem Gebäude an.

Das ging aber bald wieder ein. Die Stadt Goslar wurde die Besitzerin des alten Palastes. Eine Zeitlang war hier noch das Dinggericht, versammelten sich noch die Bürger und die Gilden zu gemeinschaftlichen Beratungen. Endlich verlor sich der letzte Rest der Erinnerung an die große Zeit; die stolze Fläche des Bleek wurde zum Viehmarkt degradiert; die großen Gewölbe des Untergeschosses wurden von der Stadt zu Lagerplätzen von Erz und Vitriol benutzt, der Kaisersaal wurde durch Zwischenwände zu Wohnungen eingerichtet und später Holz-, Kohlen- und Kornmagazine darin angelegt, und der älteste, bedeutendste und

Digitized by Google

hervorragendste Profanbau Deutschlands sinkt, wie das Reich, in tiefste Erniedrigung.

Jetzt zeigt sich das Gebäude wieder in altem Glanze. Die großen, weiten Terrassen führen auf wahrhaft kaiserlichen Freitreppen zum zweigeschossigen Vorbau mit den in der Blütezeit der romanischen Baukunst entstandenen zierlichen Fenstergruppen; der Unterbau mit festungsartig starkem Mauerwerk, kräftig gehalten durch Stützpfeiler, giebt ein Gefühl der Sicherheit — ein Hallenbau verbindet das Kaiserhaus mit der St. Ulrich Kapelle. Ein Achteck auf kreuzförmigem Unterbau, mit besonderem Eingange für die kaiserliche Familie auf die Emporen, ist sie wegen der zierlichen, romanischen Architektur und der Seltenheit von zweigeschossigen Doppelkapellen besonders beachtenswert. In einem Kenotaphion, welcher in der unteren Kapelle seinen Platz erhalten hat, ruht sein 1884 wieder das Herz Kaiser Heinrich III., welches früher im Dome beigesetzt war, nach dem Abbruche des Domes in das Welfenmuseum nach Hannover gebracht wurde, und endlich wieder nach Goslar kam. Die Steinfigur auf dem Grabmale ist dieselbe, mit der das Grab im Dome geschlossen war.

Goslar kann stolz auf sein Kaiserhaus sein, und ganz Deutschland stolz darauf, daß das Frühlingswehen den Staub und den Schutt von den Denkmälern aus Deutschlands großer Vergangenheit geweht hat, so daß dieselben in neuem Glanze wieder auferstehen.

Viel des Interessanten ließe sich noch von Goslar erzählen: Von den Bergwerken des Rammelsberges, die schon seit mehr als tausend Jahren in Betrieb sind und deren Reichtum an Gold, Silber, Blei und Kupfer die alten Kaiser ganz besonders nach Goslar zog. Selbst nach tausendjähriger Ausbeutung bringt das Bergwerk immer noch einen jährlichen Ueberschuß von einer Million Mark und beschäftigt über 500 Bergleute und Beamte.

Leider ist der Eintritt in das Bergwerk nicht mehr gestattet; man muß sich damit begnügen, vor dem Werke die Außenarbeiten anzusehen, das Ausstürzen, Waschen, Abfahren der Erze, die in Julianshütte, Sophienhütte und Oker verhüttet werden und außer Metallen ganz bedeutende Quantitäten von Schwefel und Vitriol liefern. Der Rammelsberg ist nahezu 2000 Fuß hoch, und es lohnt sich, wenigstens seine halbe Höhe zu ersteigen, bis zum Maschinenhaus des Bergwerkes und dem alten Malermeisterturm, die mächtigen Steinbrüche zu besichtigen, die von jahrhundertelanger Arbeit zeugen, und etwas weiter hinauf, von einer schroffen Klippe, Rammseck genannt, eine reizende Aussicht über Goslar, mit seinen Wällen und Mauern, Zwingern und Toren, seinen Kirchen und hohen Ziegel- und Schieferdächern aus der Vogelperspektive zu genießen.

Goslar ist ein ganz vorzüglicher Ausgangspunkt für Exkursionen nach allen Punkten des Harzes; mit seinen vortrefflichen Hotels, Pensionen, Wirtschaften, vorzüglichen Restaurants, liebenswürdigen Menschen, Museen und Sehenswürdigkeiten, und seiner großartigen geschichtlichen Atmosphäre müßte ein Mensch sehr schwer zu befriedigen sein, wenn es ihm hier nicht gefallen würde.

Digitized by Google

Braunschweig.

Ein altes Lied singt von zwei vorzüglichen Produkten Braunschweigs, dem alten berühmten Bier und der nicht weniger berühmten Mettwurst:

Brunswyk, du leiwe Stadt,
Vor vel dusend Städten,
Dei so schöne Mumme hat,
Dar ick Wost kann äten.
Mumme smeckt noch mal sau fin,
As Tokay un Mosterwyn,
Slackwost füllt den Magen.

Im Laufe der neuen Zeit haben sich die anziehenden Stapelprodukte um einige Artikel vermehrt, und in einem neueren Verschen heißt es deshalb:

Koomt doch mal in use Stadt,
Dei Spargel, Wost und Mumme hat,
Un vele Mäkens, hübsch un fin,
Dei werd ju just willkoomen sin,
Un vele Straten, lang und kort,
Dei sind'st Du so an keinen Ort,
Drum sett Dick up de Jisenbahn
Un kiek Dick use Brunswiek an.

Wer könnte einer so freundlichen Einladung widerstehen? Sicherlich wird niemand bedauern, der alten Stadt einen Besuch gemacht zu haben. Aber nicht allein ihr ehrwürdiges Alter — sie feierte 1861 das Fest ihres tausendjährigen Bestehens — empfiehlt den Besuch, sondern die seit tausend Jahren angesammelten Schätze aller Art machen sie äußerst sehenswert.

Es ist schwer zu entscheiden, welcher Stadt die Palme gebührt in Bezug auf die sich bietenden Sehenswürdigkeiten.

Nürnberg, Köln, Bremen, Hannover, Hildesheim haben alle ihre hervorragenden Schönheiten; aber wenn man alles in allem in einer Stadt zusammen abschätzen will: Alter, Architektur, Geschichte, historische Denkmäler, Kunstschätze aller Art, Erinnerungen an große Männer, die hier lebten, mächtige Entwickelung in der Neuzeit und die wunderliebliche Lage, so möchte man gewillt sein, Braunschweig mit seinen eigentümlichen

Digitized by Google

Reizen den ersten Platz zuzuerkennen. Die Aussicht vom Windmühlenberge, einem mäßig hohen Hügel am Löwenwall, den man auf Schneckenwindungen leicht ersteigen kann, ist einzig entzückend. Im Hintergrunde erhebt sich das Harzgebirge mit dem majestätischen Vater Brocken, im Mittelgrunde erscheinen das Wesergebirge und die Lichtenberge mit ihren schattigen Laubwäldern und der malerischen Ruine der vor mehr als 300 Jahren zerstörten Burg Lichtenberg auf dem 800 Fuß hohen Burgberge, und im Vordergrunde blühende fruchtbare Felder, grünende blumenreiche Wiesen und wohlhabende stattliche Dörfer. Zu unseren Füßen liegt die alte innere Stadt, vollständig eingeschlossen von einem Kranze von schön gepflegten Anlagen, zu denen die früheren Festungswälle durch den Herzog Karl Wilhelm Friedrich umgewandelt wurden, umflossen von der Oker, die sich im Süden der Stadt, im Bürgerpark, in zwei Arme teilt, die Wallpromenaden umspült, um sich im Norden der Stadt, hinter dem wahrhaft idyllischen Privatbesitz der Familie Loebeck, wieder zu vereinigen und der Aller zuzufließen.

Die alten Festungswälle der meisten deutschen Städte sind niedergelegt und zum Teil zu Promenaden ausgelegt, aber daß dieselben so vollständig und ohne störende Unterbrechung zu solchem Zwecke nutzbar gemacht werden, in ihrer ganzen Ausdehnung so gärtnerisch-künstlerisch ausgelegt und mit einem raschströmenden Wasser umgürtet sind, das ist ein Vorzug, den außer Braunschweig wohl keine deutsche Stadt hat.

Ein Spaziergang auf den Wällen um die Stadt bietet sicher eine reiche Ausbeute für Herz und Auge.

Vom Windmühlenberge dem Laufe der Oker folgend, treffen wir zunächst auf einen von einer dreifachen Kastanienallee umgebenen großen ebenen Rasenplatz, in dessen Mitte ein 50 Fuß hoher aus Eisen gegossener Obelisk steht, der hier zum Andenken an die in Schlachten gefallenen Herzöge Wilhelm Ferdinand, der bei Jena tötlich verwundet wurde, und Friedrich Wilhelm, den Führer der Totenkopfhusaren, errichtet wurde. Von hier führt uns der Steintorwall zum Monumentalbau des mit Kunstschätzen reich gefüllten herzoglichen Museums und am Ufer der Oker geleiten uns herrliche Promenadenwege durch Alleen und Bosketts zum herzoglichen Theater am Theaterwall, ein Kunstinstitut, das sich immer eines ausgezeichneten Ensembles rühmen konnte. Nördlich und südlich vom Theater liegt der Herzogingarten, ein anmutiger Park, der außerdem noch den Vorzug hat, das Denkmal des liederreichen Komponisten Franz Abt zu enthalten. Die älteren Sänger Cincinnatis erinnern sich noch mit großem Vergnügen an den Enthusiasmus, mit dem Herr Abt hier empfangen und gefeiert wurde.

Am Fallerslebentorwall bemerken wir den vorzüglich gepflegten bota-

Digitized by Google

nischen Garten, und vom Wendentorwall werden unsere Blicke auf die imposanten Gebäude der Carola-Wilhelmina, der polytechnischen Schule, gelenkt. Wo dieser Wall mit dem Inselwall zusammentrifft, erhebt sich ein kleiner künstlicher Berg inmitten größerer Anlage, und mit dem Berge als Hintergrund steht die Statue des größten Mathematikers Deutschlands, Karl Friedrich Gauß, der hier 1777 geboren und im Alter von 78 Jahren in Göttingen starb.

Nördlich vom Inselwall, umflossen und durchflossen von der Oker, liegt der viele Acker große Loebeck'sche Garten mit seiner reizenden Villa, seinen wundervollen Anlagen, seinen Kunstwerken, seinen Teichen und Waldpartien, ein wahres Paradies. An seiner nördlichen Grenze vereinigen sich die beiden Arme der Oker wieder, um so vereinigt von hier für kleine Schiffe fahrbar zu werden. Am nächsten Walle, dem Petriwalle, dicht daneben wo die neue Petritorstraße einmündet, steht eine von einem verzierten Gitter umgebene kräftige Eiche. An dem Gitter befindet sich das herzoglich-braunschweigische Wappen, mit Lorbeerkränzen umgeben, und eine Widmungstafel belehrt uns, daß diese Eiche am 1. August 1850 an der Stelle gepflanzt wurde, an welcher Friedrich Wilhelm am 1. August 1809, am Vorabende des Treffens bei Oelper, mit seinen schwarzen Husaren lagerte.

Ueber den Wilhelmstor — Giesleler — und Katenwall gelangen wir zum Bruchtorwall mit dem Siegesplatz und dem Siegesdenkmal, dem sich der Lessingplatz mit dem herrlichen Lessingdenkmale angliedert. Die kraftvolle Gestalt des Dichters in Lebensgröße ist in der Tracht seiner Zeit dargestellt, nicht als Römer oder Grieche, sondern lebenswahr, als echter Mann seiner Zeit, als Deutscher, an dessen Gestalt sich das Herz erwärmen kann, bei dessen Andenken die Pulse schneller schlagen in dankbarer Erinnerung daran, was er für Deutschland gewesen ist. Nach wenigen Schritten weiter gelangen wir zu der Freimaurerloge „Zur gekrönten Säule", und in dem Logengarten stehen wir bewegt vor dem eindrucksvollen Denkmale des jungen Herzogs Leopold von Braunschweig, der am 27. April 1785, während einer Ueberschwemmung, bei der Rettung von Menschen aus der Flut seinen Tod fand.

Den Augusttorwall entlang gehend, gelangen wir zur südlichen Grenze der inneren Stadt, überschreiten hier die Oker und gelangen nach kurzem Gange an dem großen, parkartig angelegten Garten Viewegs, dem Eigentümer eines der größten Verlagsgeschäfte Deutschlands, vorüber zum Leonhardsplatze mit dem Schilldenkmale. Hier wurden im Juli 1809 vierzehn tapfere Krieger des Schill'schen Freikorps, die in Stralsund den Franzosen in die Hände gefallen waren, erschossen. Die furchtbar tiefe Erbitterung aller deutschen Herzen über den Tod so vieler Helden, die im Schill'schen Freikorps gegen die Herrschaft des Korsen gekämpft hatten,

Digitized by Google

fand in Arndts Liede von Schill 1813 Ausdruck. Schill selbst wurde in Stralsund durch eine Flintenkugel getötet, und:

Da schreit ein schnöder Franzosenmund:
Man soll ihn begraben wie einen Hund,
Wie einen Schelm, der an Galgen und Rad
Schon fütterte Krähen und Raben satt.

Sie schnitten den Kopf von dem Rumpfe ihm ab,
Und legten den Leib in ein schlechtes Grab:
Da schläft er nun bis zum jüngsten Tag,
Wo Gott ihn zu Freuden erwecken mag.

Da schläft nun der fromme, der tapfere Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtnis gestellt!
Doch hat er auch keinen Ehrenstein,
Sein Name wird nimmer vergessen sein.

Seit 1835 liegen die Ueberreste von 14 Schill'schen Kriegern unter diesem Denkmale und am 24. September 1837, so berichtet eine Messingplatte am Denkmale, wurde auch das Haupt Schills hier bestattet, das bis dahin in Leyden in Spiritus aufbewahrt war, um nun endlich in deutscher Erde, für deren Befreiung er mit seinen Kameraden das Leben gelassen hatte, unter einem Ehrensteine gebettet zu werden.

Auf dem Rückwege durch die Campestraße, Viewegs Garten gerade gegenüber, bemerken wir den Eingang zum St. Magni-Friedhofe. Hier liegt Gotthold Ephraim Lessing seit 1781 begraben. In dankbarer Anerkennung seiner unsterblichen Verdienste für das deutsche Theater hat das Personal des Hoftheaters ihm einen Denkstein mit Reliefporträt gestiftet und sorgt für die Instandhaltung der Grabstätte mit deutscher Treue.

Die Auffindung von Lessings Ruhestätte in dem Gewirr von Gräbern bot keine Schwierigkeit, aber es erforderte Zeit und Geduld, das Grab von Friedrich Gerstäcker aufzufinden, der hier im Mai 1872 begraben wurde. Sein Grab wird durch kein Denkmal bezeichnet. Eigentümlich ist, daß sein Grab, so viel ich bemerken konnte, das einzige war, wo der Kopfstein am Fußende eingesenkt war.

Als er 1868 in Cincinnati zu Besuch weilte, hätte man ihm leicht noch 25 weitere Lebensjahre prophezeit, und als ich ihn 1870 im August in Braunschweig besuchte, glich seine Wohnung einer Scene im Wilden Westen, mit allerlei Indianertrophäen, Speeren, Bogen, Pfeilen, Pfeifen, Skalps, Wampums, Mokassins, Fellen wilder Tiere ꝛc. überreich dekoriert, und er selbst erfreute sich ausgezeichneter Gesundheit. Für Cincinnati hatte er ein liebevolles Andenken bewahrt. Zur Zeit, als er bei uns seinen Aufenthalt hatte, sein Lehrerexamen machte und beinahe eine Lehrerstelle bekommen hätte, stand Cincinnati im Rufe, das Paradies der

Digitized by Google

Deutschen zu sein — und so gemütlich wie bei uns hat er es in keiner anderen amerikanischen Stadt getroffen.

Die neu ausgelegten Straßen und Gebäude der Außenstadt zeichnen sich ganz besonders durch ihre Schönheit aus. Die vornehme Kaiser-Wilhelm Straße, die Bismarck-, Moltke-, Roon-, Humboldtstraße, der Hagering, der Altewiebring sind reich an schönen Neubauten und geben der Stadt einen wahrhaft aristokratischen Anstrich. Aber wie schön auch die moderne Außenstadt mit ihren breiten, wohlgepflegten Straßen, großen Parks, prachtvollen Häusern und eindrucksvollen Kirchen ist, der größte Reiz Braunschweigs liegt doch in der alten Innenstadt mit ihren malerischen Straßen, Märkten und freien Plätzen, ihren altertümlichen Häusern, monumentalen Brunnen und Denkmälern, Kirchen und Burgen, umgeben von dem Dufte geschichtlicher Erinnerungen von tausend Jahren.

Die Burg Dankwarderode, welche am Burgplatze zum Teil noch wertvolle Reste des ursprünglichen Baues zeigt, die älteste Niederlassung Braunschweigs, wurde 861 von Dankward, dem Sohn des Sachsenherzogs Ludolf, erbaut. Zu derselben Zeit soll Bruno, der Bruder Dankwards, hier einen Ackerhof am Ufer der Oker errichtet haben. In dem sich daran schließenden Dorfe entwickelte sich die spätere Stadt Bruno vicus — Brunswick — Brunos Dorf genannt. Die alte Burg erlitt manche widrige Schicksale, die sie zur Ruine reduzierten. Vor etwa 20 Jahren wurde sie auf Kosten des Prinzen Albrecht restauriert, und zwar nach den ursprünglichen Plänen, so daß sie nun, ähnlich wie die Kaiserpfalz in Goslar, ein würdiges Denkmal alter großer Zeiten ist. Umgeben von einem noch erhaltenen Teile des alten Burggrabens, macht das starke Gemäuer mit den wenig zahlreichen Fenstern und enger Umgebung zwar nicht den großartig erhebenden Eindruck der Kaiserpfalz, die frei von allen beengenden Schranken auf großem freiem Platze hoch in die Lüfte ragt, aber das reich geschmückte Innere steht dem Kaisersaal würdig, wenn auch nicht ebenbürtig zur Seite.

Die Burg steht durch einen bei der Restauration wieder hergestellten Gang mit dem 1172 von Heinrich dem Löwen gestifteten Dome in Verbindung. Auch diesem Bau haben die Elemente arg mitgespielt. Im Jahre 1194 eingeweiht, wurden die beiden Türme im nächsten Jahre vom Blitze getroffen und brannten bis auf die Mauern nieder. Anderthalb Jahrhunderte später wurden die Türme teilweise erneuert, aber unplanmäßig verändert und so stehen sie heute noch da, nur mit einem Notdache versehen. Fast in jedem Jahrhundert wurde dem alten ursprünglichen Dom etwas hinzugefügt oder weggerissen, so daß von einem einheitlichen, harmonischen Ganzen keine Rede sein kann. Im einzelnen betrachtet, bieten sich dem Beschauer viele anziehende und interessante Punkte. Auf dem Chore steht ein sieben Zentner schwerer Leuchter, eine

Digitized by Google

Nachbildung, ſo behauptet man, des Armleuchters im ſalomoniſchen Tempel. Im Mittelſchiff hängt eine bronzene Lichterkrone, eine von Herzog Wilhelm 1881 bei Gelegenheit ſeines 50-jährigen Regierungsjubiläums geſtiftete Nachahmung des Radleuchters im Hildesheimer Dome. Neben dem Leuchter ſteht das Standbild Heinrichs des Löwen, und im Mittelſchiff ruht er neben ſeiner zweiten Frau, Mathildis, unter großen Sandſteinen, auf welchen ihre Hautreliefbilder in feiner Arbeit ausgehauen ſind. Auch Kaiſer Otto IV., nebſt Gemahlin, und andere hohe und höchſte Herrſchaften haben hier ihre Ruheſtätte gefunden.

Dom und Altſtädter Rathaus in Braunſchweig.

Unter dem Chor befindet ſich eine Krypta und in 45 Särgen ruhen hier die verweslichen Teile von Mitgliedern des Welfenhauſes. Neun der hier beigeſetzten Herzöge haben den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden, und einer derſelben hatte eine ſolche Abneigung gegen die natürliche Verweſung, daß er in einem mit Spiritus gefüllten Sarge aufbewahrt wurde. Bei meinem Beſuche der Krypta, 1887, befand ſich der Herzog noch im Spiritus; aber bei meinem jetzigen Beſuche war der Spiritus und der Herzog den profanen Blicken entzogen und die dumme Trine, die gegen ein Extratrinkgeld die Gruft öffnet, konnte keine Auskunft darüber geben,

Digitized by Google

was daraus geworden sei. Vielleicht hängt sein Verschwinden mit der jetzt Deutschland überflutenden Temperenzwelle zusammen; man ist wohl in maßgebenden Kreisen zu der Ansicht gekommen, daß er genug Alkohol aufgesogen hat.

Beim Austritt aus dem Dome lenkte ein freundlicher Herr meine Aufmerksamkeit auf eine Anzahl von Vertiefungen am Gesimse der Steinpfosten; sie sollen von den Klauen des Löwen eingekratzt worden sein, der sich unter kläglichem Geheul Eingang in die Kirche verschaffen wollte, nachdem sein Herr hier beigesetzt war.

Die Sage erzählt, daß der Löwe dem Herzoge nach seiner Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande treu wie ein Hund folgte — nur schade, daß das eherne Standbild des Löwen schon 1166 errichtet wurde und der Herzog erst 1172 nach dem heiligen Lande pilgerte. Im Vollgefühl seiner Macht stellte er dieses Wahrzeichen auf, um anzudeuten, wie er gegen seine Feinde stehen wolle. Das Standbild ist ein Meisterstück byzantinischer Arbeit — Kraft hat der Löwe, aber er gehört zum Katzengeschlecht und auch sein Herr hat den deutschen Kaiser Friedrich nicht schlecht gekratzt.

Braunschweig war seine Lieblingsstadt und hatte ihm viel zu verdanken, und bewahrt ihm auch ein loyales Andenken. Aber Deutschland hatte keine besondere Ursache, ihm oder der ganzen Welfenfamilie — mit sehr geringen Ausnahmen — ein dankbares Andenken zu bewahren.

Und trotzdem scheint Braunschweig der eigentliche Sitz der Welfenverehrung, der Stapelplatz der Hoffnungen auf Wiederherstellung eines welfischen Fürstenhauses, Kopf, Herz und Geldbeutel der welfischen Agitation zu sein: Hier erscheint unter der Leitung des Dr. jur. Wirk ein Blättchen, das es sich zur vergeblichen Aufgabe gemacht hat, im Herzogtum Braunschweig, oder im Großherzogtum Braunschweig Lüneburg, oder gar im Königreich Braunschweig Ernst August, den Sohn Georg V., auf dem Throne, als Sühne für die Sünde von 1866, populär zu machen.

Der Hauptgrund für diese Chimäre ist wohl der Wunsch so manches lieben Menschen, sich an wirklicher Hofsonne erwärmen zu können, einen wirklichen Hof mit all seinem Glanz und Firlefanz zu haben und nicht bloß einen Statthalter, der nur die Hälfte der Zeit in der Stadt und weder Fisch noch Fleisch ist.

Die großartige Entwicklung von Braunschweig, Hannover, Kassel und anderen Exresidenzstädten zeigt augenscheinlich, daß eine solche Hofhaltung nicht notwendig ist, eine reiche Blütezeit für eine Stadt hervorzubringen, so daß eigentlich kein vernünftiger Grund vorhanden ist, sich wieder mit einem angestammten Herrscher zu versorgen, außer dem Gefühle der devoten Untertanenhaftigkeit. In kindisch-demonstrativer Weise schmücken die Anhänger der hannoverschen Welfen die Wilhelms-

Digitized by Google

Eiche am 16. August nicht nur mit Schleifen der braunschweigischen Farben — grün-weiß, sondern mit dem hannoverschen gelb-weiß, und freuen sich dann jedenfalls im stillen an dem Gedanken, daß sie dadurch der Thronbesteigung des Herzogs von Cumberland einen Schritt näher gerückt sind, oder mindestens den nicht partikularistisch gesinnten Mitbürgern wieder einmal Aerger bereitet haben.

Vor dem herzoglichen Schlosse stehen die Reiterstandbilder der Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand und seines Sohnes Friedrich Wilhelm. Nach dem Tode des Vaters, 1806, geriet Braunschweig in französische Gewaltherrschaft und der heldenmütige Sohn des Feldmarschalls Friedrich Wilhelm war sein Nachfolger. Er haßte Napoleon, in dem er den Urheber seines öffentlichen und häuslichen Leidens sah. Das Schicksal seines Hauses, der Verlust seines Herzogtums, das erschütternde Ende des Vaters, der Tod seiner Gemahlin verbitterten ihn und gaben selbst seinem Gesichtsausdruck etwas Düsteres und Freudloses. Sein Kampf gegen die Unterdrücker galt der deutschen Sache, war aber zugleich ein Rachekrieg persönlicher Art.

Von stolzem, trotzigem Wesen, leidenschaftlich und reizbar, wollte er nicht in feiger Ruhe abwarten, bis fremde Kraft ihm sein verlorenes Erbe wiedergab. Er wollte sich nicht in der „Geduld des Ertragens“ üben, sondern lieber im mutigen Kampfe erliegen. Auf seinem kleinen schlesischen Erbe, dem Fürstentum Oels, sammelte er eine kleine, berittene Freischaar, die „schwarze Legion der Rache“, mit schwarzem Waffenrock und weißem Totenkopf auf schwarzem Tschako. Als deutscher Reichsfürst verschmähte er den von Oesterreich geschlossenen Waffenstillstand von Znaim und beschloß mit 2000 Getreuen sich einen Weg nach der Nordsee zu bahnen.

Nach furchtbarem Kampfe nahm er die Festung Halberstadt ein, machte die ganze Besatzung zu Kriegsgefangenen und zog weiter nach Braunschweig, wo er, in Jubel und Begeisterung aufgenommen, am 1. August 1809 eintraf und eine Nacht am Petritorwalle inmitten seiner Getreuen zubrachte. Nach der Schlacht, die am nächsten Tage stattfand, zog er unter steten Kämpfen über Hannover (wo er am 3. August 1809 in der London Schenke übernachtete) an die Weser, und am 7. August schiffte er sich mit seiner schwarzen Schaar nach England ein, um günstigere Zeit für seine Rache zu erwarten. Als Napoleon in Schönbrunn die kühne Tat des unbesiegten Welfen vernahm, rief er aus: „Das ist fürwahr ein tapferer Kriegsmann.“ Wilhelm verschmähte alle Bequemlichkeiten und Genüsse, schlief gewöhnlich inmitten seiner Krieger auf einem Strohlager, ging in die Schlacht mit dem Kirchenlied „Dir trau' ich Gott und wanke nicht, wenn gleich von meiner Hoffnung Licht der letzte Funke schwindet.“ Er war ein leuchtender Stern in der düsteren Nacht der deutschen Ver-

Digitized by Google

zweiflung und hauchte seine Heldenseele aus am 16. Juni 1815, zwei Tage vor der Schlacht bei Waterloo. Das liebevollste Gedächtnis, die dankbarste Verehrung, nicht bloß der Braunschweiger sondern aller Deutschen, verdient dieser ritterliche Held und Patriot, solange Vaterlandsliebe, Kühnheit und Tapferkeit, Haß gegen fremden Druck und Uebermut in deutscher Seele flammen.

Das herzogliche Residenzschloß ist neueren Datums; es wurde gebaut, nachdem der intelligente braunschweigische Pöbel in freiwilliger Bundesgenossenschaft mit einigen Großgrundbesitzern und ein paar Tausend Bauern unter der Führerschaft des Grafen Oberg ein Revolutiönchen gegen den Herzog Karl veranstaltet hatten und am 7. September 1830 das Schloß in Brand setzten, um den Herzog auszuräuchern. Das gelang ihnen auch überraschend gut; ganz ungeniert und ungestraft und unter den Augen der Behörden wurde der junge, leichtlebige Herzog zum Tempel hinausgejagt, ohne daß sich eine tapfere Hand für ihn erhob. Man ließ ihn ruhig mit seinen Diamanten und anderen kostbaren Schätzen entkommen, ohne ihm eine Träne nachzuweinen. Erst nachdem der Diamanten-Herzog 1873 seine Schätze testamentarisch der Stadt Genf vermacht hatte, und ein Inventar zeigte, welche Kostbarkeiten er in seinem Besitze gehabt hatte, sprach sich in Braunschweig laut ein Gefühl der Trauer aus, nicht wegen des verlorenen Herzogs, sondern wegen der flöten gegangenen Schätze.

Das neue Schloß, im Renaissancestil mit vorherrschend korinthischer Architektur in den Jahren von 1831 bis 1838 erbaut, ist eines der schönsten, freundlichsten Residenzschlösser Deutschlands und von großen Dimensionen. Die Hauptfassade, durch einen großen Platz vom Bohlwege, der Hauptstraße Braunschweigs, getrennt, mißt 370 Fuß, und die Seitenfassaden haben eine Front von mehr als 200 Fuß. Auf beiden Seiten des Mittelrisalits erheben sich lorbeerumwundene Siegessäulen mit den 10 Fuß hohen Statuen Kaiser Otto IV. und Herzogs Otto des Kindes.

Im Giebelfelde des Mittelbaues ist ein Gruppenbild, welches in genialer Auffassung und Ausführung Heinrich den Löwen darstellt, wie er die Huldigung der besiegten Wenden und der Geistlichkeit entgegennimmt, und darüber thront eine in Kupfer getriebene 35 Fuß hohe Quadriga, die der Quadriga auf dem Brandenburger Tore in Berlin in keiner Hinsicht nachsteht.

In diesem Schlosse, groß genug, um einer Familie nach dem Herzen Roosevelts hinreichend Raum zum Austummeln zu geben, residierte einsam und allein Herzog Wilhelm von 1831 bis 1884, der letzte Sproß der Familie Braunschweig-Lüneburg älterer Linie. Er führte die Regierung in recht väterlicher Weise und das Ländchen entwickelte sich zu hoher Blüte.

Nächst dem Fürstentum Hildesheim erfreut sich wohl das Herzogtum

Digitized by Google

Braunschweig des gesegnetsten, fruchtbarsten Bodens in ganz Deutschland, und 30 große Konservenfabriken, Rübenzuckerfabriken und Raffinerien, und 10 Zichorien- und Zichorienkaffeefabriken legen Zeugnis ab für die Ertragsfähigkeit des Bodens.

In der Stadt befinden sich 23 Maschinenfabriken, 30 Tabaks- und Cigarrenfabriken, 12 Bierbrauereien, 4 Schiffsmummebraureien, 4 Schnapsbrennereien, eine Jutespinnerei, die 2300 Arbeiter beschäftigt, 32 Buchdruckereien und andere Geschäfte im Verhältnis. Braunschweiger Wurst hat einen guten Namen in der ganzen Welt. Braunschweiger Spargel, groß und zart, ebenfalls, und in 15 Honigkuchenbäckereien werden Honigkuchen und Pfeffernüsse gebacken, die in der Welt ihresgleichen nicht finden. In einem Umkreise von 100 Meilen von Braunschweig wird das süße Gebäck noch ganz besonders populär gemacht durch die in allen Städten und Flecken stattfindenden Jahrmärkte, in denen anziehende und anzügliche Pfeffernußmädchen in den Jahrmarktsbuden die Ware feilbieten.

Das kleine Verschen zum Lobe Braunschweigs empfiehlt auch

Bele Mäkens, hübsch und fin,
Dei werd ju just willkoomen sin,

und es scheint fast, als ob diese Pfeffernußmädchen nach den Jahrmärkten, Freischießen, landwirtschaftlichen Ausstellungen u. s. w. als Probenummern ausgeschickt würden.

Sie genießen wenigstens überall den Ruf, daß sie nicht nur Pfeffernüsse und Honigkuchen verkaufen, sondern nebenbei der Beschäftigung obliegen, welche Heinrich Heine als das „horizontale Handwerk" bezeichnet hat.

Diesen „Mäkens, hübsch und fin", mag es wohl zuzuschreiben sein, daß Braunschweig unverdienterweise sittlich anrüchig ist.

Von dem Lessingplatze aus führt eine kleine enge Straße, Bruchstraße genannt, nach dem Aegidienmarkte, an welchem das Haus des Weinhändlers Angott gelegen war, von dem Lessing zwei Zimmer gemietet hatte, die er bewohnte, wenn er seine Freunde von Wolfenbüttel aus besuchte und in denen er am 15. Februar 1781 starb. Am anderen Ende des Marktes befand sich ein Benediktinerkloster.

Die Bruchstraße steht seit vielen Jahren im anrüchigsten Rufe und die unmittelbare Nachbarschaft des Klosters mag wohl die Veranlassung zu Lessings malitiösem Gedichtchen gewesen sein, welches ein jedenfalls unverdient zweideutiges Licht auf hilfsbereite Retter wirft:

Ein Hurenhaus geriet in Brand,
Schnell sprang zu helfen und zu retten
Ein Dutzend Mönche von den Betten.
Wo waren die? Sie waren bei der Hand —
Ein Hurenhaus geriet in Brand.

Digitized by Google

Wenn man in die Geschichte dieser Stadt einen Blick tut, so ist es eigentümlich auffällig, daß von allen den Burgen, Schlössern und Kirchen auch nicht ein einziger Bau unbeschädigt von Feuer auf unsere Zeit gekommen ist. Wenn ein gewöhnlicher Brand nicht zog, so kam der liebe Gott mit einem Blitzstrahl zu Hilfe und die Türme des Domes, der Andreaskirche, der Katharinenkirche, der Martinikirche, der Petrikirche, der Michaelikirche und anderer Kirchen legen Zeugnis dafür ab.

Die Martinikirche, schon in den Jahren 1180 bis 1190 erbaut, war früher die Hauptkirche der Stadt, eine romanische Basilika mit gotischen Seitenschiffen und mit reich geschmückter Außenseite. Was mein besonderes Interesse erregte, war im Innern das Bild eines Mannes, der ein äußerst wichtiges, jetzt leider aber in Familien nur noch selten angetroffenes Gerät erfunden hat, das Spinnrad.

In der Kirche befindet sich das Epitaphium des Bürgermeisters Gerhard Pawel mit Frau und Söhnen, von dem Steinmetzen Hans Jürgen aus Watenbüttel bei Braunschweig angefertigt. Hans war der Erfinder des Spinnrades, und auf dem herrlichen Grabsteine des Bürgermeisters hat Hans Jürgen sein eigenes Bildnis der Nachwelt zum Gedächtnis dargestellt. In der Nachbarschaft liegt die großartig angelegte Andreaskirche, an der Nordseite der Kröppelstraße. Man sollte kaum glauben, daß es in einer vor 700 Jahren gewiß recht kleinen Stadt so viele reiche Kaufleute mit körperlichen Defekten gab, um sich den Bau einer solchen Kirche leisten zu können. Sie soll, verbürgten Nachrichten zufolge, von reichen verkrüppelten Kaufleuten (daher Kröppel- oder Krüppelstraße) erbaut worden sein. Wegen kriegerischer Unruhen und Ueberfluß an Geldmangel mußte der Bau längere Zeit liegen bleiben und der südliche Turm wurde 1532 vollendet, und war mit seinem Spitzdache über 400 Fuß hoch. Die Spitze wurde abgeweht, wieder aufgebaut und 1680 vom Blitze getroffen und ausgebrannt. Jetzt erhebt sich der Turm, ohne Knopf und Fahne mitzurechnen, nur noch 296 Fuß hoch. Der älteste Backsteinbau Braunschweigs befindet sich dicht neben der Kirche, angeblich 1418 als Kapelle erbaut und später als Bibliothek der Andreaspfarre benutzt. Dicht dabei ist ein rotes Eckhaus mit ganz eigentümlichen Verbänden der Mauersteine, ein Vorgänger des imposanten Fachwerkbaues, der „alten Waage“, die unmittelbar neben der Kirche liegt und aus dem Jahre 1534 stammt. Die schön geschnitzten Friese und die mit Heiligenfiguren geschmückten Balkenträger des hohen Baues ziehen leicht die Aufmerksamkeit des Passanten an, aber das Wunderbarste des Baues offenbart sich nur dem aufmerksamen Beobachter und Kenner. Während das Gebäude als ein schönes Fachwerkgebäude erscheint, ist es in Wirklichkeit in den Steinverbänden der Fachwerke eine wahre Poesie, ein Unikum und Wunderwerk der Maurerkunst. Mehr als 200 Fachwerke

Digitized by Google

sind mit Backsteinen auf eine so kunstvolle Weise ausgefüllt, daß keine zwei Fachwerke einander gleich sind, sondern die Fugen in den kunstvollsten geometrischen Verbindungen den aufmerksamen Beschauer durch ihre Mannigfaltigkeit und Schönheit vollständig verblüffen. Man kann diese Poesie der Fugen stundenlang studieren, ohne sich satt daran zu sehen.

Die „alte Waage" war früher der Mittelpunkt der berühmten Braunschweiger Messen. In den benachbarten Straßen zeigen die unteren Stockwerke der Häuser noch ihre frühere Bestimmung, den Meßkaufleuten als Verkaufsplätze zu dienen. Diese alten Meßgewölbe sind freilich nicht mehr mit fröhlichen Käufern und Verkäufern zur Meßzeit bevölkert — die alten Zeiten sanken und die neue Welt betreibt den Handel nicht mehr auf den Messen — Eisenbahn, Telegraph und Telephon stehen täglich zur Verfügung und die paar Meßwochen würden den Handelsbedürfnissen längst nicht mehr genügen.

Bei dem Reichtum an herrlichen altertümlichen Bauten, den Braunschweig bietet, die man alle ansrichtig bewundern muß, ist es schwer, eine Auswahl von solchen Gebäuden zu treffen, die besonders hervorgehoben werden sollten.

Indessen, da giebt es hier doch zwei Gebäude, Perlen der Baukunst, wenn schon aus verschiedenen Perioden. Da ist eine Perle aus der Zeit der Renaissance, das Gewandhaus, am Abschluß der Poststraße.

Wie das „Brusttuch" in Goslar, diente dieses Gebäude den Läden der Laken- oder Tuchhändler beim Kleinverkaufe als Verkaufslokal und wenn man solche Gebäude betrachtet, so bekommt man eine Ahnung von dem Reichtume dieser Gilden.

Drei weite, hohe Bogeneingänge führen in das Innere, und auch in die unteren Räume gelangt man von diesen Eingängen, die teilweise einer Weinstube mit ausgesucht guten Weinen und tüchtiger Küche Raum gewähren.

Das Gewandhaus wurde 1589 begonnen, acht Stockwerke hoch, und mit so vielen Fenstern ausgefüllt, daß die ganze Fassade mit den bleigefaßten Butzenscheiben einen ungemein freundlichen Anblick gewährt. Der hohe Dachgiebel mit seinen zierlichen Erkern, attischen Pfeilern, Säulen und Schnörkeln, die antiken Formen in phantastischer Willkür dem nordischen Hochbau und den gedrückt niedrigen Stockwerken genial angepaßt, machen die Fassade zu einem Meisterstück deutscher Steinmetzkunst.

Auf gleicher Höhe der Kunst, aus der Periode der Gotik, steht die Perle der Gotik aus der Profanarchitektur, das Altstadtrathaus, eines der edelsten Gebäude dieser Art. Es besteht aus zwei rechtwinklig verbundenen Flügeln, die von einem vor beiden Geschossen sich hinziehenden Laubengang von 28 Fuß Höhe mit reicher Verzierung ausgezeichnet sind,

Digitized by Google

deſſen einzelne Lauben auf den Pfeilern die lebensgroßen Statuen der Ahnherren des Welfenhauſes tragen.

Die freidurchbrochenen Giebel, welche die Abteilungen des oberen Ganges krönen, haben ein Maßwerk von feinſter Durchführung.

Die Waſſerſpeier, welche aus dem Dachgeſimſe hervorragen, ſind phantaſtiſche Fratzengeſtalten von großer ornamentaler Wirkung. Das alte Rathaus dient ſchon ſeit 1871 nicht mehr ſeiner urſprünglichen

Digitized by Google

Bestimmung, sondern die großen Säle werden zu Ausstellungen, Vorträgen und öffentlichen Festlichkeiten benutzt.

Die Munizipalität besorgt ihre Geschäfte jetzt in dem 1894—1900 erbauten neuen Rathause, welches am Langenhofe mit einem Kostenaufwande von $600,000 errichtet wurde. Es ist ein drei Stockwerk hoher Sandsteinbau im frühgotischen Stil. Das Schönste am Gebäude ist sein imposanter Haupteingang, sein 200 Fuß hoher Turm, von dem man für eine Mark einen Blick über die ganze Stadt erkaufen kann, und sein unterirdischer Teil, der große und großartige Ratskeller, in dem man zu zivilen Preisen essen und trinken kann und dessen reichverzierte Kreuzgewölbe, schöne Ausstattung und zuvorkommende Bedienung eine angenehme Erinnerung bilden.

Die Briefe eines lachenden Philosophen, Demokritos, haben auf dem Titelblatte in den wenigen Worten: Freude mit guten, frommen Leuten in Gottesfurcht, Zucht und Ehren, obgleich ein Wort oder Zötlein zu viel, das gefällt Gott wohl — das ganze Programm des Inhalts der zwölf Bände, und man könnte diese Devise als Titel auf die Historie von Till Eulenspiegel versetzen.

Wer könnte die Eulenspiegelstreiche lesen, ohne sich an den freilich manchmal recht groben Späßen zu ergötzen, oder aus seinen geschenten philosophischen Bemerkungen gute Lehren zu ziehen? Er verdient deshalb, daß sein Andenken wohl bewahrt bleibt, und es ist ein Vergnügen, das Bildnis Till Eulenspiegels, der wirklich ein Nachbarkind von Braunschweig war, da er in Kneitlingen bei Schöppenstedt geboren wurde, an dem Eckhause der Breitenstraße, wo er 1310 während einer kurzen Arbeitsnacht zoologische Studien in Brotteig machte, zu betrachten. Er hatte sich in diesem Hause, in dem heute noch eine Bäckerei besteht, als Geselle verdingt, und als der Meister beim Fortgehen ihm auf seine dumme Frage, was er backen solle, antwortete: Enten und Meerkatzen, da ging Eulenspiegel frisch ans Werk, und buk Enten und Meerkatzen, vielleicht nicht nach ihrem Ebenbilde, aber doch so gut er konnte. Als Bäckergeselle hatte er natürlich sofort ausgespielt. Aber Haus und Bild stehen noch und auf dem Bäckerklint ist ihm durch den Bankier Meyersfeld, der jedenfalls Eulenspiegels verhüllte Weisheit erkannte und würdigte, ein recht hübsches Denkmal errichtet, ein Eulenspiegelbrunnen mit echt humoristischer Auffassung. Till sitzt etwas erhöht mit übergeschlagenen Beinen und vergnügtem Lächeln am Kopfende eines Brunnenbassins und betrachtet mit vergnügten Sinnen die am Rande sitzenden Enten und Meerkatzen, die ihn ebenfalls vergnügt anglotzen und gleichzeitig Wasser in das Bassin speien.

An echt künstlerisch gedachten und ausgeführten monumentalen Brunnen ist in Braunschweig kein Mangel. Der Altstadtmarktbrunnen, 25 Fuß hoch und im Jahre 1408 gegossen, ist ein hervorragendes Denkmal goti-

Digitized by Google

scher Kunst, und paßt ganz vorzüglich zu den mittelalterlichen Bauten seiner Umgebung. Die drei Wasserbecken enthalten schöne Darstellungen in Relief von Fürsten und Helden des Altertums, Propheten und Heiligen, biblische Sprüche und Lobsprüche auf das Wasser. Als Abschluß dient ein zierlicher turmartiger Baldachin, und darunter sitzt die heilige Jungfrau mit dem Christkindlein, als Sinnbild der ewig reinen jungfräulichen Quelle, welche diesem Brunnen entsprudelt. Nicht weniger schön, wenn auch bedeutend jünger, ist der Heinrichsbrunnen auf dem Hagenmarkte, der zum dankbaren Andenken an den Wohltäter der Stadt, Heinrich den Löwen, vor etwa vierzig Jahren errichtet wurde. Er ist gerade hoch und massig genug, um imponierend zu wirken, aber nicht so hoch, daß man nicht die ihn krönende Gestalt Heinrichs mit bloßem Auge erkennen und sogar unterscheiden könnte, daß er in seiner Hand das Modell der benachbarten Katharinenkirche hält, die er selbst 1172 gestiftet und mit großer Vorliebe ins Herz geschlossen hatte.

Gewöhnlich muß man sich darüber ärgern, daß Statuen auf Gebäuden und Säulen, Gemälde in Kirchen und Hallen so hoch angebracht sind, daß man sie nur schwer voll erkennen kann und sich statt dessen mit Reproduktionen begnügen muß. Dazu dienen nun die zahlreichen Museen auf ganz vorzügliche Weise.

Wenn man die prachtvollen Bilder in Wasserfarben, Oelfarben, Stahl- oder Kupferstich von den alten Straßenbildern der Sündlim, Nadelklint, Bäckerklint, Wendenstraße, Poststraße, Kohlmarkt, Hagenmarkt, den hervorragenden Kirchen und Profanbauten so recht mit Muße studiert, nachdem man die Originale so gut gesehen hat, wie es zum Beispiel das acht Stockwerk hohe Gewandhaus gestattet, dann hat man sicherlich höheren Genuß von den Bildern ohne die Originale, als man von den Originalen ohne die Bilder hätte.

Diesen Genuß verschafft man sich am leichtesten in den Museen, die ja in fast allen größeren Städten vorhanden sind und reiches Material für Studien aller Art bieten. Auch Braunschweig erfreut sich mehrerer reich ausgestatteter Museen: das herzogliche Museum hat einen vorzüglich reichen Schatz von Antiken, Skulpturen, Gemälden und kirchlichen Kunstschätzen.

Das städtische Museum hat eine braunschweigische volkskundige Abteilung, chinesische und japanische Bronzen, Elfenbeinschnitzereien, Münzsammlungen, Gemälde, Aquarelle, Handzeichnungen u. s. w.

Das vaterländische Museum, welches sich in der alten, früher schon erwähnten Klosterkirche am Aegidienmarkte befindet, enthält äußerst interessante Sammlungen, besonders für die braunschweigische Geschichte von Bedeutung. Hier befindet sich ein Diorama der Schlacht bei Quatrabras, in welcher Friedrich Wilhelm auf den Höhen von Gemappe am

Digitized by Google

15. Juni 1815 die Todeswunde erhielt, und durch über 4000 Bleisoldaten, uniformiert und armiert in getreuer Nachbildung, wird die Aufstellung der Truppen auf dem Schlachtfelde veranschaulicht. Im Provinzialmuseum zog ein eiserner Stuhl meine Aufmerksamkeit auf sich, der mit Ringen am Stuhlrücken und den Armlehnen, auf einem durchlöcherten eisernen Boden stand. Diese kunstlose Vorrichtung war der Schlütertiefenstuhl, und er wurde benutzt, um auf ökonomische Weise und mit Ersparung des Holzes beim Scheiterhaufen ein armes Weib zu Tode zu rösten.

Die Schlütertiefe, die eigentlich Anna Maria Ziegler hieß, wurde am 7. Februar 1575 auf diesem Stuhle lebendig verbrannt. Sie war auf nicht ganz aufgeklärte Weise in den Prozeß des Alchymisten Sömmering verwickelt, der einen Anschlag auf das Leben der Herzogin Hedwig, Gemahlin des Herzogs Julius, gemacht hatte.

Mit viel angenehmeren Gefühlen erfüllt den Beschauern das sogenannte mantuanische Gefäß im herzoglichen Museum, das Napoleon für 500,000 Francs nicht bekommen konnte, welches von Herzog Karl 1831 stibitzt und später der Stadt Genf vermacht wurde, die es 1874 wieder an Braunschweig auslieferte und das als eines der ausgezeichnetsten Denkmäler des griechischen Altertums angesehen wird. Ein Onyx, der in fünf Schichten verschiedene Färbung zeigt, wurde zu einem Oelkrug bearbeitet. Die verschiedenen Schichten sind vom Künstler beim Schnitzen der Figuren sehr kunstvoll verwandt.

Das Gefäß kam 1630 bei der Eroberung von Mantua in den Besitz des Herzogs von Sachsen-Lauenburg und später durch Erbschaft an das Welfenhaus. Vor den Franzosen hatte man es nach Glücksburg gerettet und Napoleon ließ 500,000 Francs dafür bieten, bekam es aber nicht. Im Jahre 1811 brachte man es vorsichtshalber nach England, und erst 1814 kam es wieder nach Braunschweig zurück und ist das Entzücken aller Kenner.

Im Museum der technischen Hochschule befindet sich die erste Elektrisiermaschine des berühmten Physikers Otto von Guerike und ebenfalls die beiden messingenen hohlen Halbkugeln, durch welche er zuerst die Möglichkeit demonstrierte, luftleere Räume zu schaffen und die Kraft des Luftdruckes zeigte.

Alles in allem genommen ist Braunschweig eine empfehlenswerte Stadt mit 140,000 Einwohnern, meist von gutem altem Sachsenblute, mit guten hygienischen Verhältnissen, niedrigen Steuern und vortrefflicher Verwaltung, mit ausgezeichneten Schulen, vom Kindergarten bis zum Kollegium Carolina-Wilhelmina, billige Lebensmittel, schmackhafte Wurst, zartes Gemüse, süffiges Bier und merkwürdige Schiffsmumme, gute Wohnungsgelegenheiten, ausgezeichnete Gesellschaft und vorzügliche Unterhaltungen: musikalisch, mimisch und wissenschaftlich, und sogar mit einer

Digitized by Google

Hofhaltung — kurz, es iſt alles hier, was ſelbſt ein deutſches Herz nur wünſchen oder verlangen könnte.

Hoffmann von Fallersleben.

Wir ſtanden vor dem Hauſe Katharinenkirche No. 4, um uns von dem dort wohnenden Kirchendiener die im Jahre 1172 von Heinrich dem Löwen geſtiftete Katharinenkirche in Braunſchweig zur Beſichtigung aufſchließen zu laſſen. „Hier neben dran, No. 5, wird Sie jedenfalls auch intereſſieren", ſagte mein Begleiter, „denn hier hat Hoffmann, der Dichter des deutſchen Triumphliedes: Deutſchland, Deutſchland über alles! fünf Jahre lang gewohnt, als er als Schüler das Katharineum beſuchte."

Heinrich August Hoffmann.

„Wenn ich mich auch nicht ganz mit Hoffmanns Standpunkt, bezüglich der Stellung Deutſchlands, einverſtanden erklären kann," erwiderte ich, „denn ich habe erſt geſtern einen Gruß an die Feſtgenoſſen einer deutſchen Feier in Cincinnati abgeſandt, in dem ich als überzeugungstreuer Deutſch-Amerikaner von den Vereinigten Staaten feſtſtellte:

„Land der Freiheit über alles,
Ueber alles in der Welt!
Wenn auch dieſes oder jenes
Dem und dieſem nicht gefällt.
Von New York bis San Francisco,
Von den Seen bis Florida —
Land der Freiheit über alles,
Hoch ragſt du — Amerika".

„ſo haben Sie doch recht, denn ich intereſſiere mich äußerſt lebhaft für Hoffmann, deſſen perſönliche Bekanntſchaft ich vor 48 oder 49 Jahren in ſeinem Geburtsorte Fallersleben gemacht hatte." — „So, Sie haben ihn perſönlich gekannt? Hat er denn auf Sie damals den Eindruck gemacht, daß er im Grunde, innerlich und äußerlich, trotz ſeines wechſelvollen Lebens, ſeiner Gelehrſamkeit und ſeiner poetiſchen Produktivität ein niederſächſiſcher Bauer blieb, daß ſeine Poeſie eintönig, obgleich recht friſch, etwa wie der Lerchenſang ſei, der den Bauern bei der Frühlingsarbeit umtrillert? So behauptet wenigſtens ein neuerer deutſcher Literaturhiſtoriker, der Bartels heißt, und im allgemeinen Aetzlauge und Gift freigebig herumſpritzt!" — „Nun, ſo viel iſt gewiß," antwortete ich, „ein Gigerl war Hoffmann nicht; in Frack und Opernweſte könnte ich ihn mir kaum denken, aber in ſeinem behäbigen bequemen Anzuge, das freundliche

Digitized by Google

Gesicht umrahmt von einem Barte, wie er damals fast allgemein in Norddeutschland Mode war, der das Gesicht frei ließ und von den Kinnbacken aus wie Fransen den Hals bedeckte; die Haare wellig und lang, echt altdeutsch und turnerisch, und der Charakterkopf von einer Mütze bedeckt, die einen Stich in die altdeutsche studentische Form hatte; ein Mann von köstlichem Humor, trefflicher Unterhaltungsgabe und größter Liebenswürdigkeit, die uns junge Burschen vollständig bezauberte — wenn das der richtige niedersächsische Bauer ist — dann: Hut ab! vor den niedersächsischen Bauern."

Eine Eisenbahnfahrt von weniger als einer halben Stunde konnte mich von Braunschweig nach Fallersleben bringen, wo Hoffmann 1798 geboren wurde, und der Entschluß stand sofort fest, seinem Geburtsorte einen zweiten Besuch zu machen; besonders weil mein erster Besuch vor langen Jahren mir so viele angenehme Erinnerungen hinterlassen hatte. Damals war Fallersleben ein Marktflecken von vielleicht 1500 Einwohnern und hatte noch keine Eisenbahnverbindung, die überhaupt wohl erst neueren Datums ist. Auf leichtem Jagdwagen und guter Chaussee fuhren wir durch ein Dutzend Dörfer — die Apfelbäume, womit die Landstraßen eingesäumt waren, standen in voller Blüte; die Schmetterlinge flatterten im goldenen Sonnenscheine, die Bienen summten fröhlich bei der reichen Ernte, die sie in den Blumen für ihre Körbe einsammelten, und nachdem wir das letzte Dorf, Ribbesbüttel, wenn ich nicht irre, passiert hatten, erblickten wir, in einer flachen, muldenartigen Vertiefung gelegen, den Kirchturm, den Schloßturm und die Dächer von Fallersleben. Jenseits des Fleckens, auf einem kleinen, schön bewaldeten Höhenzuge, erhob sich der Stolz Fallerslebens, die Wolfsburg, eine Besitzung der Grafen Schulenburg, zu deren Besuch wir eigentlich diese Fahrt unternommen hatten. Aber es stand uns ein viel größerer, nachhaltigerer Genuß bevor, als der Besuch der Wolfsburg. Nachdem Pferd und Wagen in den geräumigen Stallungen und Remisen untergebracht waren, begaben wir uns, um nun auch den inneren Menschen zu pflegen, in das Gasthaus. Ein mächtiges Gebäude, mit einer Front von zehn Fenstern und von gewaltiger Tiefe, hatte linker Hand von der Flur den Laden für ein Material- und Kolonialwarengeschäft und rechter Hand die große Gaststube mit daranstoßenden Zimmern für kleinere Gesellschaften. Der Eigentümer des Besitztums war ein Herr Boes, und wie wir noch am selben Abend zu unserer Freude erfuhren, der Schwager von August Heinrich Hoffmann, der hier gerade auf Besuch in der Heimat weilte.

In der Dämmerungsstunde versammelte sich in einem der kleineren Zimmer eine recht nette Gesellschaft, die aus Mitgliedern des Männergesangvereins und einem Teil der sogenannten Honoratioren bestand, und der sich unser Dichter sehr bald anschloß. Da wir jung und fremd

Digitized by Google

waren, nahm er sich unser mit besonderer Freundlichkeit an und wir verlebten einen so genußreichen Abend, daß er in unserem Kalender besonders rot angestrichen steht. Er hatte vor kurzem die Stelle als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor auf Schloß Corvey angetreten und war so froh und glücklich, wie der Fink im Hanfsamen. Seine Schnurren aus der Lüneburger Heide, die er, wie es schien, mit besonderer Vorliebe erzählte, waren unübertrefflich und wirkten noch ganz besonders durch den trockenen Humor und die gemütliche plattdeutsche Sprache, in der er sie zum Besten gab. Ich erinnere mich an zwei Geschichtchen, die sich auf Kaffeebereitung in der Lüneburger Heide bezogen

Hoffmanns Geburtshaus (Fallersleben).

und die er wohl noch öfter erzählt hat, denn ich glaube sie später im Druck gesehen zu haben.

Bei der Bestellung einer Portion Kaffee fragte er die Wirtin, ob sie auch Zichorien gebrauche, was natürlich verneint wird. „Ja," sagt Hoffmann, „so 'n Spierken Zichorgen mag ich ganz gern in 'n Koffee."

„Ja," sagt die Wirtin, „so 'n Spierken dauh ick och darin." — „Wenn't gud sin soll, dann möt en düchtig Stück darin sin", meint Hoffmann.

„Ick dauh dor an düchtig Stück darin", sagt die Wirtin. — „Am besten," fährt Hoffmann fort, „ist der Kaffee, wenn't alle Zichorgen is!" — „Denn will ick et man seggen, ick nehme ok luter Zichorgen." — „So, so, na denn laten Sei et man sin mit den Koffee und gewen Sei mi en Glas Milk."

Digitized by Google

Hoffmann hatte sich schon früh germanistischer Philologie zugewendet, und man sagte mit Recht, daß wenn man wissen wolle, worin eigentlich deutsches Wesen beruhe und was deutschem Charakter am meisten entspräche, so müsse man bei den Pflegern dieser Wissenschaft anfragen, die die edelsten Schätze unserer großen Vergangenheit hüten, sie mit der Gegenwart verbinden und zur Erneuerung eines echt deutschen Bewußtseins viel beitragen.

Hoffmann, Simrock und Uhland nehmen als Dichter und als Forscher auf diesem Gebiete gleich hervorragende Stellung ein. An Anerkennung fehlte es Hoffmann nicht. Er wurde Bibliothekar in Breslau, außerordentlicher Professor, 1835 ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur in Bonn. Viele Reisen hatten seinen Blick erweitert; er erkannte was Deutschland not tat, und obgleich im allgemeinen gemütlich und harmlos, hatte er doch ein gutes Stück scharfe und ironische Naturanlage, und er warf mit seinen „Unpolitischen Liedern" 1840 einen Feuerbrand in die deutsche politische Welt. Das Resultat war, daß er ohne Pension entlassen wurde; in mehreren Staaten wurde er polizeilich ausgewiesen, und für seine Stachelverse wurde er gepriekelt und gemaßregelt nach der echten preußischen Manier aus der Burschenschaftsperiode.

Nur in Hamburg und — man denke — Mecklenburg, fand er ruhigen Aufenthalt und wurde auch hier 1844 mit Fritz Reuter bekannt.

Das war indessen alles vergessen und vergeben, als ich seine Bekanntschaft machte — als wissenschaftlicher Forscher wie als Dichter war er anerkannt und beliebt — wie kein anderer hat er die politische Geißel geschwungen und doch wieder, wie kein anderer das gesellige Lied gepflegt, die Poesie nach alter deutscher Sitte allen Ständen dienstbar gemacht und der deutschen Kinderwelt die herrlichsten Schätze gewidmet.

Sehr verschieden von meinem ersten Besuche Fallerslebens kam ich an einem regnerischen, naßkalten Tage an. Der Bahnhof liegt in ziemlicher Entfernung von der Stadt — die Straße vom Bahnhofe wurde entweder neu gemacht oder repariert und war unangenehm schmutzig, und die Stadt selbst schien mir seither keine großen Fortschritte gemacht zu haben — obgleich einige Fabrikanlagen, nicht weit von der Straße gelegen, und ein paar hübsche Villen ein gutes Prognostikum für die Zukunft stellen.

Zunächst suchte ich das Geburtshaus Hoffmanns auf. Es wäre noch ganz das alte, wenn nicht der Kaufladen daraus entfernt und zu Restaurationsräumen umgebaut worden wäre — jetzt ist das Haus ganz „Hotel Freje" und im Besitze des Gatten einer Nichte Hoffmanns; eine andere Nichte, ebenfalls eine geborene Boes, ist mit einem Kapellmeister in Pittsburg verheiratet.

Mein nächster Besuch galt dem Bürgermeister. Auf dem Wege nach

Digitized by Google

dem Schlosse — ein einfaches Fachwerkgebäude, das sich nur durch einen schmucklosen Turm von anderen Gebäuden unterscheidet — in welchem der Bürgermeister seine Wohnung hat, hatte ich Gelegenheit, ein niedliches Denkmal zu betrachten, welches die Bürger ihrem berühmten Landsmanne errichtet haben.

Ein Obelisk erhebt sich zu einer Höhe von etwa 15 Fuß, und geschmückt mit dem Brustbilde Hoffmanns enthält er die Inschrift:

Dem
Dichter, Sprachforscher und
Vaterlandsfreunde
August Heinrich Hoffmann
von Fallersleben
gewidmet
von seinen Verehrern.

Der Bürgermeister, Herr Mumme, ist ein Sprößling der berühmten Braunschweiger Familie Mumme, die seit dem Jahre der Entdeckung Amerikas, 1492, das weltbekannte Bier, die Braunschweiger Mumme, gebraut hat und heute noch braut und zu großem Ansehen und Wohlstand gekommen sind. Mit größter Liebenswürdigkeit, die umso angenehmer wirkte, als draußen noch immer die schwarzen Wolken die Sonne verhüllten und der Regen fortfuhr zu plätschern, erzählte er mir von Hoffmanns Besuchen in seiner Heimatsstadt — seiner Anhänglichkeit an Fallersleben und der Freundschaft und Verehrung, die ihm hier geweiht wird.

Dies hatte sich besonders deutlich gezeigt bei seiner 100-jährigen Geburtstagsfeier am 2. April 1898, bei welcher ein reichhaltiges, volkstümliches Programm unter enthusiastischer Teilnahme von Jung und Alt, Einheimischen und Fremden, durchgeführt wurde.

Der Herr Bürgermeister hatte die Freundlichkeit, mir das Stadtbuch von Fallersleben zu zeigen, mit der Eintragung auf der Titelseite vom Jahre 1485:

Herr Gott, weil Dir ohne Scherz
Greuel ist ein hoffärtig Herz,
Läßt Du's nicht ungestraft bleiben;
Denn wer zu Grund gehn soll mit Schmerz,
Tut zuvor große Hoffart treiben.

In dem Stadtbuche ist eine Rede eingetragen, die nach der Befreiung Deutschlands von der Franzosenherrschaft hier gehalten wurde.

Viele Jahre später schrieb Hoffmann darunter: „Vorstehende Rede des Herrn Ammanns Justus Frank habe ich den Tag, nachdem sie gehalten war, getreu nach der Urschrift abgeschrieben. Ich war damals Göttinger Student."

Digitized by Google

Ob nun zum Spaß, oder damit die Nachwelt authentisch benachrichtigt werden sollte, was unser Dichter alles für Würden habe, folgte die folgende Aufzählung von „Was bin ich?“

„Kön. pr. Professor ordinarius a. D., Dr. der freien Künste und Dr. der Philosophie; Herzogl. Ratiborscher Hofbibliothekar zu Schloß Corvey; Ehrenmitglied der Maatschappy der nederlandscher Letterkunde zu Laiden; ausw. Mitglied der Academie der Wissenschaften zu Amsterdam; Ehrenmitglied des Fallersleben Männergesangvereins; Ritter des niederländischen Löwenordens, pp. pp.

Fallersleben, den 30. December 1866.“

Bei der 100-jährigen Geburtstagsfeier wurden lebende Bilder aufgeführt, darunter eins, benannt: „Im Kreise froher Zecher“. Ich glaube fast, daß Hoffmann die obige eingehende und doch noch nicht vollständige Unterschrift bei einer solchen Gelegenheit, in solchem Kreise geschrieben hat.

Herr Mumme hat eine ganze Anzahl von losen Blättern, Flugschriften und Handschriften von Hoffmann. Aeußerst interessant war mir ein Gedicht, welches er am 18. Oktober 1861 in Höxter gesprochen hatte, und das damals prophetisch klang, aber bald hernach Wirklichkeit wurde:

Wofür jetzt alle Deutschen leben,
Wonach sie sich sehnen und eifrig streben,
Es wird dereinst auf Erden
Zur vollen Wahrheit werden.
Der König, der sich eben jetzt
Die Königskrone aufs Haupt gesetzt,
Der muß die deutsche Kaiserkrone
Einst hinterlassen seinem Sohne.
Drum laßt uns jetzt das Glas erheben:
Der König als deutscher Kaiser soll leben.

Die Titel von diesen kleinen Flugblättern, die oft nur ein paar Lieder enthalten, sind schon richtige Aetzlange.

Deutsche Gassenlieder, Schwefeläther, Spitzkugeln, Hoffmann'sche Tropfen u. s. w.

„Zwei Lieder aus kaiserlicher Zeit“, 1849 gedruckt, berichten, daß:

Die Frankfurter rieten lange hin und her,
Was wohl die deutsche Einheit und Freiheit wär',

und die gefährliche Lage Deutschlands lag Herrn Walker klar vor Augen:

„Das Vaterland ist in Gefahr!“
Sprach Walker bündig und klar.
„Wir gehen sicher bankerott
Mit allen unseren Sachen,
Wenn wir nicht augenblicks
Uns einen Kaiser machen.“

Digitized by Google

Hoffmanns Andenken wird in Fallersleben in Ehren gehalten — seine wissenschaftlichen Arbeiten sichern ihm einen hervorragenden Platz unter den Männern der Wissenschaft, seine von der aufrichtigsten glühendsten Vaterlandsliebe atmenden Gedichte werden fortfahren, den Deutschen ein Leitstern zu sein; seine zarten, innigen, einfachen Kinderlieder werden die Freude der deutschen Jugend bleiben — und Hoffmann wird in Deutschland nie veralten. Er selbst blieb jung, was er erstrebte, gelang ihm:

Stets war's der ganzen Welt gemein,
Daß Jugend grünt und blüt;
Doch jung in alten Tagen sein,
Das lerne Dein Gemüt.

Daß er in alten Tagen jung geblieben ist, daß er seine frohe Laune, seinen guten Humor, seine Zecherfreudigkeit bis ans Ende bewahrt, das lernte ich später durch einen glücklichen Zufall kennen.

Im Frühlingsanfange dieses Jahres hielt ich mich einige Wochen in Dresden auf, um mich an den herrlichen Kunstschätzen der sächsischen Hauptstadt, den Erinnerungsstätten an Schiller und Körner, den landschaftlichen Schönheiten der sächsischen Schweiz zu erfreuen.

„Waren Sie schon in Hoffmanns Kapelle? Wenn nicht, so gehen wir heute Abend auf ein Stündchen hin!" Gesagt, getan! Und am Abend zogen wir nach der Kapelle, No. 16 Wallstraße, wo in der Weinhandlung von Max Kunath ein kleines, trauliches, in gotischem Stile anziehend getäfeltes Zimmer für etwa zwölf Gäste Raum bietet.

In diesem Zimmer hatte Hoffmann, der 75-jährige, als er im Herbste 1872 mehrere Wochen in Dresden zu Besuch weilte, mit seinen Freunden und Verehrern fröhliche Abende verlebt — unter den Fröhlichen der Fröhlichste.

Der Vorschlag, die Wände dieses Zimmers mit Weinliedern und Sprüchen von Hoffmanns Autorschaft zu schmücken, fand seinen Beifall, und er machte sich noch in Dresden an die Auswahl derselben. Der Ausführung brachte er großes Interesse entgegen, und war besonders besorgt, daß richtige und schöne Schrift benutzt wurde. Seinem Freunde schrieb er: „Ich übergebe Dir meine Dresdener Weinstube zu Erb und Eigen, so weit sie die meine ist, und lebe der fröhlichen Hoffnung, daß Du für die würdigste Ausführung sorgst."

Das ist ganz vortrefflich gelungen; ein traulicheres Heim für weindurstige und weinlustige Kenner eines guten Tropfens, ein besser geschicktes Kapellchen ist wohl nirgends zu finden. Man fühlt, wenn man den guten Wein über die Zunge gleiten läßt, daß der Geist Hoffmanns mit dem Geist des Weines vermischt in uns einzieht in des Herzens Grund. „Gott erhalte mir meinen Humor, und meinen Feinden die Lust, diesen

Digitized by Google

meinen Humor zu beleben," so schrieb er ein Jahr vor seinem im Jahre 1874 am 20. Januar erfolgten Tode.

Sein Humor, sein frischer Lebensmut, seine heitere Stimmung sind ihm bis ans Ende treu geblieben.

Ein paar Tage vor seinem Ende schrieb er die Verse:

Daß ich die Welt verlasse,
Das muß nun einmal sein:
Aus einem vollen Fasse
Schenkt d'rum noch einmal ein,
D'rum sag' ich: Schenkt mir ein,
Dann mag's geschieden sein!

Nach der schönen Melodie: „Der Papst lebt herrlich in der Welt," schickte er 1872 von Schloß Corvey dem Weinwirt ein kleines poetisches Zwiegespräch zwischen Wirt und Gast, betitelt: „Unser Weinhaus!" aus welchem seine herrliche Laune wie strahlender Sonnenschein hervorbricht:

Zum Fortschritt, Fortschritt heißt dies Haus.
Die Gäste gehen ein und aus. —
Wer kehrt nicht gern zum Fortschritt ein?
Der Wein ist billig, gut und rein.

„O Wirt, o Wirt, Du dauerst mich!
Der gute Wein läßt Dich im Stich.
Gewachsen ist seit Jahr und Tag
Kein Wein mehr, der uns munden mag."

Das ist nun leider wahr, jedoch
Manch' Stückfaß liegt im Keller noch.
Ich war zu rechter Zeit ganz klug
Und hab' auf Jahre noch genug.

O lieben Freunde, Mut, nur Mut!
Mein Wein hält vor, mein Wein bleibt gut.
Kehrt nur getrost zum Fortschritt ein!
Die Zeit ist schlecht, gut bleibt der Wein.

Es sind 25 Jahre verstrichen, seit der Dichter dieses Liedchen schrieb, aber der Stoff in dem alten Weinhause, das schon seit 100 Jahren besteht, ist noch immer billig, gut und rein. Wenn der Poet von fröhlichem Singen und vollem Glase schwärmt, so denkt der Prosaiker auch nebenbei ans Essen, und das Essen in dieser heiligen Halle steht bei mir noch in besonders gutem Andenken. Man hat an verschiedenen Orten Deutschlands ein eßbares mixtum compositum erfunden, welches den Namen Delikatessenaufschnitt führt, und das hier in der Hoffmann-Kapelle großartig serviert wurde. Dünne Scheiben von Kalbsbraten, Rostbraten, Schweinebraten, Rinderzunge, Mettwurst, Leberwurst, roher Schinken, geröstete Brotschnitten mit Kaviar, Sardinen, Hummer mit Mayonnaise und hart

Digitized by Google

gesottene Eier, garniert mit grünem Salat und Gurkenschnitten, künstlich und äußerst appetitlich aufgebaut, genug für zwei hungrige Leute und für die horrende Summe von 35 Cents — es schmeckt noch gut und billig, wenn ich daran denke.

Der Dichter hat gewiß recht, wenn er singt:

Schön wie eine liebe Sage
Klinget die Erinnerung,
Und im Zauber schöner Tage
Fühlt das Herz sich wieder jung,

und auch dem Magen tut die Erinnerung wohl, wenn dabei das Wasser im Munde zusammenläuft.

Bekanntlich nannte sich Hoffmann, weil es doch gar so viele „Hoffmann" gab, zur Unterscheidung „Hoffmann von Fallersleben". Dieser Name wurde ihm allerseits zugestanden, und unter diesem Namen wird er in der Geschichte fortleben.

Das hört sich eigentlich adelig an — „von Fallersleben" — und daß es nicht allgemein bekannt ist, daß Hoffmann nicht adelig ist und sein „von" sich nur auf seinen Geburtsort bezieht, davon hatte ich vor einigen Tagen in unserer Bibliothek den wunderbarsten Beweis. Ich wollte doch mal sehen, was sich von seinen vielen Werken hier befände. Der Bescheid, daß von ihm gar nichts, nicht einmal sein Name, zu finden sei, verblüffte mich. Endlich stellte sich heraus, daß er unter dem Namen „Fallersleben" mit einem kleinen Bändchen Gedichte aus den vierziger Jahren vertreten sei.

Der gelehrte Bibliothekar der damaligen Zeit (war's Herr Louis Freeman?) hatte den „Hoffmann" wahrscheinlich als Taufnamen angesehen und geglaubt, der Verfasser sei ein „Herr von Fallersleben".

Um derartigen Mißverständnissen für die Zukunft und für seine Nachkommenschaft vorzubeugen, muß bei den Söhnen das „von" wegfallen, und sein Sohn Franz, der als tüchtiger Landschaftsmaler in hohem Ansehen steht, und in Steglitz bei Berlin wohnt, muß als Hoffmann-Fallersleben, ähnlich wie wir Deutsch-Amerikaner, mit einem gewöhnlichen Bindestrich statt des distinguierten „von" durch dieses Leben wandern.

Wenn Kaiser Wilhelm auch keine Bindestrich-Amerikaner zu kennen vorgiebt, solche Bindestrich-Deutsche wie Hoffmann Fallersleben, Schultze-Naumburg, Schulze-Delitsch, Müller-Meiningen u. s. w. kann er nicht verleugnen, und daß er uns vorläufig nicht kennt, wollen wir ihm vergeben: vielleicht erinnert er sich später mal dran, von uns gehört zu haben.

Digitized by Google

Die Stadt Peine.

Ich bin an keinem Ort geboren
Durch Schönheit der Natur verklärt;
Umringt von Torf- und Heidemooren
Und Acker, der den Bauer nährt,
Liegt rings das Land, der Kunst verloren,
Der es ein Obdach nie gewährt —
Ich bin an keinem Ort geboren
Durch Schönheit der Natur verklärt.

So singt mein Landsmann und entfernter Vetter Friedrich von Bodenstedt, der Dichter der unsterblichen Mirza-Schaffy Lieder, von unserer gemeinschaftlichen Vaterstadt Peine, in welcher er 1819 geboren wurde. Alles, was er geschrieben hat, kann ich verstehen, nur die obigen Zeilen nicht, denn Peine hat eine herrliche, bevorzugte Lage. Der südliche und östliche Teil seiner Feldmark besteht aus dem fetten, schweren Weizenboden, der dem Fürstentum Hildesheim, wozu Peine gehört, seinen Ruf großer Fruchtbarkeit gegeben hat, und der Blick nach Süden, über die Lichtenberge hinweg, heftet sich auf die schön geschwungenen Linien des Harzes, aus denen der Brocken sich klar und deutlich hervorhebt. Die herrlichsten ausgedehnten Eichen- und Buchenwaldungen erfreuen das Auge nach Osten und Süden und umgeben das Städtchen mit einem grünen Kranze, dem die sich an der Grenze der Waldungen hinziehenden vielfarbigen Wiesenblumen reizende Abwechslung geben. Nördlich von der Stadt beginnt die Lüneburger Heide, mit ihrer rotblühenden Erika, dem gelben Ginster und den majestätischen dunkelgrünen Tannenwäldern auf dem Sunderberge und dem Herzberge, umsäumt von den zierlich gezweigten, weißstämmigen Birken mit dem zarten, hellgrünen Laube, durchzogen von dem vielgestaltigen Hexenkraut. Im Westen der Stadt fließt fröhlich murmelnd ein klares, fischreiches Flüßchen, die Fuhse, durch tiefer gelegene Moorwiesen, auf denen im Frühlinge der schönste Blumenflor blüht und Hunderte von Kiebitzen ihren Ruf erschallen lassen. An beiden Ufern der Fuhse zieht sich, etwa eine Meile breit, das Moor von Süden nach Norden meilenweit bis zur Mündung der Fuhse in die Aller bei Celle.

Die Stärke der alten Festung Peine stützte sich hauptsächlich auf dieses schwer zu überschreitende Moor, welches durch eine feste Burg, die Eulenburg, noch weiter gegen Angriffe der Hildesheimer Bischöfe geschützt war. Nach der Erfindung des Schießpulvers war in der Burg eine große Kanone aufgestellt, die „Eule" genannt, für die sich indessen keine Verwendung fand, denn

Peine war gebaut so feste,
Daß die Eule blieb im Neste.

Digitized by Google

Nicht nur die Geſchichte, auch die Sage webt einen Zauber um Peine. Sie erzählt, daß ein gewaltiger Rieſe, der einen Stein, ſo groß wie ein Berg, auf der Schulter trug, ſo viel Sand in ſeinem Schuhe ſpürte, daß er ſtillſtand, um den Sand auszuſchütten. So entſtand der Herzberg. Nach ein paar Rieſenſchritten fühlte er das Bedürfnis, auch den anderen Schuh zu entleeren, und das Reſultat war der Sundernberg. Erleichtert

Friedrich Martin Bodenſtedt.

ging er weiter und kam an einen Bach, „Schwarzwaſſer" genannt, den er überſchreiten wollte. Er hatte aber nicht an den trügeriſchen Moorboden gedacht, er fiel hin und ſeine Knie, Ellenbogen und Kopf machten fünf ſo tiefe Löcher in den Grund, daß noch bis heute ihre Tiefe nicht gemeſſen werden konnte. Der Stein aber flog von der Gewalt des Falles weit fort und iſt nun als der „Rieſenberg" bekannt, und ein Steinbruch, aus welchem nun ſchon tauſend Jahre Steine gebrochen werden.

Digitized by Google

Auch Eulenſpiegel verübte hier einen ſeiner luſtigſten und ſchmutzigſten Streiche, und noch vor wenigen Jahren beſtand das Wirtshaus, in dem die Geſchichte geſpielt haben ſoll. Es war wohl nicht die Schuld von Peine und ſeiner Umgebung, daß Bodenſtedt die Blumen nicht ſo farbenreich blühten, die Schmetterlinge nicht ſo fröhlich gaukelten, die Vögel nicht ſo lieblich ſangen, wie den anderen Jungens, ſondern ſein Miß-

Geburtshaus von Friedrich Bodenſtedt.

geſchick, daß ihm „der Himmel trüb umhangen, und ſein Pfad voll Dornen allerwärts“, daß er „verlacht in ſeinen Träumen war“, weil „niemand ahnte, was er litt“.

Die Tatſache, daß er litt, daß er keine fröhliche Jugend verlebte, ließ ihn ſeine Vaterſtadt wie durch einen trüben Nebelſchleier ſehen, und er hat wohl nie das rechte, warme Gefühl für ſeine Geburtsſtadt gehabt. Bodenſtedts Vater lebt in meiner Erinnerung als ein Mann von kaum

Digitized by Google

Mittelgröße, mit einem verhältnismäßig großen Kopfe, der von kurzen grauen Locken dicht bedeckt war.

Ein großes Haus am Marktplatze, von Linden beschattet, diente als Gast-, Wohn- und Brauhaus. Eine Einfahrt, breit und hoch genug, ein Fuder Heu oder Roggen durchzulassen, führte durch das Haus auf den Hof zum Brauhause und zu den Scheunen.

Auf der Diele lagen ein paar mächtige Fässer, aus denen das obergärige Bier und Biereissig gezapft wurden, und fünf bis sechs Fuß höher lag die große Gaststube, der die schattigen Linden immer eine Art düsteres Halbdunkel gaben, und in die man auf einer sechs- bis siebenstufigen Treppe gelangte. Hierbei passierte man an einem kleinen Zimmer, eine Art Kontor oder Alkoven vorbei, in welchem die Branntwein- und Likörflaschen, Gläser u. s. w. aufgestellt waren, welches durch ein kleines Schiebefenster mit der Gaststube verbunden war, und zur Bedienung der Gäste diente.

Dann kam die Küche, so „dunkel wie bei Klages im Sacke", und dahinter erreichte man auf einigen breiten Stufen die „Visitenstube" und Fremdenkammer, beide nach unserer kindlichen Meinung äußerst elegant eingerichtet.

Der zweite Stock war so niedrig, wie es bei den mehrere hundert Jahre alten Bürgerhäusern Mode war, daß ein Mann von normaler Größe nicht aufrecht stehen konnte — aber der Platz zum Gruseln lag nach dem Hofe zu. Auf einer alten Wendeltreppe gelangte man in einen langen, hohen Saal. Fenster mit kleinen Butzenscheiben ließen nur zweifelhaftes Licht aus dem engen Hofe hereinkommen, und in diesem Halbdunkel standen allerlei Waffen und Gerümpel, Ueberbleibsel von Panzern, Speeren und Hellebarden, alte Helme und Reitenhandschuhe. Hier in diesem unheimlichen Raume sollte es auch nicht geheuer sein. Die Knechte und Dienstmädchen erzählten die schaurigsten Gespenster- und Spukgeschichten, die sich in diesem Zimmer allnächtlich begeben sollten, und weder Geld noch gute Worte hätte sie veranlassen können, des Nachts den Saal zu betreten.

Der alte Bodenstedt hatte eigentümliche erzieherische Ansichten, und weil Fritz durch die vielen Spukgeschichten Furcht bekommen hatte, so sollte er dadurch kuriert werden, daß ihm in einem abgeteilten Raume des alten Rittersaales sein Schlafgemach bereitet wurde. Was der arme Junge mit seiner lebhaften Phantasie hier ausgehalten hat, wenn allerlei Geräusche in der stillen, schlaflosen Nacht ihn mit Angst erfüllten, und er sich allein und fern von den anderen Familienmitgliedern auf dem Lager wälzte und den Kopf unter der Decke versteckte — das verstand sein Onkel, der aus Hildesheim zum Besuche in Peine war und die Ansicht hatte, daß bei fortgesetzter Tortur Fritz den Verstand verlieren würde. Der Alte

Digitized by Google

gab nach — so dumm es ihm auch erscheinen wollte, daß jemand Spukgeschichten glauben könne.

Bei seinem Besuche in Cincinnati, 1880, sagte Bodenstedt, er glaube, daß sein Vater recht herzlich habe lachen können, ein Grübchen im Kinn deute darauf hin, aber er erinnere sich wirklich nicht, daß er ihn je habe lachen sehen. Und Furcht hatte er vor ihm, ganz gehörige Furcht. Ich glaube, daß er außer zu seiner Mutter und seinen Schwestern nur zu einem Menschen in der Vaterstadt wirkliche tiefe Zuneigung gehabt hat. Das war zu seinem Privatlehrer, dem Kandidaten der Theologie Henselung, der später als Pastor in Woltorf, einem Dorfe nahe Peine, angestellt wurde, und noch später von einem Eisenbahnzuge überfahren wurde.

Der Vater war hart und hatte mit den Bestrebungen und Hoffnungen seines Sohnes keine Sympathie, und die Lehrer Friedrichs leisteten ihm darin noch gehörig Vorschub. Als einer derselben ein Produkt von Friedrichs junger Muse zufällig zu Gesicht bekommen hatte und wissen wollte, von wem er das abgeschrieben habe — und als er absolut nicht glauben wollte, daß es von seinem Schüler herrühre, kam es zu heftigen Auseinandersetzungen. Der Herr Lehrer erklärte dem Vater am nächsten Tage, er solle Friedrich die Poeterei legen, denn die Zeit der großen Dichter sei vorüber und das Fortwandeln auf dem poetischen Wege könne ihn nur ins Irrenhaus bringen oder zum Selbstmord führen. Nun, der Alte machte es ihm denn auch herzlich schwer, seiner Neigung zum Studium und zur Poesie zu folgen und obwohl der Sohn ihm ein achtungsvolles Andenken bewahrte, ist es doch gewiß, daß er durch seine Härte, seinen Mangel an Sympathie, seine Kälte gegen kindliche Liebesbeweise ihn um den Zauber der fröhlichen Jugend beraubte, so daß er von „Heimatluft und Heimatduft" keine schönen Erinnerungen mit sich ins Leben hinausnahm.

Den Wert fröhlicher Jugendzeit zeigt er in der eindringlichen Mahnung an die Eltern:

Schafft frohe Jugend Euren Kindern,
Des Lebens Heimsuchung zu lindern!
Wer jung erfahren schon viel Gutes,
Trägt auch das Schlimme leichtern Mutes;
Er weiß, es giebt ein Glück auf Erden,
Und was einst war, kann wieder werden;
Erinnerung an Schönes nährt
Die Hoffnung, die den Schmerz verklärt.

Wenn aber die Erinnerung an „alter Zeiten Gram" in nächtiger Stunde dem Herzen aufs neue Schmerz bereitet und alte Wunden aufreißen will, dann rät er:

Tritt die Vergangenheit mit Füßen,
Wenn sie nicht kommt Dich zu erfreu'n —
Für schwaches Tun soll man nur büßen,
Um sich für stärkeres zu erneu'n.

Digitized by Google

Eigentümlich und gar nicht zu verantworten, aber doch zu erklären, ist es, daß auch seine Vaterstadt ihn nicht in besonders liebevollem Gedächtnis trägt.

Daß er nicht oft, und nach dem Tode seiner Mutter fast gar nicht, auf längere Zeit nach Peine kam, daß er sich bei seinen Besuchen nicht viel in Gesellschaft mische, hatte teilweise seinen Grund in unglücklichen Familienverhältnissen — sein einziger Bruder war in sehr unliebsame Kollision mit den Staatsgesetzen gekommen — teilweise hatte die Gleichgültigkeit der Peinenser ihren Grund in einem kleinen Vorfalle, an dem Bodenstedt wohl eigentlich unschuldig war, der ihm aber schlimm angerechnet und nie vergeben wurde. Am Anfange der Wiener Revolution von 1848 hatte er sich schon einen bedeutenden Namen gemacht und genoß in Wien hohes Ansehen.

Als er in angesehener Gesellschaft auf einer Straße Wiens schlenderte, rief ihm ein junger Mensch zu: „Bodenstedt, o Bodenstedt — kennen Sie mich nicht, ich bin Müller aus Peine.“ Der junge Mann war als Norddeutscher revolutionsverdächtig, und auf dem Wege über die österreichische Grenze per Schub gebracht zu werden.

Es ist wohl gewiß, daß Bodenstedt, der ja sein Jahren höchstens auf einige Stunden in Peine gewesen war, diesen Wanderburschen nicht kannte und sich seiner nicht erinnerte. Müller war aber überzeugt, weil er doch Bodenstedt kannte, daß Bodenstedt ihn auch kennen mußte, und daß ein Wort von ihm, Müller vor dem Schub bewahrt hätte. Er verfolgte ihn seit der Zeit mit unablässigem grimmigem Hasse und da der Abweisende immer Unrecht hat, so durchsiechten nach und nach, von diesem Punkte ausgehend, Gleichgültigkeit und Unterschätzung die älteren Bürger Peines — und von den jüngeren heißt es wohl, wie in der Bibel: Sie wußten nichts von Joseph.

Die Gesinnungsstärke oder Störrigkeit dieser Familie wird durch eine Geschichte dokumentiert, die einem Bruder des vorigen Müller nacherzählt wird. Bekanntlich gab es zu Zeiten der königlich hannoverschen Regierung keine Einjährigfreiwillige. Wer das Glück hatte, gesund zu sein und beim Loosen eine niedrige Nummer zu ziehen, der mußte bei Kommißbrod und in Kommißtuch gehüllt seine 1½ bis 2 Jahre abdienen.

Unser Müller war so glücklich, dem König Georg V. in Nordheim als Infanterist dienen zu müssen, als dem Könige Ernst August „sein treues Volk“ ein Denkmal setzen wollte. Um dem ganzen treuen Volke Gelegenheit zu geben, zum Denkmal beizusteuern, wurden auch die Soldaten aufgefordert, einen Abzug von ihrer Löhnung machen zu lassen. Das ging wohl ganz gut, aber nicht bei Müller. „Von den paar Groschen Löhnung,“ sagte er, „kann ich nichts abziehen lassen; es langt schon so nicht.“ Das wird pflichtschuldigst berichtet, und der Herr Oberst sagt:

Digitized by Google

„So, Sie können mit der Löhnung nicht auskommen? Da müssen wir Sie wohl unter Kuratel stellen. Korporal S., nehmen Sie von jetzt an die Löhnung in Verwahrung und zahlen Sie an Müller aus, wenn er Ihnen den Zweck angiebt und Sie es für nötig finden."

Nach ein paar Wochen fragt der Korporal, ob er kein Geld haben müsse. „Ne," sagt Müller, „ich habe noch genug." Der wohlhabende Papa hatte ihm geschrieben, er solle keinen Pfennig ziehen, und er wolle ihn schon hinreichend versorgen — der Lohn allein hatte ja so wie so nie gelangt. Erst bei seiner Entlassung mußte ihm dann, zum großen Aerger des Herrn Obersten, das ganze zurückgehaltene Geld ausgezahlt werden.

Die Pietät der Peiner konnte sich nicht darin ausdrücken, daß sie das Geburtshaus Mirza Schaffys in seiner ursprünglichen Gestalt erhielten. Der alte Fachbau, hier und da im Laufe der Zeit durch Abreißen und Anbauen verändert, war wenigstens 500 Jahre alt und mußte vor vielleicht 50 Jahren einem massiven Backsteingebäude mit dem in Deutschland so beliebten Zementputz weichen.

Später erwarb ein Deutsch-Amerikaner, Rehkopf, das Gebäude und richtete es zu einem Hotel ein: Hotel Mirza Schaffy. Als weiteres Zugmittel ließ er eine Bronze Gedächtnistafel anfertigen und mit einer Fest- und Feierlichkeit am Hause anbringen. Bei dieser Gelegenheit war Bodenstedt wohl zum letzten Male in seiner Vaterstadt — viel Ehre hat sie ihm nicht erwiesen und wenig Vergnügen gemacht.

Bei meinem letzten Besuche in Peine sah ich mir mit meinem alten Freunde Severet aus Cincinnati das Hotel an, welches auf der Bronzetafel angiebt, daß Bodenstedt in diesem Hause am 22. April 1819 geboren wurde.

Von dem alten Gebäude ist nichts mehr vorhanden; ja, selbst der alte gruselige Rittersaal ist verschwunden und zu Zimmern umgebaut.

Nachdem wir ein Glas Peiner Lager getrunken, fragte uns der freundliche Wirt, ob wir nicht ein paar Ansichtskarten mitnehmen wollten.

Auf meine Frage, ob Bodenstedt in diesem Hause geboren sei, antwortete er: „Ja, gewiß — da sehen Sie nur die Gedächtnistafel am Hause an. Nach dem Hofe zu hat der frühere Eigentümer ein paar Veränderungen gemacht, aber im Vorderhause ist noch alles wie zur Zeit als Bodenstedt geboren wurde."

„Wie alt ist denn dieses Haus schon?" fragte ich. — „O, das ist schon über fünfzig Jahre alt."

„Und Bodenstedt ist schon ein paar Jahre tot und in diesem Hause geboren! Schade, daß der Mann so jung gestorben ist; der hätte es noch zu was bringen können."

Wenn es mit anderen Geburtshäusern von Dichtern und berühmten Persönlichkeiten ebenso geht, so muß ich meinen Glauben an die Identität solcher Plätze gehörig revidieren.

Digitized by Google

Daß Bodenstedts Jugendjahre nicht die fröhlichsten waren, daß ihm seine Vaterstadt im trüben Lichte erschien, muß uns nicht veranlassen, anzunehmen, daß dies einen Schatten auf sein ganzes Leben geworfen und ihn unfreundlich und mürrisch gemacht. Ganz im Gegenteil! einen fröhlicheren, lebenslustigeren, heiteren und humorvolleren Menschen hätte man lange suchen müssen.

Bei seinem Besuche in Cincinnati, 1880, hatten wir die schönste Gelegenheit uns oft von seiner vortrefflichen Laune zu überzeugen. Er konnte nicht bloß eine gut erzählte witzige Anekdote würdigen, sondern er konnte über eine selbst erzählte kleine Geschichte so herzlich lachen, daß die Vorübergehenden erstaunt stillstanden.

Ich erinnere mich, daß bei einer solchen Gelegenheit sogar zwei Polizisten im Schnellschritt herbeitrabten, um sich nach der Ursache der lauten Heiterkeit zu erkundigen. Er erzählte, wie König Ludwig I. von Bayern zwei Professoren seine Ungnade fühlen ließ, weil sie durch gerichtliche Entscheidung den Fiskus gezwungen hatten, ihnen eine bedeutende Summe auszuzahlen, die von seinem Vater, König Max, für eine wissenschaftliche Expedition nach Südamerika unter der Leitung dieser Professoren ausgesetzt war. König Max interessierte sich sehr für Wissenschaft, König Ludwig aber wollte sein Geld mehr für die Kunst verwenden und hatte deshalb einen großen Zorn auf die beiden Naturforscher. Er ließ seine Ungnade auf eine höchst originelle Weise aus, indem er die beiden konsequent verwechselte und ihnen mit dem unschuldigsten Gesichte Bemerkungen zu hören gab, die äußerst unangenehm waren, aber immer unter der falschen Adresse gemacht zu sein schienen. Wenn Ludwig den Professor Martius sah, so sagte er: „Wie geht's, lieber Spix? Und wie geht's denn dem Martius, dem dummen Kerl, der mir für sein südamerikanisches Heu so viel Geld gekostet hat, daß ich eine neue Kirche dafür hätte bauen lassen können." Und wenn er dem unglücklichen Spix begegnete, so sagte er: „Wie geht's, mein lieber Martius? Was macht denn der Spix, der dumme Kerl, der sich für mein Geld als Naturforscher aufspielt?"

Nun kam aber der Tag, an dem der treffliche Spix die Augen auf immer schloß, und kurz darauf kam der betrübte Martius dem König in den Weg, der ihn sofort mit den Worten stellte: „Guten Morgen, wie geht's, lieber Spix? Schon gehört, daß Martius tot ist? Gott vergebe ihm! Er hat mir viel Geld gekostet für sein südamerikanisches Heu."

„Ich bin nicht tot, Majestät; mein Freund Spix ist leider plötzlich gestorben."

„Ach so! Das freut mich — Guten Morgen!"

Wenn Bodenstedt eine lustige Geschichte auf der Straße erzählte, so blieb er stehen, bis er fertig war und das helle Gelächter der Zuhörer sich gelegt hatte, welches bei den zufällig Vorübergehenden immer große Auf-

Digitized by Google

merksamkeit erregte. Er erzählte ausgezeichnet und wußte auch immer schnell das rechte Wort zu finden. Ein recht niedliches Beispiel davon gab er bei einem kleinen Souper, bei welchem auch der damalige Superintendent des durch landschaftlich-gärtnerische Anlage so hervorragenden Spring Grove Kirchhofes, Strauch, anwesend war. Der schlechten amerikanischen Gewohnheit gemäß, mußten dann auch Reden gehalten werden, und auch an Herrn Strauch erging die Aufforderung zum Reden.

Erröteud und verlegen meinte Strauch, daß er nicht reden könne. Bodenstedt half ihm sofort aus der Klemme mit dem kleinen Verse:

Ein Strauch, der braucht ja nichts zu sagen;
Der braucht nur zu blühen und Früchte zu tragen.

Sein Besuch in Amerika war ihm ein Quell hohen Genusses, wenn auch hier oder da ein Wermutstropfen in den Freudenbecher getröpfelt wurde. Seine Eindrücke, die er in dem Buche „Vom Atlantischen zum Stillen Ozean" schildert, noch mehr aber seine Briefe, geben Zeugnis dafür, wie angenehm, anregend und lehrreich die Reise für ihn war.

Er war zu jener Zeit 61 Jahre alt, aber man erkannte bald, daß er nach dem Grundsatze lebte:

Sei nicht alt in jungen Jahren,
Blüh', solang das Leben währt! —
Besser jung mit greisen Haaren,
Als so altklug vor der Zeit.

Junge Weise, alte Toren;
Vor der Zeit kann nichts gedeih'n —
Wenn der Most nicht ausgegoren,
Giebt es keinen guten Wein.

Mit welchem innigen Behagen konnte er Anekdoten erzählen, auch solche, in welchen er als leidender Teil im Brennpunkte der Begebenheit stand. So z. B. als er in Detroit — eine Stadt, welche ihm, nebenbei gesagt, ganz ausgezeichnet gefallen hatte und von deren Deutschen Klub „Harmonie" er die angenehmsten Erinnerungen mitgenommen, bei einem Souper vom Hausherrn und Gastgeber auf folgende Weise betoastet wurde: „Und nun, meine Herren und Damen, lassen Sie den Gast des heutigen Abends, den berühmten Dichter der Mirza-Schaffy Lieder, hochleben. Der Herr von Bodenſteiner, er lebe hoch, hoch, hoch!"

Solche und ähnliche Vorkommnisse, die durchaus nicht selten waren, die deutlich zeigten, daß man ihn oft feierte, ohne ihn und seine Werke zu kennen, ergötzten ihn aufs höchste.

Digitized by Google

Er wußte dem Leben eine gute Seite abzugewinnen, und falsche Vorwürfe pointiert zurückzuweisen, so wenn:

Sie sagen, ich lebe zu locker,
Und das bringe dem Alter Gefahr;
Ihr albernen Stubenhocker,
Mein Leben bleibt wie's war!

Lehrt Eure trock'ne Tugend
Dem nüchternen Geschlecht.
Noch keiner starb in der Jugend,
Der bis zum Alter gezecht!

Seine Lieder und besonders seine kurzen Gedichte und Sprüche enthalten einen unerschöpflichen Born von Lebensweisheit, die, ob bewußt oder unbewußt, im deutschen Volke fortleben werden. Er selbst spricht die Ueberzeugung aus:

Wenig große Lieder bleiben,
Mag ihr Ruhm auch stolzer sein,
Doch die kleinen Sprüche schreiben
Sich ins Herz des Volkes ein;

Schlagen Wurzel, treiben Blüte,
Tragen Frucht und wirken fort:
Wunder wirkt oft im Gemüte
Ein geweihtes Dichterwort.

Seine Lieder des Mirza-Schaffy sind nicht nur in alle lebenden Sprachen übersetzt und in vielfachen Auflagen verbreitet, sondern auch die toten Sprachen, hebräisch, griechisch und lateinisch, sind von tüchtigen Uebersetzern benutzt, selbst trockenen klassischen Gelehrten neues Leben einzuhauchen.

Wenn nun auch die Stadt Peine ihrem einzigen großen Sohne kein Denkmal von Erz oder Stein setzt, um sich selbst zu ehren, so scheint doch immerhin ein Strahl des Ruhmes auf sie herab, weil Bodenstedt in ihr geboren wurde, allerdings verdunkelt von der Schande, daß sie diesen Vorzug so wenig zu schätzen weiß.

Philipp Spitta und Friedrich von Spee.

Es ist wohl wahr, daß in meiner Vaterstadt Peine nur ein einziger berühmter Mann das Licht der Welt erblickt hat, aber es haben doch noch zwei andere berühmte Männer, wenigstens eine Zeitlang, darin gelebt: Friedrich von Spee und Philipp Spitta. Kurz nach dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges wurde der Jesuit Spee nach Peine geschickt, um im Auftrage seines Ordens die vom katholischen Glauben abgefallenen

Digitized by Google

Peinenier wieder in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Das gelang ihm auch nach verhältnismäßig kurzer Zeit; sein Glaubenseifer, seine begeisterte Ueberzeugung, die Macht seiner liebenswürdigen Persönlichkeit übten einen solchen Einfluß aus, daß die Zahl der Abtrünnigen bald sehr klein geworden schien. Dadurch wurde der Zorn protestantischer Fanatiker erregt: sie überfielen Spee und in zelotischer Wut mißhandelten sie ihn so grausam, daß sein Leben lange Zeit in Gefahr schwebte. Die brutale Mißhandlung trug wohl dazu bei, daß er schon im Alter von 42 Jahren, allgemein betrauert von denen, die ihn kannten, „hoffnungsvoll und glücklich" starb.

Wenn die Hoffnung ihn glücklich gemacht, daß er in Peine einen dauernden Erfolg gehabt hätte, so war er in einer Täuschung befangen. Sobald die Macht seiner Persönlichkeit geschwunden war, kehrten sie alle zum Protestantismus zurück. Sie datieren ihren Abfall vom Jahre 1542, und feierten am 9. Oktober 1842 das 300-jährige Jubiläum der Einführung des Protestantismus mit großem Pomp, Umzügen, Illumination, Festpredigten, Festreden, unter reger Beteiligung der ganzen Nachbarschaft.

Er entsprang dem gräflichen Geschlecht der Spee von Langefeld, wohlbekannt und angesehen in den Rheinlanden, und er widmete sein ganzes Leben nicht der Kirche allein, sondern christlichen Liebeswerken im allgemeinen. Was ihn uns besonders teuer macht, ist die Tatsache, daß er einer der ältesten und energischsten Bekämpfer der Hexenprozesse war, die gerade zu seiner Zeit mit besonders fanatischer Wut betrieben wurden. Mehr als zweihundert solcher Opfer des Aberglaubens und der Unwissenheit begleitete er zum Scheiterhaufen. Die Ueberzeugung drängte sich ihm auf, daß diese Unglücklichen vollständig an den ihnen zur Last gelegten Teufelskünsten unschuldig seien, und nur der Bosheit oder der Dummheit zum Opfer fielen.

Seine Ansichten und Erfahrungen legte er in einem Buche so eindringlich und überzeugend dar, zeigte die Unhaltbarkeit und Abscheulichkeit der Hexenprozesse mit solcher Gewandtheit, daß viele Richter sich veranlaßt sahen, mit größerer Umsicht zu verfahren, und mehrere Fürsten veranlaßt wurden, die Hexenprozesse abzuschaffen, unter anderen auch der Kurfürst von Mainz.

Der fragte ihn einst, wie es käme, daß er schon vor seinem vierzigsten Jahre eisgraue Haare hätte und Spee erwiderte ihm: „Der Gram hat meine Haare grau gemacht darüber, daß ich so viele Hexen habe zur Richtstatt begleiten müssen, und doch unter ihnen allen keine gefunden habe, die nicht unschuldig gewesen wäre."

Digitized by Google

Ergreifend beklagt er, daß die Menschen so wenig Mitleid mit ihren Nebenmenschen haben, daß sein Ruf ungehört verhallt, denn:

Nicht Vogelsang, noch Freudenklang
Vernimmt man in den Lüften,
Das wilde Tier härmt sich mit mir
In Felsen und in Klüften,

aber das Herz der abergläubischen, boshaften Menschen bleibt ungerührt.

Seine herzlich-anmutigen, phantasievollen geistigen Lieder, in denen er das Lob des Vaters und Erhalters aller Wesen verkündet und zugleich seine Liebe zur Natur wundersam schildert, errichten eine Scheidewand zwischen diesem frommen Dichter und jenen finsteren Mönchsgestalten, die die reinste, unschuldigste Freude für ein Verbrechen, und nur unheimliche Selbstqual für wahre Gottesverehrung hielten.

Das Andenken an Spee ist vollständig in Peine verschwunden; vielleicht haben die Einwohner Bodenstedts Rat befolgt, wenn er sagt:

Tritt die Vergangenheit mit Füßen,
Wenn sie nicht kommt, Dich zu erfreu'n

und viel Freude kann man in Peine wohl nicht aus der Behandlung schöpfen, die Friedrich von Spee durch unsere werten Altväter erlitten hat.

Etwa 200 Jahre später hatte meine Vaterstadt den Vorzug, einen anderen Dichter geistlicher Lieder fünf Jahre lang, von 1853 bis 1858, in ihren Mauern zu beherbergen.

An der Ecke der Burg- und Ballhofstraße in Hannover steht ein vierstöckiges Fachwerkhaus; ein großes Schild mit goldenen Lettern zeigt an, daß sich hierin die „Gastwirtschaft zur Alpenrose" befindet und daß der Inhaber August Kratzer heißt.

Genauere Inspektion läßt uns eine bescheidene Marmortafel entdecken, mit der Nachricht, daß hier Karl Johann Philipp Spitta am 1. August 1801 geboren wurde.

Ich hatte den Vorzug, von ihm zur Konfirmation vorbereitet zu werden, als er in Peine Hauptprediger und Superintendent war, und lernte seinen edlen, liebevollen Charakter, seine aufrichtige, ungeschminkte Frömmigkeit, seine tiefe Religiösität, seine Menschenliebe und Hilfsbereitschaft kennen und verehren. Ein kleiner Zug von ihm wird hinreichen, zu zeigen, ein wie herrlicher Mensch Spitta war.

Als alter Student und Göttinger Burschenschafter war es wohl selbstverständlich, daß er früher einem guten Trunke nicht abgeneigt gewesen war — aber das war vorbei — nur die liebe, alte lange Pfeife hatte er aus der fröhlichen Studentenzeit mit in das Philistertum und Diakonat herübergenommen, und er rauchte mit Ausdauer und Genuß.

Digitized by Google

Gegen das Saufen hatte er indeſſen einen Widerwillen, und wenn er überzeugt war, daß bei einem Menſchen von mäßigem Genuß keine Rede ſein könne, daß nur vollſtändige Abſtinenz ihn vom Verderben retten könne, ſo ließ er es an dahingehenden Ratſchlägen und Ermahnungen nicht fehlen. Als er nun einſt einen Branntweinſäufer zur Enthaltſamkeit ermahnte, zeigte dieſer auf Spittas ſchöne, lange Pfeife und ſagte: „Wenn Sei uphört tau ſmöken, denn will ick uphören Branntwien tau ſupen!“

Er hatte wohl nicht gedacht, daß der leidenſchaftliche Raucher, der ſeine Pfeife eigentlich nie ausgehen ließ, das Opfer bringen würde, ſeiner

Karl Johann Philipp Spitta.

Pfeife zu entſagen, um einen alten Schnapstrinker vor dem Delirium zu bewahren. Da hatte er ſich indeſſen geirrt. Sobald Spitta ſah, was auf dem Spiele ſtand, die Nüchternheit des Mannes, das Glück ſeiner Familie, der Frieden von Frau und Kindern, entſchloß er ſich, das Opfer zu bringen. Er gelobte, nie wieder rauchen zu wollen, und ließ ſich von dem Säufer geloben, daß er keinen Schnaps mehr trinken wolle. Und beide haben Wort gehalten.

Hieraus kann man ſchon ſchließen, daß Spitta ein eifriger Seelſorger war, dem es mit ſeinem Amte heiliger Ernſt war. Ohne dogmatiſche Strenge, voll echter Frömmigkeit und chriſtlicher Liebe wollte er aus dem Peiner Diſtelfelde (das heißt chriſtlich-figürlich geſprochen) einen Roſengarten machen. Es iſt ihm wohl in den paar Jahren ſeiner Amtstätigkeit

Digitized by Google

nicht besonders gelungen — denn er ließ sich von Peine nach dem Städtchen Burgdorf versetzen. Ob er dort ein besser zu kultivierendes Arbeitsfeld zu finden hoffte, oder ob er dorthin ging, weil — wie meine Landsleute behaupten — die Pfarre besser dotiert war, läßt sich wohl kaum mehr entscheiden. Immerhin ist er besser behandelt worden, als sein Vorgänger Friedrich Spee, dessen Charakter dem Spittas nicht unähnlich war. Auch Spittas Liedern rühmt man nach, daß sie der Spiegel eines reinen und gläubigen Gemüts sind, daß sie anspruchslose Einfachheit, Innigkeit und Wärme zeigen, daß sie Aeußerungen echter Frömmigkeit sind.

Die meisten seiner Lieder sind für die häusliche Andacht bestimmt; er selbst war musikalisch und spielte die Harfe: er nannte ja auch seine erste Liedersammlung „Psalter und Harfe" — und wer das Glück gehabt hat, den Abendandachten im Familienkreise, der aus seiner Gattin, drei Söhnen und einer Tochter bestand, beizuwohnen, wird nie den feierlichen und erhebenden Eindruck vergessen, selbst wenn der Sturm der Zeit den zarten Tau, den die Jugend darüber hingezaubert, schon hinweggefegt hat.

Wenn wir also die Dinge im rechten Lichte betrachten, so hat meine Vaterstadt keine besondere Ursache, auf die Behandlung stolz zu sein, die sie ihren Dichtern hat zuteil werden lassen.

Ich fürchte, daß während der paar Jahre seiner Seelsorge in Peine er oft genug sein schönes Gedicht sich zum Trost und zur Stärkung hat rezitieren müssen:

Es zieht ein stiller Engel
Durch dieses Erdenland,
Zum Trost für Erdenmängel
Hat ihn der Herr gesandt;
In seinem Blick ist Frieden
Und milde, sanfte Huld,
O folg' ihm stets hienieden,
Dem Engel der Geduld.

Wenn nun auch Peine keine besondere Rücksichtnahme auf Dichter bewiesen hat, so ist es doch eine Stadt, in der sich leben läßt, und deren Bürger von jeher durch Unabhängigkeit und Tapferkeit sich ausgezeichnet haben.

Schon im 15. Jahrhundert bewiesen sie, daß sie sich nicht die Butter vom Brot nehmen und das Bier nicht unmöglich verteuern ließen.

Bischof Barthold von Hildesheim war ein sehr verschwenderischer Herr, der für Wein, Weib und Würfel viel Geld brauchte. Um seine Einkünfte auf die gewünschte Höhe zu bringen, schrieb er eine Biersteuer aus. Die Wirte sollten ihm von jedem Faß drei Schillinge zahlen und dazu die Fässer kleiner machen. Das ließen sich aber die Peiner Bürger

Digitized by Google

nicht gefallen. Sie revolutionierten, und nach einer fünfjährigen Bierfehde mußte der Bischof nachgeben und mit langer Nase ohne Biersteuer abziehen.

Es ist ein steifnackiges, obstinates Völkchen diese Peiner, und so klein die Stadt war, ließen sich doch die Charaktereigentümlichkeiten der verschiedenen Stadtteile genau unterscheiden.

Wie alle alten deutschen Städte — und Peine ist nahezu 1000 Jahre alt — war dies eine Festung. Umgeben von den Wällen — Schloßwall, Pulverturmwall, Windmühlenwall und den Stadtgräben lag die innere Stadt — außerhalb der Stadtgräben, unter dem Schutze der Wälle, wurden Vorstädte angelegt. Der Gröpern, die Neustadt, die Kniepenburg und der Damm. Hier wohnten die Juden und die wenigen Katholiken, bis vor vielleicht 70 Jahren auch die übrigen Stadtteile sich ihnen öffneten. Ein ganz besonders kratzbürstiges, kampfbereites Völkchen wohnte in der nördlichen Vorstadt, die mit dem daran schließenden inneren Stadtteile eine besondere „Gemeinde" bildeten.

Die Vorstadt selbst war vor vielen hundert Jahren von dem Rattenstamme besiedelt und erfreute sich des historischen Namens „Katzhagen". Nun begab es sich, daß 1853 die ganze Stadt neugepflastert und mit Bürgersteigen ausgestattet wurde. Obgleich die Anzahl der Straßen nicht groß war, ließ der Bürgermeister doch Schilder mit Straßennamen anfertigen und anschlagen. Wir Jungens, der Ratsdiener und der Bürgermeister waren natürlich von Anfang bis zu Ende dabei, und kamen dann endlich über den Stadtgraben zu der nördlichen Vorstadt, und zu unserem unermeßlichen Erstaunen lasen wir auf dem Schilde „Rosenhagen". Das ging uns gegen den Strich! „Dat heit nich Rosenhagen dat heit Katzhagen!" „Jungens," sagte der Bürgermeister, „das heißt jetzt Rosenhagen." Wir bestanden darauf: „Wi seggt doch Katzhagen," obgleich der Bürgermeister drohte, daß er uns durch den Ratsdiener — Polizeidiener hatten wir damals in Peine noch nicht — einstecken lassen werde.

Als ich jetzt, nach 55 Jahren, in meiner Vaterstadt war, stand immer noch auf den Straßenschildern „Rosenhagen"; aber kein Mensch gebrauchte das Wort, der Stadtteil hieß in jedermanns Munde immer noch, wie wir Jungens versprochen hatten, „Katzhagen", und bei dem historischen Namen wird es hoffentlich bleiben, trotz des ausländischen Bürgermeisters mit mangelndem historischem Lokalgefühl.

Unsere **American Historical Association** veröffentlicht jährlich ein paar dicke Bände von Briefen, Notizen und besonders, wenn sie eines solchen habhaft werden kann, von Tagebüchern, woraus sich oft wunderbare Streiflichter auf geschichtliche und soziale Begebenheiten entnehmen lassen. Man findet es nicht oft, daß ein Mann von früher Jugend bis

Digitized by Google

in sein spätes Alter alles aufschreibt, was ihn interessiert, und zwar ohne jede Idee, daß es später einmal in andere Hände kommen könnte und als Quelle benutzt werden würde. Mir wurde das Vergnügen zuteil, meine Nase in ein solches Tagebuch stecken zu dürfen, welches Aufzeichnungen von einer fast 60-jährigen Periode enthält.

Sachen, die an und für sich unbedeutend sind, erregen Interesse, wenn man sie mit unseren jetzigen Verhältnissen vergleicht.

Da hat er z. B. auf Heller und Pfennig die Begräbniskosten seiner Frau gebucht. Zu jener Zeit war die Währung im Hannoverschen: Taler, der 36 Mariengroschen zu je 8 Pfennigen — also der Taler 288 Pfennige hatte, und ich setze der Bequemlichkeit wegen das Geld in Dollar und Cents um. Die Beerdigungskosten waren für:

Der Pastor	$0.75
Schule	1.50
Laken	0.60
Glocken	0.26
Organist	0.18
Sarg	3.00
Träger (12 Personen)	3.00
	$9.29

„Von den Trägern haben mir das Traggeld wieder zurückgeschickt, als Nachbar Schreyer, Bode, Borchers und Leseberg." Nebenausgaben sind folgende gewesen:

Kaffeebohnen	$0.16
Zucker	0.12
Pfeifen	0.14
Tabak	0.08
Branntwein	0.32
Kuchen	1.50
3 Quart Milch	0.06
Zitronen	0.28
Totengräber	0.42
Totenfrau	0.48
Schrauben und Griffe	0.60
	$2.96
Dazu die Begräbniskosten	9.29
Macht die ganzen Kosten	$12.25

Für den Preis kann man sich heute nicht mehr begraben lassen, noch dazu so großartig, daß man die Gäste mit Branntwein, Kaffee, Kuchen, Pfeifen und Tabak regaliert.

Digitized by Google

Als Nachspiel der Pariser Juli-Revolution und der späteren „Ausräucherung" des benachbarten Herzogs von Braunschweig, dem die Bauern das Schloß anſteckten, hatten die Peiner am 16. Januar 1831 ihre eigene kleine Revolution, die im Tagebuche wie folgt beſchrieben wird:

„Den Sonntagabend, als dem 16. Januar, ereignete ſich die folgende Begebenheit. Einige Uebelgeſinnte, ſogenannte Jackenbürger (die hießen ſo, weil ihre Finanzen nicht ausreichten, Röcke mit Rockſchößen zu tragen, und die ſich deshalb mit Jacken ohne Schöße begnügen mußten), hatten ſich beſoffen und machten Lärm auf den Straßen. Keiner wußte, was ſie wollten. Einer wie der andere lief hinaus, um zu ſehen, was los war. Zu den Aufrührſtiftern geſellten ſich einige Handwerksburſchen und Lehrjungens, ſo daß der Lärm groß wurde. Alles lief nach dem Markte vor das Rathaus, um zu ſehen, was denn eigentlich los wäre, aber keiner konnte klug daraus werden. Ein jeder Hauswirt — wollte er nicht mißhandelt werden — mußte Licht vor das Fenſter ſetzen. Der Magiſtrat war ſogleich auf dem Rathauſe bis in die ſpäte Nacht. Es wurden einige Rädelsführer verhaftet, aber durch Drohung ihrer Konſorten wieder in Freiheit geſetzt. Hierauf wurde ſogleich eine Bürgergarde organiſiert, die die Ordnung wieder herſtellte.

„Das Auffallendſte war dieſes: daß keiner wußte, was der Aufſtand eigentlich bedeuten ſollte.

„Es war eine unruhige Nacht. Ein jeder ging mit Furcht und Schrecken zu Bette — aber es blieb die ganze Nacht ruhig. Am 17. Januar wurde aus der löblichen Bürgerſchaft eine Bürgergarde gebildet, die des Nachts patrouillieren mußte, aber die währte nicht länger als acht Tage, ſo ging ſie ſchon ein, ſamt ihren Kokarden an den Hüten."

Dieſe kleine Revolution war jedenfalls ein Nachſpiel der etwas größeren Göttinger Revolution vom 8. Januar, in welcher Bürger und Studenten ihrer Unzufriedenheit mit der von London aus gelenkten Regierung Ausdruck gaben. Unter den bei dieſer Gelegenheit Verhafteten befanden ſich auch Peiner Studenten, und dieſe hatten jedenfalls den Peiner Jackenbürgern die aufrühreriſchen Liedertexte in die Hände geſpielt, durch deren Gegröhle ſie den nötigen Revolutionsgeiſt in ſich entfachen wollten, dem ſie dann mit alten Gewehren, Hengabeln, Knüppeln, Stangen und Höllenlärm Nachdruck geben wollten.

In Peine wurde es ruhig, nachdem ſich die Jackenbürger müde gebrüllt und müde marſchiert hatten; aber Göttingen mußte von dem Generalmajor von Buſche militäriſch beſetzt werden, und eine ganze Anzahl der Teilnehmer an der Revolution wurden zu langjähriger Zuchthausſtrafe verurteilt und erſt 1843, bei Gelegenheit der Vermählung des damaligen Kronprinzen, ſpäteren Königs Georg V., begnadigt.

Digitized by Google

Solange Peine zum Stift Hildesheim gehörte, war der Magistrat vollständig souverän; er konnte anstellen und absetzen, wen und was er wollte, und brauchte keine Vollmacht von einer anderen Behörde.

Das Tagebuch erzählt: „Nach der Einnahme durch den König von Preußen wurde die Macht des Magistrats etwas reduziert. - Die Regierung des Königs von Westfalen will ich nicht beschreiben. -

„Bei der hannoverschen Regierung besteht die hiesige Obrigkeit aus folgenden Personen:

„Einen Bürgermeister, der muß studiert haben. Zwei Senatoren; der eine hat die Kämmereikasse zu verwalten, der andere die Polizei und was dazu gehört. (!) Zwei Repräsentanten, die sollen vor die Stadt sein und ihr Wohl befördern. Die Repräsentanten müssen Leute sein, die 2000 Taler Vermögen besitzen.

„Wenn der Bürger noch so klug ist, so bleibt er doch, wer er ist, wenn er keine 2000 Taler hat."

Ein philosophisch beanlagter Dichter sagt zwar:

Nicht was Du bist ist's, was Dich ehrt,
Wie Du es bist, bestimmt den Wert.

Aber wenn einer in diesem Falle keine 2000 Taler hatte, so konnte er Was nicht werden, und also durch das Wie nicht seinen Wert bestimmt sehen, und es war gewiß nicht schön, daß man einem Peiner Bürger erst dann Gelegenheit geben wollte, seinen Wert für das Wohl der Stadt erkennen zu lassen, wenn er so glücklich war, 2000 Taler geerbt oder erworben zu haben. Es kommt doch oft vor, daß ganz gescheite Leute keine dicken Kartoffeln ziehen.

Die Entwicklung der Städte im Hannoverlande ging früher nur sehr langsam vor sich. Die älteste Geographie, die mir zu Gesichte kam, in welcher Peine erwähnt wurde, wurde vor mehr als 150 Jahren gedruckt, und zu jener Zeit hatte die Stadt 3500 Einwohner. Bis 1866 hatte sie sich bis auf beinahe 5000 Einwohner hinaufgearbeitet, aber seit 1870 hat sie nicht bloß mit der allgemeinen Entwicklung der deutschen Städte Schritt gehalten, sondern ist weit vorangeeilt. Denn jetzt zählt sie mehr als 18,000 Einwohner.

Die Hochöfen der benachbarten Ilseder Hütte liefern das Roheisen für das großartige Peiner Walzwerk, in dem mehr als 6000 Leute beschäftigt sind — große chemische Fabriken, Zuckersiedereien, Ziegeleien, Stärkefabriken, Brauereien, Brennereien und Manufakturen aller Art haben lebhaften Verkehr erzeugt; die alten Kirchen — die wirklich plump und unschön waren — haben neuen, architektonisch schönen Kirchen Platz machen müssen. Um den Bedarf an Arbeitern zu decken, sind so viele Böhmen und Polen zugezogen, daß die Zahl der Katholiken, die vor 1870

Digitized by Google

nur sehr gering war, schon den Bau einer zweiten katholischen Kirche notwendig macht.

Auch die jüdische Bevölkerung hat sich so vermehrt, daß sie statt einer beschränkten „Schule“ in einem Hinterhause auf dem Damme (dem früheren Judenviertel) einen stattlichen Tempel im neuen Stadtteile errichten konnte. Die neue, große protestantische Kirche erweist sich ebenfalls als zu klein; schon ist der Platz für eine zweite Kirche gewählt, und statt drei Pastoren werden wohl vier genug zu tun haben, das Seelenheil der schnell zunehmenden Bevölkerung zu hüten.

Statt der drei Schulgebäude, in welchen je zwei Klassen und Lehrerwohnungen waren, ragen jetzt die 14-zimmerigen Volksschulen, stilvolle Backsteinbauten, hoch empor, mit Turnhallen und Spielplätzen, praktisch eingerichteten Badezimmern und Einrichtungen für Koch- und Handfertigkeitsunterricht. Die Turnvereine haben geräumige Hallen errichtet, herrliche Parks sind angelegt und eine tüchtige Kapelle von 40 Mann erfreut ein zahlreiches Publikum am Sonntage mit Freikonzerten im Schützenpark. Die Fuhse liefert Wasser für große Schwimmbassins und unter dem großen Sandfilter des Herzberges hinweg pumpen Gasmaschinen kristallklares, kühles, bakterienfreies Wasser in die Küchen und Badezimmer der Häuser. Wenn vor 40 Jahren nur ein kleines Wechselgeschäft für den Geldverkehr hinreichend war, so kann man sich eine Idee von der Veränderung machen, wenn man erfährt, daß jetzt sogar die Deutsche Reichsbank eine Filiale in einem eigenen großen Gebäude hier hat.

Ein Realgymnasium macht es dem jungen Nachwuchs möglich, direkt in der Vaterstadt sich den Grad der Bildung zu erwerben, der sie zum Eintritt in die Universität oder die technische Hochschule berechtigt.

Man muß zugestehen, daß sich kein besonders hervorragend idealistischer Zug in der Behandlung von Dichtern und Philosophen hier gezeigt hat; aber sicher ist, daß in letzter Zeit der geschäftliche Geist in Peine wach geworden ist, und mit Oetheim und seinen Erdölquellen nur vier Meilen entfernt und unseres Rockefellers Beispiel vor Augen, dürfen wir wohl hoffen, daß im Laufe der Zeit Bodenstedts Klage: daß hier der Ort der Kunst verloren liegt, der es nie ein Obdach gewährt hat, ihre Berechtigung verlieren wird, und in der sich herrlich entwickelnden Stadt Geschäft, Wissenschaft und Kunst, in Einheit, wie bei dem alten hannoverschen Symbol, dem dreiblätterigen Kleeblatt, blühen und gedeihen mögen.

Digitized by Google

Hildesheim.

Hildesheim, die Stadt der tausendjährigen Rose, die Perle Niedersachsens, das Archiv für den Werdegang der deutschen Kunst in allen Phasen, von der romanischen Periode durch das Zeitalter der Herrschaft des gotischen Stils und der herrlichen Blüten der Renaissance bis zu den schönsten Werken der modernen Baukunst, in lieblicher Gegend, voll sanfter landwirtschaftlichen Reize, gewährt dem Besucher großen Genuß und volle Befriedigung für die aufgewendete Zeit des Besuches. Das größte Kleinod der Stadt, der tausendjährige Rosenstock, rankt sich an den Wänden der Domkrypta empor, eine Fläche von 30 Fuß Höhe und 40 Fuß Breite bedeckend, der zur Rosenblütenzeit das Steingemäuer mit Tausenden von Rosen bedeckt. Die Legende verknüpft die Gründung des Domes mit dem Rosenstocke auf mannigfaltige Weise. Nachweislich wurde die Domkapelle 822 von Ludwig dem Frommen gegründet, und zwar auf einen deutlichen göttlichen Wink hin. Er lag dem Jagdvergnügen ob und, wie es heute wohl nicht mehr Mode ist, mit seiner kostbaren Krone auf dem Haupte, obwohl eine Pelzmütze bei dem kalten Winterwetter behaglicher gewesen wäre.

Plötzlich vermißte er seine Krone, die ihm bei seinem Jagdeifer unbemerkt vom Kopfe gestreift war. Das Jagdgefolge ritt zurück und siehe, die Krone hing an einem Rosenstrauche, der trotz der Winterszeit und des tiefen Schnees in voller Blüte stand.

Nach einer anderen Version hatte sich Ludwig auf der Jagd im Sachsenwalde verirrt, und da ihn die Nacht überfiel, so mußte er wohl oder übel im Walde schlafen.

Frommer Weise hing er sein Reliquiengefäß, das noch jetzt im Domschatze aufbewahrte sogenannte „Jerusalemskreuz“, an einen wilden Rosenstrauch und legte sich zum Schlummer nieder.

Im Traume erscheint ihm dann die heilige Jungfrau und gebietet ihm, eine Kapelle zu bauen, die soviel Raum einnehmen soll, wie die Engel mit Schnee bestreuen werden. Ludwig ließ die Kapelle bauen, und damit der Rosenstock erhalten bleibe und seine Wurzeln nicht beschädigt werden sollten, baute er unter dem Strauche ein Kanalgewölbe.

Er grünt und blüht noch immer, und als vor etwa 50 Jahren sich Krankheitserscheinungen an ihm zeigten, die sein Verdörren befürchten ließen, hielten eine Anzahl der tüchtigsten pflanzenkundigen Hofgärtner eine Konsultation, operierten und beschnitten ihn, erhielten ihn glücklich

Digitized by Google

am Leben, das freilich nicht mehr so frisch und kräftig ist als früher, und halten ihn seitdem unter beständiger gärtnerischer Aufsicht. Die alljährlich ausgeschnittenen Zweige werden zu allerlei kleinen Erinnerungen verarbeitet und als Reliquien in alle Welt getragen.

Eine selten-schöne Verwendung fand ein Zweig im Jahre 1894, als der Norddeutsche Sängerbund einen Taktstock aus demselben anfertigen und dem Wiener Männergesangverein zu seinem 50-jährigen Jubiläum überreichen ließ mit der poetischen Widmung:

So wie am Dom zu Hildesheim der tausendjährige Stock noch blüht,
So blüh' bei Euch noch tausend Jahr der Rose gleich das deutsche Lied.

Um den Dom als Kern baute sich die Stadt Hildesheim an, der schon im 12. Jahrhundert der Papst Eugen III. das Zeugnis gab, daß die Stadt eine der berühmtesten und edelsten des deutschen Reiches sei. Ludwig der Fromme gründete hier ein Bistum: Bischofssitz und Stadt wurden gar bald der Mittelpunkt eines kräftig emporstrebenden, regsamen und energischen bürgerlichen Gemeinwesens. Im frühen Mittelalter hat sich die kirchliche Macht hier in großartigen Denkmälern ausgesprochen. Die Glanzzeit des Bistums fällt in die Zeit des großen Bischofs Bernward, vielleicht der bedeutendste aller deutschen Kirchenfürsten, gleich groß als Künstler wie als Kirchenlehrer. Die herrlichen, ansehnlichen Kirchen geben vollgültiges Zeugnis ab für den Reichtum und den Kunstsinn des Bischofs, und die Profanbauten beweisen, daß im Schatten und unter dem Schutze der bischöflichen Gewalt ein starkes Bürgertum emporblühte, welches als Mitglied der Hansa geachtet und gefürchtet wurde. Obwohl die Einwohner sich schon früh zur Reformation hinneigten, blieb die Stadt doch der Sitz des Bischofs, und das gute Einvernehmen, das einträchtige Zusammenarbeiten der Katholiken und Protestanten wurde niemals auf längere Zeit gestört. Die hohen Wälle und tiefen Gräben, welche die Stadt einschlossen und zur uneinnehmbaren Festung machten, sind zum Teil heute noch erhalten und zu prächtigen Promenaden und Anlagen, mit Teichen, Beeten und Bosketts umgewandelt.

Von den alten Festungstürmen steht noch der Kehrwiederturm am Kehrwiederwalle im Süden der Stadt und ruft den Einwohnern beständig eine alte, schöne Episode ins Gedächtnis, der die Stadt den großen, Hunderte von Ackern umfassenden Hildesheimer Wald verdanken soll, und deren Heldin als Hildesia — die Hildesheimer Jungfrau — inmitten einer schönen gärtnerischen Anlage in reizvollem Bronzebildnis die Bewunderung der Kunstkenner hervorruft. Ein junges, schönes und reiches Edelfräulein, von großen Herren und Grafen eifrig umworben, verlobte sich mit einem tapferen jungen Knappen, der im Gefolge eines ihrer Bewerber diente. Ihre stolze Familie durfte von diesem heimlichen Einverständnis

Digitized by Google

nichts erfahren und die Liebenden waren deshalb auf verstohlene Zusammenkünfte im Walde beschränkt, die unter dem Schutzdache einer gewaltigen Linde stattfanden. Eines Tages erhob sich ein greuliches Unwetter; der Regen prasselte, die Blitze zuckten und der Donner rollte schreckenerregend. Als das Unwetter sich verzogen hatte, eilte das liebende

Hildesia.

Mädchen zum Stelldichein und fand den heimlich Verlobten unter der Linde vom Blitze erschlagen. Wie wahnsinnig stürzte sie tiefer in den Wald, ohne auf die Richtung zu achten, und als sie den Rückweg antreten wollte, konnte sie den Weg nicht finden. Nach langem vergeblichen Umherirren fiel sie ermattet nieder und schlief unter einem

Digitized by Google

Rosenstrauch ein. Hier erschien ihr die heilige Jungfrau; die Rosenknospen am Strauche waren alle Engelsköpfe, deren helle Aeuglein die verzweifelnde Jungfrau so lieblich und tröstlich anblickten, daß ihr wundes Herz Linderung und Beruhigung fand. Sie wollte heimkehren und erhob ihre Stimme um Hilfe rufend, aber ihrem Rufe antwortete nur das Echo und das Geheul der wilden Tiere. Voll Verzweiflung kniete sie nieder und betete, und versprach nach ihrer Heimkehr Gut und Leben dem Dienste Gottes zu weihen. Da drang leise und tröstlich der Ruf einer Glocke an ihr Ohr: „Kehrwieder – kehrwieder" ertönte es. Sie raffte sich auf und folgte dem Glockenklange, der immer deutlicher wurde, bis sie endlich, am Saume des Waldes angelangt, den Torturm erblickte, dessen Glöckchen sie auf den rechten Weg geleitet hatte. Sie beschenkte Kirchen und Klöster und gab der Stadt Hildesheim den Wald, in dem sie so qualvolle Stunden verlebt hatte, zum Nießbrauch auf ewige Zeiten. Der Turm aber hieß seitdem Kehrwiederturm; die Glocke wurde geweiht und im Turme der Lambertikirche aufgehängt und Jungfernglocke genannt. Von Michaelis bis Ostern, während der trüben, dunklen Winterzeit, soll die Glocke jeden Abend von 8 bis 9 Uhr geläutet werden, um verirrten Hildesheimer Jungfrauen den Weg nach Hause anzudeuten, vielleicht auch, um sie darauf aufmerksam zu machen, daß es für ordentliche Mädchen Zeit ist, heimzugehen.

Viele Jahre sind vergangen seit dem Tage, als das Edelfräulein sich zu dem so unglücklich verlaufenen Rendezvous mit dem Knappen einstellte, bis zur Jetztzeit — aus der kleinen bischöflichen Stadt hat sich im Laufe der Jahrhunderte eine Stadt mit 40,000 Einwohnern entwickelt, ein Schatzkasten alter und neuer Zeit. Dem Kenner hüpft das Herz vor Freude, wenn er so recht con amore die kirchlichen und die profanen Bauten Hildesheims betrachten und genießen kann.

Die ehrwürdigen Kirchen, die alten Gebäude, die hohen Wälle und breiten Gräben atmen nicht den Moderduft einer toten Zeit, sondern zeigen unseren bewundernden Augen das lebendige Werk einer großen, schönen Vergangenheit. Die alten Teile der Stadt zeugen von der Pietät der Bewohner, der Verehrung, welche die Werke der Vorfahren genießen; die neuen Teile zeigen, daß die Schönheit, welche uns in diesen Werken überliefert ist, nicht nur in der Tradition hochgehalten wird, sondern daß sie lebendig in Kopf und Herz der Bevölkerung übergegangen ist und in neuen Schöpfungen bodenständige Blüten und Früchte hervorbringt. Ohne Zwang, ohne obrigkeitliche Verordnungen hat sich die neuere Architektur Hildesias den herrlichen Vorbildern der Vorzeit angeschmiegt, auf ihrer Grundlage sich selbstständig weiter entwickelt und dadurch der Stadt den wunderbaren Reiz gegeben, dem nur wenige Städte nahekommen und den keine übertrifft.

Digitized by Google

Der alte, ehrwürdige Dom nimmt wohl die erste Stelle bei jedem Besucher ein — nicht seiner architektonischen Bedeutung wegen, denn er ist ein Mischmasch von Stilen, die vollständig unharmonisch neben- und durcheinander stehen, sondern der Kunstschätze wegen, die sich in seinem Innern befinden. Die großen Bronze-Flügeltüren, Paradiestüren genannt, von Bischof Bernward 1015 gegossen, sind unvergleichliche plastische Kunstwerke, die in 16 Darstellungen aus der Bibel eine Unterweisung in der christlichen Heilslehre für die des Lesens und Schreibens unkundigen Laien sein sollten.

Eine neben dem Chor stehende Bronzesäule, 1022 von Bernward gegossen, mit 28 Darstellungen aus dem Leben Jesu, sollte demselben Zwecke dienen.

In der Haupthalle des Domes, dem Langhause, hängt ein wahres Wunderwerk der Metallarbeit, der Radleuchter, 70 Fuß im Umfang, der mit seinen Zinnen, Türmen und Toren das himmlische Jerusalem versinnbildlicht und jetzt im Strahle von 72 elektrischen Flammen einen zauberischen Eindruck macht. Vielfache Nachahmungen zollen dem Originale Tribut, sogar der große Saal des Münchener Hofbräuhauses schmückt sich mit einem, freilich etwas kleineren, Radleuchter nach Hildesheimer Bilde. Die Renovierung des Radleuchters hat vor einigen Jahren die Summe von 10,000 Mark gekostet.

Aus dem 13. Jahrhundert repräsentiert sich ein großes Taufbecken, vielleicht das schönste und edelste Kunstprodukt seiner Art, dessen im Hochrelief ausgeführten Ornamente Symbole der heiligen Taufe darstellen.

Zwischen dem hohen Chor und dem Langhause befindet sich der Lettner, 1546 vollendet, das Meisterstück der besten Renaissance; nicht nur das Schönste, was Hildesheim an Renaissance bietet, sondern nach dem Urteile der gewiegtesten Kunstkenner das Schönste, was überhaupt in diesem Genre existiert. Aus feinkörnigem Kreidesandstein gemeißelt, entwickelt sich an dem Lettner die höchste dekorative Pracht, mit solcher Delikatesse bearbeitet, so subtil, so fein und zart behandelt, daß es den Eindruck einer Holzschnitzerei macht. Fein dekorierte Pilaster und Friese gliedern den Aufbau und rahmen kleine Felder ein, die mit Reliefbildern aus dem Leben und der Passion der hl. Jungfrau geschmückt sind. Aus den Säulen, Archivraven und Arabesken blicken uns zahlreiche biblische Bilder an, und die edelste künstlerische Anlage und Ausführung regen bald zum jauchzenden Ausruf, bald zu stiller Bewunderung an.

Auf dem Chore selbst stehen zwei reich mit Gold und Edelsteinen geschmückte Silbersärge, mit den Gebeinen der beiden Heiligen Godehard und Epiphanias. Der Domschatz, dessen Wert unberechenbar ist, und den man gegen eine Gebühr von 35 Cents besichtigen kann, enthält eine großartige Sammlung von Meisterwerken der Goldschmiedekunst; Reliquien,

Digitized by Google

Bischofsstäbe, Elfenbeinschnitzwerke, Tragaltäre, Meß- und Prunkgewänder, und als Hauptgegenstand der Verehrung das Haupt und den rechten Arm des hl. Bernward.

Seine übrigen Körperteile befinden sich in der Magdalenenkirche in einem 120 Pfund schweren silbernen Sarge, der 1750 in Augsburg angefertigt wurde.

In dieser Kirche befindet sich ebenfalls das berühmte Bernwardskreuz in einem feuer- und diebessicheren Tresor. 230 Edelsteine in Goldfiligranfassung sind in diesem Meisterwerke auf kunstreiche Weise so zusammengestellt, daß sie nach Farbe und Gestalt wahrhaft zauberische Wirkung hervorbringen.

Nicht uninteressant ist es, daß auch an gewöhnlichen weltlichen Altertümern eine reiche Fülle vorhanden ist, unter anderen ein herrlicher Kelch Bernwards und ein Trinkhorn Karls des Großen.

Diese Trinkgefäße veranlaßten mich, auf die zierliche, im reinsten gotischen Stil aufgeführte St. Annenkapelle, auf den zweistöckigen Kreuzgang, der den inneren Domhof umgiebt, und auf die wertvolle Bronzeepitaphe nur einen flüchtigen Blick zu richten, um mich nach der alten, hochberühmten Domschenke zu begeben. Beinahe ebenso alt, wie der Dom selbst, hat sie sich durch die Jahrhunderte ihren guten Ruf und ihre Gemütlichkeit bewahrt — und nach dem Grundsatze:

Wein, wie ihn die Reben geben,
Erhält gesund und würzt das Leben,

erhält man hier reinen Wein zu mäßigen Preisen, und weil

Lüter Win, reine und guot,
Verjuget aller Leute Muot,

so beantworten wir die Frage:

Wer will uns verwehren
Ein Gläslein in Ehren
Und ganz unter uns?

damit, daß wir lieber gleich eine ganze Flasche bestellen. Unter anderen Versen, welche die Wände der kosigen Weinkneipe schmücken, erinnerte mich die Strophe:

Der Wein für die Leute,
Das Wasser für die Gänse

an eine Geschichte, die sich vor Jahren in dieser Schenke zugetragen haben soll.

Der Bischof und seine ritterlichen Gäste aus den Rheinlanden saßen bei den Pokalen, ließen sie fleißig kreisen und prahlten, wie es damals Mode war, mit ihrer eigenen und ihrer Leute Trinkfähigkeit. Der eine Ritter prahlte, daß einer seiner Mannen den gewaltigen Humpen, der auf dem Tische stand, in einem Zuge leeren könnte.

Digitized by Google

In dem Augenblicke sah der Bischof einen Bauern über den Domhof gehen, dessen Kapazität für die Aufnahme von Flüssigkeiten einfach großartig war. Er behauptete also frischweg, daß er wette, ein gewöhnlicher Bauer könnte zwei solche Humpen auf einen Zug leeren.

Der Bauer wurde gerufen. Der Bischof fragte ihn, ob er sich getraue, einen halben Scheffel voll Wein auf einmal zu trinken. Der Bauer bat um eine kurze Zeit, die Frage zu beantworten, und ging dann auf einige Minuten hinaus.

Bei seinem Wiedereintreten erklärte er frisch, er wolle den halben Scheffel trinken. Auf die Frage des Bischofs, was er draußen getan habe, erwiderte er: „Ick hewwe erst mal mit en halven Scheffel Water versöcht," und setzte dann mit Gemütlichkeit den halben Scheffel an und trank ihn aus. Solche Gummimagen giebt es heute doch wohl nicht mehr, aber in früheren Zeiten waren sie keine Seltenheit, da derartige Meisterstücke aus verschiedenen Teilen Deutschlands zu verschiedenen Zeiten berichtet wurden, nur nicht mit dem Zusatze, daß die Trinkfesten erst so viel Wasser zur Probe getrunken hätten.

Daß es in dieser Stätte, die dem heiligen Gotteshause so nahe, ja fast ein Teil desselben ist, in früheren Zeiten nicht ganz geheuer war, daß der Teufel hier leibhaftig umging, davon ist in der Domschenke ein sichtbares Zeichen vorhanden.

Eine glattpolierte Säule führt vom Boden auf den Fußboden in der Mitte der Gaststube, ohne daß sie einem erkenntlichen baulichen Zweck dienen könnte. Sie hat auch keinen solchen Zweck, sie diente nur dazu, dem Teufel zur schnellen Flucht zu verhelfen, wenn er hier nach Seelen angelte und die Priester ihm mit Weihwasser auf den Leib rückten. Dann fuhr er rasch an der Säule herunter durch den Keller in die Hölle.

Was mich in Hildesheim verdrossen hat, war, daß die Achtung vor dem Alten nicht so weit geht, um alte, schöne Straßennamen bestehen zu lassen.

Die Eckemeckerstraße, der Pfaffenstieg existieren zwar noch, aber das Paradies, der Himmel, die Hölle, das Fegefeuer sind verschwunden und nichtssagende Namen an ihre Stelle getreten.

Wie gerne hätte ich den Herren vom Magistrat — denn sie werden wohl dafür verantwortlich sein, daß die alten biblischen Namen der Aufklärung weichen mußten — den alten Hildesheimer „Huckup" auf den Hals geschickt, der mit solchen Leuten kurzen Prozeß machen würde.

Was ist schlimmer, einen alten Straßennamen zu stehlen oder einen Apfel?

Jeder ordentliche Junge hat einmal einen Apfel gemaust, gerade wie ein Neger einmal eine Wassermelone annektiert hat, sonst taugt er nichts, aber einen historischen Straßennamen zu eskamotieren? Was würde der

Digitized by Google

Huckup mit einem solchen Verbrecher machen, wenn er einen kleinen Apfelstibitzer schon so aufährt, wie seine Statue in der Nähe des Domplatzes veranschaulicht?

Der zwerghafte, aber muskulös und grimmig aussehende bronzene Huckup ist dem kleinen Apfeldiebe auf den Rücken gesprungen, hat ihn an dem Kragen gepackt und schüttelt ihn, so daß dem erschreckten Jungen die Aepfel aus der Tasche fliegen, und dazu schreit er ihm in die Ohren:

Junge, lat de Appel stahn,
Sonst packt di de Huckup an,
De Huckup is en starken Wicht,
Höllt mit de Stehldiefs bös Gericht.

Aber die denken in Hildesheim, wie anderwärts auch: Bange machen gilt nicht.

Was mir ein Schlaraffe erzählt.

Weil man ab und zu ein Glas Wein trinkt, so bildet man sich zuweilen ein, Weinkenner zu sein und zum mindesten die Namen der gangbaren Rhein- und Moselweine so ziemlich zu kennen. Die Weinkarte von M. Kempinski, nächst dem „Rheingold" das bekannteste Lokal in Berlin, die nicht weniger als 368 Sorten aufführt, setzt der Einbildung einen gehörigen Dämpfer auf.

Man darf ohne Erröten eingestehen, daß solche edle Gewächse wie Burgener Deichel, Wehlener Rosenberg, Lorcher Pfaffenwiese, Winzenheimer Rosenheck, Winkeler Bienenberg, Haugartner Mehrhitzchen, Rauenthaler Hühnerberg, Rauenthaler Pfaffenberg, Hochheimer Fölle, Hattenheimer Nußbrunnen, Oppenheimer Sackträger, Geisenheimer Rojackenberg, Johannisberger Kerzenstück, Graacher Himmelreich, Trittenheimer uns auf den amerikanischen Speisekarten nicht vor die Augen gekommen sind.

Die Reichhaltigkeit der Weinnamen, wie sie uns auf fast jeder guten Weinkarte entgegenlächelt, verführte mich zu der Bemerkung, als ich im Restaurant „Zum alten Schaden" in Hildesheim dem Herrn von W., der als Reichsgraf Bombastikus der Große einer der Gründer der durch die ganze Welt verbreiteten Schlaraffia war, daß die Namen für die verschiedenen Biere weder so zahlreich noch so anheimelnd seien, wie die Weinnamen. „So, so!" meinte er, „passen Sie mal auf und ich will Ihnen eine kleine Anzahl Benennungen für obergärige Biere geben, die zum Teil noch im Volksmunde existieren, obwohl das Lagerbier als Gebräu größtenteils an ihre Stelle getreten ist. Da ist z. B. der „Hildesheimer Broihahn", von dem es hieß, er sei so hitzig, daß man einen Hahn darin kochen könne, und bei dem die Pfropfen, trotz des besten Champagners, an die Decke fliegen; „Augenblendig" für alle, die nicht gut sehen können;

Digitized by Google

„Breslauer Schöps“; „Osnabrücker Brusebusen“, ein Bier für Weibchen; „Britzenburger Biet den Kerl“; „Büffel“, ein Brauerbier; „Magdeburger Filz“, ein schamhaftes Bier; „Firtzer“, ein Altweiberbier; „Kasbutter Menschenfett“; „Wittenberger Kuckuck“, ein Ehestands- und Weiberchenbier; „Stader Kater“; „Bechtaer Totenkopf“; „Wernigeroder Lumpenbier“; „Wollinger Bachhänger“; „Jenaischer Dorfteufel“; „Eckernfrider Kackebelle“; „Delitzscher Kuhschwanz“; „Eisleben Krabbel an die Wand“; „Derenburger Stoeden Kerl“; „Kyritzer Mord- und Totschlag“; „Limbacher, o wie“ “.—„Genug! mehr als genug!“ rief ich, „ich sage mit Schiller: Laß, Vater, genug sein des grausamen Spiels; lassen Sie uns lieber eine Flasche Hildesheimer Broihahn versuchen, von dem Ihr Manuskript-behauptet, daß er ein veränderliches, bald hitzend, bald kühlend, bald sitzendbleibend, überall passierendes Weißbier sei.“

Nachdem wir einen Schluck davon versucht hatten, hießen wir es auch „passieren“ und begnügten uns, ohne weitere Experimente zu machen, mit dem echten Pilsener aus Herrenhausen.

Versuchen muß man es einmal, gerade wie die altrenommierte Berliner Weiße, aber um Geschmack daran zu finden, müßte man daran gewöhnt sein; selbst ein schöner Name, wie „Lüneburger Bonitt“, kann diese Sorte nicht schmackhafter machen.

Hildesheim hat eine ganze Anzahl wunderbare, kolige Kneipen und einige derselben, in echt deutschem Stil gehalten, sind so anheimelnd und gemütlich, daß es nicht Wunder nimmt, wenn schon zur zweiten Frühstückszeit die Gäste das Lokal füllen.

Kein Mensch würde es der Stadt bei den schönen Bierhallen und den fröhlichen Gästen ansehen, daß sie der Hauptsitz der deutschen Enthaltsamkeits- und Nüchternheitsbewegung ist, die an dem Oberbürgermeister Struckmann und dem Pastor Juhle an der Andreaskirche eifrige Stützen findet.

Der Herr Pastor hat sich nicht nur die Aufgabe gestellt, den Saufteufel zu bekämpfen, er widmet sich auch dem großen Werke, eifrig dahin zu wirken, die Juden dem Christentum zuzuführen.

Um das herrliche Gotteshaus, die St. Andreaskirche, mit Muße zu bewundern, wohnte ich dem Hauptgottesdienste bei. Pastor Juhle predigte über den Text: als Jesus vor Jerusalem ankam und die Stadt ansah, so weinte er über sie.

Er führte aus, daß Gott noch große Dinge mit den Juden vorhabe, die er schon vor Tausenden von Jahren anderen Völkern vorzog und den Erlöser aus ihrem Stamme wählte, und die nun schon Hunderte von Jahren über die Erde zerstreut sind. Viele andere Völker sind in der Zwischenzeit aufgetaucht, haben geblüht und sind spurlos verschwunden — aber die Juden haben ihre Zusammengehörigkeit, ihre Rasse und hervor-

Digitized by Google

ragenden Eigenschaften bis heute bewahrt. Viele große Männer sind aus ihnen hervorgegangen, und noch Größeres können wir erwarten, wenn sie zu Christen geworden sind. Freilich sind bislang nur geringe Fortschritte gemacht, aber wir müssen nicht müde werden, und deshalb werden heute Beiträge zur Judenmission entgegengenommen, um das wichtige Werk zu fördern, die Juden zu Christen zu machen.

Da die Juden meiner Bekanntschaft sich in ihrem Judentume ungemein wohl zu fühlen scheinen, so konnte ich mich nicht veranlaßt sehen, dazu beizusteuern, sie in ihrer religiösen Behaglichkeit zu stören und die Judenmission durch meinen Beitrag zu fördern.

Seit die Hildesheimer Jungfrau von ihrer Irrfahrt im Walde glücklich durch den Klang des „Kehrwieder"-Glöckchens den Ihrigen zurückgegeben war, ist das „Kehrwieder" ein beliebtes Wort in Hildesheim geworden. Auch bei gelegentlichen Geschenken kommt es zur Anwendung. Als der Mäßigkeitsapostel Seling, der Dichter des Wasserliedes:

Das Wasser ist so hell und klar,
Klick! Klick! Klick! Klick!
Sein Alter ist sechstausend Jahr.
Man trank es schon im Paradies,
Im Durste schmeckt es wundersüß!

einem Stiftungsfeste des Hildesheimer Mäßigkeitsvereins beigewohnt hatte, ernannte ihn der Verein zum Ehrenmitglied und schenkte ihm einen schönen Krug, der in einem zierlich geschnitzten Eichenholzkasten mit der Inschrift: „Kehre wieder!" verwahrt war. Was soll nun ein Wassermann mit einem Trinkkruge; das scheint mir ein sehr unpassendes Geschenk gewesen zu sein.

Eine ganz außerordentliche Anziehungskraft entwickelt die im Jahre 1260 erbaute alte Paulinerkirche, die vom frühen Morgen bis in die späte Nacht von Besuchern nicht leer wird, die sich aus Frommen und Gottlosen, Hungrigen und Durstigen, recht fröhlich gemischt, zusammensetzen. Obgleich Gottes Wort hier nicht offiziell verkündet wird, kann man doch Gott verehren, indem man seine hier gebotenen guten Gaben mit Dankbarkeit genießt, denn aus der alten St. Paulikirche ist das schönste, größte und anziehendste Gesellschaftshaus Hildesheims, die Union, entstanden. Ein ausgezeichnetes Restaurant, prachtvolle, luftige Säle, Klubzimmer, die an gemütlicher und eleganter Einrichtung gleich hervorragend sind, und ein Bierlokal mit hoher, gewölbter Decke und anheimelnder Ausstattung, und einem Bier, das man wirklich mit Andacht genießt. Kein Wunder, daß die Hildesheimer vom Frühschoppen bis zur Schlafkappe, und dann noch einem „zum Abgewöhnen", die schönen Hallen füllen und die Welt in einem so rosigen Lichte sehen, als ob der tausendjährige Rosenstock das ganze Jahr in voller Blumenpracht vor ihren entzückten Blicken stände.

Digitized by Google

Lassen wir das Auge von der Paulinerkirche durch die großen Spiegelscheiben nordwärts schweifen, hinweg über den Dom mit seiner goldgedeckten Kuppel, so erblicken wir den höchsten Turm Norddeutschlands, den 390 Fuß hohen Turm der St. Andreaskirche. Dieser mächtige gotische Bau stammt aus dem Jahre 1190, aber erst in den Jahren 1883 bis 1886 — nach Deutschlands Wiedererwachen — wurde er nach seinem ursprünglichen Plane vollendet. Ein Kranz von Kapellen umgiebt den östlichen Chor und die kleinen, zweistöckigen Häuschen, die vor Jahren in die Ecken gebaut waren — aus finanziellen Gründen — und die an den hohen Mauern sich wie angebackte Schwalbennester ausnahmen, sind — aus architektonischen Gründen — verschwunden, so daß man nun den herrlichen Bau auf dem großen Andreaskirchplatze voll genießen kann. Will man den Platz von der Almsstraße her betreten, so muß man durch einen Durchgang unter dem sogenannten Pfeilerhaus gehen, welches mit reichgeschnitzten Konsolen, Heiligenbildern und bemalten Windbrettern verziert ist, und besonders originell durch den hineingebauten „umgestülpten Zuckerhut" wirkt. Das alte Rätsel:

Oben spitz und unten breit,
Durch und durch voll Süßigkeit,

ist hier umgekehrt, denn der untere Stock bietet nur einem kleinen Laden mit Ansichtspostkarten und Bijouteriewaren Platz, aber die oberen Stockwerke sind räumlich so erweitert, daß sie Platz für mehrere Gemächer im obersten Stockwerke haben.

Dicht daneben befindet sich die Anlage der Kattentidt'schen Eisengießerei und Maschinenfabrik. Man erzählte in meiner Jugendzeit, daß zur Zeit, als die Tore der Stadt noch regelmäßig geschlossen wurden, drei Bürger Hildesheims Einlaß begehrten, und auf die Frage des Tortwächters: „Wer ist da?" antworteten: „Ochsenkopf, Kattentidt und Kalbfell," worauf der Wächter mit dem Ausrufe: „Man lasse das Vieh passieren!" das Tor öffnete. Die Träger dieser Namen gehören heute noch zu den angesehensten Geschäftsleuten Hildesheims; ist ja auch sonst nichts Auffälliges daran, nur wenn gerade drei von der Sorte auf einmal zusammen erscheinen, dann mag es einem ein bißchen putzig vorkommen.

Aus der vorgotischen Zeit finden sich aus der romanischen Periode außer dem Dom und einigen kleineren Kirchen und Kapellen zwei der glänzendsten Schöpfungen der romanischen Baukunst. Die Michaeliskirche, in den Jahren 1001—1022 vom Bischof Bernward errichtet, erfüllte das ganze Christentum der damaligen Zeit mit seinem Ruhm. Das Modell an Bernwards Denkmal zeigt, daß dieselbe eine sechstürmige Basilika war. Durch die mannigfaltigen Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte sind einige der Türme verschwunden, aber vor einigen Jah-

Digitized by Google

ren hat sich hier ein Verein gegründet, der sich die Wiederherstellung nach Bernwards altem Plane zur Aufgabe gemacht hat.

Die Arkadenbildung des Domes diente ihr zum Muster, nur ist die Ausstattung eine ungleich reichere. Ein glücklicher Zufall hat die Malerei der breiten, flachen Holzdecke vollständig bewahrt, und sie bildet den einzigen schönsten Ueberrest romanischer Malerei in Deutschland. Ein gewiegter Künstler sagt: „Klare, ungebrochene Farben, in schöner Uebereinstimmung nebeneinander, und rhythmischer Wechsel zwischen dem Figürlichen und Ornamentalen sind Hauptprinzipien der Flachmalerei und bei dieser Decke mit seltenem Geschick und Verständnis innegehalten. Farbenwechsel, Raumverteilung, Anordnung der Figuren zugleich und stilvoll gehaltene Zeichnung machen sie zu dem schönsten Beispiel mittelalterlicher Polychromie."

Die Decke ist in acht Hauptfelder geteilt, die von reichen Friesen umrahmt sind, und den Stammbaum Christi vom Sündenfall auf dem ersten Felde bis zu Christus als Richter beim jüngsten Gericht auf dem letzten darstellen.

Die Godehardikirche vom Jahre 1133, ebenfalls von Bischof Bernward gegründet, ist eine rein romanische Basilika mit drei Längsschiffen, einem Querschiff und zwei Türen, der einheitlichste romanische Bau Norddeutschlands. Drei schlanke Türme, zwei kleinere am westlichen Ende und ein größerer auf der Kreuzung der Lang- und Querschiffe, gaben dem Bau ein gar stattliches Ansehen, und die Bilder auf den Wandflächen, welche das Leben Godehards illustrieren, sind neuerdings als besonderer Schmuck auf Veranlassung des Kaisers Friedrich, damals Kronprinz, gemalt worden.

Während die Renaissance keine bedeutenden Denkmäler in Hildesheimer Kirchenbauten hinterlassen hat, so hat sie dafür in profanen Bauten um so reichhaltigeres Material, ja das reichhaltigste hinterlassen, denn hierin entwickelt sie eine Pracht und Fülle freier, figürlicher Ornamentik, die Hildesheim sein ganzes hocheigentümliches Gepräge verleiht.

Wenn sich in vielen Städten — so sagt ein bedeutender Kunstschriftsteller — der malerische Prospekt der alten Architektur zeigt, so kann man in Hildesheim noch viele reine Bilder genießen; entzückende Ensembles von Torbogen, Kirchplätzen, Häuserecken und Brunnen. Und hier herrscht noch gute, behagliche Wohnungsstimmung, von einer leichten Wolke romanischen Weihrauchs und nordischen Märchenzaubers umweht.

Die rasche Hinneigung zur Reformation entwickelte kirchliche und bürgerliche Freiheit, die sich auch bald in der selbständig entwickelnden Form des Privatbaues ausdrückte.

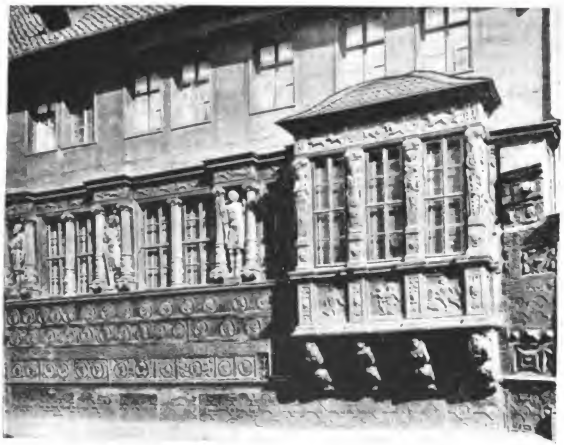
Den stolzen Bürgersinn des Hildesheimers drückt die Inschrift an einem aus dieser Periode stammenden Hause an der Scheelenstraße aus.

Digitized by Google

Passend eingefügt in die künstlerischen Holzschnitzereien der Fassade liest man: „Klein, aber mein!“ und es tönt ebenso unabhängig und selbstbewußt, wie des Engländers: „Mein Haus ist meine Burg.“ In richtiger philosophischer Würdigung der Tatsache, daß Zufriedenheit besser ist als Geld und Gut, hatte Sebastian Oldemore schon im Jahre 1560 an seiner schön verzierten Hausfront am Hocken No. 3 die etwas holperige Inschrift angebracht:

Mancher ist arm bei großem Gut
Und mancher reich in seiner Armut.

Ganz einerlei, wohin man seine Schritte in der Altstadt lenkt, überall findet man die prächtigsten Gebäude, die herrlichsten Verzierungen, die



Das Wedekind'sche Haus.

altertümlichsten, gut erhaltenen Schöpfungen der Renaissancezeit. Mehr als 500 wahrhaft hervorragende Bauten dieses Genres bieten dem entzückten Auge reiche Augenweide: das Kaiserhaus, die Neue Schenke, das Altdeutsche Haus, das Tempelhaus, das Wedekind'sche Haus, das Koch'sche Haus, die Ratsapotheke und hundert andere mit prächtigem Bilderschmuck und ausgezeichneter Schnitzarbeit erfreuen den Menschen, der ein offenes Herz und Auge für solche Schönheiten hat.

Der altsächsische Holzbau, der in dieser Periode lange Zeit den Privatbau beherrschte, entwickelte sich zu ungeahnter Vollendung und das

Digitized by Google

großartigste von allen Holzhäusern Deutschlands ist unbestritten das Knochenhauer-Amtshaus.

Ein riesig aufgetürmter Giebelbau, erhebt es sich am Markte und der Ecke vom Kurzen Hagen, dem Rathause gegenüber, in stolzer Höhe. In

Knochenhauer-Amtshaus.

der Mitte öffnet sich ein weites Bogenportal, das in seiner Einfassung mit geschnitzten Kandelabersäulchen u. s. w. den frohen Eintritt in die Renaissance bezeichnet. An beiden Seiten des Portals befinden sich zwei zierliche Erker und darüber die Fenster eines Halbgeschosses, vier weitere Stockwerke und drei Böden.

Digitized by Google

Der plastische Schmuck der großartigen Fassade ist unerschöpflich; die fünf Reihen mächtiger Konsolen prangen in reichem Schnitzwerk mittelalterlicher Elemente mit vorherrschend humoristischer Auffassung; musizierende und spielende Leutchen, Blumen und Fruchtgewinde, verschwenderisch dekorierte Schwellbalken, Balkenköpfe und reich bemalte Verschalung zwischen den Balken, alles bezeugt heitere, fröhliche Lebenslust in der ganzen Bevölkerung, eine allgemein verbreitete Lust an heiterem Schmucke des Lebens. Mythologie, Geschichte, Altes und Neues Testament und Allegorien mußten Stoffe für die figürlichen und malerischen Reliefs liefern und humoristische und sententiöse Inschriften den Genuß erhöhen.

An diesem Knochenhauer-Amtshause befinden sich an breiter Friese zwischen dem zweiten und dritten Stockwerke acht köstliche Bilder, die in humoristischer Auffassung die Inschriften illustrieren:

1. Bild: Die Welt will betrogen sein.

2. Bild: Verbotene Früchte schmecken süß — Adam und Eva im Paradies.

3. Bild: Wo man singt, da laß dich ruhig nieder; böse Menschen haben keine Lieder.

4. Bild: Unsere Vorfahren waren auch keine Narren. (Hummern, Fisch u. s. w. nebst Wein auf der Tafel, an der die Vorfahren schmausen.)

5. Bild: Geiz ist die Wurzel alles Uebels. (Der alte Wucherer läßt die Goldstücke durch die Finger gleiten.)

6. Bild: Jung gefreit, hat niemand gereut.

7. Bild: Wenn der Wächter nicht wacht, wacht der Dieb.

8. Bild: Arm oder reich, der Tod macht alles gleich. (Der König auf dem Throne, mit Scepter und Krone; der Bettler mit Bettelsack, in Lumpen gehüllt.)

Auch das Rathaus, dessen älteste Teile in das 14. Jahrhundert zurückreichen, ist ein interessantes Gebäude, dessen Fassade ein überraschend schönes Bild bietet. Aber nicht nur das Aeußere, mit seinen Standbildern von Kaiser, Bischof und Ratsherr, seinem Treppengiebel mit der Jungfrau Hildiß, auch das Innere überrascht den Beschauer. Bei den ewigen Klagen über hohe, fast unerschwingliche Steuern muß man sich wundern, woher alle das Geld für die Restauration der alten Gebäude kommt.

Für die Bemalung der Wandflächen des großen Saales im Obergeschosse des Rathauses bezahlte die Stadt 180,100 Mark — und das ist nur ein Teil des Kostenaufwandes für die Renovierung. Die von dem Dresdener Historienmaler Prell komponierten sechs Hauptbilder stellen in packender Weise einige der Hauptereignisse der Geschichte Hildesheims dar; das erste zeigt Hermann den Cherusker, wie er am Galgenberge der Priesterschaft den erbeuteten römischen Silberschatz übergiebt. Das letzte

Digitized by Google

bringt die Huldigung Wilhelms, des glorreichen Gründers des deutschen Reiches, durch die Hildesheimer Jungfrauen.

Daß ein Ratskeller mit ansprechend dekorierter traulicher Trinkstube nicht fehlt, braucht kaum gesagt zu werden. Der Hildesheimer Silberfund, das berühmte römische Tafelsilber, welches 1868 am Fuße des Galgenberges gefunden wurde, besteht aus 80 Stücken, die über einen Zentner wiegen. Man nimmt an, daß es Kriegsbeute war, welche nach dem Befreiungskriege von Hermann auf dem Altare der Götter niedergelegt wurde und später aus Furcht vor der Habgier Karls des Großen hier vergraben wurde.

Der Kunstkenner Holzer sagt über den Schatz: „Mehr als irgend ein anderer Fund von antikem Gerät hat der Hildesheimer Silberfund das Interesse der kunstgebildeten Welt in Anspruch genommen. Zu keiner Zeit wäre derselbe willkommener gewesen, als gerade jetzt, wo man in den Reformbestrebungen auf dem Gebiete der modernen Kunst sich wieder die antiken Vorbilder zum Ausgangspunkte wählt." Die Originale sind im Hildesheimer Museum untergebracht, und erregen die Bewunderung von Kennern und Laien.

Die Provinz Hannover verehrte dem Kronprinzen 1905 als Brautgeschenk eine getreue Nachbildung des Schatzes und überall hat man in Deutschland die Gelegenheit, Nachbildungen in Silber, Nickel, Kupfer ꝛc. in den Auslagen der Juweliere zu bewundern.

An dem stilvollen Regierungsgebäude findet die Loyalität der Hildesheimer in einer Inschrift Ausdruck, die lautet:

Wilhelm, der Vater des Reichs,
Erweckte dies Haus aus den Steinen.
Friedrich, der duldende Fürst,
Richtete Pfeiler und Wand.
Wilhelm vollbrachte das Werk,
Der Trost und die Hoffnung der Seinen.
Schütze nun Kaiser und Haus
Gottes allwaltende Hand.

Der Vater dieser Strophen, der mit geschickter Hand in wenigen Versen zeigt, daß drei Generationen am Baue tätig waren, war E. von Wildenbruch, der Verfasser des Hexenliedes, der Rabensteinerin ꝛc., dessen reizende Villa am Horn in Weimar ich vor kurzem zu bewundern Gelegenheit hatte. Hildesheim darf sich rühmen, in seinem Kaiser Wilhelm Denkmal ein Kunstwerk zu besitzen, das aus dem Rahmen des Gewöhnlichen heraustritt und wirklich in die altertümliche Hildesia paßt. Otto Lessing, kürzlich verstorben, hat hier sein bedeutendstes Werk errichtet. Auf einem einfachen, im mittelalterlichen Stil gehaltenen Sockel, dem Felsen nationaler Einheit, liegt der schlimmste Feind Deutschlands, der

Digitized by Google

Drache der Zwietracht. Das edle Roß setzt den Vorderhuf auf das zerschmetterte Ungetüm, und den schlanken Nacken beugend sieht es mit schnaubenden Nüstern auf den verendeten Feind. Durch diese Stellung des Pferdes wirkt die Gestalt des Kaisers, der in edler, majestätischer Ruhe auf dem schnaubenden Rosse sitzt, noch bedeutend imposanter. Im Kürassierpanzer, mit lorbeergeschmücktem Adlerhelm auf dem Kopfe, in der Rechten den Feldherrnstab, das Symbol des kriegskundigen Führers, schreitet neben ihm, leicht auf das mächtige Reichsschwert gestützt, die Idealgestalt einer germanischen Jungfrau, in der Linken die deutsche Kaiserkrone dem Heldenkaiser darreichend.

Die Langseiten zeigen prächtige Reliefs, in welchen Hermann, der Cherusker, den Silberfund aus den Händen germanischer Krieger entgegennehmend, und Barbarossa, den ein Hirtenknabe aus dem Schlafe zu rütteln versucht, um ihm den neuen Tag zu zeigen, wie er für das deutsche Reich auf dem Sockel angebrochen, erscheint.

„Ihr Freunde des Schönen, geht im Sommer nach Hildesheim, wenn die Rosen an dem alten romanischen Kreuzgange des Domes blühen, wenn die Kinder auf der Schwelle der gotischen Häuser spielen und die Lindenblüten überall ihren Duft verbreiten."

Man kann ja sagen: Geht hin im Sommer — aber glaubt nur, es ist auch im Winter schön in Hildesheim.

Die Lüneburger Heide.

Auf dem Wege von Bremen nach Hannover konnte man vor vierzig Jahren vom Zuge aus noch recht urwüchsige Lüneburger Heide bewundern. Welch ein herrlicher Anblick, wenn während der Blütezeit der Erika das ganze Land, fern bis zum Horizont, im leuchtenden Rot so rein und ruhig unter dem blauen Himmelszelte liegt wie eine schöne, große Seele, wenn sie sich am wohlsten befindet! Vielfarbige Schmetterlinge durchfliegen leichtbeschwingt die in der heißen Sonnenwärme zitternde Luft und Millionen fleißiger Bienen summen über den würzig duftenden kleinen Blüten, deren jede einen Kelch, gefüllt mit köstlichem Nektar, für die emsigen Honigsammler bildet.

Die riesigen Nadelholzbäume erfüllen uns mit Staunen und lassen uns leicht darüber hinwegsehen, daß selbst Buchweizen und Roggen auf dem dürren, sandigen Boden nur spärlich gedeihen, und die Schafe der

Digitized by Google

Heide, die Heidschnucken, nur klein und kümmerlich erscheinen, mit einer Bedeckung, die man nur aus Gutmütigkeit Wolle zu nennen geneigt ist. Die Heidedörfer machen auf den ersten Blick nicht den Eindruck der Behäbigkeit; aber der Schein trügt, und bei näherer Betrachtung findet man, daß ein altes Bauernhaus der Lüneburger Heide den Häusern der weiter südlich gelegenen Bewohner mit ihren fruchtbaren Feldern durchaus nicht nachsteht.

Der große Vorplatz, die Diele, bald mit Fliesen belegt, bald aus festgestampftem Lehmboden, hart wie Kiesel gemacht, mit den großen, oft äußerst künstlich geschnitzten und verzierten Eichenschränken, machte den

Heidschnucken in der Lüneburger Heide.

Eindruck der Wohlhabenheit, und wenn man den Blick nach oben warf und im „Wiemen" die große Zahl von Schinken, Speckseiten und Würsten aller Art im Rauche hängen sah, so war man sicher, daß man hier nicht zu hungern brauchte, weil an allerlei guten Dingen kein Mangel war. Vor dem Rauche hatte der Heidbauer keine Bange, kein Schornstein schrieb dem Rauche seinen Weg vor; ungehindert strich der Rauch durch das Haus und suchte sich seinen Ausweg, so gut er konnte. An die Diele stieß die Tenne mit Viehställen an beiden Seiten, alles unter einem Dache. In behaglicher Wärme stehen hier die Pferde an der einen Seite, die Kühe an der anderen; Hühner spazieren ungehindert auf der Krippe umher und teilen mit Pferden und Kühen das Futter. Nur die Schweine haben ihren Stall, den Schweinekoben, in einiger Entfernung vom Hause — der

Digitized by Google

Duft, der den Schweinen entströmt, ist selbst für den Bauern zu stark. Vor dem Hause liegt der Stolz des Bauern, der schön geglättete viereckige Misthaufen; auf dem strohgedeckten Dache ladet das Storchennest den klappernden Freund zum Niederlassen ein, und die überzwerg genagelten Latten, die am Ende in das Sinnbild des Niedersachsen, zwei Pferdeköpfe, auslaufen, dürfen nicht fehlen.

Derb, kräftig, grobknochig, mit eckigen Formen, erschien der „Heidger" als die Verkörperung eines arbeitsamen, einfachen Lebens. Genügsam, wie sein Heideschaf, war auch sein Küchenzettel von großer Einfachheit. Buchweizengrütze, vielleicht mit etwas Speck darüber gebraten, Kartoffeln mit Quark oder Leinöl, grobes Schwarzbrod mit Schmalz, und an Festtagen mit Speck, Schinken oder Wurst und 'nem kleinen Schnaps — frisches Fleisch alle Jubeljahre, aber doch zufrieden und glücklich.

Das hat sich nun freilich alles geändert, seit Eisenbahnen die Heide nach allen Richtungen durchkreuzen. Techniker und Wiesenbauer haben aus einem großen Teile der unfruchtbaren Flächen Wiesen und Felder geschaffen — Ackerbauschulen und Versuchsstationen zeigten den Weg; künstliche Düngmittel lieferten das Material und wo früher eine kärgliche Ernte von Buchweizen zu erwarten war, stand jetzt frisch aussehender Roggen von fünf bis sechs Fuß hoch.

Wie Feld und Wald, Wiese und Gartenbau sich vermehrten, verringerte sich die Zahl der Heidschnucken, so daß man schon anfängt — wahrscheinlich weil es selten wird — das Fleisch als Delikatesse in den großstädtischen Zeitungen zu annoncieren, nebst Rezepten für schmackhafte Zubereitung. Wenn das Eine verschwindet, kommt das Andere wieder. Eine alte Hofbesitzerin sagte auf meine Frage nach den Heidschnucken, von denen sie in meiner Jugendzeit wohl über 500 auf dem Gute hatte: „Schap hollt wi nich mehr. Dafür kommt uns nu de Hambörger und Hannoverschen"; damit meinte sie die Touristen, die in immer größeren Schaaren die Heide für den Sommeraufenthalt wählen. Die Heide ist Mode geworden — Heidelieder und Heidebilder giebt es in immer größeren Mengen. Schön ist die Heide, aber für die Sommerfrische wäre sie mir doch etwas zu warm.

In alten Zeiten ging ein lebhafter Handelsverkehr von Braunschweig über Celle und Uelzen nach Lüneburg und es ist eigentlich wunderlich, daß sich von alten Raubritterburgen, Ruinen und Legenden so wenig erhalten hat.

Nur ein Denkmal, ein etwa sechs Fuß hoher Granitblock nahe Bockum bei Soltau, bewahrt das Andenken an den letzten Raubritter der Lüneburger Heide, Moritz von Zahrenhusen. Es giebt Leute, die nicht recht nachdenklich sind, so z. B. wenn einer in Cincinnati in der Straßenbahn

Digitized by Google

deutsch spricht und denkt, es ist keiner darin, der versteht, was er sagt. Und so erging es unserem Moritz.

Im Jahre 1590 kam ein Kaufmann auf seiner Heidehandelsfahrt auch nach Bockum zum Ritter von Zahrenhusen. Der kaufte nun, was das Zeug halten wollte, und bezahlte so hohe Preise, daß seine Frau ihm zuflüsterte, ob er verrückt geworden sei. Er flüsterte ihr zu: „Lat doch, wi nehmt em dat alle wedder aff!" Der Kaufmann hatte es aber verstanden und erzählte es seinem Knechte, dem „langen Dierk". Der meinte, der Ritter stände schon lange in bösem Geruch: „Wü möt us vor öm in acht nehmen. Averst lat öm man kamen, wü wüllt us woll wehren!" Er lud also sein altes Paßrohr mit Pulver und Kugel. Als Kugelpflaster nahm er, weil er nichts Anderes händig hatte, eine Speckschwarte, und statt der Kugel lud er einen von den silbernen Knöpfen ein, wie sie damals am Wams getragen wurden. Richtig, unser Ritter und seine Knappen kamen nachgesprengt, sein gezogenes Schwert glänzte im Mondenschein, aber Dierk legte an und traf den Ritter so gut, daß er tot vom Pferde sank. Sein Knappe aber lieferte den Beweis, daß es schon in alten Zeiten Leute gab, die es schon vorher gewußt haben, aber erst damit zum Vorschein kommen, nachdem es geschehen ist, denn er rief laut aus, als er entsetzt fortjagte: „Zahrenhusen, hew ick dick dat nich immer seggt, dat et so kamen woll?"

Zahrenhusen wurde eingescharrt, wo er gefallen war, und auf dem Gedenksteine steht: „Moritz von Zahrenhusen, erschossen 1590."

Im Jahre 1859 wurde seine Ruhe gestört, weil die Neugier oder Wißbegierde mal sehen wollte, was eigentlich an der Geschichte Wahres sei. Knochenteile, Stücke von einem Schwert und Wehrgehenk wurden gefunden, und so scheint es doch, als ob die Sache Hand und Fuß hätte, und es ist sicherlich eine große Genugthuung für die Bewohner der Lüneburger Heide, daß sie wissen, wo ihr letzter Raubritter begraben liegt.

So haben wir Wunstorf erreicht; nichts mehr von Heide. Linker Hand erhebt sich das liebliche, reich bewaldete Deistergebirge, hoch genug, um dem entzückten Auge eine reizende Fernsicht zu gestatten, und doch nicht so hoch, um die Kraft und Ausdauer eines gewöhnlichen Fußgängers zu übersteigen.

Digitized by Google

Hannover.

Hohe Fabrikschlote machen uns darauf aufmerksam, daß wir uns nicht nur einer alten Residenzstadt, sondern einer großen Fabrikstadt nähern; ein Gewirr von Schienen, Rangierlokomotiven, Frachtwagen, Telegraphen- und Signalvorrichtungen aller Art — und wir landen in dem Bahnhof auf erhöhten Geleisen, wie sie durchschnittlich in allen größeren Städten vorgesehen sind.

Hannover, die alte, schöne Stadt, in der ich meine schönsten Jugendjahre so glücklich und genußreich verlebte, daß noch jetzt, nach mehr als vierzig Jahren, das Herz sich weitet und vor fröhlicher Erinnerung aufjauchzt! Der Bahnhof ist neu, aber vor demselben steht noch genau wie damals die Reiterstatue des alten Königs Ernst August, den der Volkswitz seines Platzes wegen „Bahnhofsvorstand" getauft hat.

Springbrunnen, wohlgepflegte Blumenbeete und Bosketts zieren den Platz und noch immer ziehen sich, halbmondförmig, südwestlich die vornehmen Hotels, von Hotel Royal bis Hotel Russie, um ihn herum, und strahlenförmig laufen sechs schöne, breite, mit Bäumen besetzte Straßen, von prachtvollen Häusern flankiert, nach dem Stadtinnern.

Ein Kranz von blütenreichen Anlagen umgiebt den ältesten Stadtteil, der früher befestigt war. Jetzt sind die Wälle und Gräben zu Promenadenwegen für genußreiche Spaziergänge und zu breiten Verkehrsstraßen umgeschaffen — der Georgswall, Kanonenwall und Friedrichswall werden wohl nicht leicht an Schönheit übertroffen.

Und nun erst die Eilenriede. Keine andere Stadt der Welt hat einen so herrlichen Hochwald, der seine Arme stellenweise bis in die Stadt selbst hineinstreckt. In einer Ausdehnung von beinahe 1700 Ackern umgiebt die Eilenriede die Stadt von zwei Seiten. Schlanke, hochgewachsene Tannen, würzig duftende Kiefern, weitverzweigte Buchen und stämmige Eichen -- die zwei „Königseichen" ragen ohne Seitenzweige nahezu 100 Fuß empor, ehe sie zur Kronenbildung übergehen — schattige Gebüsche, durch welche wohlgepflegte Fahrstraßen, Reitwege, vorzügliche Radfahrbahnen, breite Fußwege, mit Ruhe- und Spielplätzen reichlich versehen, kleine Wiesen, liebliche Wasserflächen, murmelnde Bäche und drinnen versteckt, aber leicht zu finden, die einladendsten Waldwirtschaften.

An den Friedrichswall stießen, durch einen Teil des alten Stadtgrabens getrennt, die Maschwiesen, die, im Winter regelmäßig überschwemmt, ein prächtiges Feld für unsere Schlittschuhfahrten gaben.

Digitized by Google

Jetzt ist aus dem flachen Wiesenplan ein herrlicher Park mit wellenförmigem Terrain geworden, mit Felspartien, schönen Bäumen, Gesträuchgruppen, Spielplätzen und einem Teiche, groß genug, um darauf Segelsport betreiben zu können.

In dem klaren Wasser spiegeln sich die Bilder des neuen Provinzialmuseums mit seiner hochragenden Kuppel, des mächtigen Monumentalbaus des neuen Rathauses, die Statue Rudolph von Bennigsens, Gründer des Nationalvereins. Ueber den Kanonenwall bringt uns ein kurzer Gang an das Südende, oder vielmehr den Anfang der Herrenhäuser Allee, den mit freundlichen Blumenanlagen geschmückten Königsworther Platz.

In schnurgrader Linie bilden hier in vier Reihen 1312 alte Linden, in einer Länge von 6700 Fuß, bis zum Schloß nach Herrenhausen hin die weltberühmte Herrenhäuser Allee. Dieselbe hat eine Breite von 200 Fuß, Fahrweg, Reitwege, Seitenwege, und an schönen Sommerabenden promenieren hier Tausende von Kühlung und Erfrischung suchende Hannoveraner — ein Bild, welches an Atlantic City in seiner Lebhaftigkeit erinnern würde, wenn hier die blauen Wellen des Ozeans uns begrüßten.

Hier sind es aber die Wellenbewegungen der Gräser und Büsche, denn an beiden Seiten der Allee bis Herrenhausen ziehen sich der Welfenpark an der einen und der Georgspark an der anderen Seite hin, und daran schließen sich die Gärten von Herrenhausen, die in ihrer ausgedehnten Anlage und eigentümlichen Schönheit nach französischem Geschmack höchstens von den Anlagen in Versailles und Schönbrunn erreicht werden.

So sieht es um Hannover aus, vielleicht gehe ich später auf dieses oder jenes etwas näher ein, — aber wie sieht es in Hannover aus? Großartig verändert — man kann sich schon eine Idee davon machen, wenn man erfährt, daß heute die Vorstadt Linden 75,000 Einwohner hat, gerade so viel, als die königliche Hof- und Residenzstadt hatte, als ich dort studierte.

Jetzt hat Hannover 350,000 Einwohner; neue Stadtviertel sind entstanden, prächtige, architektonisch imponierende Bauten rahmen die breiten, gut gepflasterten und peinlich sauberen Straßen ein, die zum großen Teil mit schönen Schattenbäumen besetzt sind.

Die Professoren der polytechnischen Schule in den sechziger und siebziger Jahren, wie Haase, Köhler, Debo und Lüers, genossen weit über Deutschlands Grenzen hinaus großen Ruf. Für Hannover taten sie ihr Bestes, und ihre stilvollen, hervorragenden Bauten sind zu einem Schmucke der Stadt geworden. Eine ganze Reihe von Architekten, die unter ihrer Leitung herangebildet waren, leisteten ebenfalls Vorzügliches, so Laves, Tram, der Vater des jetzigen Stadtdirektors Tram, und viele andere, und wenn wir die allerneuesten Viertel betrachten, den Schiffgraben, die Tiergartenstraße, die Bödeckerstraße, die Hohenzollernstraße, — so bewundern

Digitized by Google

wir das Talent, mit dem der Geist des Modernen die bautechnischen Errungenschaften der Neuzeit und die schönen architektonischen Eigentümlichkeiten früherer Zeit sorgfältig benutzt und verbunden hat. Durch die innige, verständnisvolle Verbindung des Alten mit dem Neuen hat sich hier eine bodenständige Bauart entwickelt, die vielen anderen Städten als Vorbild dienen könnte, und in neuerer Zeit vielfältig angestrebt wird.

Unter dem Einflusse jener Lehrer, die voller Pietät die herrlichen Backstein- und Fachwerkbauten der Renaissancezeit zu erhalten strebten und in ihren Neubauten sich von dem Heimatssinn und Heimatsgefühl leiten ließen, hat die Stadt viel von ihrer Originalphysiognomie behalten.

Die Straßen der Altstadt zeigen an beiden Seiten köstliche Schöpfungen des Mittelalters; die Osterstraße, Marktstraße, Köbelingerstraße, Aegidienstraße und besonders die Schmiedestraße sind geradezu bezaubernd und man müßte ganze Tage daran wenden, wenn man die herrlichen Einzelheiten nach Gebühr bewundern wollte.

Leider, leider scheint sich jedoch auch hier in den letzten Jahren eine Wandlung zu vollziehen; der Weg der konstruktiven Wahrheit, wie er von den großen Lehrern der Baukunst vor Jahren eingeschlagen und so erfolgreich beschritten wurde, scheint links liegen zu bleiben; die Steinbauten, Backstein- und Fachwerkbauten müssen der geschmacklosen, frechen und unwahren Stuckkultur Platz machen, die ohne allen Sinn und Zweck Ornamente, Figuren und bunten Flitterkram hinbackt, wo es gewiß nicht paßt, wie sich derselbe in Berlin so breit macht.

Im Nordosten der Stadt, über den Welfenplatz und Moltkeplatz hinaus, sieht man jetzt ganze Straßenzüge von vierstöckigen Häusern, alle mit Stuck verputzt oder verschmiert. Es sieht ja recht schön aus, es sind aber doch nur falsche Vorwände, architektonische Lügen — es sieht dann aus, als ob einer will und kann nicht, weil das Geld fehlt, um in Wirklichkeit so zu bauen, wie er es erscheinen macht. Diesem Viertel sehr nahe liegt in der Eilenriede eine Waldwirtschaft, „Listerturm" genannt, ein vortrefflicher Fachwerkbau mittelalterlichen Stils und an prominenter Stelle ist der Vers angebracht:

Wenn in den Törfern rings im Gau
Man nur noch Steinpaläste schaut,
Dann zeige dieser Fachwerkbau,
Wie hier die Väter einst gebaut!

Steinpaläste! ja Kuchen! Der Vers klingt wie eine Warnung oder wie ein niederträchtiger Hohn, wenn man nach kurzer Wanderung in das Stuckverschmierviertel kommt.

Ob diese Wandlung auch die Charakterwandlung des Hannoveraners zur Folge haben wird?

Digitized by Google

Man sagt ihm nach, daß er in seinem Verkehr mit Fremden außerordentlich zurückhaltend, kalt und zugeknöpft ist; förmlich und gemessen, eine Art Würdemeier, von einer eisigen Atmosphäre umgeben — so English, you know! — kann man ihm nicht leicht näher treten. Es soll ein Ueberbleibsel der Zusammengehörigkeit mit England, von 1714 bis 1837, sein und es kann wohl sein, daß bei dem deutschen Nachahmungstrieb die hannoversche plattdeutsche Gemütlichkeit an der englischen Steifheit sich bis auf den Gefrierpunkt herabstimmte.

Wenn man selbst darin wohnt, merkt man diese Charaktereigentümlichkeit wohl eigentlich nicht; ich habe wenigstens Hannover immer als das Nonplusultra der Gemütlichkeit angesehen.

Ein Geschäftsreisender erzählte den Unterschied zwischen einem Dresdener Sachsen und einem Hannoverschen Niedersachsen: „Wenn ich mich bei dem Sachsen mit meinen Musterstoffen melde, so werde ich aufs freundlichste empfangen, als ob er mich schon lange mit Sehnsucht erwartet hätte. Er läßt mich auspacken, besieht alles mit dem größten Interesse und zum Schluß sagt er mit dem herzlichsten Lächeln: ‚Heeren Se, das dhut mer werklich leid — ich branche je diesmal aber ooch reene gar nischt.‘ Beim Hannoveraner dagegen weiß ich gleich, woran ich bin. Wenn er etwas braucht, so läßt er mich auspacken — wenn er nichts braucht, so ist unsere Unterhaltung in zwei Minuten erledigt. Ich kann dem Sachsen mit dem besten Willen nicht böse sein, aber als Geschäftsmann ist mir der Hannoveraner doch lieber.“

Dem mag nun sein, wie ihm wolle, soviel ist gewiß, daß in Hannover eine gewisse vornehme Gemütlichkeit herrscht — man läßt sich hier nicht so ungeniert gehen wie in Berlin, hat nicht die geschwätzige Liebenswürdigkeit des Sachsen, die feuchtfröhliche Weinlaune des Pfälzers, die kräftigderbe Umgangsform des Schwaben, die gutmütige Grobheit des Bayern — aber wenn man einmal in der alten Welfenstadt warm geworden ist, dann hält es schwer, sich wieder loszureißen. Das erkennt man leicht, wenn man erfährt, wie viele pensionierte Offiziere und Beamte, Rentiers und Ausländer hier ihren ständigen Wohnsitz aufgeschlagen haben.

Eine Beobachtung, die ich bei meinem letzten Besuche in Hannover machte, und die ich von vielen Bekannten später bestätigen hörte, war die, daß man jahrelang in einer Stadt wohnen kann und lange nicht soviel davon sieht, als wenn man sich nur ein paar Tage zu Besuch aufhalten kann. Als ich bei meinem jetzigen Besuche den Weg von der Knochenhauerstraße nach der Langen Straße einschlug, den ich als Student jahrelang fast täglich gemacht hatte, weil ich an der ersten Straße wohnte und an der zweiten zu Mittag aß, fiel mir ein großes, dreistöckiges Gebäude auf, welches drei Straßenfronten hatte, und von der Marstallbrücke aus mit

Digitized by Google

seinen hellgetönten Backsteinfeldern, dem braunen Fachwerk und den rotgefaßten Fenstern trotz seiner Einfachheit ganz imposant aussah.

An der Frontseite nach dem Neuen Wege bemerkte ich eine Gedenktafel. Obgleich ich schon vor Jahren tausendmal daran vorbeigegangen war, fiel mir erst jetzt ein, nachzusehen, was darauf stand. Und es war dieses: „Hier weilte am 3. August 1809, auf seinem Heldenzuge vom Erzgebirge zur Nordsee, Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels."

Das stattliche Gebäude war zu jener Zeit als die „London Schänke", das vornehmste Hotel Hannovers, bekannt und diente dem tapferen Führer der Totenkopfhusaren an jenem Tage zum Aufenthalt. Heute hielt es freilich immer noch Gäste, aber anderer Art, denn es dient als Armenhaus — sieht aber so schmuck und freundlich aus, daß man sich leicht einbildet, daß auch die heutigen Gäste sich recht wohl darin befunden.

Das Armenhaus liegt in der Neustadt, am linken Leineufer, und am rechten Ufer erhebt sich, ihm gegenüber an der Marstallbrücke, der Beguinenturm, eines der wenigen Ueberbleibsel der alten Festungswerke. Rings herum liegt ein Gewirr von kurzen, engen Straßen oder Gassen, die sich nach allen Richtungen durchschneiden, aber glücklicherweise nur ein kleines Terrain einnehmen, sonst könnte man sich leicht am hellen Tage darin verlieren. Eine äußerst originelle Denktafel fand ich hier an einem Hause, die ein Ereignis der Nachwelt überliefert, welches, wenn es sich jetzt ereignet hätte, gewiß Anerkennung von unserem Kinderlegendfreunde Roosevelt gefunden hätte. Die untere Hälfte der Tafel besagt:

„Allhier ein Bürger Thiele Römer genannt,
Seine Hausfrau Anna Breyers wohlbekannt
Als man zählte 1620 Jahr
Den 9. Januarius des Morgens 3 Uhr war
Von ihr zwey Knäblein und fünf Mädelein
Auf eine Zeit geboren seyn.
Haben auch die heiligen Tauf erworben
Folgends den 20., 12 Uhr seelig gestorben.
Gott wolle ihr geben die Sätigkeit,
Die allen Gläubigen ist bereit."

„Obiges Originaldenkmal hat durch die Güte des Herrn Bürgermeisters Domeier der jetzige Besitzer des damals Sommer'schen Hauses, Gerichtsschreiber Hoppe, wieder erhalten und aufgestellt im Jahre 1818." Auf der oberen Hälfte der Tafel sieht man die Familie des so überreich gesegneten Mannes nebst sechs Neugeborenen zu Füßen eines Kruzifixes, während der Vater das siebente Kind auf den Armen trägt. Ursprünglich war die Tafel in der evangelischen Kirche, in der die Kinder getauft wurden, aufgestellt, und wurde dann 1818 renoviert und an dem Geburtshause der Siebenlinge angebracht. Was aus den sieben Kindern geworden ist, verschweigt die Geschichte — aber wir können uns beinahe darüber freuen,

Digitized by Google

daß der armen fruchtbaren Mutter sobald die Last abgenommen wurde, die Kinderreihe groß zu päppeln.

Das geöffnete Grab.

Vor einigen Jahren hörte man zuweilen die Rätselfrage: Wer hat Roger Williams aufgegessen? Die Frage mußte notwendigerweise unbeantwortet bleiben, weil weder die Zahl der Gäste noch Anfang und Ende des Gastmahles festgestellt werden konnten. Und es waren keineswegs Kannibalen, die seinen Leib verzehrt hatten.

Das geöffnete Grab auf dem Gartenkirchhofe in Hannover.

Die Sache verhält sich aber so: Als man das Grab dieses Vorkämpfers für Gewissensfreiheit auf dem Kirchhofe in Providence öffnete, fand man nicht die Spur von seinem Körper. Die Wurzeln eines prächtigen, kräftigen Apfelbaumes waren in den Sarg gedrungen und hatten sich nach dem Gesetze des geringsten Widerstandes in den Markhöhlen der größeren Knochen — Rückgrat, Beine, Arme ꝛc. — zuerst einen Weg gebahnt, von dort weiter entwickelt und endlich den ganzen Körper ausgesogen. Die stärkeren Wurzeln folgten deutlich der Lage der Markkanäle, und der Apfelbaum hatte nach und nach die sterblichen Ueberreste von

Digitized by Google

Roger Williams in sich aufgenommen und botanisch verwertet. Viele Jahre lang hatte dieser Apfelbaum, genährt vom Staube des Apostels der Freiheit, schöne Früchte getragen und die Ansicht war wohl nicht unrichtig, daß die Apfeleſſer nach und nach den Leib Williams in kleinen Doſen verzehrt haben — eine Transſubſtantiation eigener Art. Dieſe Tatſache kam mir ins Gedächtnis zurück, als ich auf dem Gartenkirchhofe in Hannover vor einem Grabmale ſtand, an welchem die elementare Kraft der Wurzelentwicklung ſich ebenfalls, wenn auch auf etwas andere Weiſe, zeigte.

Ein gewaltiger Sandſtein, drei Fuß hoch, vier Fuß breit und ſechs Fuß lang, ſollte auf ewig die Ruheſtätte der am 15. April 1782 verſtorbenen Henriette von Rühling vor jeder Störung ſchützen. Zum Ueberfluß hatte man noch die Warnung in den Stein gemeißelt: „Dieſes auf ewig erkaufte Begräbnis darf nie geöffnet werden," und als beſonderes Verdienſt der Verſtorbenen wurde der Nachwelt mitgeteilt:

Sie gebar dem Himmel drei Söhne,
Wandelte ſchon hier, wie ſie dort wandelt,
Und durfte eilen in ihr himmliſches Vaterland.

Unbeachtet flog einſt leichtbeſchwingt, mit Tauſenden von Kameraden, ein kleines Birkenſamenblättchen auf das Grab und verſteckte ſich in einer Fuge vor Wind und Wetter. Das Samenkörnchen keimte und wuchs — unbeachtet von Totengräber und Gärtner entwickelte es ſich zum Bäumchen, und ſtreckte die feinen Wurzelchen unter die ſchützende Steindecke immer tiefer und tiefer hinein. Ungeduldig fühlte es den Zwang und Druck des gewichtigen Steines; die Wurzeln erſtarkten und ſchwellten, bis ſie die ſtarken eiſernen Klammern ſprengten und den mächtigen Steinkoloß vom Fundamente hoben, ſo daß er an der Seite, wo die Wurzeln eindrangen, wohl ſechs Zoll hoch gehoben wurde.

So iſt das auf ewig geſchloſſene Grab durch das kraftvolle Walten der Natur doch geöffnet; aber auch das Werkzeug der Natur, die Birke, iſt ſchon der Hinfälligkeit zur Beute geworden. Keine Birkenkätzchen, kein friſches Grün ſchmückt ſie in der Frühlingszeit — ſie iſt tot und um den dürren Stamm ſchlängelt ſich der Epheu als Schmuck — auf wie lange noch? Bald wird auch dieſe Kraftentfaltung der Mutter Natur nur noch in der Erinnerung leben.

Man ſagt: Unglück kommt ſelten allein; aber es erſchien mir höchſt bemerkenswert, daß ſolche Naturphänomene ſich in nächſter Nähe wiederholen.

Nur ein paar Schritte von dieſer Grabſtätte entfernt ruht Wilhelmine Phillip. Eine Akazienwurzel hat hier ein ähnliches Spiel getrieben und einen Sandſtein von fünf Fuß bei dreiundeinhalb Fuß Breite und

Digitized by Google

vier Fuß Höhe an einer Seite vier Zoll gehoben, so daß das Grabdenkmal dem Umkippen gefährlich nahe ist. Ein einfacher Stein bezeichnet den Platz, wo „Werthers Lotte", deren Gestalt wohl jedem aus dem herrlichen Bilde in Goethes Prachtausgabe, wo Lotte den Kindern Frühstück austeilt, bekannt ist, seit 1828 ruht. Charlotte Kestner, geb. Buff. Der Name Kestner steht in Hannover in hohem Ansehen und das Kestnermuseum, dessen Sammlungen von Hermann Kestner, dem Enkel von Werthers Lotte, der Stadt geschenkt wurden, wird wohl dafür sorgen, daß der Name nicht in Vergessenheit gerät.

Nebenbei gesagt, nachdem H. Kestner seine wertvollen Sammlungen der Stadt verehrt hatte, kaufte diese die Sammlungen des Senators Culemann für $150,000, baute ein schönes Gebäude für die zweckmäßige Unterbringung der Sammlungen und die Stadtverwaltung macht jährlich reiche Zuschüsse zur verständigen planmäßigen Ergänzung und Erweiterung der Sammlungen.

Ich möchte hier gleich hinzufügen, daß außer dem reichhaltigen Kestnermuseum das imposante Provinzialmuseum, welches $500,000 zu bauen kostete, das Vaterländische Museum, mit seinen kostbaren Schätzen hannoverscher Altertümer, das Kunstgewerbemuseum, das Handels- und Industriemuseum, die Sammlungen in Herrenhausen und andere kleinere Sammlungen wirkliche Schätze bergen, die des eingehendsten Studiums wohl wert sind.

Manche Sachen sind wohl kaum besondere Schätze, aber doch äußerst interessant durch die damit verknüpften Umstände. So z. B. hängt in einem Glasschranke wohlverwahrt ein Gehrock aus schwarzem Tuch und jedenfalls gut an Schnitt und Material, ein Geschenk der Gräfin von Waldersee, und dabei die Notiz: Am 1. Juli 1871, abends 7 Uhr, übergab im Louvre zu Paris Herr Pouyer-Quatier dem deutschen Geschäftsträger, Oberstleutnant Graf Alfred Waldersee, die erste Zahlung der 5 Milliarden Kriegsentschädigung, 100 Millionen 400,000 Francs, in Wechseln auf Berlin und London. Dieselben wurden in vorliegendem Rocke mitgenommen und alsdann nach Berlin geschickt.

Aus dem Tagebuche des Feldmarschalls.

Gräfin M. Waldersee.

Nicht weit davon hängt in schönem Rahmen, schön geschrieben und besiegelt und mit allerlei Klimbim verziert, das Meisterpatent der ehrbaren Drechslergilde der Königlichen Hof- und Residenzstadt Hannover, in welchem der damalige Kronprinz Ernst August von Hannover seiner bewiesenen Geschicklichkeit wegen in die ehrbare Gilde der Drechslermeister aufgenommen wurde, wie schon vor ihm Kaiser Wenzel und andere mehr.

Ernst August verließ ein paar Monate später das Land seiner Väter, um in Hietzing bei Wien zu residieren. Er hat es nicht nötig gehabt,

Digitized by Google

seinen Lebensunterhalt mit Drechseln zu verdienen; aber es ist doch tröstlich, zu wissen, daß, wenn die Not an den Mann gekommen wäre, er etwas gelernt hatte, mit dem er sich ehrlich hätte ernähren können.

Ebenfalls unter Glas und Rahmen befindet sich ein Leutnantspatent, und am 16. Oktober 1848 wird hinzugefügt, daß dem Herrn Leutnant vom Könige der Guelphenorden und die damit verbundene monatliche Gehaltszulage von zwei Reichstalern gnädigst bewilligt sei. Der konnte lachen — zwei ganze Taler im Monat! Wenn er nur nicht zu übermütig wurde!

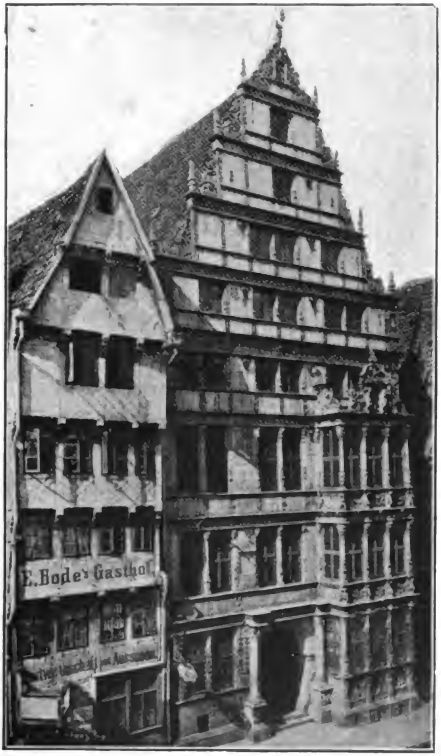
Hannover ist helle — das ist schon dadurch erwiesen, daß als erste deutsche Stadt hier schon 1825 Gasbeleuchtung eingeführt wurde — aber auch an hervorragenden Geisteslichtern war kein Mangel. Einer der größten Gelehrten aller Zeiten, der berühmte Philosoph Leibnitz, der Erfinder der Differential- und Integralrechnung, wohnte hier von 1676 bis 1716 in dem vornehmen niedersächsischen Patrizierhause an der Ecke der Schmiede- und Schuhstraße. Ein reich mit Skulpturen geschmückter Sandsteinbau in altdeutscher Renaissance, bildet das Gebäude eines der interessantesten Baudenkmäler Hannovers. Die ungemein zierliche Anslage zieht sich durch drei Stockwerke hin, und die nach der Schmiedestraße gekehrte Giebelseite erhebt sich in einer Höhe von neun Fenstern, von welchen allerdings fünf auf den Boden kommen.

Eine Gedenktafel zeigt, daß nicht nur Leibnitz in diesem Hause wohnte, sondern daß auch der einst so sehr beliebte Dichter und Schauspieler Iffland 1759 in diesem Hause geboren wurde. „Die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze“: warum auch? wenn selbst guter Sandstein bald zerkrümelt. Auf dem Hofe des Leibnitzhauses, welcher sich an der Schuhstraße hinzieht, liegen Gesimse, Statuen, Säulen u. s. w., alle vom Zahn der Zeit so stark benagt, daß kaum noch die ursprünglichen, entzückenden Formen zu erkennen sind. Das sind die unbrauchbaren Ueberbleibsel, die beim Renovieren des Hauses, 1891—1892, auf die Seite gelegt wurden. Jetzt prangt die Fassade im schönsten Schmuck, bemalt und vergoldet, ein herrlicher Anblick! Und das stilgemäße, zweckmäßig eingerichtete Innere gewährt dem Kunstgewerbemuseum passenden Aufenthalt.

Gobelins, Möbel, Wandmalereien und Gemälde, Bücher und der Lehnstuhl, in dem Leibnitz starb, sind noch vorhanden, ebenso eine Anzahl wertvoller Manuskripte. Im Jahre 1861 fanden wir hier, unter der Leitung des Professors Rühlmann und des Londoner Professors McGregor, die Beweise, daß der bekannte Physiker Papin, der die erste Dampfmaschine, den sogenannten Papinischen Topf, erfunden hatte, auch das erste Dampfschiff gebaut hat, welches am 27. September 1707 von Kassel nach Hann. Münden lief, dort aber von den Schiffern demoliert wurde.

Digitized by Google

Die bestanden auf ihrem Privileg, allen Booten, welche die Werra oder Fulda herabkamen, den Einlauf in die Weser zu verwehren. Als er trotzdem versuchte, in die Weser einzulaufen, wurde sein Schiff zertrümmert, und das war das traurige Ende des ersten deutschen Dampfschiffes.



Das Leibnizhaus in Hannover.

Am Waterlooplatz, auf einer kleinen Anhöhe, erhebt sich ein offener Rundtempel, mit einer von zwölf jonischen Säulen getragenen Flachkuppel, in dessen Mitte die Kolossalbüste des berühmten Gelehrten steht.

Digitized by Google

Sein Grab befindet sich in der St. Johanniskirche am Neustädter Markt, und ich hege großen Zweifel, ob die Herren Studenten des Polytechnikums seiner mit Freude gedenken, wenn sie sich an der von ihm erfundenen höheren Mathematik, mit allen ihren Anwendungen auf Mechanik und Naturwissenschaft, die Zähne ausbeißen müssen.

Nahe dabei ist das Marmorstandbild des Generals von Alten, der die tapferen Hannoveraner in Spanien und in der Schlacht von Waterloo anführte, und am Westende des großen Platzes, welcher der anliegenden Kaserne als Exerzierplatz dient, erhebt sich, 215 Fuß hoch, die imposante Waterloosäule, errichtet zum Andenken an die Hannoveraner, die an der Schlacht bei Waterloo teilgenommen, mit den Namen der Gefallenen in erzene Tafeln eingegraben, und von einer in Kupfer getriebenen Viktoria gekrönt.

An Denkmälern ist in Hannover kein Mangel, doch wird ihre Errichtung nicht so übertrieben wie in Berlin. Dem Königl. Theater gegenüber steht das Standbild von Heinrich Marschner, des Komponisten von „Hans Heiling", „Templer und Jüdin" und mancher anderen schönen Oper, die in Deutschland noch immer über die Bühne gehen, wie er leibte und lebte, wenn er sagte: „Nun mal 'en Augenblick still!" Den Kopf etwas nach rechts gebeugt, die rechte Hand etwas ausgestreckt, als ob er „pscht! pscht!" sagte, leise lauschend auf die melodischen Töne, die an ihn heranschwebten. Ein wundervolles Werk!

Auf dem Neustädter Kirchhof, an der Langen Laube, der allerdings seit Jahren geschlossen ist, steht sein Grabdenkmal, in unmittelbarer Nachbarschaft von den Grabstätten zweier ungewöhnlicher Personen, deren Konturen auf den Grabsteinen nebst erläuternder Inschrift zu sehen sind. Das ist der „lange Christoffel", der die ungewöhnliche Länge von neun Fuß und acht Zoll erreicht, und eine ehr- und tugendsame Jungfrau, die sich durch starkes Schnüren einer so schlanken Taille erfreute, daß man sie mit einer Hand umspannen konnte. Leider erreichte dieses Wespentaille-Fräulein nur ein Alter von 16 Jahren, und ihr Grabstein wurde als Warnung für alle eitlen Mädchen errichtet. Scheint auch geholfen zu haben, wenigstens berichtet die Geschichte keinen weiteren Todesfall, der in Hannover durch übermäßiges Schnüren verursacht wurde. Und doch haben die Mädchen hier recht nette Taillen, zierlich, aber nicht wespenmäßig.

Ein kurzer Gang, die Josephsstraße entlang, führt uns direkt zum Nikolaikirchhof, an dessen westlichen Ende die älteste Kirche Hannovers, die Nikolaikirche, erbaut wurde. Schon im 9. Jahrhundert wurde hier eine dem Schutzpatron der Fischer, dem heiligen Nikolaus, geweihte Kapelle gebaut, auf deren Grundmauern sich nun, seit nahezu 600 Jahren, die jetzige Kirche erhebt.

Digitized by Google

Ein alter, schöner Altar und alte Epitaphen aus dem 16. und 17. Jahrhundert schmücken die sonst recht anspruchslose Kirche, die besonderes Interesse für uns nur dadurch hat, daß die englisch-amerikanische Gemeinde hier ihren Gottesdienst abhält.

Der Kirchhof ist ebenfalls geschlossen, und teilweise in einen Park und Spielplatz umgewandelt. Die künstlerisch wertvollsten Grabsteine wurden in einem in Barockform errichteten Campo santo, welcher sich östlich an die Kirche schließt, untergebracht.

Vor dem Campo santo steht das reizende Denkmal des Dichters Hölty, der in Hannover 1776 starb und auf dem Nikolaikirchhofe begraben wurde. Seine Grabstätte war nicht mehr zu bestimmen, und deshalb wurde sein Denkmal vor der Kirche aufgestellt.

Eine trauernde Jünglingsgestalt, der Genius des Frühlings, lehnt an einem von Laubgewinden umzogenen Säulenpostamente und streut des Frühlings erste Blüten auf die Gruft. An der Säule ist das Reliefporträt des jugendlichen Dichters angebracht und darunter, am Sockel des Denkmals, Lenaus Nachruf an den früh Geschiedenen eingegraben:

Hölty, Dein Freund, der Frühling, ist gekommen,
Klagend irrt er im Hain, Dich zu finden,
Doch umsonst, sein klagender Ruf verhallt im einsamen Schatten.

Der Dichter starb, fast noch ein Jüngling, im 28. Jahre. „Wen die Götter lieb haben, den lassen sie jung sterben," und das liebevolle Gedächtnis, welches das deutsche Volk ihm bewahrt und in ihm das Bild eines echten deutschen Jünglings verehrt, beweist, daß die Götter ihn lieb hatten. Trotzdem die tückische, schleichende Schwindsucht ihm schon früh die Vorboten des Todes gesandt, blieb er doch heiteren Gemüts.

Es giebt wohl keinen Deutschen, dem nicht manche seiner Lieder bekannt und tief ins Herz gedrungen sind, ohne daß ihm vielleicht der Name des Dichters bekannt ist. Wer kennt nicht seinen Rat des alten Landmannes an seinen Sohn:

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab,
Und weiche keinen Fingerbreit
Von Gottes Wegen ab.

Dann wirst Du wie auf grünen Au'n
Durchs Pilgerleben geh'n;
Dann kannst Du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod ins Auge seh'n.

Oder sein lebenslustiges Lied:

Rosen auf den Weg gestreut,
Und des Harms vergessen!
Eine kleine Spanne Zeit
Ward uns zugemessen.

Digitized by Google

Oder seine Aufmunterung zur Freude:

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
Solang uns Lenz und Jugend blüh'n?
Wer wollt in seinen Jugendtagen
Die Stirn' in düst're Falten ziehn?

Und wer möchte dem Aufruf des letzten Verses nicht beipflichten:

O, wunderschön ist Gottes Erde
Und wert, darauf vergnügt zu sein;
D'rum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freu'n.

Er war nicht anspruchsvoll. Eine Hütte, ein Wald daran, eine Wiese mit einer Silberquelle und ein Weib in meiner Hütte ist alles, was ich auf diesem Erdenboden wünsche! Doch selbst diese bescheidenen Wünsche wurden nicht erfüllt — ein verschollenes Grab, aber unsterblicher Ruhm und Liebe seines Volkes sind sein Teil. Wir müssen zufrieden sein, daß es sein Loos war, vom Ruhme der Nachwelt reich beschüttet zu werden und bedenken:

Von des Lebens Gütern allen
Bleibt der Ruhm das Höchste doch,
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Die städtische Badeanstalt.

Der Nikolaikirche schräg gegenüber fesselt ein imposantes, monumentales Bauwerk, die städtische Badeanstalt, unsere Aufmerksamkeit. Vor derselben befindet sich auf einem schön angelegten, mit Blumen, Sträuchern und Rasen geschmückten Platze ein Gänseliesselbrunnen, die in Deutschland recht beliebt zu sein scheinen, da ich dieselben — natürlich immer in verschiedener künstlerischer Auffassung — wohl in ein Dutzend Städten gefunden habe.

Ohne den stattlichen Bau mit seiner schön gegliederten Sandsteinfront zu beschreiben, bemerken wir, wenn wir uns dem Haupteingange nähern, daß die Front des unteren Stockwerkes äußerst einladend mit Räumen ausgestattet ist, die ungefähr alles verheißen, was der männliche oder der weibliche Mensch vor oder nach einem Bade zum Genusse desselben braucht.

Solche echte Luxusbäder, wie die der alten Römer, giebt es wohl überhaupt nicht mehr, aber auch unsere gewöhnlichen hausbackenen Bäder sind nicht zu verachten. Der kleine Vers im Bremer öffentlichen Badehause:

Täglich in die Flut
Tut Leib und Seele gut

verdient gewiß Beachtung.

Digitized by Google

Als der Graf von Waldeck im Jahre 1548 auf dem Reichstage in Augsburg weilte, verleibte er seinem Tagebuche die Bemerkung ein, daß die Augsburger Frauen ihre ganz besondere Ueppigkeit dadurch zeigten, daß sie täglich baden. Und der Herr von Busswy, Oberstallmeister des Kaisers, meinte, die oberdeutschen Frauen müßten schmutziger sein, als die brabantischen und niederdeutschen, die nur einmal oder zweimal im Jahre baden.

In dem hannoverschen städtischen Badehause liegen rechts und links von der großen Vorhalle Läden für Herren- und Damentoilettengegenstände, Barbierstube, Friseuratelier, eine prächtig ausgestattete Bierhalle, eine große Restauration, Wartezimmer für Herren und Damen, ein Rauch- und Lesekabinett und Ruhezimmer.

Drei große Schwimmbassins: das Bassin erster Klasse für Männer hat eine Wasserfläche von 4500 Quadratfuß, zweiter Klasse 2700 und das Frauenbad 2300 Quadratfuß. Wenn man sein Handtuch mitbringt, so kann man für zweiundeinhalb Cents sich im Schwimmbad zweiter Klasse nach Herzenslust herumtummeln — erster Klasse kostet allerdings mehr. Kleine Zuber stehen bereit für solche Badegäste, bei denen es angezeigt erscheint, daß sie ihre unteren Extremitäten erst gehörig säubern, ehe sie in das Schwimmbassin tauchen — obgleich das Wasser in den Bassins durch die Flußwasserleitung, geklärt durch Schnellfilter, beständig erneuert wird. 42 Wannenbäder, zweckmäßig, ja elegant eingerichtet, der Fußboden mit weißen Fliesen belegt, und mit einer Korkfußdecke und Fußtuch belegt — mit Waschtisch, Spiegel, Kamm und Bürste, Badebürste, Kalt- und Warmwasserbrause ausgestattet — hell, luftig, rein zum Exzeß, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet.

Außerdem befinden sich im Gebäude russisch-römische Bäder, sowie Dampf- und Luftbäder.

Der Superintendent, Herr Ernst Grimm, machte mir die Mitteilung, daß in den verschiedenen Abteilungen über 40 Angestellte beschäftigt seien, die täglich von morgens 7 Uhr bis abends 8 Uhr arbeiten, zwei Stunden Mittagszeit haben und durchschnittlich 75 Cents pro Tag verdienen.

Von der Frequenz der Bäder kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß durchschnittlich 1000 Bäder täglich verabreicht werden.

Die Handtücher, Fußdecken und andere Gegenstände täglich zu waschen, erfordert ein ganz anständiges Personal. Die Waschräume sind ganz auf amerikanische Weise eingerichtet, mit Waschmaschinen, Trockenracks u. s. w.

Von der Galerie auf das Gewimmel im großen Bassin zu schauen, gefüllt mit den Badenden, die sich auf alle Weise im Spiele tummeln, die schlanken Gestalten der Knaben, die kräftigen, muskulösen Männer, welche

Digitized by Google

die klare Wasserfläche in allen Schwimmarten durchschneiden, bald Wassertreten, bald Purzelbaum schlagen und allerlei Mätzchen treiben, gewährt einen prächtigen Anblick.

Etwas ganz Neues war mir eine Vorrichtung für Hundebäder. Ein besonderer Wärter hat dieses Departement unter sich und er besorgt sein Amt, die großen und kleinen Köter zu baden, einzuseifen und abzutrocknen, fast mit der liebenden Sorgfalt einer Mutter. Die Badewannen sind von passender Größe und so aufgestellt, daß der Badewärter bequem seine vierfüßigen Badegäste manipulieren kann. Wenn fertig gebadet und getrocknet, so weit es geht, dann werden die Hunde in einem recht behaglichen Käfig in einen mäßig erwärmten Kühlraum gebracht und dort so lange gehalten, bis sie vollständig trocken sind. Damit die armen Lieblinge sich ja nicht erkälten! Wenn sie geschert werden sollen, so steht ihnen auch eine Schere zur Verfügung.

Gehört ein solches Vieh zur bissigen Sorte, so muß der Eigentümer zum Schutze des Wärters der Zeremonie beiwohnen, weil in manchen Fällen selbst ein Maulkorb nicht hinreichenden Schutz gewährt.

Ein paar Köter, die gerade im Trockenkäfig sich befanden, gaben durch vergnügtes Knurren ihrer Anerkennung über die durchgemachte Badeprozedur freundlichen Ausdruck.

Katzenbäder hat man wohl nicht für nötig angesehen, weil die Katzen sich so sauber lecken, daß man kein Fleckchen an ihnen sieht. Wenn das Hundebad recht fleißig angewendet wird, so wird das Epithet „dreckiger Hund!" wenigstens für Hannover bald zu den unverstandenen Ausdrücken gehören, weil es dort keine dreckigen Hunde mehr geben wird — wenigstens von der vierfüßigen Sorte.

Qualis Mutatio Rerum!

Wir kommen von langer Wanderung
Und woll'n die Hand uns drücken,
Die Haare grau — die Herzen jung,
Und schließen die Lücken — die Lücken.

Das war die überselige Zeit,
Wer kann das Glück ermessen?
Sind auch die Freunde noch so weit,
Ward keiner doch vergessen.

Als ich im Jahre 1887 einige Wochen in der Nachbarschaft von Hannover weilte, bereiteten mir alte Studiengenossen die freudige Ueberraschung auf einen schönen Samstagabend etwa zwanzig alte Kommilitonen begrüßen zu können. Sie waren — nach deutschen Begriffen — aus ziemlicher Entfernung — Hamburg — Magdeburg — Geestemünde u. s. w.

Digitized by Google

gekommen, um mit einem alten Bundesbruder ein paar der Erinnerung geweihte Stunden zu verleben.

Freilich waren in den 23 Jahren, seit 1864, manche Lücken in unseren Reihen entstanden, aber wir konnten zusammenrücken und doch wieder die Ellenbogen berühren; wir konnten noch singen:

Solange uns das Herz noch schlägt
Woll'n wir, die jungen Alten,
Solang' uns diese Erde trägt,
Getreu zusammen halten —

aber heute konnte ich die Arme ausstrecken soweit als möglich, keine alte Freundeshand war zu erfassen — vergebens nach beiden Seiten rücken, um die Lücken zu schließen, denn ich war allein noch übrig von all den kräftigen, jugendlich frischen Jünglingen, von denen ich vor 44 Jahren beim feierlichen Kommers so fröhlichen Abschied genommen. Alle tot — viele in Ruf und Würden gestorben, hoch geehrt und Zierden der Wissenschaft, — andere verdorben — verstorben.

Fröhlichen Abschied genommen — und obschon von vielen voraussichtlich ein Abschied für immer. Aber Otto Roquette hat recht, wenn er beim Durchblättern seines alten Kommersbuches bemerkt:

Ja, alle, fröhlich einst vereint,
Sind von einander gangen,
Es ward beim Abschied nicht geweint,
Wir sah'n uns an und — sangen,
Jedweder zog dann weit hinaus,
Daß er sein Glück versuche;
Das Wanderlied von ein und aus
Steht auch mit in dem Buche.

Die alten Burschen sind tot — sanft ruhe ihre Asche! — aber die jungen Burschenschafter leben noch ebenso frisch, kräftig und mutig, ebenso bereit jeden Makel ihrer studentischen Ehre mit dem Schläger abzuwaschen, ebenso wissenschaftlich, strebsam, ehrenhaft, freiheitlich und patriotisch wie ihre Vorgänger, nur möglicherweise nicht ganz so liberal und nicht ganz so trinkfest wie jene.

Mein Aufenthalt in Hannover fiel gerade in die großen Ferien des Polytechnikums, die von Anfang Juli bis Anfang Oktober währen, und es waren deshalb die Mitglieder der verschiedenen Burschenschaften zum Teil in den Ferien abwesend.

Aber die Anwesenden taten ihr Bestes den „alten Herrn" zu ehren und zu unterhalten.

Sie veranstalteten sogar eine Kneipe in regulärer Form, zu welcher allerdings außer meiner Frau und Tochter, welche Gelegenheit haben sollten einmal eine echte deutsche kommentmäßige Kneipe zu sehen, — auch

Digitized by Google

einige andere Damen eingeladen waren, und die an Gemütlichkeit unſeren alten Kneipen nicht nachſtand. Nur ſchien es mir, als würde weniger getrunken und mehr geredet als früher. Und ich habe es ſpäter beſtätigt gefunden, daß die heutigen Burſchenſchafter im allgemeinen mäßiger im Trinken, aber ganz hervorragend ſchneidige Schläger ſind und nicht nur in ihren Brotwiſſenſchaften, ſondern in politiſchen, ſozialen und wirtſchaftlichen Fragen außerordentlich ſtrebſam ſind. Was Deutſchland ſeinen Technikern verdankt, iſt zur Genüge bekannt, und ich glaube, daß gerade dieſe geiſtige Regſamkeit derſelben, die ſich nicht bloß auf die Fach-

Die Polytechniſche Schule in Hannover.

wiſſenſchaft beſchränkt, ſondern den prüfenden Blick auf andere Gebiete richtet und ſie nutzbar macht, viel zu den großartigen Erfolgen beigetragen hat.

Von dem „Schneid“ der heutigen Burſchenſchafter erhielt ich eine Demonſtration ad oculus am nächſten Morgen, als ich einer Menſur beizuwohnen Gelegenheit hatte. In einem großen, luſtigen Saale zu ebener Erde in einem Lokale in Hainholz, einer Vorſtadt von Hannover, verſammelten ſich gegen zehn Uhr morgens die Duellanten, Sekundanten, Paukdoktor, Unparteiiſche und ſtudentiſche Zuſchauer. Eine Gummidecke, etwa 12 Fuß im Quadrat, wurde auf den glatten Fußboden gelegt, um das Ausgleiten zu verhüten; Waſchbecken, Verbandzeug und was dazu

Digitized by Google

gehört, wurde ausgekramt, der Paukdoktor rollte seine Hemdsärmeln in die Höhe und band sich eine weiße Schürze vor, während die Sekundanten ihre Schutzbedeckung anlegten und die Paukanten armiert wurden wie zwei Panzerfregatten. Natürlich deckte dieser lederne, wattierte Panzer nicht den ganzen Körper, sondern nur solche Stellen, bei denen leicht lebensgefährliche Verwundungen vorkommen konnten: den Hals und Magen. Außerdem wurde der rechte Arm, von der Schulter bis zum Handgelenk, mit starken Bandagen geschützt, das Handgelenk außerdem durch einen Kettenhandschuh, damit er nicht durch einen verwundeten Arm kampfunfähig gemacht wird. — Brust und Kopf blieben frei und dem Schläger ausgesetzt. Man sagte mir, daß dies eine „Reinigungsmensur" sei, da der eine Paukant bei einer früheren Mensur „gekniffen" habe.

Beide Ausdrücke waren zu meiner Zeit nicht gebräuchlich und mir unbekannt, und mußte ich mir deshalb ihre Bedeutung erst erklären lassen.

Dem „Philister" sind die studentischen Duelle ein Greuel und eine Brutalität. Der Student hingegen besteht darauf, daß die Schlägermensur im studentischen Leben ihre doppelt berechtigte Aufgabe hat. Zuerst und vor allem ist sie das altherkömmliche und bis heute noch durch nichts Besseres ersetzte Mittel zur Austragung studentischer Streitigkeiten und sie trägt außerdem dazu bei, den Burschenschaften ungeeignete Elemente fern zu halten. Diese ungeeigneten Elemente sind die „klingenscheuen", hasenherzigen Burschen, denen der blitzende Stahl des blanken Schlägers die blasse Furcht in die Wangen treibt. Die Gewißheit, daß sie in der Burschenschaft unbedingt vor die Klinge müssen, läßt derartige Elemente ganz von selbst der Verbindung fern bleiben.

Die sog. Formalkontrahagen—von Malicemensuren ganz abgesehen— waren wohl nicht hinreichend, jedem Bundesbruder Gelegenheit zu geben, hinreichend oft den Schläger vor seinen Augen blinken zu sehen, und man nahm zu der heute noch üblichen Bestimmungsmensur seine Zuflucht, d. h. die Gegner wurden von den betreffenden Beamten der zu einander im Paukverhältnisse stehenden Verbindungen einfach ausgewählt und bestimmt einander gegenüber zu treten.

In den letzten Jahrzehnten hat sich nun die Fechtweise modernisiert und zwar auf eine recht strenge Manier. Früher war die Glaceauslage beim Schläger erlaubt, man durfte sich zwar nicht von der Stelle bewegen und mußte die Füße am Platze lassen, aber der Oberkörper durfte bewegt werden, um einem Hiebe auszuweichen; Abwarten des Hiebes und geschicktes vorsichtiges Parieren waren erlaubt, so daß eine Mensur ein wirklich kunstgemäßes Fechten und Beweis der Geschicklichkeit war.

Das ist nun alles verboten. Abwarten, Ausweichen, geschickt Parieren giebt's nicht mehr, jetzt wird ein ununterbrochenes Losschlagen beider Gegner verlangt und wenn der eine Paukant eine Pause macht, eine ab-

Digitized by Google

wartende Stellung einnimmt oder den Körper bewegt, um einem Hiebe auszuweichen, dann hat er *gekniffen*, die Mensur ist zu Ende und er muß später auf die *Reinigungsmensur* und zeigen, daß er fechten kann ohne zu *kneifen*. So, da hatte ich die nötige Erklärung, und wußte nun auch, warum jetzt so viele narbenzerfetzte Gesichter — viel zahlreicher als in früheren Jahren, in den Straßen und Lokalen zu sehen waren, denn unter diesen Regeln sind die Mensuren bedeutend blutiger als vordem geworden. Nun, dieses Mal wurde nicht „gekniffen". Der Paukant, ein prächtiger junger Mann, nahezu sechs Fuß groß, stand, wie

Auf der Mensur.

eine deutsche Eiche, unbewegt bei den hageldicht fallenden Hieben des Gegners, die von ihm mit bestem Willen erwidert wurden. Beim fünften Gange erhielt er einen „Blutigen" an der linken Seite des Kopfes, einen Zoll über dem Ohre, etwa zwei Zoll lang, der ihn nach dem Urteil des Paukarztes jedoch nicht kampfunfähig machte, und die Mensur nahm ihren Fortgang unter dem erhöhten Interesse der Zuschauer, die sich lobend über sein tadelloses Benehmen aussließen. Das Blut, welches aus der Wunde in ganz gehörigem Quantum über Wange und Brust floß, bildete ordentlich eine kleine Pfütze um den standhaften Kämpfer, der seinem Gegner soweit nur eine kleine Wunde beigebracht hatte. Beim achten Gange machte eine kraftvolle Terz dem blutigen Spiel ein Ende, drei Zoll lang

Digitized by Google

klaffte die Kopfhaut auseinander und legte den Schädelknochen bloß. Der Doktor erklärte es als eine „Abfuhr“; der junge Mann hatte mit keiner Wimper gezuckt, er hatte nicht „gekniffen“ und war nun „gereinigt“ und da er ein netter Kerl war, ſo freuten ſich alle Anweſenden, daß ſeine Ehre, ſein Mut, ſein ganzer ſtudentiſcher Habitus nun wieder ſo rein und weiß war wie friſch gefallener Schnee. Recht ſchade ſchien es mir, daß er ſich mit dieſem Schmiſſe nicht dicke tun kann; wenn der Hieb in mäßiger Länge ins Geſicht gekommen wäre, ſo hätte er an dieſem „Renommierſchmiſſe“ noch ſpäter im Leben ſeine Freude haben und ſtolz darauf ſein können, aber über ſeine Schmiſſe wachſen in ein paar Monaten die Haare, und wenn er wirklich in ſeinem Geſichte bezeugt und beſiegelt haben will, daß er ohne Zucken dem blitzenden Rapiere Stand gehalten hat, ſo muß er erſt noch ein oder mehrere Male auf die Menſur gehen, bis ihm die Klinge des Gegners zum guten Glück einen Renommierſchmiß ins Geſicht zeichnet.

Ich bemerkte ſchon, daß die hannoverſchen Burſchenſchaften nicht mehr ſo liberal ſind wie ſie es vor 44 Jahren waren. Wir waren nämlich keine Antiſemiten, hatten uns unter der Heidelberger Verfaſſung organiſiert, die in dem nicht chriſtlichen Bekenntniſſe kein Hindernis für die Aufnahme fand, und hatten in unſerer Burſchenſchaft ein paar Juden, die in jeder Hinſicht — auf der Menſur, auf der Kneipe und im Lehrſaale, in vaterländiſcher Geſinnung und Kameradſchaftlichkeit vorzüglich waren. Der eine ſtarb an Wunden, die er in dem deutſch-franzöſiſchen Kriege erhalten — der andere ſtarb als hochangeſehener Architekt.

„Unſer Nachwuchs hat auch die Deviſe: Ehre, Freiheit, Vaterland. Das meint das deutſche Vaterland, und nur ein deutſcher Stammesgenoſſe kennt ein deutſches Vaterland. Der Jude iſt kein ſolcher Deutſcher — er iſt ein Semit; er hat kein Vaterland — wo es ihm gut geht, da iſt ſein Vaterland — er iſt nicht bodenſtändig in Deutſchland, er iſt ein Wandervogel, der von einem Ort zum anderen zieht,“ und was dergleichen Quatſch mehr iſt. Daß die Juden für Deutſchland ihr Blut verſpritzt haben, daß ſie im Wüten der Schlacht, beim Donner der Geſchütze und im Kugelregen wie beim leichteren Waffenſpiel auf der Menſur ſo tapfer wie die anderen Deutſchen geſtanden haben, verſchlägt nichts — es heißt einfach: „Der Jude wird verbrannt.“ Auf meine beſcheidene Frage, wie es käme, daß trotzdem bei allen größeren Unternehmungen, kommerziell, finanziell oder induſtriell, nicht nur Juden herangezogen, ſondern gewöhnlich an die Spitze geſtellt würden — war die Antwort: „Na ja! gerade deshalb.“ Es weht ein friſcher Wind im alten Deutſchen Reich, aber es wird doch wohl noch eine ſchöne lange Zeit in Anſpruch nehmen, bis die Spinnenweben aus allen Ecken geputzt ſind. Exiſtierte doch in Hannover im Jahre 1908 noch ein Magiſtratskomitee für: Markt, Markthallen und Judenſachen.

Digitized by Google

Der Schlachthof.

Von dem blutigen Schlachtfelde in Hainholz nach einem Platze zu wandern, wo täglich unschuldiges Blut in Strömen fließt, nämlich nach dem Centralschlacht- und Viehhof, war nicht unnatürlich, nachdem ich einmal Blut gesehen hatte.

Die Stadt Hannover hat so ziemlich dieselbe Einwohnerzahl wie Cincinnati und es war mir deshalb besonders interessant, Vergleiche anzustellen zwischen den Einnahmen und Ausgaben, den Kosten und Leistungen der verschiedenen Zweige der städtischen Verwaltung. Aber auch in Fällen, wo keine Vergleiche möglich sind, weil wir manche der dort bestehenden Einrichtungen nicht haben, war ein Besuch sehr lehrreich und die munizipalen Schlachthöfe in Deutschland verdienen sicherlich große Beachtung. Das Unternehmen wurde hier von der freien Fleischerinnung gegründet, welche auch bis zum 1. April 1905 die Verwaltung in den Händen hatte. Seit jener Zeit untersteht die Anlage der städtischen Verwaltung und umfaßt außer den Gebäulichkeiten für Schlächterei und die Verwertung der Abfälle, eine Talgschmelzerei, Viehhof, Schlachtviehmarkt, Kraftfutterfabrik, Gastwirtschaft, Restauration ꝛc. Unter dem in Hannover eingeführten Schlachthauszwang darf das Schlachten von Vieh aller Art, sowie die mit dem Schlachten in unmittelbarer Verbindung stehenden Kutteleigeschäfte, nur im Schlachthause vorgenommen werden.

Alles Vieh wird vor dem Schlachten sowohl als nach dem Schlachten auf seinen Gesundheitszustand untersucht, und nach den Trichinen ist man bei den zahmen und bei den Wildschweinen auf der mikroskopischen Suche. Im vorigen Jahre wurden hier in runden Zahlen geschlachtet: 12,200 Ochsen und Bullen, 3400 Kühe und Rinder, 72,400 Schweine, 14,300 Kälber, 25,500 Schafe und 1700 Pferde. Es scheint also, daß die Angst, mit Pferdefleisch gefüttert zu werden, eine übertriebene und ungerechtfertigte ist, weil nicht genug Pferde geschlachtet werden, um den von der Angst eingeflüsterten Bedarf zu decken.

Das Grundstück umfaßt 27 Acker, wofür $35,000 bezahlt wurden, und die Errichtung der Gebäude kostete mehr als $600,000.

Der jährliche Betrieb erfordert für das Betriebspersonal, welches aus Tierärzten, Fleischbeschauern, Hilfsfleischbeschauern und Beschauerinnen, Heizer und Maschinenwärter, Schmied und Schlosser, Arbeitern und Viehwärtern und den nötigen Beamten sich zusammensetzt, die nette Summe von $80,000 und dabei sind die Löhne durchaus mäßig. So erzählte mir der Schlachtermeister Westphal, daß er für das Betäuben und Absticheln eines Schweines 1¼ Cents und für das Abbrühen 2½ Cents bekommt. Wenn er es allein besorgen könnte, so hätte er immerhin bei einer Zahl von 74,000 geschlachteten Schweinen ein ganz erträgliches Einkommen, aber

Digitized by Google

zwei Drittel davon gehen an seine Helfer. Aus den großen, natürlich peinlich sauberen Schlachtehallen — selbst in der Schweineschlachtehalle könnte eine Dame mit weißen Schuhen spazieren, ohne sie zu beschmutzen — wird das Fleisch in das Kühlhaus gebracht, in dem die Schlächtermeister ihre Kühlzellen mieten. Diese Zellen, 227 an der Zahl und von verschiedener Grundfläche, von 60 bis 100 Quadratfuß groß, haben eine Temperatur, die dem Gefrierpunkte nahe ist und hier muß der Körper so lange bleiben, bis er, vollständig abgekühlt, als genußfähig erklärt wird. Die Gesamtausgaben für Schlachthof und Viehhof betrugen im letzten Jahre $200,000, und darin war eine Prämie von $10 eingeschlossen, für den glücklichen Entdecker von Trichinen in drei Schweinen. Unter 80,000 Schweinen nur drei trichinöse! — Die Untersuchungen kosten viel Geld; es wird auch vom Spießbürger genug darüber räsoniert, aber wenn es ihm einmal passierte, daß er Schweinefleisch mit Trichinen, statt mit Sauerkraut verzehrte, so würde ihm das auch nicht passen.

Die Anlage wurde recht weit außerhalb der Stadt, nahe der Eilenriede am Misburgerdamm, gebaut, das heißt, so glaubte man; aber das riesige Wachstum Hannovers hat es fertig gebracht, daß sie dem Schlachthofe dicht auf die Ferse gerückt ist. Man denkt schon daran, ihn hinter die Eilenriede zu verlegen und es würde auch wohl bald geschehen, wenn nicht die Tierärztliche Hochschule der nächste Nachbar wäre. Professor Lamprecht sagte irgendwo in seinem Buche: „Americana", daß bei uns der einzige Maßstab sei, der auch jederzeit angelegt wird und eindringlich hervorgehoben, daß dieses oder jenes Ding so und so viel gekostet habe.

Ich habe gefunden, daß dieser Maßstab auch in Deutschland recht schön gewürdigt wird, und daß man jederzeit damit bekannt gemacht wird: diese Kirche hat so viel gekostet, diese Brücke wurde mit einem Kostenaufwande von so und so viel erbaut, die Kosten dieses Museums beliefen sich auf so viel u. s. w., u. s. w. und deswegen war ich auch nicht überrascht, daß die Tierärztliche Hochschule $500,000 zu bauen gekostet habe.

Nach allgemeinem Urteile ist dieses die besteingerichtete tierärztliche Lehranstalt der ganzen Welt. Darüber kann ich natürlich nicht urteilen, aber der Eindruck ist sicherlich, daß es kaum möglich ist, die wissenschaftliche, technische und bauliche Ausstattung dieser Hochschule zu übertreffen. Ueber zehn Acker Raum einnehmend, von vier Straßen begrenzt, durch ein imposantes Eisengitter abgeschlossen, erblickt man in der Front das geräumige Hauptgebäude, dem sich, auf das Terrain verteilt, 18 Einzelgebäude anschließen, in denen sich die verschiedenen Institute — zoologische, anatomische, physiologische, pathologische und chemische anschließen.

Versuchsställe, Macerationshaus, Spitäler für größere und kleinere Haustiere, Beschlagsschmiede und dazwischen, von hübschen Anlagen umgeben, ein Froschteich mit seinen Bewohnern für anatomische Versuche.

Digitized by Google

Jedenfalls steht diese Anstalt in ihrer stattlichen Ausdehnung und Einrichtung der berühmten polytechnischen Schule, die 1875 nach dem Welfenschlosse verlegt wurde, nicht nach. Wenn man die großartigen öffentlichen Bauten und Anlagen, die kostspieligen Straßendurchbrüche und Kanalisation, die Museen und Schulen betrachtet, so kann man sich der Ansicht nicht verschließen, daß sich die Zeiten seit dem Bau des Wahrzeichens der Stadt Hannover, der ehrwürdigen Marktkirche, finanziell hier sehr gebessert haben. Der Turm der Marktkirche, über 300 Fuß hoch, steigt zu einer Höhe von 230 Fuß geradlinig auf einer Grundfläche von 50 Fuß im Quadrat empor und schließt hier mit vier Giebelfeldern ab. Eine mächtige Spitze sollte ihm nun einen grandiosen Abschluß geben, statt dessen wurde ihm ein kleiner, zierlicher, kupfergedeckter Dachreiter aufgesetzt, weil es am nervus rerum fehlte, denn eine alte Chronik meldet: „Die Baulenth seynd müde und im Säckel krank worden."

Jetzt scheinen sie in Hannover „heidenmäßig viel Geld" zu haben und für Schönes und Nützliches mit vollen Händen auszugeben. Sie haben aber für das aufgewendete Geld auch was zu zeigen!

Digitized by Google

Das neue Deutsche Reich und die alten Welfen.

Kaiser Wilhelm in Plattdeutschland.

Wenn man ohne ein bestimmtes Reiseziel nur seinen Launen folgt, die bald durch diesen oder jenen Einfall, durch eine oder die andere Anregung beeinflußt werden, so kann leicht auf kleinem Terrain eine Fahrkarte entstehen, die der des Kandidaten Jobses in Verworrenheit der Linien in nichts nachsteht.

Meine Absicht, zur Zeit der Kaiserparade in Hannover zu sein, und in der Zwischenzeit doch nicht auf der Reisebärenhaut zu liegen, brachte es mit sich, daß ich vor dem 27. August den ganzen Harz abstreifte, die interessantesten altertümlichen Städte Norddeutschlands, Hannover, Braunschweig, Hildesheim, Celle, Goslar, Quedlinburg, besuchte, und an den Orten, an welchen die Dichter Hoffmann von Fallersleben, Bodenstedt, Spitta, Friedrich von Spee, Lessing, Leisewitz, Grabbe, Klopstock, die beiden Stollbergs, Gerstäcker geboren waren, gewirkt hatten oder begraben lagen, wiederum ihre Werke vor dem geistigen Auge vorüberziehen ließ.

Wenn diese Plaudereien zum großen Teil recht persönlicher Natur werden, so bitte ich, daran zu denken, daß dieses meistens Auffrischungen und Erinnerungen von alten Eindrücken und Reisen sind, die in der Jugendzeit gemacht, nun in Anknüpfungen an die Gegenwart wieder aufleben.

Was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen — so sagte einer, dem man es gewiß glauben darf, und deshalb habe ich mir von den neuen Eindrücken und Beobachtungen schwarz auf weiß Notizen gemacht, die sich bei gelegentlicher Muße an früher Gesehenes und Erlebtes anknüpfen lassen.

Natürlich, der Kaiser Wilhelm II. ist keine alte Erinnerung; dazu wäre er wohl noch zu jung, obgleich ich sagen muß, daß er im Vergleich mit den jugendlichen Bildern, die man gewöhnlich von ihm sieht, recht deutlich zeigt, daß die 24 Jahre seiner Regierung voll Arbeit, Mühe und Sorge ihm einen Stempel aufgedrückt und Furchen gegraben haben, welche seine wunderbaren Erfolge nicht zu glätten vermögen.

Die Parade, so brillant dieselbe auch ausfiel, trotz des trüben Wetters, welches jeden Augenblick mit Regen drohte, hatte weniger Anziehung für mich als die Beobachtung der hunderttausend Zuschauer. Zeigten sie

Digitized by Google

Enthusiasmus für den Kaiser und Zufriedenheit mit den jetzigen Zuständen? — Waren sie jetzt gut preußisch gesinnt, zufrieden mit den Fleischtöpfen der Gegenwart, oder wünschten sie die alte welfische Jammerzeit immer noch zurück? — Freuten sie sich über den gewaltigen kommerziellen Aufschwung unter Kaiser Wilhelm, mit dem Netz von Kanälen, Verbesserungen von Flüssen und Strömen, Hafenbauten wie Emden — oder hielten sie immer noch die projektierte Torfkanalanlage in Ostfriesland, die Kommerzienrat Jüngst aus Lingen (der uns durch seine langjährige journalistische Tätigkeit in Cincinnati bekannt ist) unter der Protektion des Königs Georg V. angefangen hatte, als das großartigste Unternehmen des 19. Jahrhunderts?

Hatte Hannover noch tief im Herzen die Gesinnung, die für einen Teil der Einwohner Braunschweigs dem neuen Regenten bei seinem Einzuge als „Welfenstadt am Okerstrande" als Willkommensgruß entgegengerufen wurde:

Du willst uraltes Erbe hier verwalten,
Das Heinrich hinterließ — der starke Leu —
An dessen Stamm wir unverbrüchlich halten!

Hofften und wünschten die Hannoveraner, daß der Enkel des blinden Königs wieder den Thron des Königreichs Hannover aufrichten, oder zum wenigsten in Braunschweig als Herzog walten würde — der Enkel Heinrichs des Löwen, wie ein anderer „Willkommensdichter" schön aber unwahr dem Regenten zu verstehen gab, als er ihn mit den Worten begrüßte:

Kernhaft und mannhaft, treu dem angestammten Herrn,
Das ist Braunschweiger Art, für die wir streiten.
Noch ist des Löwenherzogs Enkel fern,
Jedoch Brunnonia schaut den Hoffnungsstern
Und läßt in deutschem Mute froh sich leiten.
Du willst des Welfenthrones Hüter sein,
Bis Heinrichs Enkel zieht in Braunschweig ein.

Die Stadt Braunschweig ist schon recht alt, mit anderen Worten, Brunnonia ist schon ein mehr als tausend Jahre altes Weib und sollte mehr Verstand haben. Aber man sieht hier wieder: Alter schützt vor Torheit nicht.

Hannover ist jünger und Hannover ist gescheiter, denn wenn alle Anzeichen nicht trügen, wenn die allgemeinen Aeußerungen der Zufriedenheit, die freudigen Gesichter, der ungeheuchelte Enthusiasmus beim Erscheinen des Kaisers, das aufrichtige „Hurra! Hurra! Hurra!", das leuchtende Auge, wenn ein Nachbar dem anderen zuruft: „Siehst's, er kommt!" so ist Hannover von der Welfensucht vollständig kuriert.

Die Entwicklung Hannovers ist eine so großartige, daß sie leicht den Verlust von ein paar Dutzend oder Hundert von goldbetreßten Hofbeamten verschmerzen kann — es sind noch immer genug Räte und Ge-

Digitized by Google

heimräte von allen Sorten da — aber Braunschweig ist neidisch; sie hatten eben nach 1866 ihren Angestammten behalten und keine Gelegenheit, sich in die neue Ordnung der Dinge zu schicken. Nachdem nun durch den Tod des Herzogs Wilhelm, 1889, seine Stelle vakant wurde, möchten sie dieselbe gern wieder permanent besetzen, möchten gern wieder ihren eigenen, kleinen, wirklichen Herzog von Braunschweig haben, wie die anderen wirklichen Herzogtümer auch, und nicht bloß so eine Art preußischen Anhängsel am deutschen Reiche, weder Fisch noch Fleisch, nicht gehauen und nicht gestochen sein.

Daher kommt die zuweilen öffentliche, meistens aber geheime Welfenanhänglichkeit der Stadt Braunschweig, die über die Grenzen der Stadt nicht hinausgeht, und deshalb von keinerlei politischen Bedeutung ist.

Das frühere Königreich Hannover ist so vollständig preußisch-deutsch, wie die altpreußischen Provinzen, und die Krittler, die ab und zu ihre Stimmen in Bierlokalen oder Vereinsversammlungen vorsichtig laut werden lassen, meinen es wirklich nicht böse; wenn Deutschland in Gefahr wäre, so würden sie die Ersten sein, die zur Waffe griffen, um den Feind abzuwehren.

Es giebt ja auch Amerikaner, ja sogar gute Republikaner, die an dem Präsidenten und seinen Methoden allerlei auszusetzen haben, wie könnte man also erwarten, daß alle Deutschen — wenn zugestandenermaßen zwei Deutsche gewöhnlich drei Meinungen haben — mit allen Ideen und Reden und Maßregeln des Kaisers übereinstimmen sollten.

Die Stimmung in Hannover ist vollkommen kaiserfreundlich, und das Bedauern wegen des Unfalles der Kaiserin und ihrer Verhinderung an den Festlichkeiten teilzunehmen, tief und aufrichtig.

Die Dekorationen aller Straßen, durch welche der Kaiser möglicherweise seinen Weg nehmen konnte, waren einfach großartig, und die Begrüßungsrede des Stadtdirektors Tram und die Antwort des Kaisers wurden warm und herzlich aufgenommen und fanden einen freudigen Widerhall im ganzen Hannoverlande.

Am nächsten Tage fuhr der Kaiser nach Tecklenburg, um den 200-jährigen Jahrestag der Vereinigung der Grafschaft mit dem Königreich Preußen festlich zu begehen.

Was mir bei diesen Gelegenheiten besonders gefällt, ist, daß dem Kaiser immer ein Festpokal gereicht wird, woraus er einen tüchtigen Ehrentrunk zu tun hat, und wirklich tut, woraus sich schließen läßt, daß der darin enthaltene Stoff vorzüglich ist, und dann gefällt mir, daß er erst nach dem Festtrunke die Rede hält. Das läßt auf eine ganz besonders gute geistige Befähigung schließen, denn im allgemeinen fangen die Festredner erst an zu trinken, wenn sie mit der Festrede fertig sind — ja, mein alter Freund Richter Spiegel ißt nicht einmal zu Mittag, wenn er abends eine Rede halten soll.

Digitized by Google

In Bielefeld wurde wieder Station gemacht zur Enthüllung eines Denkmals des alten Heldenkaisers Wilhelm des Großen. Der Kaiser langte etwas später an als ich, das muß man ihm verzeihen, denn ein Kaiser ist nicht sein eigener Herr, sondern der muß genau tun, was sein Herr Hofmarschall oder Reisemarschall ihm vorschreiben, und unsereins kann tun, was ihm beliebt.

Hier in Bielefeld zeigte Wilhelm so recht seine innerste loyale Natur. Hier wohnt sein alter ehemaliger Lehrer Dr. Hinzpeter, unter dessen Obhut der Kaiser als Schüler das Gymnasium in Kassel besuchte, und der trotz allen lockenden Vorschlägen, als echter treuer Westfale, seiner Heimat treu geblieben war.

Daß sein alter Lehrer hier wohne, machte dem Kaiser den Ort, wie er sagte, ganz besonders teuer, und er gab diesem Gefühle äußerst liebenswürdigen Ausdruck dadurch, daß er mit dem Kronprinzen und den Prinzen Eitel Friedrich und Oskar ganz en famille mit Dr. Hinzpeter, seiner Tochter und ihrem Manne, in Hinzpeters Hause das Frühstück einnahm.

In allen seinen Reden betonte der Kaiser seine Freude über den Aufschwung, welchen die deutschen Städte während seiner Regierungszeit in ihrer Entwicklung genommen hatten, und drückte den aufrichtigen Wunsch aus, daß es ihm auch ferner gelingen werde, den Frieden zu erhalten, wie es ihm bislang gelungen sei.

Von Bielefeld begab sich der Kaiser nach der echt katholischen Stadt Münster, wo ihm ein Empfang bereitet wurde, wie er wohl stürmischer und herzlicher nicht hätte sein können. Die städtischen Behörden, die reizenden Ehrenjungfrauen, die Studentenschaft und die Schüler der höheren und der Volksschulen, die dicht gedrängten jubelnden Massen der Bürger, die Ehrenpforten, Guirlanden, flatternden Fahnen und Blumen machten ein tout ensemble, wie es schöner nicht gedacht werden könnte.

Der Oberbürgermeister kam wieder mit einem Ehrenpokal zum Vorschein und erzählte dem Kaiser, daß Münster nie vorher einen so unvergleichlichen Aufschwung auf allen Gebieten gesehen habe, wie seit der Zeit der Friedensregierung des Kaisers, wie auch wahr, der durch den Bau des Kanals der alten Hansastadt den Weg zur See neu erschlossen habe, und der als Neubegründer und Schöpfer der Universität ganz besonders der intellektuellen Entwicklung die Wege geebnet habe, wie nicht minder wahr.

Die alte katholische Universität war bis vor kurzem zu einem theologischen Seminar herabgesunken, ein Statut des Kaisers schaffte Wandel; der theologischen Fakultät wurden die philosophische und juristische Fakultät hinzugefügt und in sechs Jahren stieg die Zahl der Studenten von 400 auf 1640; Lehrkörper, Lehrräume ꝛc. schlossen sich dieser Erweiterung proportional an. Diese glänzende Entwicklung veranlaßte den Senat der Universität, Stadtvertreter und Provinzialverband, den Kaiser zu er-

Digitized by Google

suchen, dem Institute seinen Namen geben zu dürfen, und so heißt denn von der Zeit an die Universität in Münster: „Die Westfälische Wilhelms-Universität."

Gelegentlich dieses Besuchs hielt der Kaiser eine Rede. Das ist nichts Seltenes, und durchschnittlich sind seine Reden gut. Ich habe sie immer mit großem Interesse gelesen, und ob er Bruder Heinrich sagt, daß er die Interessen der Deutschen in fremden Ländern, wenn nötig, mit gewappneter Faust schützen soll, oder ob er Schiffsjungen auf ihre Bedeutung für Deutschlands Schutz und Wehre belehrt, oder bei einer Fahnenverleihung dem ganzen Deutschland klar macht, daß seine einzige Bürgschaft für friedliche Entwicklung darin besteht, daß die Deutschen ein „Volk in Waffen" sein und bleiben müssen, was es auch sein mag, es ist immer ein Genuß seine Aeußerungen zu lesen.

Aber ich habe nie etwas von ihm gelesen, welches an Hoheit und edler Gesinnung der Rede gleichkommt, welche er im Museum zu Münster bei dieser Gelegenheit hielt, und auch nie eine Rede gehört, die einen so gewaltigen, tief zu Herzen gehenden Eindruck machte. Es war, als ob der Kaiser sein Herz bloßlegte, als ob der Mann den Männern zeigte, was ihm im Herzen lebte, was er wollte und erstrebte, wie er mißverstanden wurde, wie man ihm wehe tat und wie er sich bemühte, nicht dadurch erbittert zu werden.

Die Provinz Westfalen, so bemerkte er, biete ein schönes Bild dafür, daß es wohl möglich sei, historische, konfessionelle und wirtschaftliche Gegensätze in versöhnlicher Weise zu einen in der Liebe und Treue zum gemeinsamen Vaterland.

Die verschiedenen Landesteile der Provinz Westfalen, von denen viele schon lange, andere erst kürzere Zeit zu Preußen gehören, wetteifern in gemeinschaftlicher Entwicklung, und er mache keinen Unterschied zwischen Untertanen der verschiedenen Konfessionen, alle Landeskinder stehen seinem Herzen gleich nahe.

Das Bild versöhnlicher Einheit, welches die Provinz Westfalen zeigt, möchte er gern auf das gesamte Vaterland übertragen sehen. Dann fährt er fort:

„Ich habe in meiner langen Regierungszeit — es ist jetzt das zwanzigste Jahr, daß ich meine Regierung angetreten habe — mit vielen Menschen zu tun gehabt, habe vieles von ihnen erdulden müssen, oft unbewußt und oft auch bewußt haben sie mir bitter wehe getan. Und wenn mich in solchen Momenten der Zorn übermannen wollte und der Gedanke an Vergeltung aufstieg, dann habe ich mich gefragt, was wohl das Geeignetste sei, den Zorn zu mildern und die Milde zu stärken.

„Das Einzige, was ich gefunden habe, bestand darin, daß ich mir sagte: *Alle sind Menschen wie Du, und obgleich sie*

Digitized by Google

Dir wehe tun, sie sind die Träger einer Seele, aus den lichten Höhen von oben stammend, zu denen wir alle einst zurückkehren wollen.

„Wer so denkt, wird auch immer eine milde Beurteilung für seine Mitmenschen haben. Wäre es möglich, daß im deutschen Volke dieser Gedanke Boden gewänne für die gegenseitige Beurteilung, so wäre damit die erste Vorbedingung geschaffen für eine vollständige Einheit.

„Zur Mitarbeit an solchem Werke möchte ich heute insbesondere die westfälischen Männer auffordern, denn sie haben es verstanden, das schöne Bild versöhnter Gegensätze in ihrer Provinz zu geben.

„In diesem Sinne sollen alte und neue Landesteile, Bürger, Bauer und Arbeiter sich zusammentun, und einheitlich in gleicher Liebe und Treue zum Vaterlande zusammenhalten, dann wird unser deutsches Volk der Granitblock sein, an dem unser Herrgott seine Kulturwerke an der Welt weiter aufbauen und vollenden kann, dann wird auch das Dichterwort sich erfüllen, das da sagt: An deutschem Wesen wird einmal noch die Welt genesen.

„Wer bereit ist, hierzu mir die Hand zu bieten, dem werde ich dankbar sein und ich werde ihn freudig als Mitarbeiter annehmen, er sei wer oder wes Standes er will."

Nun, liebe Freunde, keine Glossen! Denn wenn man die ätzende Lauge der Kritik über irgend eine Rede ausgießen will, so kann man am Ende an allem mäkeln. Aber versetzen Sie sich in die Lage der Zuhörer, gute, reichstreue Westfalen aus allen Ständen, in streng katholischem Landesteile, der Redner, der Kaiser, ein Protestant und Altpreuße, der zum ersten Male Auge in Auge die Westfalen auf ihrer eigenen roten Erde begrüßt, ihnen hohes Lob spendet, sie in sein Vertrauen einschließt, ihnen sein Herz eröffnet und um sie als Mitarbeiter wirbt, und wenn Sie dann nicht glauben, daß die Worte den rechten Fleck getroffen haben und ihre gute Wirkung nicht verfehlen werden, na! da kennen Sie aber Schliemann schlecht!

Pastor Stöcker in Berlin hat die Rede nicht gefallen, und das wäre schon ein vorzüglicher Grund, weswegen sie vernünftigen Leuten gefallen sollte. Was der Kaiser in Westfalen beobachtet hat, daraus können wir auch unsere Nutzanwendungen ziehen. Auch unsere Staaten sind kürzere oder längere Zeit Mitglieder unseres Staatenbundes, auch hier bestehen wirtschaftliche, historische und konfessionelle Gegensätze, die in versöhnlicher Weise ausgeglichen werden müssen, und in Liebe und Treue zu unserem Adoptivvaterlande auch sicher ausgeglichen werden — nur nicht zornig werden, nicht müde werden in der Arbeit am guten Werke, sondern, wie der Kaiser, fortfahren, Mitarbeiter zu werben durch Lehre und Beispiel und auch wir werden unser Ziel erreichen.

Digitized by Google

Auf der Reise nach Osnabrück.

Fuldas „Dummkopf".

Wenn in Fuldas „Dummkopf" unsere schöne Landsmännin Doris Wiegand den Herrn Justus Haberlin ersucht, sich von ihr heiraten zu lassen, ruft er in staunender Verwunderung: „Mich wollen Sie heiraten? Mich Null? mich Nichts? Aber wieso denn mich? Wieso unter allen gerade mich?" Und die Antwort des kopfschüttelnden Publikums ist lediglich: Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten!

So möchte wohl mancher denken, wenn ich gestehe, daß die altehrwürdige, schöne Stadt Osnabrück immer einen der ersten Plätze in meinem Herzen eingenommen hat, und sich durch meinen Besuch auf dieser Reise noch mehr darin befestigt hat. Ich habe auch gute Gründe dafür, den allerersten Grund dazu legte meine Bewunderung für den Osnabrücker Justus Möser, körperlich und geistig ein Riese. Seine gewaltige, imponierende Gestalt und seine außerordentliche Größe erregte bei einem Besuche in London sogar die Bewunderung der Obst- und Gemüsefrauen auf Coventgarden. — Goethe nannte ihn den deutschen Franklin und J. von Müller sagt von ihm: „Man kann es nicht genug sagen: Mensch, existiere für Deine Zeit an Deinem Orte; sei was Du sollst, dann verdienst Du die Bewunderung und Liebe aller Zeiten. Unter allen deutschen Schriftstellern hatten wenige diesen Sinn so vollkommen, wie Möser. Er geht immer aufs Tun, und nicht Anno 2440 auf einer Insel in der Südsee, sondern zu Osnabrück in Westfalen, Anno 1770, oder wann er schrieb."

Seine allerdings unvollendete Osnabrückische Geschichte war „die erste wirkliche deutsche Geschichte der ältesten Zeiten" und gab durch das zu Grunde gelegte quellenmäßige Studium ein Beispiel, das Nachahmung finden mußte und fand. Von seinem braven, edlen, liebenswürdigen Charakter könnte man stundenlang erzählen. — In Sitte und Lebensweise sehr einfach, war er doch den Freuden des Lebens im Kreise von Freunden zugänglich, und besonders gefällt es mir an ihm, in dieser verrückten antialkoholischen Zeit, wo selbst Fulda den Justus und die Doris vom Doktor Thilenius zur Verlobungsfeier bei einem Glase alkoholfreien Sekt einladet, daß er in Krankheitsanfällen nie Medizin nahm, sondern sich durch Tokaier und Rheinwein, kalte Bäder und Ruhe half.

Ein zweiter Grund lag in meiner Hochachtung für den langjährigen Bürgermeister Osnabrücks, Johann Stüve, der als gesinnungstreuer,

Digitized by Google

liberaler Mann während der Jahre 1848—1850 in seiner Stellung als hannoverscher Minister des Innern dem Hannoverlande wichtige Dienste geleistet hatte. Er starb 1872 und an seinem Denkmale steht die wohlverdiente Inschrift:

Frei gesinnt, sich selbst beschränkend,
Immerfort das Nächste denkend,
Nicht vom Weg, dem graden, weichend,
Und zuletzt das Ziel erreichend.

In der Ideenverbindung mit Stüve taucht mir sein alter Freund Detmold auf, der durch seinen energischen Kampf gegen die willkürlichen Maßregeln des Königs Ernst August, welche derselbe 1837, gleich nach der Besteigung des hannoverschen Thrones, ergriff, äußerst populär geworden war. Er wurde zum Deputierten erwählt und sein bissiges Verhalten, seine scharfen Ausdrücke wurden als Majestätsbeleidigung angesehen — er wurde einer hochnotpeinlichen Untersuchung ausgesetzt und zu hoher Geldstrafe verurteilt.

Das verschnupfte ihn und er zog sich vom öffentlichen Leben so lange zurück, bis sein Freund Stüve Minister des Innern in Hannover wurde, und das Ländchen dadurch vor den echten Revolutionsstürmen bewahrt blieb.

Dann erschien auch Detmold wieder an der Oberfläche. Er sowohl als Stüve nahmen Anstoß daran, daß Leute jetzt so laut nach Freiheit und Volksrechten schrieen, die bei dem Kampfe wegen des hannoverschen Staatsgrundgesetzes feige und mantot hinter dem Ofen sitzen geblieben waren, sich dadurch als „heillose Lumpen, verächtliches Gesindel mit miserabler Hundedemut" dokumentiert hatten.

Ob ihn der vergebliche Kampf in Hannover abgemattet, ob ihm die große Geldstrafe noch im Gedächtnis lebte, oder ob er überhaupt nicht glaubte, daß das Recht je über die Macht triumphieren würde, gewiß ist, daß er in Frankfurt nur Spott und Hohn auf der Zunge hatte für das Gebaren in der Paulskirche. Er wurde wirklich ein Mann nach dem Herzen Ernst Augusts und vertrat wohl auch in der Tat die Ansichten der Mehrheit des hannoverschen Volkes, die längst mit dem alten Ernst August Frieden gemacht hatten und ihn im Notfalle gegen alle Republikaner der Welt verteidigt hätten.

Es ist aber ein starrköpfiges, an das Welfengeschlecht zäh-anhängliches Volk, diese Hannoveraner, die jetzt wieder durch eine Massenexkursion nach Windsor Castle den Beweis ihrer partikularen Berühmtheit liefern, indem sie am Todestage des dort begrabenen blinden Königs Georg Kränze an seinem Grabe niederlegen wollen

Daß Hannover unter seinem strammen Herrscher und Detmolds Freunde Stüve außer Rußland das einzige Land war, welches vor den

Digitized by Google

Revolutionsstürmen des März bewahrt blieb, wurde von Detmold in schöne Reime gebracht und gefeiert:

Aus Frankreich kam die Revolution
Durch ganz Europa zu wandern;
Sie warf den eigenen König vom Thron
Und bedrohte die Throne der andern.

Zwei Herrscher nur hielten ihr mutig Stand
Mit dem Volk in treuem Vereine:
Zar Nikolaus am Nevastrand,
Ernst August an der Leine.

Nun, achtzehn Jahre später, seit 1866, fließt die Leine trotzdem durch preußisches Land, und die zähen Niedersachsen müssen sich nach und nach mit der geschichtlichen Tatsache aussöhnen.

Detmold wurde Mitglied der Nationalversammlung und später sogar Reichsminister, was freilich von seiten der großen Mehrheit des Parlaments als barer Unsinn und krasser Hohn angesehen wurde — aber trotzdem wurde er von dem ihm nun „gnädig gewogenen König" zum hannoverschen Bevollmächtigten beim Interim und später sogar zum Bundestagsgesandten ernannt.

Diese Fabel lehrt — schade nur, daß es keine Fabel, sondern bittere Wirklichkeit ist — die Wahrheit und den Vorteil der Beobachtung, die unser alter Freund Hassaurek vor vielen Jahren machte: Das ist der Unterschied zwischen einem Menschen und einem Maulesel: der Mensch kann seine Meinung ändern, aber der Maulesel nicht.

Denn hätte Detmold nicht „rechtsumkehrt" gemacht,
Hätt' er's nie bis zum Reichsminister gebracht!

Mit solchen und ähnlichen Gedanken im Kopfe erschien uns die Reise durch die malerischen Gegenden des südlichen Hannovers nicht sehr lang.

In Loehne, Westfalen, mußten wir umsteigen und bemerkten sofort, daß wir uns nun der holländischen Grenze näherten, denn in den Koupees stand neben „Rauchen verboten" nun auch „Verboden to Rooken". Es gefiel mir ganz besonders, daß man hier die Holländer mit derselben unübertünchten Höflichkeit behandelt wie die stammverwandten Deutschen; denn noch vor kurzem hatte man in Bad Nauheim an dem Musiktempel beim Kurhaus eine öffentliche Bekanntmachung gesehen, in der man den Familienmitgliedern viel weniger zart entgegenkommt als den Auswärtigen, denn dort hieß es:

„Rauchen ist verboten."
"Smoking not allowed."
"Priere de ne pas fumer."

Was dem Deutschen kurzweg verboten ist, wird dem Engländer und Amerikaner nicht erlaubt und der Franzose wird gebeten, nicht zu rauchen.

Digitized by Google

Steckt denn noch immer eine Dosis der Devotion vor dem Fremden in der Komposition des Materials, woraus der heutige Deutsche zusammengesetzt ist? 'raus damit!

Das hätte mich fast verdrießlich gestimmt — aber die Sonne goß einen so zauberischen Glanz über die weite Ebene, die sich nördlich von uns ausdehnte; wir durchflogen die westlichen Ausläufer des herrlich bewaldeten Wiehengebirges oder Süntels und hatten südlich die nördlichen, noch zu ziemlich bedeutender Höhe aufsteigenden Ausläufer des historischen Teutoburger Waldes vor den Augen, so daß ich mir zur Herstellung meiner getrübten Laune sagte, das Land und seine Schönheit bleiben, und wenn die Dummen und die Bureaukraten auch nicht ganz alle werden, so werden sie doch immer weniger.

In der Ferne sehen wir eine schwarze Wolke, die nur in geringer Höhe zu schweben scheint. Wir kommen näher und erkennen einen Wald von Schlöten, aus denen schwarzer Rauch hervorqualmt — gerade wie in Cincinnati, nur nicht ganz so schwarz, weil die Kohle hier besser und härter ist. Wir erfahren auf Befragen, daß die Fabrikanlage das großartige Stahlwerk Osnabrücks ist, welches von nahezu 2500 Arbeitern 100,000 Tonnen Bessemer- und Siemens-Martin-Stahl jährlich fabriziert und in seinen Walzwerken selbst verarbeitet.

Hier fand ich später auch einen alten Bekannten, nämlich das Gleismuseum des Generaldirektors Haarmann, welches 1893 in Chicago ausgestellt war. Es enthält 120 Nummern von alten Oberbaustücken aller Systeme und Zeiten, an denen die Vorzüge und Mängel eines jeden Stückes in natura studiert werden können. Der geringe Materialwert der Stücke, verbunden mit ihrer Größe, läßt es erklärlich erscheinen, warum alle ausgestellten Stücke richtig wieder in Osnabrück eintrafen, und sich nicht, wie die herrlichen Ilsenburger Gußstücke, als Souvenire teilweise verflüchtigt hatten.

Aus dem stattlichen Bahnhofsgebäude schreitend, liegt die Stadt mit ihren Kirchen und Türmen, ihren hohen Giebeldächern und der schönen südwestlichen Vorstadt vor uns. Wohin? Da fällt mein Blick auf den Straßennamen: Möserstraße! Da wird Halt gemacht, selbst wenn wir dabei auch nicht auf dem historischen Grund und Boden Osnabrücks unsere Ruhestätte bekommen; denn das weiß man ja hier instinktiv, daß der geschichtliche Schauplatz erst erreicht wird, nachdem man einen Wall, Fluß oder Stadtgraben überschritten hat, und davon war in dieser eleganten Vorstadt nichts zu sehen. Immerhin sind wir an einer Straße mit berühmtem Namen. Und es war wirklich gut so, denn wenn ich an diesem Abend nicht in dem Hotel an der Möserstraße geblieben wäre, so hätte ich schwerlich meinen alten Freund Arnold Speijer getroffen, und hätte außerdem wahrscheinlich eine Geschichte nicht gehört, die mich aus lokalen

Digitized by Google

Gründen sehr interessierte. Im Laufe des Gesprächs wurde auch die Gemeinde Kloppenburg in Cincinnati erwähnt. Ein liebenswürdiger Herr hatte den Namen gehört und jedenfalls unter dem falschen Eindrucke, daß wir von einem Kloppenburg in dieser Nachbarschaft sprächen, belehrte er uns über unseren Irrtum und erzählte uns von der alten zerstörten Kloppenburg und ihrer Geschichte. Jetzt kann ich mir die heftigen Kämpfe erklären, die sich bei den erbitterten Wahlen des Bürgermeisters und der Gemeindebeamten von Kloppenburg auf Mt. Auburn alljährlich abspielten, denn auch die alte Kloppenburg bei Osnabrück war oft der Schauplatz wütender Kämpfe der Burgherren. Die edlen Grafen von Tecklenburg mit ihren Rittern und Reisigen machten oft genug Radau, ja sogar nachdem sie einen feierlichen Landfrieden abgeschlossen hatten, setzten sie sich darüber hinweg und befehdeten ihre Nachbarn lustig weiter. Selbst als Graf Otto vor das Freigericht geladen wurde, brachte er eine Schaar gerüsteter Waffenknechte mit, so daß das Freigericht froh war, ihn wieder los zu werden. In Osnabrück war immer was zu holen und die Einfälle von der Kloppenburg häuften sich, wie es das gräfliche Bedürfnis erheischte. Um die Einfälle abzuwehren, baute Osnabrück im Norden der Stadt eine Burg, und die Macht des Grafen wurde gebrochen, die Einfälle hörten auf. Glücklicherweise hat Cincinnati noch nicht nötig gehabt, eine Burg zum Schutze gegen die Kloppenburger Einfälle zu errichten, sondern wünscht ganz im Gegenteil, daß die Gemeinde Kloppenburg blühen, wachsen und gedeihen und fortgesetzt gute Einfälle haben möge.

Jeden Augenblick kommt mir Fulda und sein „Dummkopf" vor das geistige Auge und um die Erscheinung zu bannen, muß ich wohl auf ein paar Minuten Osnabrück Osnabrück sein lassen und etwas über Fulda sagen. Sie wissen ja, daß er in Berlin wohnt, in einer sehr angenehmen Gegend am Lützowufer, in einem sehr schönen Hause. Freilich etwas hoch — noch drei Treppen über dem Hochparterre — doch hat seine Wohnung die Bequemlichkeit, daß man sie per Elevator erreichen kann, ein Vorzug, der in Berlin immerhin noch ziemlich selten in Privathäusern gefunden wird, obwohl die Privathäuser fast sämtlich eigentlich Mietskasernen sind.

Dr. Fulda hat äußerst freundschaftliche Gefühle für Cincinnati; so warm und herzlich er in Cincinnati aufgenommen wurde, und so sympathisch er dem Kreise wurde, der mit ihm in persönliche Berührung kam, so lieb sind ihm die Erinnerungen an seinen dortigen kurzen Aufenthalt. Deshalb läßt er die Hauptperson in seinem letzten Bühnenstücke ein Kind Cincinnatis sein und läßt seinen Helden erklären, daß er einen lebendigen Eindruck von Cincinnati behalten habe, von der malerischen Lage am Ohio, und daß ihm namentlich der Blick von Edenpark sehr gefallen habe, und

Digitized by Google

daß er freudig überrascht gewesen sei, ein starkes Deutschtum dort anzutreffen, das treu an seiner Muttersprache festhält.

Ich hatte das Stück gelesen und stimmte der Tante Schirmer zu, als sie ihrem Neffen Justus, nachdem er seine 900,000 Mark weggeschenkt hatte, zurief: „Esel! Dreifacher Esel! Rhinozeros! Mit den Brettern vor Deinem Kopfe kann man ja einen Holzhandel eröffnen!“ Nee, dachte ich, eine solche verrückte Kruke kann unmöglich auf der Bühne gefallen. Und unsere Cincinnati Schönheit, Doris Wiegand, die repräsentiert den Typ einer Deutsch-Amerikanerin durchaus nicht; total verzeichnet, karikiert! Soll mich bloß wundern, wie die Berliner das Stück aufnehmen!

Zur Premiere am Samstagabend ging ich absichtlich nicht, weil meine Bekanntschaft mit den Erstaufführungen und dem Claqueurwesen zu gering ist, als daß ich bei einer solchen Gelegenheit die Spreu vom Weizen hätte sondern können — falls nämlich eine solche Mischung vorhanden war. Aber am Sonntagabend (8. Februar) fand ich mich in dem wirklich vornehmen Neuen Schauspielhause ein; in feinstem Geschmack in Weiß und Gold dekoriert, mit wunderbar effektvoller Beleuchtung, jeder Platz besetzt von einem eleganten Publikum, warteten wir der Dinge, die da kommen sollten.

Und da zeigte sich denn recht deutlich, wie verschieden der Eindruck einer guten Aufführung vom bloßen Lesen eines Stückes ist. Auf der Bühne war der Justus kein Trottel, kein dreifacher Esel, so dumm, daß man nicht einmal Mitleid mit ihm haben konnte, nein! Die meisterhafte Darstellung der Intentionen des Dichters schuf aus dem Dummkopf einen Charakter, so natürlich, einfach, liebenswürdig und human, daß er Verständnis, Sympathie und Zuneigung fand und den Wunsch weckte, daß es einem so guten Kerl gut gehen möge.

Das tat es ja auch am Schluß des Stückes.

Auch Fräulein Wiegand, die mir beim Lesen ziemlich unzart, unweiblich und undeutsch-amerikanisch erschien, wurde von der Darstellerin, Fräulein Tilly Waldeck, mit einer solchen Atmosphäre von weiblicher Zartheit und Liebenswürdigkeit umgeben, ihre Worte und Handlungen hatten ihren Ursprung in solch gutem Verstande, gepaart mit einem so sympathischen Herzen, alles erschien so verständig und erklärlich, daß ich mein Phantasiegemälde, welches ich mir beim Lesen zurechtgestellt hatte, absolut nicht wieder erkannte, sondern auf unser Cincinnati „Girl“ wirklich stolz wurde.

Das Stück fand eine großartige Aufnahme — nach jedem Akt wurde Fulda ein paarmal herausgerufen und enthusiastisch applaudiert. Nach der Vorstellung mischte ich mich noch eine Zeitlang im Foyer unter die Zuschauer und konnte nichts Anderes hören, als: War das nicht herrlich? — Das war aber wundervoll! — Ein reizendes Stück! — Ein

Digitized by Google

netter Käfer, die Amerikanerin! — Prachtvolle Aufführung! — Es schien jedem ganz ausgezeichnet gefallen zu haben, und jedenfalls haben die Deutsch-Amerikanerinnen einen Stein im Brette gewonnen. Ich gestand Herrn Fulda, daß ich große Zweifel betreffs der beiden Hauptcharaktere gehegt hatte. — „Ja," meinte er lachend, „solche Stücke müssen nicht gelesen, sondern gesehen werden."

Der einzige Zweifel, der mir noch übrig geblieben, ist, wie wohl der Millionärschwiegervater in Cincinnati es aufnehmen würde, wenn ihm sein Töchterchen einen solchen Goldmenschen ins Haus bringt, der von Geld und Geldeswert so gar keinen Begriff hat.

Dr. Fulda hat mit dem Stücke nicht bloß Cincinnati ein Kompliment machen wollen, sondern seine Absicht war, auch einmal zu zeigen, daß es in Amerika in der zweiten Generation noch Damen giebt, die so gut Deutsch sprechen können wie in Deutschland selbst, und nicht bloß ein Kauderwelsch radebrechen, wie es manchmal auf die Bühne gebracht wird.

Das ist ihm vollständig gelungen; sein Besuch in Amerika hat gute Früchte getragen, denn sein Lustspiel wird jedenfalls dazu beitragen, Tausenden eine verfeinerte Idee von unseren amerikanischen jungen Damen beizubringen. Und sein Buch „Amerikanische Eindrücke", das seine Beobachtungen während seines kurzen Aufenthalts bei uns, die er mit offenen und vorurteilslosen Augen gemacht und in interessanter Form niedergeschrieben hat, steht in einem wohltuenden Gegensatz zu den gescheuten Leuten wie Lemprecht, Clemmens u. a., die Amerika und besonders Deutsch-Amerikanismus mit der Aetzlauge ihrer unbegründeten Kritik übergossen.

Amerika hat auf Fulda einen vorzüglichen Eindruck gemacht, und Fulda hat ebenfalls einen vorzüglichen Eindruck auf die Amerikaner gemacht, die seine Vorträge gehört oder sonst mit ihm in Berührung gekommen sind — und ich glaube, es wäre ein Vergnügen beiderseits, wenn der Besuch wiederholt würde.

Digitized by Google

Osnabrück.

Es ist heute noch nicht genau festgestellt, wo Hermann vor 1900 Jahren dem Vordringen der Römer einen Riegel vorschob. Wir nennen die Heldentat die Schlacht im Teutoburger Walde, und haben auf der Grotenburg zum Andenken daran ein herrliches Denkmal errichtet. Jedenfalls kann man es den Osnabrückern nicht übel nehmen, wenn sie eifrig die Ansicht vertreten, daß die dreitägige Varusschlacht in der Nähe des Platzes, wo jetzt die Stadt Osnabrück liegt, an den Abhängen des Osnings, einem Ausläufer des Teutoburger Waldes, stattgefunden hat. Wenn Scheffel in seiner Beschreibung der Waldschlacht recht hat — und Dichter haben ja bekanntlich ein prophetisches Auge nach vorn und hinten — wenn er singt:

O Quintili, armer Feldherr,
Dachtest Du, daß so die Welt wär'?
Er geriet in einen Sumpf,
Verlor zwei Stiefel und einen Strumpf
Und blieb elend stecken,

so spricht dieses sehr zu Gunsten der Schlacht in der Niederung, denn der Teutoburger Wald hat auf den Höhen keine Moore und Sümpfe, wie der benachbarte Brocken, wo man im Moraste umkommen kann.

Sicher ist es, daß sich hier römische Münzen und Geräte in schwerer Menge fanden und mehrere bloßgelegte Knüppeldämme bewiesen, daß die Römer hier für Durchzüge Vorbereitungen gemacht hatten.

Geschichtlich festgestellt ist es jedoch, daß Karl der Große in einer dreitägigen Schlacht an dem heutigen Klushügel, nahe Osnabrück, die Sachsen unter Wittekind besiegte, und den alten Sachsengöttern den Garaus machte. Das weiße Sachsenroß, von dem Wittekind stolz behauptete:

Gefangen hat's noch keiner gesehn,
Doch auf mein Locken kommt es frei,

wurde des Sachsenvolkes Sinnbild und Wappen, und heute noch sieht man auf Dachfirsten der norddeutschen Bauernhäuser, als die höchsten Punkte, zwei kunstlos hergestellte Pferdeköpfe überkreuz genagelt, obwohl die Bedeutung derselben wohl nur noch selten im Gedächtnis lebt. Zum Andenken an diesen Sieg, zur größeren Ehre Gottes und zur weiteren Befestigung seiner Macht, wurde von ihm kurz nach 783 das Bistum Osnabrück gegründet, und damit der Kern für die Stadt gelegt.

Digitized by Google

Wenn man so an der Hand von Möser und Stüve die Geschichte Osnabrücks in den verflossenen 1100 Jahren durchblättert, da muß man wirklich erstaunen darüber, was der Mensch alles aushalten kann.

Beständige Fehden zwischen den Bürgern und den raubritterlichen Nachbarn, dann zwischen Bürgern und Bischof, dann mit dem Bischof vereint gegen seine Feinde, waren an der Tagesordnung. Merkwürdig ist hier, daß sich besonders die Mitglieder von solchen Handwerksgilden durch hervorragende Tapferkeit auszeichneten, die man sonst für außerordentlich friedfertig und zaghaft hält. Unter Bischof Ludwig waren es die Kürschner, die die Schlacht entschieden, und ein Schneider, Johann Leuethun, kämpfte heldenmütig an der Spitze der Bürger zwei Jahre lang gegen die Uebergriffe des Magistrats und der Geistlichkeit.

Freilich, das Ende vom Liede war, daß ihm auf dem Marktplatze der Kopf abgeschlagen wurde — aber es zeigt doch, daß das alte Spottlied vom Schneider in der Fremde, der seine Wanderzeit zu Hause im Taubenschlage absolviert:

Der Schneider in dem Hemde
Macht eine Faust und droht:
Wär' ich nicht in der Fremde,
Ich schlüg' euch alle tot.

nicht auf reeller Grundlage ruht. Uebrigens war der alte Feldmarschall Derflinger ja auch ein Schneider.

Im Jahre 1529 wurde Osnabrück fast dezimiert durch die furchtbare Seuche „Englischer Schweiß" genannt; im April 1530 brannte der ganze südliche Stadtteil ab und im Juli 1530 wütete ein Sturm, der Tausende von Eichen und Buchen mit den Wurzeln aus der Erde riß und das reifende Getreide wie Spreu wegfegte; von Ostern 1575 bis zum Herbst 1577 herrschte die Pest so grauenhaft, daß sogar die Haustiere von der Seuche ergriffen wurden, nahezu 4500 Personen fielen ihr zum Opfer. Kaum hatte die Pest aufgehört, da nahmen die Blattern ihre Stelle ein und hielten Nachlese.

Das schrecklichste Ergebnis dieser furchtbaren Schicksalsschläge war der Wahnsinn, der sich fast der ganzen Bevölkerung bemächtigte, den Grund des Unglückes in Zauberei und Hexerei zu vermuten. Innerhalb weniger Wochen wurden im Winter von 1583—1584 125 Weiber gefangen und verbrannt; viele davon den besten und edelsten Geschlechtern der Stadt angehörend.

Im Jahre 1589 wurden wieder unsielige Hexenverbrennungen in Scene gesetzt; 1599 forderte der unerbittliche Würgengel, die schwarze Pest, wieder 4000 Opfer und 1613 wurden innerhalb fünf Stunden 942 Gebäude in Schutt und Asche verwandelt. Das Gedächtnis an diese

Digitized by Google

Feuersbrunst wird durch einen jährlich am 11. März abgehaltenen Buß- und Bettag wachgehalten.

So kam die Zeit des 30-jährigen Krieges heran, und wie die arme Stadt bald von Freund, bald von Feind unterdrückt und ausgesaugt wurde, überbot noch das jammervolle Schreckensbild Deutschlands im allgemeinen. Besonders kostspielig waren die schwedischen Freunde, die maßlose Ansprüche auf Geld und andere Kontributionen machten, und deren verrohte und verwilderte Soldateska die Bürger in Person und Eigentum nach Belieben schädigte. Gegen die Mitte der dreißiger Jahre war die Zahl der Bürgerhäuser von 1786 auf nur 810 gesunken, und die unerträglichen Zustände führten wieder zu dem Wahnsinn, daß sie auf Zauberei und Hexerei beruhten, und so wurden im Jahre 1636 unter dem Bürgermeister Pelzer 4 Männer und 36 Frauen verbrannt; 1637 fielen wieder acht Frauen dem Aberglauben zum Opfer und im nächsten Jahre wurde zum letzten Male der Scheiterhaufen in Osnabrück angezündet und eine Frau verbrannt.

Ehe dieser verheerende Krieg beendet war, wurde durch eine Gunst des Schicksals die schwer geprüfte und geschädigte Stadt zum Verhandlungsort für den Frieden ausersehen und 1644 mit dem Einzuge der Gesandten neutral erklärt.

Die Verhandlungen wurden im Rathaus, in dem sogenannten Friedenssaale, geführt und am 25. Oktober 1648 wurde von der mit rotem Teppich bedeckten Rathaustreppe der westfälische Friede verkündet, und die schwärzeste Periode Deutschlands fand ihren Schluß.

Das Rathaus, in seiner jetzigen Gestalt, wurde am Ende des 15. Jahrhunderts errichtet und zeigt Spuren des spätgotischen Stils. Es macht mit seinem steilen Dach, kleinen Ecktürmchen und spitzen Dachfenstern einen recht sympathischen Eindruck.

Im Friedenssaale befinden sich die Bildnisse der 41 Gesandten der Friedenskonferenz, eine Büste Kaiser Wilhelms und ein Reliefporträt Bismarcks, welchem die Stadt das Ehrenbürgerrecht verliehen hatte.

An der Hauptfront stehen auf Konsolen mit Kaiser Karl dem Großen in der Mitte acht deutsche Kaiser, deren Statuen freilich jüngeren Datums sind, da die alten Sandsteinfiguren, die ursprünglich die Front schmückten, verwittert waren. Vor dem Rathause steht das Stüvedenkmal, und zwischen dem Sockel und der nur wenige Schritte entfernten Marienkirche ist ein kleiner viereckiger Stein. Er bezeichnet die Stelle, an welcher der Schandpfahl stand und ebenfalls die Stelle, an welcher die armen Opfer des Aberglaubens den Flammentod erlitten. Die Welt schreitet vorwärts, aber nicht so rasch als wir uns manchmal einbilden. Den Beweis lieferte mir das Mösердenkmal. Ich glaube schon erwähnt zu haben, wie unter Mösers Leitung die Stadt sich wieder zu Wohlstand entwickelte. Unter

Digitized by Google

ihm hob sich Handel und Gewerbe, er zog Tuchmacher aus Bramsche in die Stadt, führte Tabaksfabrikation ein, machte die Stadt zum Mittelpunkt der westfälischen Leineninduſtrie, kurz, seiner unermüdlichen Tätigkeit war der Aufschwung der Stadt hauptsächlich zuzuschreiben. Außerdem war er ein bedeutender Schriftsteller und nebenbei ein Protestant. Daß nun das Standbild dieses hervorragenden Mannes auf dem Domplatze errichtet wurde, ringsum eingeschlossen von Gebäuden der katholischen Hierarchie — Dom, Kapellen, bischöflichen Kanzlei, Seminar, Kollegium Paulinum und Residenz des Bischofs — gefiel solchen Leuten nicht, die in

Der Friedenssaal in Osnabrück.

der Errichtung des Denkmals eines Ketzers eine Entweihung des geweihten Grundes sahen.

Immer und immer wieder werden Sockel und Postament beschädigt, roherweise Stücke abgeschlagen und von Menschen Gegenstände auf dem Fundament deponiert, von denen es in einer alten Naturgeschichte heißt, daß Hunde sie gerne auf Steine legen. Heilige Einfalt!

Einen erfreulicheren Eindruck macht ein Denkmal in den Anlagen der Vitischanze. Von geschmackvoll arrangiertem Gesträuch umgeben, ragt ein gewaltiger erratischer Block empor, mit einem Bronzemedaillonbildnis

Digitized by Google

des Komponisten Friedrich Wilhelm Lyra, der hier in 1822 das Licht der Welt erblickte. Auf der Tafel finden sich die Worte des Geibel'schen Liedes „Der Mai ist gekommen" und die Noten, wie sie Lyra so singgerecht ersann. Seine vielen prächtigen Lieder erklingen in ihren melodischen Weisen in allen deutschen Landen, bald lustig: „Meine Muse ist gegangen in des Schenken sein Haus, hat die Schürz' umgebunden und will nicht heraus" — bald schwermütig im Reiterliede: „Die lange Nacht ist nun herum, wir reiten still, wir reiten stumm, wir reiten ins Verderben" — bald sentimental: „Es schienen so golden die Sterne, am Fenster ich einsam stand."

Und sie werden fort und fort klingen, so weit, wie es in einem der von ihm komponierten Lieder heißt:

Die Wolken ziehn hernieder,
Das Vöglein senkt sich gleich;
Gedanken gehn und Lieder
Fort bis ins Himmelreich.

Daß Osnabrück ein Kaiserdenkmal und ein Kriegerdenkmal aufzuweisen hat, versteht sich ja bei einer Stadt von dieser Größe und Bedeutung von selbst — die gehören nun einmal gewissermaßen und gerechtfertigterweise zur Ausstattung jeder anständigen, patriotischen deutschen Stadt. Im Jahre 1902 hatte sich Osnabrück bis auf 55,188 Einwohner aufgeschwungen, davon waren 35,665 Protestanten, 19,098 Katholiken und 425 Juden, und Einwohnerzahl, Größe und Wohlstand nehmen stetig zu; am 1. Dezember 1905 hatte sich die Zahl der Einwohner schon auf 59,576 beziffert.

Trotz der Brandschatzungen von Freunden und Feinden in den verschiedenen Kriegsperioden, die oft nur durch die Veräußerung von wertvollen Kleinoden befriedigt werden konnten, gelang es Bürgern und Geistlichen doch, eine große Anzahl von Kunstschätzen zu erhalten. So zum Beispiel das Prachtstück des Osnabrücker Ratssilbers, den Kaiserpokal.

Rothschild — seine Mittel erlauben ihm das — hatte 250,000 Mark dafür geboten, aber die Kgl. preußische Regierung sagte: „Nay, nay, Pauline, der Pokal bleibt im Stadtschatz," und am 27. August 1907 tat der Kaiser beim Festmahle in Hannover, gelegentlich des großen Manövers, den Ehrentrunk aus diesem alten Kaiserpokal, welcher extra für diesen Zweck nach Hannover geschickt war. Dieses Prachtstück mittelalterlicher Goldschmiedekunst ist wohl über 500 Jahre alt. Schaft, Schale und Deckel zeigen reiche Ornamente auf teils graviertem, teils emailliertem Grunde. Auf dem Knopfe des Deckels ist eine fein durchgebildete Kaiserfigur mit Panzer, Krone, Schwert und Reichsapfel angebracht, die jedenfalls Karl den Großen darstellen soll.

Digitized by Google

Rathaus und Kirchen bergen eine ganze Anzahl von kunstvollen Werken hervorragender Künstler in Edelmetallen, so daß sich für Kenner und Liebhaber eine reiche Ausbeute findet.

Daß die Frau Sage nicht ganz an Osnabrück vorüber gegangen ist, beweist ein Denkmal auf der Domfreiheit, ein Steinbild, vom Volke als Löwenpudel bezeichnet. Verwittert und altersgrau, häßlich zum Exzeß, hat sich doch um ihn eine hübsche Sage von Lieben und Verzeihen gesponnen. Als Karl der Große den Sachsenrecken Wittekind geschlagen hatte, öffnete die Stadt (die ja freilich zu der Zeit noch gar nicht existierte) dem fliehenden Helden ihre gastlichen Pforten. Das machte den Kaiser zornig und er schwor, die treulose Stadt zu züchtigen, und mit eigener Hand das lebende Wesen niederzustechen, das ihm zuerst begegnete. Er zog mit großer Heeresmacht heran, aber Wittekind war auf seine benachbarte Burg entflohen, und des Kaisers eigene Schwester ging dem grimmigen Karl entgegen, um Gnade für die Stadt zu erflehen. Als der Kaiser sie als das erste ihm entgegenkommende lebende Wesen erblickte, erschrak er, wurde jedoch vor den Konsequenzen seines leichtsinnigen Schwures bewahrt, denn der Lieblingshund der Schwester sprang voraus und leckte dem Kaiser die Hand.

Der Löwenpudel.

Als Dank für seine freundliche Begrüßung wurde er vom Kaiser niedergestochen, nicht ohne Gefühle großer Erleichterung und tiefen Bedauerns — sein Blut erwarb der Stadt Verzeihung und zu seinem Gedächtnis wurde das Standbild des Löwenpudels errichtet.

Reich gesegnet ist der Domschatz mit wunderbar schönen Reliquiaren; die kunstvoll dargestellten Figuren aus der Heiligengeschichte, umgeben von den blühendsten Arabesken und geschmückt mit kostbaren Edelsteinen, bieten würdige Ruheplätze für die Ueberreste der Heiligen.

Der heilige Crispin ist bekanntlich der Schutzpatron des ehrenwerten Schuhmachergewerbes, und die Söhne St. Crispins florierten lange Zeit — vielleicht noch jetzt — in der großen Schuhfabrikationsstadt Cincinnati. Da muß es uns doch interessieren, zu erfahren, daß die Gebeine des Schutzheiligen Crispin, welcher, in Gesellschaft mit Crispinian, der Schutz-

Digitized by Google

heilige des Osnabrücker Domes ist, hier im Domschatze in kostbaren Reliquiaren aufbewahrt werden.

Auch von dem persönlichen Eigentum des großen Karl ist hier manches aufbewahrt — Stab und Krone, sein Schachspiel und, nebst anderen Gebrauchsgegenständen, sein Elfenbeinkamm, mit weiten Zähnen an der einen Seite und engen an der anderen und schön geschnitztem Mittelstück.

Daß natürlich die Altertumsforscher an dem Alter der Sachen herumzumäkeln haben, ist ja selbstverständlich, wenn nicht einmal eine so junge Geschichte wie George Washingtons Kirschbaum und Beil Muster passieren kann.

Von den alten Festungswerken sind noch einige der gewaltigen Tore und Türme erhalten, die von der lebhaft und klar dahinsprudelnden Hase umspült, von kräftigen Bäumen flankiert, mit dem massiven Steinbau und dem turmartigen Ziegeldache einen äußerst malerischen Anblick gewähren. Ein kleiner Teil der alten Festungswälle ist noch erhalten und der Blick vom Herrenteichwalle, der sich an der Hase entlang zieht, auf die Stadt, mit ihren stolzen Kirchen und schönen Häusern, ist äußerst anziehend, und die Spaziergänge in und um Osnabrück sind so reizend, wie man sich's nur wünschen kann. Besonders schön ist das Panorama von dem im Norden der Stadt gelegenen Gertrudenberge, auf welchem prächtige Parkanlagen die Kirche des alten Klosters umgeben. Unter uns liegt der romantische Pernickelsturm und die Pernickelsmühle, von dem das plattdeutsche Gebäck „Pumpernickel" seinen Namen erhalten haben soll.

Imposante Schulgebäude ragen aus dem Häusermeer hervor — in einem derselben ist der Schwiegersohn unseres alten Freundes Henry Gildehaus, der auch in Cincinnati vorteilhaft bekannte und von der Lehrerschaft in gutem Andenken gehaltene Gerhard Engel, mit großem Erfolge tätig und erfreut sich, nebst seiner liebenswürdigen Gattin, allgemeiner Achtung. In seinem Hause heißt's: **English spoken here**! und sein Töchterchen wird mit dem Englischen so gut fertig wie mit dem Deutschen.

Das gefiel mir — was mir aber in Osnabrück nicht gefiel, war, daß man in die recht kosige Ratsweinstube wohl hineingucken darf, aber keinen Tropfen zu trinken bekommen kann — das ist nur für die Herren Stadträte reserviert, wenn sie sich in der Sitzung trocken geredet haben.

Ebenso enttäuscht ist man, wenn man aus der Bierstraße in die Krahnstraße tritt, daß weder Bier noch Krahn zu entdecken ist — indessen ist durchaus kein Mangel an Plätzen, wo man einen „Guten" schänkt, wenn es auch nicht gerade in der Bierstraße ist.

Alles in Allem ist Osnabrück mit seinen Bergen, Wäldern und Feldern, seinen herrlichen Spaziergängen, den nahen Bächen und seiner gemütlichen Bevölkerung eine reizende Stadt, in der man sich viel länger wohl fühlen könnte, als es uns bei dieser Gelegenheit vergönnt war.

Digitized by Google

Düsseldorf.

„Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen!“ rezitierte ich leise vor mich hin, als ich auf der Reise von Münster nach Düsseldorf den Knotenpunkt Wanne passiert hatte und nun auf dem Gebiete der Hochöfen, der Eisen-, Stahl- und Maschinenfabrikation mich befand, mit dem Hintergedanken, daß hier seine Sterne ganz gut täglich viermalzwanzig Stunden strahlen könnten. Bricht die Sonne je durch diese Schicht von Rauch und Ruß, die sich über die ganze Landschaft ausbreitet?

Von Wanne durch das Essener Gebiet, bis wenige Meilen nördlich von Düsseldorf, hauchen Tausende von finsteren Schlöten dicken schwarzen Rauch gen Himmel und verdunkeln das Angesicht der Sonne, die sich vergeblich bemüht, ihren geschwärzten, berußten Kindern einen freundlichen Strahl ihres verklärenden Lichtes durch den Qualm zu senden. Zahllose Berge von Schlacken, Hunderte von Fuß hoch und von mehreren Ackern Fläche, ziehen sich neben den Hochöfen hin und werden durch immerfort aufgeschüttete Schlacken täglich vergrößert, so daß man sich ängstlich fragt, was denn wohl endlich mit diesem Auswurf angefangen werden soll, der so düster und grausig, ohne eine Spur von Gras, Blumen und Kräutern, daliegt und täglich wächst.

Die wunderbare industrielle Entwicklung dieses großen Gebietes ist beinahe märchenhaft, aber man atmet erleichtert auf, wenn man wieder den schönen blauen Himmel und den glänzenden Sonnenschein sieht und durch den schönen Wald dahinrollt, der die Kunststadt Düsseldorf wie ein Wall vor dem schwarzen Nachbarn schützt. Es wäre ja auch einfach undenkbar, daß eine Stadt, in der sich eine so weltberühmte Kunstschule entwickelt hat, aus welcher jährlich die entzückendsten Kunstprodukte hervorgehen und ihren Ruhm weiter in alle Welt verbreiten, in der sich ein so reiches, frohsinniges Künstlerleben entwickelt hat, wie die Feste des „Malkastens“ es ausweisen, in einer getrübten, kohlenstaub-geschwängerten Atmosphäre leben, weben und künstlerisch gedeihen könnte.

Heiter und frisch liegt auf der Ebene die ausgedehnte Stadt, und vergoldet von den Strahlen der Abendsonne erfreut sich Herz und Auge an dem reizenden Bilde.

Schon beim Verlassen des Hauptbahnhofes, einem flotten Bau im Renaissancestil, erfreuen hübsche gärtnerische Anlagen auf dem Wilhelmsplatze und monumentale Bauten den Blick, und die dadurch erweckte Erwartung weiterer architektonischer und gärtnerischer Schönheiten wird durch spätere Spaziergänge nicht enttäuscht.

Digitized by Google

Aber zuerst zum Rhein — denn wenn man ihm so nahe ist, daß nur die Stadt dazwischen liegt, so kann doch ein Deutscher nicht ruhen noch rasten, bis er am Ufer des köstlichsten aller Ströme steht und im freudigen Herzen fühlt, daß beide Ufer des herrlichen, poesieumwobenen, sagenumschwebten, weinbekränzten, felsumgürteten, burggekrönten Rheins nun deutsch sind und bleiben.

Freilich sehen wir nicht alles dieses an den Ufern des Rheins hier in Düsseldorf, aber was hierbei die Phantasie ersetzen muß, wird aufgewogen durch das großartige Geschäfts- und Verkehrsbild, welches sich am Strande entwickelt. Die Fürsorge, welcher die deutschen Wasserwege sich erfreuen, die wohlberechnete, praktische Verwertung für geschäftliche, kauf-

Hafenanlagen in Düsseldorf.

männische und industrielle Zwecke tritt auch an den Düsseldorfer Hafenanlagen prominent hervor.

Ein Haupthafenbecken ist in einer Länge von 2800 Fuß von schweren, senkrechten Quadersteinmauern begrenzt, und 10,000 Fuß lang ziehen sich die gepflasterten Uferböschungen den Strom entlang. Eine Hafenbahn von 14 Meilen Länge verbindet die Schuppen, Speicher und Ladeplätze mit der Eisenbahn, und über zwanzig elektrische Hebekräne vermitteln das Ein- und Ausladen der Schiffe.

Die Hafenanlagen haben eine Gesamtfläche von über 300 Acker — und isoliert von den übrigen Häfen, der Sicherheit wegen, befindet sich unser Landsmann, der Hafen der deutsch-amerikanischen Petroleumsgesell-

Digitized by Google

ſchaft, aus deren drei mächtigen Petroleumbehältern, zwei Faßabfüllhallen und mehreren Dampfpumpen, zum Entladen der Schiffe, uns die heimiſchen Düfte der „Standard Oil Co.“ vertraut in die Naſe ziehen.

Ein beſonderes Elektrizitätswerk ſpeiſt mehrere hundert Bogenlampen, die mit ihrer ſtrahlenden Beleuchtung einen magiſchen Anblick bei eingetretener Dunkelheit gewähren.

Breite, gut gepflaſterte, reinliche Straßen, an paſſenden Plätzen mit Ruhebänken verſehen, ziehen ſich längſt der Kais hin und bieten Gelegenheit, das anziehende Bild mit Ruhe zu genießen. Wenn man den Blick von den belebten Fluten des Rheins nördlich auf die Uferſtraßen wendet, ſo fällt er zunächſt auf einen alten, hohen und dicken Turm, vier Stock-

Düſſeldorf mit St. Lambertuskirche.

werke hoch, mit einer Kuppel; ein Ueberbleibſel alter Zeiten, ſteht er einſam und allein auf der Straße — doch entwickelt ſich reiches Leben in ihm und um ihn her, weil ein Reſtaurant darin und die Werfte der Mühlheimer Dampffähre zu ſeinen Füßen liegt.

Etwas weiter nördlich ſteht die älteſte Kirche Düſſeldorfs, die 1390—1394 von dem Herzog Wilhelm von Berg erbaute St. Lambertuskirche, eine ſchöne, in rein gotiſchem Stile erbaute Kirche, die meine beſondere Aufmerkſamkeit erregte, weil die Turmſpitze, welche ſich aus dem viereckigen Unterbau recht trotzig erhebt, eine ganz bedenkliche Neigung nach Nordoſten hat. Ob Abſicht oder Zufall? Man iſt ſich ja ſogar beim ſchiefen Turm von Piſa nicht ganz im Reinen darüber, ob ſein

Digitized by Google

Erbauer, Wilhelm von Nürnberg, ein Meisterstück oder eine Pinscharbeit gemacht hat.

Ein kurzer Gang weiter in nördlicher Richtung, am Historischen Museum vorüber, in dem, wie ich mich später überzeugte, sehr reichhaltige und wertvolle Altertümer aus der Geschichte Düsseldorfs und der bergischen Lande enthalten sind — und wir stehen vor der mächtigen und prächtigen Rheinbrücke. Ein imposantes Bauwerk, von beinahe 2200 Fuß Länge, spannt sie sich in zwei riesigen Bogen, von je 600 Fuß lichter Weite, 61 Fuß über dem mittleren Wasserspiegel, von Ufer zu Ufer.

Auf fünf kleineren Bogen wird das Niveau der Straßen erreicht. Auf dem mittleren Brückenpfeiler steht in der Gestalt eines majestätischen Löwen das Wahrzeichen Düsseldorfs.

Die Brücke hat eine Million Dollars gekostet, ist dafür aber auch nicht bloß gigantisch und stark, sondern auch in schöner, edler Form hergestellt. Die stete Berücksichtigung, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, die man in Deutschland fast überall trifft, findet sich hier in äußerst anziehender Weise durch zur Ruhe einladende Bänke, welche auf der Brücke an dem stilvollen Brückentor aufgestellt sind, und dem Beschauer Gelegenheit geben, das prächtige Strombild mit seinen Booten und Nachen, seinen Häfen und Anlagen, in Ruhe zu genießen.

Wenige Schritte in der Richtung der Stadt und wir stehen vor dem Eingange zur Kunstakademie, deren lange, prächtige Front, im Renaissancestil künstlerisch durchgeführt, einen tiefen Eindruck macht. Die „Himmelfahrt Mariä", von P. P. Rubens, ist wohl die größte Perle der Sammlung, obwohl auch die „Madonna", von Bellini, dem italienischen Fremde und Meister unseres Albrecht Dürers, großes Interesse erregt.

Noch eine kleine Strecke weiter und wir können uns zur Rast auf dem Eiskeller niederlassen — ein Keller nach der Münchener Manier, nicht in der Erde, sondern auf einer kleinen Anhöhe, wo weder Keller noch Eis ist, wohl aber gutes Bier verzapft wird.

Unmittelbar an dem Eiskeller schmückt das Rätlinger Tor den Eingang zur Jägerallee. Das Tor wurde von Napoleon 1810 in der Form von griechischen Tempeln errichtet, und macht in seiner einfachen, antiken Form und den massigen, kräftigen Säulen einen vornehmen Eindruck.

Nördlich von der Jägerallee ziehen sich herrliche Parkanlagen meilenweit am Ufer des Rheins entlang, voller Gesträuch, Schattenbäumen und duftenden Blumenbeeten, mit reichlichen und großen Spielplätzen für die frohe Kinderschaar.

Südlich von der Jägerallee zieht sich der wunderbar reizende Park hin, mit einem Baumbestande so stolz und kräftig, mit Blumenbeeten so ideal in Form und Farbe, mit Promenadenwegen so eben und Gewässern so klar, daß es eine Lust ist, dort zu verweilen. Die Jägerhofstraße

Digitized by Google

führt direkt auf den Jägerhof, ein ehemaliges Jagdschloß, ein zwar sehr ausgedehntes, aber sehr einfaches Gebäude, an welchem der Stall das Bemerkenswerteste ist, weil auf seinen Dachgiebeln sich ganz vorzügliche Holzschnitzereien befinden.

Unmittelbar an das Jagdschloß schließt sich der „Malkasten", das Heim der Düsseldorfer Künstler, mit seinen vornehmen und doch kosigen Gesellschaftsräumen in origineller Ausstattung, die in Verbindung mit dem schön gepflegten, parkähnlichen Garten zur Abhaltung der Künstlerfeste dienen. Recht schade, daß sich keine Gelegenheit bot, diese Räume mit den fröhlichen, ausgelassenen Gestalten der Düsseldorfer Künstler an-

Der Jägerhof in Düsseldorf.

gefüllt zu sehen und einem der weit und breit berühmten Künstlerfeste beizuwohnen.

Ueber die Wipfel der Bäume erheben sich in der Nähe die Türme der St. Rochuskirche, ein interessanter, eindrucksvoller, romanischer Bau neuen Datums, erst 1896 geweiht.

Ich sehe, es nutzt nichts, daß ich dem St. Rochus aus dem Wege zu gehen versuche, er hat es mir einfach angetan und ich muß ihn mir vom Leibe schreiben.

In der St. Rochuskirche machte ich seine Bekanntschaft. In der St. Rochuskapelle am Rhein, bei Bingen, wurde sie im Jahre 1907 erneuert — die fröhliche Gelegenheit war die Feier seines Todestages, und in

Digitized by Google

Dresden trat er mir wieder in den großartigen Bildern von Annibale Carracia und Camillo Profaccino entgegen, wie er die Peſtkranken heilt und wie er ihnen Almoſen austeilt, und in Correggios Bilde, wie ihm die Madonna mit dem Kinde, in Gemeinſchaft mit dem hl. Sebaſtian und Geminianus, freundlich zulächelt.

Das hätte ich alles gut aushalten können, wenn ich nicht am Todestage des hl. Rochus ſoviel Gutes von ihm gehört hätte, wie ich von allen 14 heiligen Nothelfern noch nicht gehört hatte, und wenn nicht außer dem guten Wein, in der guten Geſellſchaft, eine feine Mäßigkeitspredigt in

Die St. Rochuskirche in Düſſeldorf.

meine Hände gekommen wäre, die gerade jetzt in Ohio nicht unangebracht ſein würde.

Daß Rochus zu außerordentlichen Taten berufen war, zeigte ſich ſchon bei ſeiner Geburt, denn er war mit einem roten Kreuz auf der Bruſt in dieſem Jammertal erſchienen.

Seine Eltern waren fromme Leute. Selbſt als Säugling bekam er, wenn die Mutter faſtete, die Bruſt nur einmal des Tages. Von ſeinem zwölften Jahre an behielt er ſein Taſchengeld nicht für Zwecke des eigenen Vergnügens, ſondern gab es den Armen. Als er zwanzig Jahre alt war, ſtarben ſeine Eltern und er verkaufte ſein Erbe und verteilte das Geld unter die Armen. Mit vollen Händen — ſo wenigſtens ſtellt Carracia

Digitized by Google

ihn dar. Erleichtert von irdischem Gute ging er nach Italien und pflegte in einem Hospital die Pestkranken und heilte sie durch das Zeichen des Kreuzes.

Er erkrankte selbst und da er in seinen fürchterlichen Schmerzen oft laut aufschrie, ging er hinaus in den Wald, um die anderen Kranken durch seine Schmerzenslaute nicht zu stören.

Hier lag er unter einem Ahornbaume und erwartete den Tod. In der Nachbarschaft wohnte ein reicher Graf auf seinem Schlosse, der voll Neugier bemerkte, daß ein gut erzogener Jagdhund täglich einen Laib Brot von der Tafel schnappte und damit fortlief. Er folgte dem Hunde und fand Rochus, der den Grafen und seine Knechte flehentlich bat, ihn liegen zu lassen, und sich nicht der Gefahr der Ansteckung auszusetzen.

Indessen, das hatte keine Wirkung auf den Grafen; er nahm ihn auf das Schloß und pflegte ihn bis er gesundete.

Die Pest wütete noch immer und Rochus ging nach Florenz, pflegte und heilte die von der Pest Befallenen.

Endlich zog es ihn nach der Heimat zurück. Niemand erkannte ihn, und da der Herr des Landes mit seinem Nachbarn im Kriege lag, so wurde Rochus als Kundschafter angesehen und ins tiefe Burgverließ geworfen.

Hier lag er fünf Jahre und dankte Gott für die Prüfungen und Leiden, die er ihm auferlegte.

Doch, es kam zum Sterben, und er bat ihn, einen Priester zu senden. Als der Gottesmann in die finstere Gruft kam, in die nie ein Strahl des Tageslichtes gedrungen war, erstrahlte der Körper des Heiligen von überirdischem Lichte und erhellte das düstere Gemach wie himmlischer Sonnenschein. Erschreckt lief der Priester fort, um die Nachricht zu verkünden, die sich rasch in der Stadt verbreitete. Alles lief nach dem Turm und sah durch die Spalten die Lichtstrahlen dringen, doch ehe die Türen geöffnet werden konnten, war die Seele des Heiligen aus ihrer irdischen Hülle entflohen.

Man erkannte ihn an dem roten Kreuz auf der Brust; er starb am 16. August 1327 und sein Leib ruht in Venedig. Als beinahe hundert Jahre später die Pest wieder in Europa hauste, wurde als einziges Hilfsmittel die Fürbitte des hl. Rochus angesehen und bis auf den heutigen Tag wird das Andenken an seine Hilfsbereitschaft, seine Bereitwilligkeit, die Not zu lindern, Kranke zu pflegen, Wunden zu heilen, durch den Orden des Roten Kreuzes, des Kreuzes auf seiner Brust, lebendig erhalten.

In der Kapelle befinden sich in einem schön verzierten Reliquienkästchen die Ueberreste des heiligen Rochus, die nun immer noch die Kraft zu heilen haben, die der Heilige, dem die Kapelle geweiht ist, selbst hatte und noch haben soll.

Digitized by Google

Denn der Glaube an die heiltätige Wunderkraft ist noch immer lebendig und zieht, besonders an seinem Totenfeste, große Schaaren der Gläubigen herbei.

Am Morgen Kirchenfeier, am Nachmittag Kirmeßfeier, denn wie auf einer richtigen Kirchmesse geht es fröhlich und lustig zu, und an Essen und Trinken wird das Menschenmögliche geleistet. Einheimische und zahlreiche Fremde erfreuen sich an dem bunten Treiben.

Bei einer Flasche Markobrunner lösten sich die Zungen, und wie die Brünnlein flossen gute und faule Witze, dumme und gelehrte Bemerkungen in den allgemeinen Unterhaltungsfond. Ein großer Streit erhob sich darüber, wie alt die Kapelle schon sei und man wollte aus dem Stil der Kirche, den Möbeln, Gefäßen, Schnitzereien und Bildern erraten, welcher Periode sie ihre Entstehung verdanke. Ein Weinagent, mit der Schneidigkeit, die den Herren dieser Branche eigen ist, behauptete, daß der Herr Geheimrat Goethe bei der Einweihung der Kapelle zugegen gewesen sei, und sie sogar recht lesenswert beschrieben hätte.

In welchem Jahre wußte er augenblicklich nicht zu sagen, aber zum vollgültigen Beweise zog er ein Flugblatt aus der Tasche und verlas eine Predigt, welche der Weihbischof bei dieser Gelegenheit gehalten haben sollte.

Und diese Predigt ist nun eigentlich "the milk in the cocoanut"; er verehrte mir ein Exemplar davon, weil, wie er sagte, sie ausgezeichneten Stoff zum Nachdenken für Fromme und Sünder enthielte, weil sie wirklich aus Goethes Werken stamme und eine merkwürdige Dosis gesunden Menschenverstandes — von seinem Standpunkte aus — enthielte.

Wie sich die Verhältnisse zu Hause gestaltet haben, brannte mir diese Predigt des Weihbischofs auf dem Herzen, und ich muß die ultra — verständigen Ansichten mitteilen, weil daraus zu ersehen ist, daß es Unrecht ist, Gottes Gaben zu verachten.

Nachdem der Weihbischof seinen andächtigen Zuhörern das Laster der Trunkenheit in den grellsten Farben dargestellt und vor den bösen Folgen gewarnt, fährt er fort:

„Ihr überzeugt Euch also hieraus, andächtige zur Reue und Buße schon begnadigte Zuhörer, daß derjenige die größte Sünde begehe, welcher die herrlichen Gaben Gottes solcherweise mißbraucht.

„Der Mißbrauch aber schließt den Gebrauch nicht aus. Steht doch geschrieben: der Wein erfreut des Menschen Herz! Daraus erhellt, daß wir uns und andere zu erfreuen, des Weins gar wohl genießen können und sollen.

„Nun ist aber unter meinen männlichen Zuhörern vielleicht keiner, der nicht zwei Maß Wein zu sich nähme, ohne deshalb gerade einige Verwirrung seiner Sinne zu spüren; wer jedoch beim dritten oder vierten Maß

Digitized by Google

schon so arg in Vergessenheit seiner selbst gerät, daß er seine Frau und Kinder verbannt, sie mit Schelten, Schlägen und Fußtritten verletzt, und seine Geliebtesten als die ärgsten Feinde behandelt, der gehe in sich und unterlasse solches Uebermaß, welches ihn mißfällig macht vor Gott und Mensch und seinesgleichen verächtlich.

„Wer aber beim Genuß von vier Maß, ja fünfen oder sechsen, noch dergestalt sich selbst gleich bleibt, daß er seinen Nebenchristen liebevoll unter den Arm greifen mag, dem Hauswesen vorstehen kann, ja die Befehle der geistlichen und weltlichen Obrigkeit auszurichten im Stande sich findet, auch der genieße seinen bescheidenen Teil und nehme es mit Dank dahin.

„Er hüte sich aber, ohne besondere Prüfung weiter zu gehen, weil hier gewöhnlich dem schwachen Menschen ein Ziel gesetzt wird. Denn der Fall ist äußerst selten, daß der grundgütige Gott jemandem die besondere Gnade verliehen hat, acht Maß trinken zu dürfen, wie er mich, seinen Knecht, gewürdigt hat.

„Da mir nun aber nicht nachgesagt werden kann, daß ich in ungerechten Zorn auf jemanden losgefahren sei, daß ich Hausgenossen und Anverwandte mißkannt, oder wohl gar die mir obliegenden geistlichen Pflichten und Geschäfte verabsäumt hätte, vielmehr ihr alle mir das Zeugnis geben werdet, daß ich immer bereit bin zu Lob und Ehre Gottes, auch zu Nutz und Vorteil meines Nächsten mich tätig finden zu lassen, so darf ich wohl mit gutem Gewissen und mit Dank mich dieser anvertrauten Gabe auch fernerhin erfreuen.

„Und daher, meine andächtigen Zuhörer, nehme ein jeder, damit er nach dem Willen des Gebers am Leibe erquickt, am Geiste erfreut werde, seinen bescheidenen Teil dahin.

„Und auf daß ein solches geschehe — alles Uebermaß dagegen verbannt sei, handelt sämtlich nach der Vorschrift des heiligen Apostels, welcher spricht: Prüfet alles und das Beste behaltet!"

Heute, wo ich dieses schreibe, ist gerade der 11. April, und ich weilte im Geiste bei der Massenversammlung in der Musikhalle. Wenn auch der offizielle Festredner, mein Freund, der Herr Pastor Knapp, an Trinkfestigkeit mit dem Weihbischof der St. Rochuskapelle keinen Vergleich aushalten kann, denn darin erschiene er neben ihm wie ein Baby neben dem Riesen Goliath, so steht er ihm doch an Feuer der Rede und Ueberzeugungskraft der Argumente und ehrlicher, mannhafter Gesinnung völlig gleich. Leider scheint sich die Totalabstinenzseuche mehr oder minder schaurig über die ganze zivilisierte Welt ausgebreitet zu haben, und es wäre gewiß bald an der Zeit, daß ein anderer St. Rochus das Land von der Pest befreite, die, wie der Würgengel des Mittelalters körperlichen Tod, jetzt Hunderttausenden geschäftlichen Ruin zu verursachen droht.

Digitized by Google

Wenn es auch wohl richtig ist, daß schon dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so kann doch bis zum Aufhören des Wachstums viel Ungemach erduldet werden müssen. Schön wäre es schon, wenn man mit Washingtons kleinem Beil nicht zu warten brauchte bis die Bäume ausgewachsen sind, sondern sie schon jetzt am weiteren Wachstum verhindern könnte.

Der liebe Herrgott hat nun einmal nicht alle Menschenkinder in eine Form gegossen und es ist ein unsinniges Bemühen, wenn ein Teil seiner Geschöpfe dieses Versäumnis nachholen will.

Wasser ist ein herrliches Getränk; aber daß die Geschmäcker verschieden sind, bewies mir ein kleiner Vers, der an dem Getäfel einer Weinstube an der Wallstraße in Dresden angebracht ist, und der zeigt, daß man etwas sehr hoch schätzen, aber ihm doch etwas Anderes vorziehen kann. Das Verschen heißt:

Wer schuf das Wasser? wer den Wein?
Wasser her! schenket ein!
Das Wasser schuf nur Gott allein,
Das Wasser ist göttlich, und menschlich der Wein.

Mehr ist das Wasser als der Wein.
Wasser her! schenket ein!
Ich aber will bescheiden sein:
Ich lobe das Wasser und — trinke den Wein!

Düsseldorf — Heine, Grabbe und andere.

Schön ist Düsseldorf, mit seinen breiten, sauberen Straßen und stattlichen Häusern, reizenden, wohlgepflegten Anlagen, die überall das Auge erfreuen, den herrlichen Parks voll köstlicher Blumen und künstlerisch angelegten Boskets und Gebüschen, untermischt mit alten Riesenbäumen, großen Teichen, Springbrunnen und Kaskaden. Hie und da tritt in den Parks der Düsselbach, dem die Stadt ihren Namen verdankt, an die Oberfläche und bietet Gelegenheit zu monumentalen Brückenbauten, welche, mit historischen und mythologischen Gruppen geschmückt, dem Bilde neuen Reiz verleihen.

Auch an herrlichen Denkmälern ist kein Mangel. Am Ende der Königsallee, die sich in einer Breite von 300 Fuß von der Graf-Adolf-Straße bis zum Landskronenteich im Hofgarten hinzieht, erhebt sich ein Denkmal des großen, in Düsseldorf geborenen Malers Peter Cornelius in hervorragend schöner Lage, denn nordwestlich ist der Blick auf das einfach schöne Stadttheater gerichtet, wenige Schritte ist östlicher Richtung und wir stehen an dem Denkmale seines Kollegen und Nachfolgers Schadow — die Denkmäler Immermanns und Felix Mendelssohn-Bartholdis erfreuen in nördlicher Richtung Herz und Auge, und westlich

Digitized by Google

schauend erblicken wir das imposante Reiterstandbild des alten Heldenkaisers, umgeben von den Genien des Krieges und des Friedens. Die Bronzereliefs an beiden Seiten zeigen Darstellungen von Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung, 1806, und das hehre Bild Germanias, von den deutschen Fürsten 1871 gehuldigt.

Rechts und links von seinem Standbilde stehen die eindrucksvollen Statuen seiner beiden Gefährten, die eigentlichen Schmiede der deutschen Einigkeit — Bismarck vor der Kunsthalle, Moltke vor dem Breidenbacher Hof. Ein blühender Jüngling verkörpert das neue deutsche Reich und eine junge Arbeiterin symbolisiert die aufblühende deutsche Industrie, und seine Kunstfertigkeit als Schmied zeigt eine starke Kette am Sockel, welche die Wappen der größten deutschen Bundesstaaten miteinander verbindet.

Ernst, ruhig, nachdenklich und zuversichtlich steht Moltke da, wie sich der große Lenker der Schlachten im Geiste der Deutschen widerspiegelt.

Die Königsallee ist eine wahre Prachtstraße, breite Trottoirs auf beiden Seiten, dann breite Fahr- und Reitwege, und in der Mitte der hier Stadtgraben getaufte Düsselbach, der lustig dahinplätschert und an beiden Seiten von Gras, Blumen und Bäumen eingefaßt ist. Ueber den Cornelinsplatz hinaus, vor dem städtischen Theater, auf einem „Botanischer Garten" genannten Platze steht das Kriegerdenkmal. Ein prächtiges Kunstwerk aus Tiroler Marmor, errichtet zum Gedächtnis der Söhne Düsseldorfs, die in den Schlachten der Kriege 1864, 1866 und 1870—71 gefallen sind.

Ein trauernder Löwe, der mit einem Ausdruck tiefsten Schmerzes auf einen siegreich sterbenden Jüngling schaut, machen einen ergreifenden Eindruck, der bei weiterem Schlendern durch den Hofgarten durch einen erheiternden verdrängt wird. Hier an den Ufern des Düsselbaches, der sich in tausend Windungen von Nord nach Süd durch Düsseldorf hinzieht, um endlich unbeachtet und unbesungen im unterirdischen Kanale im Rhein zu verschwinden, erhebt sich ein allerliebstes Gruppenbild.

Ein Wasserstrahl ergießt sich in ein Bassin, welches, an der Rückseite etwas erhöht, einem jungen Mädchen und zwei kleinen Knaben willkommene Gelegenheit geboten, mit den bloßen Füßen im kristallklaren Wasser zu plätschern. Aber plötzlich hüpfte ein großer Frosch auf den Rand des Beckens, öffnete das wasserspritzende Maul und die großen Glotzaugen und erschien den Kindern wohl als ein schreckliches, bösartiges Ungeheuer. Das erschreckte Zurückziehen der Beinchen, die angsterfüllten Gesichter, die augenscheinliche Furcht der Kinder und der kleine Frosch machen die ganze Situation so komisch, daß man sich versucht fühlt, seine Würde zu vergessen und über den Besuch des „ungebetenen Gastes" laut zu lachen.

Alle Wege führen nach Rom, und hier scheinen sie alle nach dem Rhein zu führen, denn hier ist wieder das neue Rathaus mit dem Denk-

Digitized by Google

male des unter dem Namen Jan Wellem recht volkstümlich gewordenen Kurfürsten Johann Wilhelm II. Da man niemals genau wissen kann, wie die Nachwelt über einen denkt und was sie für einen tut, so besorgt man die Ausführung eines Lieblingswunsches am besten selbst, wenn es eben geht. Deshalb hat sich Jan Wilhelm vorsichtigerweise zu seinen Lebzeiten selbst ein sehr hübsches Reiterstandbild von Zinkbronze auf dem Marktplatze gesetzt, das nun schon bald zweihundert Jahre den Stürmen der Zeit getrotzt hat.

Gleich nördlich vom Rathause befindet sich die Kurze Straße, wirklich sehr kurz, denn sie ist nur einen Block lang, aber in dem Hause No. 15 dieser kurzen Straße wurde am 12. Dezember 1799 Heinrich Heine geboren.

„Es giebt Herzen, worin Scherz und Ernst, Böses und Heiliges, Glut und Kälte sich so abenteuerlich verbinden, daß es schwer wird, darüber zu urteilen," sagt Heine selbst.

Auch zum Urteile über Heine sind die Akten noch lange nicht geschlossen. Ob die Düsseldorfer stolz darauf sind, daß Heine in ihrer Stadt geboren wurde? Ein Denkmal haben sie ihm jedenfalls noch nicht gesetzt.

Später wohnte die Familie Heine einen Block weiter südlich, in der direkt auf den Marktplatz mündenden, breiteren, längeren und wahrscheinlich angenehmeren Straße, No. 53 Bolkerstraße.

In derselben Straße, No. 6, wohnte auch der begabte, unglücklich verkommene Christian Diedrich Grabbe eine Zeitlang, und hier machte er die Bekanntschaft Heines.

Was über den armen Grabbe alles gelogen ist! Man sagt zwar: „Lügen haben kurze Beine," aber es heißt auch: „Während die Wahrheit die Stiefel anzieht, hat die Lüge schon hundert Meilen gemacht." Ich sah 1870 bei Ernst von Bandel, dem Schöpfer des Hermannsdenkmals, eine Büste von Grabbe, von Bandel selbst modelliert, und er erzählte mir so manches von dem Unglückskinde, daß ich immer großes Interesse für ihn behielt.

Er ließ sich rückhaltlos gehen, und ging wohl oft darüber hinaus was man ein fideles Haus nennen könnte. Hatte er doch in einem seiner Werke die Devise prominent hingestellt:

Wer nicht Zoten reißen kann,
Ist fürwahr kein Ehrenmann

und an zynischen, verrückten Auslassungen fehlt es bei ihm nicht. Im „Goethe- und Schillerarchiv" in Weimar sah ich einen Brief (im Glaskasten, anfassen und abschreiben polizeilich verboten, schade!) von Grabbe an Goethe, dem er ein paar seiner Werke zuschickte, mit der Bemerkung, daß er oft recht verwegen und rücksichtslos sich darin ausgedrückt habe und

Digitized by Google

deshalb fürchtete ꝛc. Kurz, es war, so weit die erste Seite es beurteilen ließ, ein recht bescheidener, fast schüchterner Brief, in dem er von dem Dichterfürsten milde Beurteilung und gut Wetter erbat. Christlich humane Literaturhistoriker sagten ihm nach, daß die im Uebermaß genossenen Spirituosen vulkanisch in seinem Innern tobten, daß er an verbrannten Eingeweiden gestorben sei.

Heine indessen behauptete, daß ein Trinker keine Werke schreibe wie „Don Juan", „Faust", „Die Hohenstaufen", „Hermannsschlacht" und „Napoleon". Die Mutter hätte ihn wohl gegen „dat Supen" gewarnt; er trank wohl, aber er war kein Trinker. Der arme Kerl hatte sich heiraten lassen, und als sie ihn glücklich geangelt hatte, mußte das Fischchen arg zappeln. Sie liebte ihn ungeheuer, und als das Dienstmädchen aus der Sterbekammer herunter kam und ihr erzählte, daß Grabbe eben verschieden sei, klappte sie in die Hände und sagte zu einem anwesenden Besucher: „Topp! Das ist gut, daß der Unhold tot ist! Nun kommen Sie, Herr S., nun wollen wir einen guten Kaffee machen, da sollen Sie hierbleiben. Also endlich!" Ne nette Leichenrede vom liebenden Weibe. Wenn er sie noch gehört hätte, so hätte er sich gewiß darüber gefreut, denn für höheren Ulk war er der richtige Mann.

Er wurde von der Kritik arg mitgenommen, hatte aber keine hohe Meinung von den Kritikastern; er zeichnete sie als Leute, die für den Genius mühselig die Schranken ziehen, und sie just so weit machen, wie ihr eigenes Gehirn, also sehr enge. Das Genie tritt herein, findet sie jämmerlich schmal, zerbricht sie und wirft sie den Kritikastern an den Kopf, daß sie heulend aufschreien. Wenn der gemeine Hause dies Gezeter hört, so sagt er in der Einfalt seines Herzens: „Sie kritisieren!"

Empfindlich war er nicht, schön auch nicht; er hat in seinem Werke „Scherz, Satire, Ironie" ein Bild von sich gezeichnet, welches ihn so darstellt, wie er wußte, daß seine guten Freunde ihn malten.

Also, er kommt nachts mit einer Laterne durch den Wald und nähert sich dem Hause des Schulmeisters. Wie der ihn kommen sieht, läßt er seinem Unwillen freien Lauf: „O, so schlage doch der Henker herein! Kömmt mir der Kerl noch so spät in der Nacht durch den Wald, um uns den Punsch aussaufen zu helfen. Das ist ja der vermaledeite Grabbe, oder wie man ihn eigentlich nennen sollte, die zwergigte Krabbe, der Verfasser dieses Stückes."

„Er ist so dumm wie ein Kuhfuß, schimpft auf alle Schriftsteller und taugt selber nichts — hat verrenkte Beine, schielende Augen und ein fades Affengesicht."

Nun, ein Denkmal hat man dem genialen Grabbe nicht errichtet, nicht einmal ein Gedenktäfelchen bezeichnet, daß er einst an der Volkerstraße No. 6 in Düsseldorf gewohnt hat, und wenn man es nicht weiß und nach

Digitized by Google

seiner Geburtsstadt Detmold kommt, so kann man lange fragen, bis man jemanden findet, der weiß, wo das Haus steht, in dem Grabbe geboren wurde. Es steht immer noch, der Steinbau mit fünf Fenstern Front und dem Mansardendache an der Bruchstraße, und wird heute das Wißmann'sche Haus genannt und von dem Gymnasiallehrer Osterhaus bewohnt.

Ueber Grabbe sind die Fluten der Vergessenheit zusammengeschlagen, jedoch über seinen Straßennachbar Heine zucken noch immer die Blitze, tost der Sturm und schäumt das Meer, das nicht zur Ruhe kommen kann. Die einen lassen ihn auf sonnigen Ruhmespfaden wandeln, als unserer Größten einer und hüllen ihn in eine Weihrauchwolke; die anderen sehen ihn im tiefsten Kote waten, als Verführer der deutschen Jugend, so schmutzig gemein, daß „Asa Foetida" gerade den rechten Geruch für die ihn umgebende Atmosphäre gäbe.

Daß die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich eine Bewunderin Heines war und ihm ein herrliches Denkmal im Achilleion errichtet hatte, daß hingegen die deutsche Kaiserin Heine und seine Werke durchaus nicht hochachtet und daß der Kaiser befohlen hat, Heines Statue von Korfu zu entfernen, und durch — ich weiß nicht wen — zu ersetzen, wirbelt die Diskussion über seinen Wert oder Unwert von neuem auf.

Bald erscheint er dem angstvollen Auge als der tollste Geselle, der im 19. Jahrhundert nicht bloß durch die deutsche Literatur sondern durch das deutsche Leben gegangen; ein Seelenvernichter und Seelenvergifter, als Vater der Dekadenz, literarisch, politisch und sozial, der unzählige Keime hoffnungsvollen deutschen Lebens vernichtet hat; der angreift, was Deutschland groß und stark gemacht hat und der hoch erhebt, was heute noch ein fressender Schaden in Deutschland ist.

Dem weniger Befangenen erscheint er als nach oder mit Goethe der größte deutsche Lyriker, dessen Lieder in allen Händen und nicht wenige im Munde des Volkes sind, ein Dichter von eminenter Begabung, dem ungemeine Kraft der bildlichen Rede zu Gebote steht, der über seine Reisebilder einen unwiderstehlichen Zauber ausgießt, ein Dichter von großem Talent und wahrem Gefühl.

Es muß wohl noch viel Wasser im Rheine an Düsseldorf vorbeifließen, bis sich zwischen den Extremen, die Heine als Abgott auf den Altar der Dichtkunst erheben und denen, die in ihm gar keinen ordentlichen Dichter sondern einen jüdischen Macher sehen, das wahre, reine Urteil geklärt hat. In der Zwischenzeit hat man in New York im Central Park einen Führer nötig, wenn man Heines Denkmal finden will, und selbst mit einem Führer ist man noch nicht sicher, daß man es findet.

Wenn es nun auch scheint, daß die Düsseldorfer nicht genug Lokalpatriotismus haben, um für Heines Stellung im Parnaß eine Lanze zu brechen, so sind sie umso eifriger, die guten Seiten und Vorzüge ihrer be-

Digitized by Google

haglichen Stadt ins hellste Licht zu stellen. Auf ihre schönen Kirchen, öffentlichen Gebäude, Monumente, Parks und Straßen, auf den herrlichen Rhein mit seinen Schiffen und Booten, Böschungen und Anlagen, die majestätische, lustige Brücke sind sie nicht wenig stolz; auch der Zoologische Garten, den eine künstliche Ruine, ein großes Restaurant, mäßige Anzahl von Tieren und ein wieder vom Düsselbache gelieferter Teich zieren, erregt ihr Wohlgefallen; aber außerdem haben sie hier etwas Großes, ja etwas „Größtes".

So sagen sie wenigstens, nämlich das Apollotheater, das größte deutsche Varietetheater, das, in Verbindung mit dem Artushofe, einer der größten Unterhaltungsplätze der Welt ist. Im modernisierten Barockstil erbaut, macht es wirklich bei der reichen elektrischen Beleuchtung, einen feenhaften Eindruck, den man der Breite der Graf Adolf-Straße und der Königsallee wegen, an denen es gelegen ist, ganz und voll genießen kann.

Der Artushof zieht sich in die Aderstraße hinein und bietet so ungefähr alles, was man von einem Vergnügungslokale nur verlangen kann, als da sind: Automaten, Entoskopen, Photographen, Ausstellung, Stereorama, Panorama mit Kolossalgemälden, Irrgarten und der Uraniasaal; dann befindet sich darin ein Hotel, Tennisplätze (findet man jetzt überall in Deutschland), Dachgärten, Wein- und Bierrestaurants, und das alles bedeckt nahezu drei Acker.

Wenn nun jetzt der Düsselbach noch ein übriges getan hätte und Wasser für einen anständigen See geliefert, und noch ein bißchen „Roller Coaster", „Shoot the Chute", „Scenic Railway" und Bootfahren, und Tanzsäle da wären, so müßte Col. Ike Martin in Cincinnati beinahe bange werden, daß der Düsseldorfer Apollo und Artus dem Chester Park über wären, aber wie die Sache jetzt liegt, kann Chester Park die Palme über alle Vergnügungsplätze des Kontinents davontragen.

Was würde wohl eine Schwester der christlichen Temperenzler zu dem zweiten Gegenstand besonderen Stolzes der Düsseldorfer sagen, wenn sie erführe, daß es ein Lokal ist, in dem eher alles andere als das Lieblingsgetränk der Abstinenzvereinler verzapft wird?

Die städtische Tonhalle in der Tonhallenstraße ist ein riesiges Lokal mit großen Konzertsälen, Restaurant und Gartenwirtschaft, in der zuweilen gute Musik, aber zu allen Zeiten gute Speisen und Getränke zu haben sind. Der Garten mit seinen Tausenden von elektrischen Lichtern, Blumen und Büschen, Verandas und kosigen Nischen, in denen ein paar tausend Männlein, Weiblein und Kindlein vergnügt und zufrieden essen, trinken und fröhlich sind, die brillant erleuchteten Säle, die geschäftigen, kräftigstämmigen Kellnerinnen, die trotz ihres zur Fülle neigenden Wuchses flink und geschickt mit hoch aufgebauten Speiseschüsseln und sicher gefaßten

Digitized by Google

Krügen durch das Gedränge voltigieren, alles das macht einen recht anheimelnden, gemütlichen Eindruck.

Spricht ein kluger Mund,
Wein sei nicht gesund,
Ei, so trink er keinen!
Doch mir will es scheinen,
Der den Geist erfreut,
Tut dem Leib kein Leid.

Wir lassen jeden nach seiner Fasson selig werden, aber es kann uns doch leid tun, zu wissen, welch herrliche Genüsse der Freundschaft, Geselligkeit, Gemütlichkeit und Begeisterung den Wassermännern und Wasserfrauen auf ewig ein Buch mit sieben Siegeln bleibt.

Liebesfrühlingsonnenschein freuet Jung' und Alte.
Junge Rebe, alter Wein, daß euch Gott erhalte!

Digitized by Google

Köln.

Hold faſt, do kölniſche Boor,
Bliv bie't Rik, fall foet oder fur!
(Halte feſt, du kölniſcher Bauer,
Bleib' beim Reich, es falle ſüß oder ſauer.)

Warum dieſer Mahnruf am Eigelſteiner Thor — ein drohend daſtehendes Ueberbleibſel der alten, ſtarken Feſtungswerke, das jetzt jedoch, mit ſchönen Anlagen umgeben, einen freundlichen, anziehenden Anblick gewährt — dem Kölniſchen „Bauern" ſtatt dem Kölniſchen Bürger zugerufen wird, das beruht wohl auf einer allmählichen Verwiſchung der Erinnerung an den Urſprung der Bezeichnung der Stadt. Als römiſche Kolonie ſchon vor Chriſti Geburt gegründet, hieß der Ort Colonia Agrippinenſis; nachdem der Schwanz abgeſtoßen war, vergaß man die eigentliche Bedeutung des Namens Colonia und brachte ihn nach und nach in Verbindung mit Colonus, d. h. Bauer, und ſo entſtand der Kölniſche Bauer, alſo eigentlich ein doppelter Bauer, ein lateiniſcher Bauer, und als ſolches Unikum wohl berechtigt, als Wahrzeichen Kölns angeſehen zu werden.

Wenn der Kölniſche Bauer als Schildhalter auf der einen Seite des Wappens ſteht, welches auf der anderen Seite von der „Kölner Jungfrau" gehalten wird, ſo ergiebt ſich eine Kombination von Stärke und Schönheit, deren Eindruck ſich noch erhöht, wenn man daran erinnert wird, daß bei der Herſtellung des wunderbar fein duftenden Kölner Waſſers, auch Eau de Cologne genannt, den Kölner Jungfrauen ein bedeutender Anteil bei der Rohproduktion des Fabrikationsmaterials zugeſchrieben wurde.

Die Fahrt von Düſſeldorf nach Köln nimmt auf der Eiſenbahn nur 1½ Stunden in Anſpruch — auf dem Rhein hinauf würde ſie viermal ſolange dauern, aber da der Endpunkt und das Ziel der Fahrt das Intereſſanteſte war, ſo zog ich die kürzeſte Route vor. Bei einer meilenweiten Entfernung von der Stadt hob ſich die maſſige Form des Kölner Doms gegen den blauen Himmel ab, und ich bin mir noch nicht ganz klar darüber, ob der ſchönſte Anblick des rieſigen Bauwerks nicht der aus der Ferne iſt.

Es iſt gewiß richtig, daß, wenn mitten darin, man den Wald vor Bäumen nicht ſieht, und wenn man ganz in der Nähe des Domes oder darin iſt und die ungezählte Menge der Einzelheiten betrachtet, mit ihrem Wirrwarr von Säulen, Spitzen und Türmchen, Ornamenten u. ſ. w., ſo

Digitized by Google

bekommt man keinen klaren Ueberblick, ſondern wird von der Flut der Eindrücke faſt erdrückt.

Von Deutz führt eine 1360 Fuß lange und 52 Fuß breite Eiſenbahnbrücke an das linke Rheinufer, die mit dem, was darum und daran hängt, mehr als drei Millionen Dollars gekoſtet hat. Ja, was daran hängt und für die eigentlichen Zwecke der Brücke nicht notwendig wäre, hat viel Geld gekoſtet. Aber man giebt hier in Deutſchland etwas auf Schönheit in öffentlichen Bauten, und ſo iſt auch dieſe Brücke ein monumentaler Bau mit rieſigen turmartigen Strompfeilern und zwiſchen dieſen in der Mitte ſtehen die Reiterſtandbilder Friedrich Wilhelm IV. auf der Kölner Seite

Der Kölner Dom.

und Wilhelm I. auf der Deutzer Seite. Die gewaltige Brücke iſt indeſſen für den Verkehr nicht hinreichend und wird binnen kurzem erweitert werden. Kaiſer Wilhelm, bekanntlich ein Univerſalgenie, hat ſich die Pläne vorlegen laſſen und die nötigen Veränderungen und Verbeſſerungen angeordnet, die beſonders darauf hinausgehen, daß auch ſein Reiterſtandbild in ſymetriſcher Anordnung als dritter im Bunde die Brücke ſchmücken wird. Er hat ſchon im vorigen Winter öfter Modell geſeſſen oder geſtanden, und da er ſolche Sachen aus ſeiner Privatkaſſe bezahlt, ſo können ſich die Kölner nur darüber freuen, und die Berliner haben Unrecht, ihre ſchnodderigen Bemerkungen darüber zu machen, daß der Kaiſer ſich ſchon

Digitized by Google

bei Lebzeiten aushauen läßt. Ist auch gar nicht wahr, denn das Standbild wird nicht ausgehauen, sondern aus Bronze gegossen.

Uebrigens hat er in Düsseldorf einen Vorgänger, denn der Jan Willem ließ sich auch bei Lebzeiten in Zinn gießen, und obgleich es schon lange her ist, ehren die Düsseldorfer sein Andenken heute noch.

Köln hat eine Bevölkerung von nahezu einer halben Million Einwohner und nimmt einen Flächenraum von 28,000 Acker ein, während Berlin mit seinen 2,100,000 Einwohnern auf 19,000 Acker beschränkt ist.

Eisenbahnbrücke in Köln.

Als Köln sich vor 20 Jahren die naheliegenden Dorfschaften eingemeindete, stieg die Bevölkerung um 100,000 Seelen — gerade wie in Cleveland. Von den Einwohnern sind etwa 350,000 Katholiken, 1500 Juden und die übrigen Protestanten.

Beinahe 400 Jahre lang waren die Mauern der Stadt gegen die Juden verschlossen, von 1424 bis nach dem Ausbruche der französischen Revolution und dem französischen Erlasse des Kommissärs im Jahre 1797. Der Erzbischof Moers hatte den Juden Rechte eingeräumt, welche die Privilegien der Bürger verletzten und die Stadt rächte an den Juden,

Digitized by Google

was der Erzbischof verfehlt hatte. Möglich indessen, daß das betreffende Gesetz nur so erfolgreich war, wie die Temperenzgesetze in Maine.

Die alte, ehrwürdige Stadt hatte in alten Zeiten — und auch wieder in der Gegenwart — viel, worauf sie stolz sein kann, aber ganz Deutschland kann stolz darauf sein, daß die alten Kölner schon im Jahre 1513 eine „Habeas-Corpus“-Akte erttrotzten, welche die Engländer erst 1679 erkämpften. Weder bei Tag noch bei Nacht durfte ein Bürger oder Eingesessener von Köln aus seiner Bürgerfreiheit mit Gewalt geholt, noch auf der Straße angetastet und ergriffen werden, wenn er nicht vorher über seine Missetat verhört wäre, oder dieselbe stadtkundig sei. Nur wenn das Vergehen Leib und Leben betraf, oder einer auf frischer Tat gegen einen Mitbürger ertappt wurde, konnte er sofort verhaftet werden. Die Bürger hatten schon im Jahre 1396 durch einen kühnen Handstreich der Patrizierherrschaft ein Ende gemacht und sich selbst eine Verfassung gegeben, die allerdings der kaiserlichen Genehmigung bedurfte. Als tüchtige Handelsleute wurde die Genehmigung nicht erkämpft, sondern erkauft.

Dem Kaiser Sigismund, der von dem Burggrafen von Nürnberg Geld gepumpt und die Mark Brandenburg als Pfand gegeben, und der auf seine Krone von einem Nürnberger Bürger eine schöne Summe geborgt und der immer Geld nötig hatte, ließ sich für die Bestätigung (nach unserem Gelde) 1,200,000 Mark zahlen, und sein Nachfolger, der feuchtfröhliche, trunkfeste König Wenzel, genehmigte die neue Lage der Dinge für ein Sühngeld von 4,400,000 Mark. Als nach der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien der Handelsweg von China und Ostindien nicht mehr über Venedig und die Nordsee ging, sondern direkt nach diesen Ländern seinen Weg fand, da nahm es mit der Größe und Herrlichkeit Kölns bald ab.

Varnhagen von Ense beschrieb Köln 1793 als ein „düsteres, in Schmutz, Vorurteil und Aberglauben versunkenes Pfaffennest“ und in einem anderen Berichte heißt es: „Die Düngerhaufen liegen tagelang auf den Straßen; es giebt keine Straßenbeleuchtungen, das Pflaster ist so elend, daß es an finsteren Abenden eine Gefahr für Hals und Beine ist. Es ist auch unsicher, denn alle Wege sind mit hungerndem Volk angefüllt. Die Bettler bilden eine große Gilde, die auf 5000 Köpfe geschätzt wird, die bis zum Mittag an den Kirchtüren sitzen oder liegen. Viele haben Stühle, und der Besitz eines solchen Stuhles wird als sichere Rente betrachtet und dem Bettlerkinde als Aussteuer angewiesen. Wenn sie an der Kirche fertig sind, dann ziehen sie in die Häuser, um Mittagskost zu fordern — — eine grobe, bösartige Bande.“

Ob es wirklich so schlimm gewesen ist? Sicher ist, daß die öffentlichen Gebäude und die prächtigen Kirchen sich im elendesten Zustande befanden — ein Bild des Domes aus dem Jahre 1780 macht einen gruseln — und

Digitized by Google

daß fast ein Drittel der Bevölkerung in menschenunwürdigen Höhlen lebte und aus öffentlichen Mitteln unterstützt werden mußte. Zu jener Zeit hatte Köln 45,000 Einwohner, 150 Kirchen, Kapellen und Klöster und 7450 Häuser — und was für welche zum Teil! Die ganzen Gebäulichkeiten waren nach genauer Abschätzung für fünf Millionen Dollars gewertet.

Und jetzt, nach etwas über 100 Jahren, welch eine große, herrliche Stadt erhebt sich am Ufer des Rheins! Voll stammender Bewunderung und heller Freude möchte man die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen und Gott danken, daß man einem Volke entsprossen ist, das solche urwüchsige Regenerationskraft so wunderbar betätigt.

Den ersten Anstoß zur Erneuerung der alten Herrlichkeit Kölns, seiner Entwicklung zu seiner jetzigen Größe, erhielt die Stadt von den Franzosen, die im Jahre 1794 mit den beschränkten, bigotten Ansichten der Einwohner gründlich aufräumten. Denn nicht nur die Juden waren die Opfer gewesen, auch alle anderen, die sich nicht zur katholischen Kirche bekannten, wurden als minderwertige, nicht wünschenswerte Elemente betrachtet und demgemäß behandelt. Den Protestanten war die Erwerbung des Bürgerrechtes versagt, sie durften keinen Kleinhandel betreiben, auch der Spediteurshandel war ihnen verboten, keinen Grundbesitz ihr eigen nennen und hatten nicht die Erlaubnis, protestantischen Gottesdienst öffentlich abzuhalten — als Kompensation für diese Privilegien, die sie nicht hatten, legte man ihnen die angenehme Pflicht auf, mehr Steuern bezahlen zu müssen als die rechtgläubigen Katholiken.

Die Einwohner sind ja immer noch in erdrückender Majorität Katholiken, aber der frische Luftstrom der Franzosen fegte die Bettler von den Kirchhöfen und Straßen, und die Spinnweben aus den Köpfen der Kölner und die Bekenner aller Religionssysteme leben in Frieden und Freundschaft und arbeiten in der schönsten Eintracht zusammen daran, die alte Stadt immer größer, schöner und reicher zu machen.

Die Protestanten sind ebenso stolz wie die Katholiken auf die herrlichen katholischen Kirchen, und wenn die Kaiserglocke „Gloriosa", die 50,000 Pfund wiegt und aus 22 französischen Geschützen gegossen wurde, vom Südturme des Domes ihre Töne über die Stadt erklingen läßt, so fühlen sie, daß die Inschrift der Glocke ihnen allen aus dem Herzen kommt:

Die Kaiserglocke heiß ich,
Des Kaisers Ehre preis' ich,
Auf heil'ger Warte steh ich,
Dem Deutschen Reich erfleh ich,
Daß Fried' und Wehr
Ihm Gott bescher!

Man sagt den Kölnern nach, daß sie ein etwas schwerfälliges, langsam sich bewegendes Völkchen seien, das immer Zeit und niemals Eile

Digitized by Google

hat, das selbst während der leichtlebigen, feuchtfröhlichen Narrenzeit das Vergnügen mit einer gewissen Ruhe und Grandezza feiert.

Das kann sein, aber es ist unzweifelhaft, daß in Deutschland nur Köln allein den echten Geist des Karnevals, seinen Witz und Humor, seinen Spott und seine Satire, seine Ausgelassenheit und seine notwendigen Grenzen der lustigen Ungebundenheit erfaßt hat und in immer neuen Formen manifestiert.

Daß sie es auf den Straßen mit dem Rennen und Laufen nicht so eilig haben wie die New Yorker und Berliner, ist wohl wahr; sie laufen sich nicht außer Atem und können deshalb angestrengter arbeiten.

Denn jetzt müssen die Kölner selbst arbeiten. Die schöne Zeit der Heinzelmännchen ist vorüber; wie die naschhafte Neugier unserer Stammmutter Eva dem ganzen Menschengeschlechte den Segen der Arbeit verschaffte, so verursachte die Neugier einer Schneiderfrau, daß die Kölner ihre Arbeit wieder selbst tun mußten und nun statt der 5000 Bettler ein reiches, wohlhabendes Bürgertum haben.

Nur wenige Schritte vom Dome entfernt, an der Straße „Am Hofe", stellt der reizende Heinzelmännchenbrunnen die Episode dar, wodurch die kleinen fleißigen Arbeiter vertrieben wurden.

Früher, so erzählt Kopisch, ging es hier her, wie im Schlaraffenlande:

Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem,
Denn, war man faul — man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich.
Da kamen bei Nacht,
Eh' man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klopften und lärmten,
Und rupften,
Und zupften,
Und hupften und trabten,
Und putzten und schabten,
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht,
War all sein Tagwerk — bereits gemacht.

Das ging nun gut, bis sie einmal für einen faulen Schneider während der Nacht den Staatsrock für den Bürgermeister fertig gemacht hatten und seine Frau bald vor Neugier platzte, zu erfahren, wie die Geschichte eigentlich zuginge. Der Dichter erzählt:

Neugierig war des Schneiders Weib,
Und macht sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die and're Nacht,
Die Heinzelmännchen kommen sacht,
Eins gleitet aus,
Schlägt hin im Haus.

Digitized by Google

Sie gleiten von Stufen
Und plumpsen in Kufen;
Die fallen
Mit Schallen,
Sie lärmen und schreien
Und vermaledeien.
Sie springt herunter auf den Schall
Mit Licht: husch, husch, husch! — verschwinden all

und seit der Zeit haben sie sich in Köln nicht mehr sehen lassen.

Die Stadt hat eine Anzahl hervorragend schöner Denkmäler. Sie ist freilich damit nicht so überreich gesegnet wie Berlin, wo schon bald kein Platz mehr für die Aufstellung neuer Denkmäler ist. Als beim Bau der neuen Untergrundbahn vom Ziethenplatze nach dem Hansvogteiplatze ein Fremder fragte, was denn hier für Ausgrabungen gemacht würden, erzählte ihm ein Berliner: „Oben uff det Land is keen Platz nich mehr vor de Denkmälers, un buddeln se Löcher in de Erde, so dat se unterirdisch Denkmälers uffstellen können!"

Ein prachtvolles Denkmal wurde Kaiser Friedrich am Rheinufer, hier Kaiser-Friedrich-Ufer genannt, errichtet. Weithin vom Rheine aus sichtbar, bietet sich von seinem Sockel aus ein wundervoller Anblick über das bewegte Bild des Stromes mit seinem geschäftigen Treiben, den Dampfern und Booten, den Werften und Lagerhäusern, den Badeanstalten und Schwimmplätzen, der majestätischen festen Brücke und der großen Schiffsbrücke, der gegenüberliegenden Stadt Deutz mit den Ueberbleibseln des alten römischen Kastells.

Zur weiteren Erinnerung an die große Zeit finden wir die Denkmäler von Kaiser Wilhelm und der Kaiserin Auguste, von Bismarck und Moltke, auch das Friedrich Wilhelm III. auf dem Heumarkte 1874 von den „dankbaren Rheinländern", zum Andenken an die fünfzigjährige Einverleibung der Rheinprovinz in den preußischen Staat, errichtete Denkmal ist eine Reminiszenz aus dieser Zeit. Es wurde aus Kriegsmaterial verfertigt, welches im deutsch französischen Kriege erbeutet war, hat eine viertel Million Dollars gekostet und ist, so wird wenigstens behauptet, das größte aller Bronze-Reiterstandbilder.

Aehnlich wie bei Rauchs wundervoller Schöpfung des Denkmals des alten Fritz, Unter den Linden in Berlin, umgiebt den Sockel des Denkmals in Ueberlebensgröße eine Blumenlese von berühmten Zeitgenossen des Königs, Generäle, Staatsmänner, Gelehrte und Dichter, deren Anzahl noch durch Darstellungen auf Reliefs, unterhalb der Figuren, bedeutend vergrößert wird. Auf dem Alten Markt illustriert der Jean van Werth Brunnen die Wahrheit des Shakespeare'schen Ausspruches, daß im Menschenleben immer mal eine Zeit kommt, wo man zum Glücke kommen

Digitized by Google

kann, wenn man die Gelegenheit rechtzeitig erfaßt, wenn aber nicht — na, dann hat man es eben verpaßt.

So erzählt man von Jean van Werth, daß er in Köln auf dem „Krümp'schen Hofe" als Knecht diente und die Tochter des Hofes, Grete, freien wollte. Jungfer Grete war aber zu stolz, einen Knecht zu heiraten, und der verschmähte Liebhaber ließ sich unter die Soldaten anwerben und brachte es bis zum General. Als er nun einst an der Spitze seiner Reiter nach Köln zurückkehrte, da saß die altgewordene Grete am Tore, verkaufte Aepfel und röstete Kastanien. Im Vorüberreiten sagte der General zur alten Jungfer: „Griet, wer et doch jedahn hett!" und das alte Mädchen antwortete melancholisch: „Ja, Jan, wer et doch gewußt hätt!"

Jean van Werth Denkmal.

Hoch oben steht Jean als stolzer Reitergeneral, unter ihm am Postamente sind auf Reliefbildern Darstellungen dieser Episoden und an zwei anderen Seiten sind die Kölnische Jungfrau und der Kölnische Bauer in prächtigen Figuren dargestellt.

Wenn die Grete so ausgesehen hätte, so wäre es dem Jean nicht zu verargen gewesen, daß er ein Auge auf sie geworfen; ein wahres Blitzmadel diese Kölnische Jungfrau. Im Gegensatz zu dieser weltlichen Sage stellt der Hermann Joseph Brunnen am Waidmarkt eine religiöse Legende dar. Hermann Joseph, ein frommer Knabe, reicht dem Jesuskinde einen Apfel dar, welchen die

Digitized by Google

Gottesmutter freundlich annimmt. Hermann Joseph wurde vor etwa 800 Jahren in Köln geboren und zeichnete sich durch große Frömmigkeit und Wundertätigkeit aus. Er wurde auch beinahe heilig gesprochen, aber die Sache muß doch wohl einen Haken gehabt haben, denn sie ist nicht zu einem glücklichen Abschluß gekommen. Obgleich er nun nicht der St. Hermann-Joseph ist, so ist doch seine Verehrung als Seliger gestattet und jährlich wird in zwei Kölner Kirchen, wo sich Reliquien von ihm befinden, sein Fest gefeiert.

Was Reliquien anbetrifft, so steht Köln in der Reichhaltigkeit der Auswahl und der Bedeutung für die gläubige Christenheit und der Kostbarkeit der Aufbewahrungsplätze wohl einzig da.

Selbst zu der Zeit, als die Bettlergilde Kölns sich auf 5000 Mitglieder bezifferte, und fast ein Drittel der Bevölkerung in menschenunwürdigen Höhlen wohnte, besaß die Stadt einen Reichtum an Schätzen besonderer Art, wie ihn in gleicher Größe wohl außer Rom keine Stadt je in ihren Mauern barg — Gebeine von Heiligen.

Schon im Jahre 1164 brachte der Kanzler des Kaisers Friedrich Barbarossa, der Erzbischof Reinold von Dassel, die Reliquien der heiligen drei Könige aus dem eroberten Mailand nach Köln und machte dadurch die Stadt zu einem Hauptziele der gläubigen Christenheit.

In der Schatzkammer des Domes steht der Dreikönigenschrein, ein Meisterwerk mittelalterlicher Goldschmiedekunst, in der Form einer dreischiffigen Basilika.

Der Schrein ist nahezu fünf Fuß hoch, mit 1450 Edelsteinen, Gemmen und Kameen, besetzt und hat den Ruhm, das größte und vorzüglichste Meisterwerk der Goldschmiedekunst jener Periode zu sein.

Der ganze Bau des Domes ist dem Bestreben zu verdanken, diesen hochgeschätzten Gebeinen ein kostbares, würdiges Gotteshaus zu errichten.

Ebendaselbst befindet sich der Schrein des heiligen Engelbert, aus getriebenem, reich vergoldetem Silber kunstvoll hergestellt, auf dem Deckel seine Figur und an den Seiten Engel mit Lorbeerkranz und Myrtenzweig.

Ferner befinden sich hier drei Dornen aus des Heilands Dornenkrone und der Stab des Apostels Petrus. In dem Kapellenkranze des Chores finden wir die Grabmäler einer ganzen Anzahl von Kölner Erzbischöfen und die Gebeine der heiligen Irmgardis.

In der Michaeliskapelle hängt das weltberühmte Dombild, von Stephan Lochner gegen 1450 gemalt, die Anbetung der heiligen drei Könige darstellend.

Wenn Albrecht Dürer auf seiner Reise von Nürnberg nach Holland kein so eingehendes, interessantes Tagebuch geführt hätte, wie er glücklicherweise zu führen Zeit und Lust fand, so wüßten wir wahrscheinlich heute den Namen des Malers des Bildes nicht. Das ganze Bild ist ein

Digitized by Google

Flügelaltar — die zwei Seitenflügel schließen über dem Mittelstück, so daß von dem Bilde nichts zu sehen ist, bis die Flügel zurückgeschlagen sind, und Dürer schreibt in seinem Tagebuche, daß er zwei Weißpfennige gab, um die Tafel aufsperren zu lassen, die Meister Stephan zu Köln gemacht hat.

Die St. Gereonskirche, an der Gereonstraße, enthält die Gebeine der thebäischen Märtyrer, die der fast ganz aus Christen bestehenden thebäischen Legion angehörend, sich weigerten, an dem Einfangen der Christen, zur Zeit der Christenverfolgungen unter Kaiser Diokletian, teilzunehmen und deshalb niedergemetzelt wurden. An ihrem Todestage, als welcher der 10. Oktober gilt, wird durch Ausstellung der Reliquien und andere religiöse Feierlichkeiten ihr Andenken gebührend geehrt.

Die goldene Kammer in der St. Ursulakirche, am Ursulaplatze gelegen, birgt drei große Reliquienschreine der heiligen Ursula, Aetherius und Hippolitus, zahlreiche wertvolle Reliquien und unter anderen auch einen 14 Zoll hohen Alabasterkrug von der Hochzeit von Kana. Leider läßt sich weder durch den Geruch noch durch chemische Untersuchungen nachweisen, ob wirklicher Wein oder ungegorener Traubensaft das Wasser bei diesem fröhlichen Hochzeitsfeste ersetzt habe.

Die heilige Ursula und mit ihr 11,000 Jungfrauen fielen auch, wie die Thebäer, den Christenverfolgungen unter Kaiser Diokletian zum Opfer — die bösen Historiker behaupten allerdings, es seien nicht 11,000 sondern nur 11 ursulanische Jungfrauen gewesen, die den Märtyrertod erlitten und hier begraben wurden.

Der Entdecker der Grabstätte der heiligen Ursula war der heilige Kunibert, dem sich einst bei seiner Andacht in der Ursulakirche eine Taube aufs Haupt setzte und die dann von dort auf eine Grabstätte flog und sich niedersetzte. In den dort ruhenden Gebeinen glaubte man auf diesen göttlichen Fingerzeig hin die Gebeine der heiligen Ursula gefunden zu haben.

In der dreitürmigen St. Kunibertskirche werden nun in großen Reliquienschreinen die Gebeine St. Kuniberts und des heiligen Ewalds aufbewahrt.

Im Andreaskloster, an der Komödienstraße, befinden sich die Gebeine der makkabäischen Brüder und ihrer Mutter Salome, die schon mit den Gebeinen der heiligen drei Könige aus Mailand nach Köln gekommen sein sollen.

In einer Kapelle dieses Klosters befinden sich in einem vergoldeten Holzschreine (den massiv-silbernen hatten die Franzosen eingeschmolzen) die sterblichen Ueberreste des großen Gelehrten Albertus Magnus, der neue Aristoteles, der 1280 in Köln starb, nachdem er das ganze Wissen seiner Zeit in fast allen Zweigen gewaltig vorwärts geschoben hatte.

Digitized by Google

Die Legende erzählt, daß er in seiner Studienzeit von einer Art Stumpfsinn befallen sei, so daß er alles, was er an einem Tage gelernt, am nächsten Tage vergessen hatte. Schon hatte er deshalb den Entschluß gefaßt, keine weitere Zeit mit dem nutzlosen Versuche zu vergeuden, Gelehrsamkeit zu erwerben und aus dem Kloster zu entfliehen, als ihm in der Nacht die Himmelskönigin erschien und ihm auf seinen Wunsch die Bitte gewährte, die umfassendste Weltweisheit zu bemeistern. Damit er nun aber nicht glaube, daß er diese Kenntnisse alle aus eigener Kraft erworben habe, so wurde ihm verkündet, daß er vor seinem Tode alle seine Wissenschaft wieder verlieren werde. Und zwei Jahre vor seinem Tode soll ihn wirklich sein Gedächtnis wieder vollständig verlassen haben. So unangenehm und bedauerlich nun auch eine solche Geschichte ist, so ist sie doch in einem Glasgemälde in der Albertuskapelle zum Nutzen für die Nachwelt dargestellt und ein kurzer Spruch erhält sie im Volke lebendig, denn es heißt: „Albert wird plötzlich aus einem Esel ein Philosoph und später aus einem Philosophen wieder ein Esel."

An der Ecke der Schnurgasse und vor den „Siebenbürgen", in einer Kirche, St. Maria (neueren Datums), befinden sich die prachtvollen Reliquienschreine des heiligen Albinus und des heiligen Maurinus, die vor mehr als 700 Jahren verfertigt und reich geschmückt mit Edelsteinen, Filigran und Emailleplatten sind.

Ein wundertätiges Muttergottesbild, Maria von Frieden, aus der berühmten Eiche zu Scharschhörd in Brabant geschnitzt, steht mitten auf dem Hochaltar und soll, wie alle aus diesem Holz geschnitzten Gnadenbilder, noch heute seine Wunderkraft beweisen.

Die aufgezählten Wunderschätze sind nur ein Teil des Reichtums, den Köln in diesem Genre aufweisen kann, aber es erschien mir schon ein halbes Wunder, daß ich es fertig brachte, nur so viele zu betrachten — noch mehr wäre zu viel geworden und ich sah mich deshalb lieber nach etwas Substantiellem um.

Etwa 100 Fuß westlich von der Marienkirche öffnet ein Restaurant seine gastlichen Tore — und zwar nicht nur bildlich gesprochen, denn das Restaurant ist ein integrierender Teil der Ursulapforte, und mit dem Denkmal an dem Stückchen der stehen gelassenen alten Stadtmauer ein Andenken an die mittelalterliche Geschichte Kölns. •

Es wurde errichtet zur ewigen Erinnerung an den erbitterten Kampf, in dem die Kölner den Versuch der Feinde, durch einen unterirdischen Gang in die Stadt einzudringen, zurückschlugen. Ein Schuhflicker, Habenit mit Namen, hatte sich bereit finden lassen, für 832 Mark nach heutigem Gelde, von seinem Hause, nahe der Ursulapforte und der Stadtmauer gelegen, einen unterirdischen Gang nach außen zu graben. Der Verrat dieses kölnischen Ephialtes war zwar nicht so folgenschwer wie der des

Digitized by Google

griechischen Verräters zu Xerxes Zeiten — aber er verdient es doch, daß die Kölner ihm die Verachtung bewahren.

Diese Ulre-Restauration ist schon etwas anspruchsvoll, und deshalb genau dasselbe wie die Restaurationen in anderen deutschen Großstädten.

Wenn man das eigentliche charakteristische Leben kennen lernen will, so muß man in die kleinen Lokale gehen — in die „Destille" in Berlin, oder wo „Lütge Lagen" in Norddeutschland verkauft werden, wo man

Die Ulrichpforte.

„Gose" in Leipzig, „Mumme" in Braunschweig, „Broyhan" in Hildesheim verzapft, wo die Möbel noch von derber Einfachheit sind, der Wirt einem noch zutrinkt oder wenigstens, wenn er das Gläschen bringt, mit dem Finger auf den Tisch klopft und „Prost" sagt.

Von der Sorte findet man eine urgemütliche Spezialität in Köln. Das Faß liegt auf der Diele und Zapfpumpen füllen direkt aus demselben die hohen, schmalen Gläser mit dem edlen Naß, welches, ohne jedwelchen Schaum, einen etwas nüchternen Anblick gewährt — es schmeckt auch, wie

Digitized by Google

es aussieht. Ein kleiner Käfig (wohl eine Art Kontor) beherbergt ein weibliches Wesen, alt, mittelalt oder jung, je nachdem es die Großmutter, Mutter oder Tochter des Hauses ist, und durch ein Schiebefenster kontrolliert sie den Ausschank und nimmt die Bezahlung entgegen.

Das Bier soll ganz gut schmecken, wenn man sich erst daran gewöhnt hat — es soll auch etwas Alkohol enthalten, so daß es wirklich einen kleinen Schwipps erzeugen kann. — Aber nur bei einem geborenen Kölner — ein anderer brächte es wohl kaum fertig, so viel davon zu trinken, er würde schon vorher mit dem Teufel beim Wettrinken im Grüneberger ausrufen:

Um mehr zu trinken von diesem Wein,
Müßt ich ein geborener Schlesier sein!

Die kleinen Kellner sehen schmurrig aus mit ihrem blaueinenen Schurz und dünnen Schmachtriemen, der in der Magengegend den Schurz zusammenhält. Auffallend war die häufig gehörte Order: „Einen halben Hahn!“ und zwar von Leuten, die kaum darnach aussehen, als ob Hähnchen, Schnee- oder Haselhühner ꝛc. zu ihren täglichen Erfrischungen gehörten.

Probieren geht über Studieren! Also auch einen halben Hahn und was war es? Ein großes Stück Holländer Käse mit einem winzigen Stückchen Brot, etwa so groß wie ein halbierter Markschein. Kostet 10 Pfennige. Auf dem Brötchen konnte man bei genauer Inspektion eine „Idee“ von Butter entdecken. Das war jedenfalls von der Sorte, die den Schusterjungen veranlaßte, schluchzend auszurufen: „O, Meester, ick bin plötzlich blind jeworden!“ Und als der erschreckte Meister herbeisprang, erklärte der Junge, er könne die Butter nicht auf dem Brote sehen. Nach eindringlicher Mahnung an die Meisterin, mit dem Schmieren des Butterbrotes nicht gar zu knauserig zu sein, bringt der Meister das Brot zurück und fragt ihn, ob er jetzt wieder sehen könne. „Ja,“ sagt der Junge, „jetzt kann ick so gut sehen, dat ick dat Brot schon durch die Butter sehe.“ Es ist wirklich wundervoll, wie dünn man hier das Brot schneiden und die Butter streichen kann. Den Käse nennt der Kölner „Kies“ und das aus Roggenmehl gebackene Brötchen ist ein „Röggelche“ und so ein „Röggelche mit Kies und ein Glas Wies“ d. h. Weißbier soll ganz vorzüglich schmecken. Natürlich immer mit der von Fritz Reuter gemachten Einschränkung: „Wer't mag, de mag't, un wer't nich mag, de mag't ja woll nich mägen.“

Fallieres in London und die Kölner in Liverpool.

Ueber Köln ließe sich noch viel sagen, wenn ich meiner Erinnerung und meinem Notizbuche die Zügel schießen lassen wollte — aber diese Zeilen schreibe ich in London, mit der Themse vor mir, den Tower zur

Digitized by Google

Linken, Westminster zur Rechten und den ganzen Pomp des Empfanges und des Aufenthaltes des Präsidenten Fallieres glücklich hinter mir.

Ich hatte mit keiner Silbe an den französischen Besuch gedacht, aber ich traf zufällig ein paar Tage vor M. Fallieres in London ein und so konnte ich alles mit ansehen, was gewöhnliche Sterbliche bei solchen Gelegenheiten sehen können. Der Herr Präsident ist ein Mann von Würde und Anstand, der mit seinem weißen Bart und Haaren in seinem schwarzen Anzuge vorteilhaft von der goldbetreßten, dekorierten, rotberockten englischen Begleitung abstach, und einen besseren Eindruck machte als der König.

Der hohe Gast hatte im St. James Palast Quartier genommen und die Straßen, welche er durchfahren mußte auf seinen Besuchen, die er dem Könige, der französisch-englischen Ausstellung, Guildhall und dem französischen Gesandten zu machen hatte, waren auf städtische Kosten mit Flaggen, Papiergirlanden ꝛc. verschwenderisch geschmückt und sahen wirklich prächtig aus; aber sobald man von diesen Straßen — Regent, Oxford, Holburn, Victoria und der nächsten Nähe von Guildhall und Mansion House kam, war nichts mehr von Dekorationen, kaum noch hier und da eine Flagge zu sehen.

Der Empfang von seiten der Bevölkerung war durchaus nicht besonders enthusiastisch; von Hurrarufen, Hüte schwenken, Taschentücher wehen ꝛc. war wenig zu sehen, und es schien mehr müßige Neugier als wirkliches Interesse die Zuschauer auf den Seitenwegen versammelt zu haben. Und nicht einmal eine große Menge Volkes. Wenn man die verhältnismäßig kurze Strecke vom St. James Palast bis zur Guildhall und die 5½ Millionen Einwohner Londons in Betracht zieht, so war die Beteiligung der Bevölkerung sogar eine recht ärmliche zu nennen.

Auf der ganzen Marschroute standen abwechselnd Polizisten und Gardisten so nahe zusammen, daß sie sich hätten die Hände reichen können und die Trupps von „Horse Guards“ mit feuerroten Röcken und schönen Pferden, die ab und zu dahergejagt kamen, hielten die Zuschauer in gutem Humor. Und dann kam die Kavalkade, der König, ein halbes Dutzend Prinzen, der Präsident, ein Dutzend englischer und französischer hoher Würdenträger und der Spaß war in zwei Minuten vorbei.

Der einzige Platz, wo ich ein wirkliches Gedränge bemerkte, war an der Holburnstraße, welche am Nachmittag auf etwa 15 Minuten gesperrt war, um den Gästen des Bürgermeisters, der einen Lunch gesetzt hatte, Gelegenheit zu geben, ohne Aufenthalt und Unfall die sehr belebte Holburnstraße kreuzen zu können. Was ein paar Londoner dazu zu sagen hatten, würde dem Präsidenten wenig gefallen haben — höflich ausgedrückt lief es darauf hinaus, daß so ein Präsident auch nicht mehr sei als andere Menschen, daß sie seinetwegen keine Zeit vertieren wollten, daß sie den Teufel nach ihm fragten, daß er sie von hinten besehen könnte ꝛc.

Digitized by Google

Am nächsten Tage besuchten wir die noch höchst unfertige englisch-französische Ausstellung. Eigentlich ist es Unsinn, ihr einen solchen Namen zu geben, denn wenn man von dem, was hier zu sehen ist, einen Schluß auf das Ganze im fertigen Zustande ziehen darf, so ist die Annahme berechtigt, daß neun Zehntel der ausgestellten Gegenstände englisches Fabrikat ist. Sogar die Kellnerinnen im französischen Restaurant.

Daß die Brüderlichkeit zwischen den Nationen an beiden Ufern des Kanals besonders durch die Ausstellung befördert werden wird, glaube ich nicht. Die puritanische Engherzigkeit, die Ausstellung am Sonntag geschlossen zu halten, hat auf die Franzosen einen erkältenden Eindruck gemacht und trotz aller Umarmungen und schönen Reden wird sich nur eine geringe Zahl von Franzosen den Gefahren der Seekrankheit, der englischen Küche, der hohen Preise und der englischen Ungemütlichkeit aussetzen. Wenn man nun monatelang in Deutschland verweilt hat und die ruhige Gemütlichkeit beobachtet, mit welcher die Deutschen, mit Ausnahme von einer kleinen Zahl pan-germanischer verrückter Heringe, die Nervösität der Engländer betrachten, so kann man sich kaum des Lachens enthalten, wenn man sieht und hört, welche Angstgefühle die Briten vor den Deutschen hegen und welchen Popanz die englischen Zeitungen ihren Lesern in dem bösen Deutschland täglich servieren.

In Deutschland denkt, wie gesagt, fast kein Mensch daran, mit den Engländern Krakehl anzufangen — sie wollen nur ihren Platz an der Sonne haben, und zwar so groß, wie sie ihn gerechterweise beanspruchen können.

Aber John Bull ist wirklich bange, daß die Deutschen ihn nicht bloß vom Weltmarkte verdrängen, seine Schiffe vom Meere vertreiben und ihn selbst eines Tages auf englischem Boden mit einem deutschen Heere auf den Pelz rücken wollen, und deshalb stößt er einen Seufzer der Erleichterung aus, daß Frankreich, Rußland, Spanien und Dänemark ihm freundlich gesonnen sind und dafür sorgen werden, daß die bösen Deutschen ihre bösen Absichten nicht ausführen können.

Diese verzweifelten Anstrengungen des dicken Eduards, durch allerlei Reisen und Unterhaltungen mit den verschiedenen Fürstlichkeiten die künstlich und malitiös hervorgerufenen Besorgnisse zu zerstreuen, sind rührende Beweise des Gefühls der Schwäche, welche Britannien sich dem jungen Riesen Deutschland gegenüber bewußt ist.

Sie können nicht glauben, daß Deutschland nichts als Frieden und das Recht auf freie Entwicklung seiner langgelähmten Kräfte haben will, und deshalb sagen sie beruhigt, die Entente ist der Frieden, Deutschland darf uns jetzt nichts tun.

Aber weiter als bis zu einem herzlichen Einverständnis wollen sie nicht gehen, kein Bündnis, keinen schriftlichen Vertrag, beileibe nicht, denn

Digitized by Google

das könnte gefährlich werden, und es ist besser, diese Geschichte in dem Zustande des Unvollendetseins zu lassen. Die weiße Stadt in Sheppards Busch sieht sich ganz schön an, aber fertig wird sie nie ganz — und so geht es der englisch-französischen Liebängelei, da wird auch nichts Gescheutes daraus.

John Bull ist in einer fatalen Lage — heute wirft er der schönen Marianne schmachtende Liebesblicke zu und morgen drückt er den deutschen Michel liebevoll an die Brust und flüstert ihm süße Koseworte ins Ohr.

Kaum war Fallieres abgereist, da stellten sich ein paar hundert deutsche Pastoren aller Denominationen ein. Natürlich, einen deutschen Pastor in London zu erkennen, war keine schwere Aufgabe — sie waren überall in der City und wurden ungemein freundlich und herzlich aufgenommen und viel Schönes und Gutes wurde über Deutschland und seine Bewohner gesagt.

Am Sonntagabend wurde in der Westminster Kapelle ein Gottesdienst abgehalten — die Kapelle war gedrängt voll. Die Herren Seelenhirten waren vollzählig erschienen und vor dem Beginn der Predigt gab der Prediger seiner großen Freude Ausdruck, die deutschen Brüder hier zu sehen, daß die englischen Prediger sich durch die Gegenwart in ihrer Mitte geehrt fühlen und erfreut sind, die Brüderschaft der Menschheit dadurch befördert zu sehen. Das war schön, aber das Nächste, was gar nicht auf dem Programm stand, war viel schöner.

Ein Herr erbat sich die Erlaubnis, ein paar Worte sagen zu dürfen. Es war, wie mir mein Nachbar zuflüsterte, der bekannte W. T. Stead, und er gab den englischen Brüdern eine schöne Dosis kraftvoller Medizin, um sie auf den Weg zu leiten, sich selbst zu erkennen und von der Einbildung zu heilen, daß sie die Auserwählten Gottes und die Völker anderer Staaten minderwertiges Material seien. „Was," fragte er, „ist Englands allgemeine Sünde?"

„Vor hundert Jahren wurde der größte Engländer, Lord Nelson, mit den drei Geboten erzogen: Fürchte Gott, ehre den König und hasse die Franzosen wie den Teufel. Nach ein paar Jahren wurde Rußland der „natürliche Feind", und wir bekriegten Rußland, und wenn Rußland irgend etwas wollte, so betrachteten wir es als unsere patriotische Pflicht, es zu verhindern. Dann kamen die Boeren daran, denen alles Ueble nachgesagt wurde, bis die Verleumdungen einen verheerenden Krieg hervorriefen. Und heute? Der französische Präsident wird glänzend empfangen. Der König besucht den Zaren und wir sind alle der Boeren Freunde.

„Aber es giebt eine kleine rührige Zahl von Engländern, die ohne einen Teufel nicht glücklich sind. Der französische Teufel, der russische Teufel, der Boeren Teufel sind alle verschwunden; jetzt haben sie Deutsch-

Digitized by Google

land auf den Teufelsthron gesetzt. Deutschenhaß wird als patriotische Pflicht eines richtigen Engländers gepredigt. Sie wiederholen unaufhörlich, daß die Deutschen nur darauf sinnen, wie sie in England einfallen und es verheeren können. Und wie man in den Wald hineinruft, so antwortet es, und so haben diese Tölpel in England eine Anzahl Tölpel in Deutschland hervorgerufen, die von uns dasselbe glauben, was wir ihnen nachsagen, den verbrecherischen Unsinn, daß wir entschlossen sind, Deutschland zu krüppeln und zu zerstören.

„Wenn dieses nicht aufhört, so kann man nicht anders sagen, als daß ihr nicht Kinder Gottes, sondern wahre Teufelskinder seid."

Das Wunderbare an der ganzen Episode war, daß die Bemerkungen sehr beifällig aufgenommen wurden.

Der Herr Premierminister Asquith sandte einen Brief, in welchem er sich äußerst freundschaftlich ausdrückte und versicherte, wie fest England entschlossen sei, an der edlen Aufgabe mitzuarbeiten, die herzlichen Beziehungen und freundliche Kameradschaft zwischen Deutschland und Großbritannien zu erhalten und zu befestigen.

Lieb' Vaterland, magst ruhig sein — aber es scheint doch, daß vorläufig die Aeußerung Roosevelts die Regel und Richtschnur Deutschlands sein wird: „Die beste Art, den Frieden zu sichern, ist, für den Krieg vorbereitet zu sein."

Schöne Reden, freundliche Besuche haben gewiß viel Gutes, und die deutschen Kaufleute, Gelehrten, Pastoren verdienen alle Anerkennung, daß sie durch den persönlichen Verkehr ein besseres Verständnis anbahnen und den Engländern die Angst vor den bösen Deutschen austreiben helfen.

Nachschrift.

Deutsch, Deutsch, nichts als Deutsch! Das ist so ziemlich alles, was ich hier im „North Western Hotel" in Liverpool seit meiner Ankunft gehört habe. Dieses Mal nicht von Pastoren, sondern von Kölner Geschäftsleuten aller Art, Kaufleute, Professoren, Lehrer, Techniker, Fabrikanten, die hier gestern, 150 Mann stark, auf ihrer Tour durch England von Edinburg eingetroffen sind.

Wiederum die größte Herzlichkeit und den Ausdruck der Bewunderung für Deutschlands Leistungen. Bischof Charosse gestand zu, daß die Deutschen auf dem Felde der Erziehung ein leuchtendes Beispiel seien. Die Deutschen und die Engländer gehören zu derselben Familie — sie sind Brüder! (Applaus.) Unsere Vorfahren kamen aus ihrem Lande. Wir haben dasselbe Blut in den Adern und alles sei freudig zu begrüßen, was die beiden Völker näher zusammenbrächte. Zwischen großen Völkern müssen von Zeit zu Zeit Differenzen auftauchen, aber diese können leicht beigelegt werden, wenn man sich gegenseitig ins Auge sieht und versteht.

Digitized by Google

Von seiten der deutschen Besucher wurden ebenso warme Worte gesprochen. Es wurde viel gesehen, viel geredet und tüchtig gegessen und getrunken. Wenn man einem der Beamten der Stadt glauben darf, so haben die Kölner der deutschen Tugend der Trinkfestigkeit keine Schande gemacht, denn er sagte voll Bewunderung: "Those men certainly could shift the drinks."

Zwischen allen diesen verschiedenen Ansichten, der offiziellen bei solchen Besuchen und der entgegenstehenden der deutschfressferischen Presse, weiß der brave Brite bald nicht mehr, was er glauben soll; bald ist alles in Deutschland bewunderungs- und nachahmungswert und wird ihm als leuchtendes Beispiel vorgehalten, und bald giebt es nur ein Land: Alt-England, in dem man alles vereinigt findet, was schön und groß und verständig ist.

Na, wir können das in Amerika ruhig mit ansehen — denn wir wissen ja doch, daß, wenn wir alles richtig erwägen, wir zu dem sicheren Schlusse kommen: "We are it."

Digitized by Google

Die Perle der Pfalz.

Es ist eine alte Geschichte, die glücklicherweise immer neu bleibt; unsere Vorfahren seit Noahs Zeiten würden dem Dichter beigepflichtet haben, der singt:

Die Erde wär' ein Jammertal
Voll Grillenfang und Gicht,
Wüchs' uns zur Lind'rung unserer Qual
Der edle Rheinwein nicht.

Der hebt den Bettler auf den Thron,
Schafft Erd' und Himmel um,
Und zaubert jeden Erdensohn
Stracks ins Elysium.

Er ist die wahre Panacee,
Verjüngt des Alten Blut,
Verscheuchet Hirn- und Magenweh
Und was er sonst noch tut.

Drum lebe das gelobte Land,
Das uns den Wein erzog!
Der Winzer, der ihn pflanzt' und band,
Der Winzer lebe hoch!

Wir pflichten ihm bei, und unsere Nachkommen werden ihm aus vollem Herzen beipflichten, solange der glühende Sonnenbrand den roten Feuerbusch von Aßmannshausen und Affental, den perlenden, goldleuchtenden Rüdesheimer und Dürkheimer, zur Reife bringt und fleißige Winzer und Winzerinnen ihn der nach dem Labsal lechzenden verständigen Menschheit zum feuchtfröhlichen Trunke bereiten.

Gott sei Dank, diese wahre Panacee braucht nicht den hochtönenden Namen und Titel „Schloß Johannesberg" zu führen, oder „Liebfrauenmilch" zu heißen; nein, ganz gewöhnliche, einfache Namen, wie „Lainhöhle", „Hasensprung" u. s. w., wenn sie nur ehrlichen Traubensaft bezeichnen, können mit dem größten Vertrauen herangezogen werden, um die Wunderkur an Hirn und Magen zu vollziehen.

Bei dem riesigen Verlangen nach diesem angenehmen Heilmittel steigen oft Zweifel auf, ob der Bedarf an reinen Weinen überhaupt gedeckt werden könnte; es wird oft behauptet, daß gar nicht so viel Rheinwein gekeltert wird, als z. B. die Amerikaner allein trinken. Das ist einfach

Digitized by Google

Mumpitz — es wird genug und übergenug reiner Wein gekeltert, daß wir alle doppelt so viel trinken könnten als wir jetzt tun, und dann würde noch genug für Weinessig übrig bleiben.

Bekanntlich gehen ja nicht nur die Weine unter dem Namen Rheinwein, die direkt am Rhein und in seiner Nähe wachsen, auch die herrlichen Pfälzer Weine tragen diese Marke.

Meine Rheinfahrt mußte im Ueberzieher gemacht werden. Die Luft auf dem Rheindampfer war oft so schneidend, daß ich mich gewiß in die Kajüte zurückgezogen haben würde, wenn nicht die herrliche Landschaft mein Interesse so gefesselt gehalten hätte, daß ich die Kälte kaum spürte und nur durch die Klagen meiner Begleiter darauf aufmerksam gemacht

Maximilianstraße, Neustadt a. d. Hardt.

worden wäre, daß es mehr November als August zu sein den Anschein hätte.

Ueber die malerischen Ufer des Rheins, die lieblichen Dörfer, die stolzen Burgen, die verwitternden Ruinen, die freundlichen Städte, die frischen Rebenhügel und das imposante Niederwalddenkmal werde ich vielleicht einmal später plaudern — jetzt zog es mich gewaltig nach der fröhlichen Pfalz.

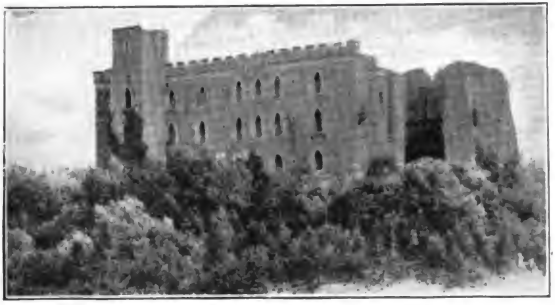
Die Perle der Pfalz, Neustadt a. d. Hardt, das war mein nächstes Ziel. Am Fuße des Hardtgebirges, von sanft anschwellenden Hügeln eingeschlossen, liegt diese Perle, von Weinbergen und Rebengeländen rings köstlich umfaßt, in der Ferne die höher steigenden Berge mit stämmigen

Digitized by Google

Fichten und Laubholzwäldern, im Vordergrunde Dörfer und Felder, und dieses alles gekrönt durch die Burgruine Wolfsburg und Schloß Maxau.

Zwei Flüßchen, der Speyerbach und der Rehbach, waren die rauschenden und sprudelnden Beweise dafür, daß es in Neustadt auch Wasser gebe, sonst hätte man leicht zu dem Glauben kommen können, daß der herrliche Wein und die Hunderte von Weinfässern auf dem Bahnhofe und in den Kellereien einen solchen Vorrat dokumentierten, daß das wässerige Naß, wenigstens zum Trinken, hier ganz überflüssig sei.

Als wir in Neustadt ankamen, war die Dunkelheit schon angebrochen und das erste Viertel des Mondes konnte mit seinem schwachen Silberlichte keinen Fernblick ermöglichen. Um so angenehmer war unsere Ueberraschung, als wir am nächsten Morgen im strahlenden Sonnenschein



Die Maxburg.

von der Villa Hartung am Winterberge dieses liebliche Landschaftsbild vor uns ausgebreitet sahen. In weicher, minderheller Beleuchtung wechselten Rebengelände mit eingestreuten grünen Matten, mit malerischen Baum- und Gebüschgruppen, aus denen schlanke Kirchtürme und rote Ziegeldächer hervorblickten.

Die klare, durchsichtige Luft des tiefblauen Himmels, die grünende, sonnenbestrahlte Landschaft, das Gezwitscher der Vögel und das Summen der Bienen, die heiteren, arbeitsamen Menschen in den Weinbergen, alles vereinigte sich zu einem harmonisch heiteren Bilde.

Wenn nur ein schwarzer Punkt nicht gewesen wäre! Aber hier zur Rechten erhob sich eine stattliche Ruine, an deren Stätte einstmals von jungen, enthusiastischen deutschen Burschenschaftern, deren Herzen für Ehre, Freiheit und Vaterland glühten, ein Fest gefeiert wurde, das Hambacher

Digitized by Google

Fest, dessen Folgen zu einem der erbärmlichsten Schandflecken in der Geschichte Deutschlands wurden. Doch wozu den schönen Morgen verderben und mit den Zähnen knirschen über längst vergangene Niedertracht — wenn die Sonne einmal nicht so hell lacht, wenn trübe, dumpfe Luft uns umgiebt, dann findet sich wohl einmal Gelegenheit, über das Hambacher Fest und die deutschen Burschenschaften, sonst und jetzt, ein Wörtchen zu sagen.

Heute wollen wir uns nur darüber freuen, daß dieses herrliche Städtchen, trotz aller französischen Mordbrennereien vergangener Jahrhunderte, sich wieder zu einem solchen Paradiese entwickelt hat und von Herzen in den Ruf einstimmen:

Fröhlich' Pfalz — Gott erhalt's!

Dieses Jahr hat es der liebe Gott besonders gut mit den Pfälzern gemeint. Denn während fast in ganz Deutschland Sonnenschein und warmes Wetter zu den Ausnahmen gehörten, war die Pfalz ausreichend damit gesegnet.

Die Trauben am Rhein, Neckar und an der Mosel waren noch weit zurück, die Trauben in der Pfalz hingegen erfreuten die Herzen der Weinbergbesitzer durch ihre herrliche Entwicklung.

Der Waldbestand der Pfalz beträgt annähernd 40 Prozent des ganzen Areals, und dieser große Forstbestand hat jedenfalls einen äußerst günstigen Einfluß auf die Güte der Trauben und des Weines.

Die älteren Bewohner des Ohiotales beklagen oft sehr lebhaft, daß der jetzige Catawbawein gar keinen Vergleich aushalten kann mit dem Gewächs, wie es vor dreißig und mehr Jahren den Gaumen kitzelte. Selbst Longfellow fand den Catawbawein so ausgezeichnet, wohlschmeckend und süffig, daß er ein begeistertes Loblied sang, welches heute noch in Louis Hoffmanns Weinstube die alten Stammgäste an die „verschwundene Pracht" erinnert. Leute, die solche Sachen verstehen, behaupten, daß die beständig fortschreitende Abforstung des Ohiotales diese Veränderung und Minderwertigkeit verschuldet habe, und daß wir nur wieder auf guten Wein hoffen dürfen, wenn unsere Hügel statt des Steingerölls grünen Waldesschmuck tragen werden.

Wie dem auch sei — die Pfalz hat den Wald und den Wein.

Welch ein Genuß, auf den spiegelglatten Chausseen hinter einem Paar feuriger Rappen durch die Rebengelände zu fahren, die nach beiden Seiten so weit reichen, wie das Auge sehen kann. Dem Rheinweinkenner braucht man nur den Namen der Ortschaften zu nennen, und das Wasser läuft ihm im Munde zusammen: Königsbach, Musbach, Gimmeldingen, Deidesheim, Forst, Wachenheim, Dürkheim und andere mehr. Wer könnte, ohne mit der Zunge zu schnalzen, an die 1893er und 1900er Weine,

Digitized by Google

wie „Forster Traminer“, „Forster Kirchenstück“, „Jesuitengarten“, „Wachenheimer Bächel“, „Wachenheimer Goldbächel“, „Dürkheimer Feuersberg“ und „Michelsberg“ zurückdenken?

Man braucht nur auf einen besonders guten Wein anzuspielen, und wie einem alten preußischen Veteranen das Auge leuchtet, wenn man von den Schlachten bei Königgrätz oder Gravelotte spricht, so leuchtet das Angesicht des Weinbauers, wenn er von dem Jahrgange 1893 und besonders von 1900 spricht.

Erinnerung an ein gutes Weinjahr bleibt und vererbt sich von Kind zu Kind. Ein guter Jahrgang ist etwas Vorzügliches, weil in solchem Jahrgange der Wein nicht nur ganz vortrefflich, sondern außerdem ganz besonders reichlich ist und trotz der großen Quantität einen hohen Preis bringt.

Das ist eine merkwürdige Tatsache, daß ein gutes Jahr viel köstlichen Wein und hohe Preise bringt, während ein schlechtes Jahr wenig und schlechten Wein liefert und trotzdem nur sehr niedrig im Preise steht. Solche Jahrgänge müssen wohl dem Franzosen vorgesetzt worden sein, der in einer Reisebeschreibung berichtete: „Die Deutschen trinken eine Sorte „Vinaigre“ (Essig) den sie Rheinwein nennen.“ Vielleicht war es derselbe Franzose, der von den schwarzen Schafen der Lüneburger Heide, die bekanntlich klein und zähe sind, und statt der eigentlichen Wolle beinahe strähnige Haare haben, berichtete: „In der Lüneburger Heide lebt eine wilde Völkerschaft, Heidschnucken genannt.“ — Ja, diese Franzosen!

Uebrigens, ehe ich es vergesse, um der Wahrheit die Ehre zu geben, will ich bemerken, daß Wasser in der Weinproduktion eine große Rolle gespielt hat, so groß, daß der deutsche Reichstag sich eingehend mit der Frage beschäftigt hat.

Ein besonderes Verdienst, den Weinpantschereien durch ein Reichsgesetz den Garaus gemacht zu haben, gebührte dem Reichstagsabgeordneten dieses Kreises, Herrn Schellhorn-Wallbillich, der unermüdlich für die Passierung des Gesetzes kämpfte, und der selbst, wie sich hernach herausstellte, ein Hauptpantscher war. Wer andern eine Grube gräbt u. s. w., aber die Weintrinker haben den Vorteil und die ehrlichen Weinbauer ebenfalls. Man scheint in dieser Gegend überhaupt gegen die Vermischung von Getränken mit Wasser zu sein, denn ein Milchmann, der wohl etwas zu ausgiebig die Pumpe in Anspruch genommen hatte, wurde zu 150 Mark Strafe und vier Wochen Gefängnis verurteilt und trat seine Gefängnisstrafe wirklich an. Also nicht einmal in der Milch wollen die Pfälzer Wasser trinken, und man kann es ihnen bei dem guten, leichten und billigen Wein kaum übel nehmen.

Wie billig der Wein hier ist, will ich lieber nicht erzählen, weil mir sonst die Herren Weinwirte in Cincinnati böse werden würden.

Digitized by Google

Aber gut ist aller Wein, der in dieser Gegend wächst und ich kann dafür das Zeugnis eines ausgezeichneten Kenners anführen. Als 1880 Friedrich von Bodenstedt, der Dichter des Mirza-Schaffy, in Cincinnati zu Besuch weilte und bei mir einen kleinen Nachmittagslunch einnahm, setzte ich ihm „Wachenheimer Goldbächel" vor, von dem er erklärte, es sei der beste Wein, den er noch in Amerika getrunken hätte. Zum Beweise seiner Aufrichtigkeit wollte er am nächsten Tage bei Louis Hoffmann nur „Wachenheimer Goldbächel" trinken.

Der Wein erfreut des Menschen Herz, das schließt aber nicht aus, daß im Herzen der Weintrinker und Weinbergbesitzer außer der Freude allerlei andere menschliche Gefühle Platz haben — ja, daß sie recht gallig werden können.

Ein recht niedliches und für die kleine Stadt Wachenheim sehr geräumiges Waisen- und Altenasyl trägt die Inschrift:

Zu Gottes Ehr',
Der Not zur Wehr,
Dem Glück zur Lehr,
Der Stadt zur Zier
Steh' ich allhier.

In Wirklichkeit steht indessen das Haus, gebaut von der einzigen Tochter des reichsten Weinbergbesitzers, welche zugleich die geschiedene Frau des nächstreichen Mannes ist, diesen beiden Familien zum Trotz.

Gegen die hartnäckigste Opposition errichtete die Erbauerin das Asyl mit echt weiblicher raffinierter Malice, so daß es den betreffenden Opponenten täglich vor der Nase steht.

Passender hätte die Inschrift gelautet:

Der Stadt zur Zier,
Zum Aerger Dir
Steh' ich allhier.

Wer es hat, der kann sich seine Malice schon etwas kosten lassen, und man sagt, daß die eigentlichen Weinbergbesitzer in diesen Gegenden alle mehrfache Millionäre sind. Die ichtloßähnlichen Villen dieser Weinkrösusse geben dieser Ansicht kein Dementi, während die engen Straßen und die kleinen, zum Teil ärmlichen Häuser der Weinstädte den Eindruck machen, als ob die Bewohner nur einen sehr geringen Teil des goldenen Stromes auffangen, der, statt des guten, goldenen Weines, in das Land zurückfließt.

Die besondere Qualität des Weines, seine Blume und sein Gehalt, hängen vollständig vom Boden ab, worauf die Trauben reifen, und die Verschiedenheit des Bodens bedingt und erklärt, warum manchesmal hundert Schritte Entfernung einen bedeutenden Unterschied im Weine machen.

Die Sonne sendet ihren glühenden Brand auf Grüneberg in

Digitized by Google

Schlesien und auf Dürkheim in der Pfalz in gleich liberaler Weise, und doch sagte der Teufel beim Wetttrinken in Grüneberger Wein:

„Um mehr zu trinken von diesem Wein,
Müßt ich ein geborener Schlesier sein“,

während er in Dürkheimer sicherlich den Rodensteiner selbst unter den Tisch getrunken hätte.

Wir wissen, daß der köstliche Traubensaft dort wächst, daß er auf gewissen Bodenarten anders gedeiht als auf anderen Bodenarten, die Gelehrten mögen den Grund vergeblich suchen, aber der Poet entdeckt leicht, warum der Rheinwein der König der Weine ist, wie eine Apotheose, welche mir von meinem Freunde Hartung in Neustadt a. H. mitgeteilt wurde, in schöner Begeisterung darlegt:

Rheinwein, des Rheingaus duftiger Wein,
Warum er Wonne und Wärme schafft?
Er birgt gebundene Himmelskraft,
Leuchtenden, goldenen Sonnenschein!

Aus dem Tale den Glockenklang
Und das Lachen, den Jubelgesang
Fröhlicher Waller auf Wegen und Wogen
Hat die Rebe den Sommer lang
Still in Blätter und Blüten gesogen.

Schritt vorüber ein junges Paar —
Werbende Küsse, heimliches Flüstern;
Schlang im Dorf, unter Linden und Rüstern,
Ländliche Reigen die jauchzende Schaar;
Oder saugen beim Abendgang
Blühende Mägdlein den Strom entlang
Weich hinflutende Melodei'n —
All' das sogen die Reben ein.

Und wenn der Reigen trunken entschlief,
Spät in der duftenden Sommernacht
Nur der Mond noch am Himmel wacht
Und im Herzen die Sehnsucht tief:
Jauchzend und schluchzend mit süßem Schall,
Sang in den Büschen die Nachtigall
Liebeswonne und Liebespein —
Und die Reben sogen es ein.

Im Römerglas sind sie alle vereint:
Sel'ge Sehnsucht, die lächelnd weint,
Schwellende Kraft, die im Reigen tost,
Bräutliche Liebe, die schluchzend kost,
Und das Lachen des Wandergesellen,
Und der Mondschein auf murmelnden Wellen,
Und die Lieder der Nachtigall,
Und vom Dome der Glockenschall,
Und auf dem Schiefer der Sonnenglast —
Alles das hältst Du im Römer umfaßt.
Heb' ihn und juble: Du Land am Rhein,
Dreimal gesegnet sollst du mir sein!

Digitized by Google

Frankfurt a. M.

Vor acht Tagen besichtigte Kaiser Wilhelm das Erste Garderegiment im Langen Stall zu Potsdam — der Lange Stall ist natürlich kein Stall, sondern eine riesige Halle, groß genug, um die Besichtigung eines Regimentes zu gestatten. Recht zufrieden mit den ausgezeichneten militärischen Uebungen, wollte sich der Kaiser auch außerdem noch durch einige Fragen den geistigen Standpunkt der Mannschaften klar machen. Von einem biederen pommerschen Rekruten wollte er wissen, wie die Hohenzollern auf den Thron gekommen seien. Hätte nun der Hinterpommer meine Nürnberger Plauderei gelesen und demgemäß geantwortet, daß dieses lediglich der Tatsache zu verdanken gewesen sei, daß der Burggraf Friedrich, finanziell besser beschlagen als sein Herr und Kaiser Sigismund, die Vorsicht gebrauchte, dem kaiserlichen Herrn nur auf gute Sicherheit Geld zu leihen und nach Nichtbezahlung der Schuld das verpfändete Gut, die Mark Brandenburg, zum Lohn zu verlangen, so hätte diese Antwort, die eine recht scharfe geschäftliche Aktion des Stammvaters der Hohenzollern bekundete, dem Kaiser vielleicht doch nicht gefallen. Es war deshalb gewiß allseitig angenehmer, daß unser guter pommerscher Bauernsohn mit der Geschichte nicht vertraut war.

Einen Einjährigfreiwilligen brachte er in Verlegenheit durch die Frage, was er von der Sage wisse, die sich auf das Schildhorndenkmal im Grunewald beziehe. Der Kaiser geht oft in dieser Vorstadt spazieren, welche kosig, von herrlicher Waldung umgeben, an den Ufern des gleichnamigen Sees sich dahinstreckt, und ist deshalb jedenfalls vertraut mit dem Denkmale und der Geschichte oder der Sage über den alten Wendenfürsten, dessen Andenken dadurch erhalten werden soll.

Von den 2,090,000 Berlinern, die im Weichbilde der Stadt wohnen, darf man wohl behaupten, daß noch keine tausend überhaupt wissen, daß im Grunewald ein solches Denkmal existiert. Wenigstens war keiner von dem Dutzend Herren, die ich darum befragte, und die den Gelehrten-, Militär- und Geschäftskreisen angehörten, im Stande, mir auch nur eine blasse Idee davon zu geben.

Dem armen Wurm von Einjährigen erging es aber schlecht; er wußte nichts darüber zu sagen; das verdroß den Kaiser und er gab ihm mit zusammengezogenen Brauen den Rat, daß es für ihn sehr gut sein würde, wenn er seine Nase etwas mehr in die Bücher steckte.

Digitized by Google

Wir in Amerika können den Eindruck nicht recht verstehen, den ein paar Worte, von dem regierenden Herrn direkt an die Untertanen gerichtet, auf diese machen.

Im Reichstage illustrierte ein Abgeordneter, Fischer heißt er und Sozialdemokrat ist er, bei Gelegenheit der Wahlrechtsdebatte dieses Gefühl, indem er erzählte, wie der kleine Moritz freudestrahlend zum Vater kommt und ruft: „Tateleben, Tateleben, der Fericht hat mit mir gesprochen." — „Nu, was hat er gesagt?" — „Geh weg, du dreckiger Judenbengel, hat er gesagt."

Wie sich die Geschichte mal entwickeln wird, wenn der Einjährige Frau und Kinder hat, und erzählt, wie der Kaiser ihn durch eine persönliche Unterhaltung vor dem ganzen Regimente ausgezeichnet, möglicherweise voll Anerkennung über seine hervorragende Kenntnis der alten wendischen Sagen auf die Schulter geklopft und nur im Drange der Geschäfte vergessen, ihm den Kronenorden zuzuwenden — das kann man sich leicht ausmalen, wenn man ab und zu die wunderbar detaillierten Erzählungen hört, die sonst ganz verständige Amerikaner über ihren Verkehr mit dem Kaiser in Umlauf setzen.

So wichtig sind die Sagen, die sich ja auf Tausende beziffern, nun gerade nicht, daß ein junger Mann in unserem Zeitalter, wo von ihm so viel gelernt werden muß, besonders seine Nase ins Buch stecken sollte, um sich mit den Sagen bekannt zu machen — aber, wenn man bei der Lektüre solche Sachen eingewebt findet, sich dafür interessiert und sie, so gut es geht, in seinem Gedächtnis aufspeichert, so werden sie oft zu einer Quelle des Vergnügens in der Erinnerung, wenn man die Orte betritt, mit welchen sie verknüpft sind.

Dieses Gefühl ergriff mich besonders, als ich am Ufer des Main stand und von der „Schönen Aussicht" die alte Mainbrücke, die erste und älteste Verbindung zwischen Frankfurt und Sachsenhausen, mit der prachtvollen Statue Karls des Großen bewunderte.

Warum „Frankfurt" und „Sachsenhausen"?

Die Geschichte weiß von dem Bekehrungseifer Karls des Großen grausige Dinge zu berichten, und besonders mußten die Sachsen dadurch leiden, daß sie mit ihren Göttern recht zufrieden waren und vom Christentum nichts wissen wollten. Bei Verden ließ er 6000 Sachsen die Köpfe abschlagen, er überzog das ganze Sachsenland mit Krieg, und ließ zur größeren Ehre Gottes gehörig morden und brandschatzen.

Er war indessen nicht immer der Gewinner im Kriegsspiel und so geschah es, daß die Sachsen den Kaiser und sein Heer in die Flucht trieben. Sie erreichten den Main und hier kamen sie in große Not. Die ganze Niederung war mit undurchdringlichem Nebel bedeckt, vor ihnen lag der breite Strom und kein Weg und Steg im Nebel zu entdecken, der zu einer

Digitized by Google

Furt geführt hätte. Aber der Gott Karls kam ihm zu Hilfe. Zwar nicht mit einer ſo großen Anwendung von Wunderkraft wie zur Zeit als er den Israeliten den Weg durch das Rote Meer bahnte, ſondern auf eine einfachere Weiſe. Wie dort das Meer, ſo teilte ſich hier plötzlich der Nebel, und der Kaiſer ſah zwar keine Brücke, denn die waren in jener Gegend zu der Zeit noch nicht Mode, wohl aber eine Hirſchkuh, die mit ihrem Hirſchkalbe durch den Strom an das jenſeitige Ufer watete und ſo dem Kaiſer eine paſſierbare Furt zeigte.

Karl der Große.

Natürlich zog ſich der Nebel wieder zuſammen, ſobald das Heer der Franken die Furt paſſiert hatte. Der Kaiſer errichtete an dem Platze, zum Dank für die glückliche Errettung, eine Stadt, der Franken Furt, das jetzt Frankfurt genannt wird. Und am anderen Ufer, wo die Sachſen mit langer Naſe ſtehen bleiben mußten, liegt nun Sachſenhauſen. Die auf 14 Bogen ruhende 500 Jahre alte Brücke iſt aus rotem Sandſtein gebaut und auf einer kleinen Inſel ſteht das Denkmal des großen Karl, mit dem Schwert in der rechten Hand und dem Reichsapfel in der linken, die Weltmacht des Kaiſers ſymboliſierend.

Dieſe Bedeutung des Reichsapfels iſt indes den Sachſenhäuſern unbekannt, wenigſtens wenn man unſerem alten Freunde Karl Rippert darin vertrauen kann. Er hatte ein Dutzend recht guter Anekdoten auf Lager; zwei bezogen ſich auf Sachſenhauſen, beide auf Aepfelwein, die eine kann man in Damengeſellſchaft nicht gut erzählen, aber die andere war etwa, daß ein Sachſenhäuſer mit ſeinem Sohne über die Brücke ging; der neugierige Junge betrachtet ſich das Standbild von oben bis unten, von rechts und links, und will endlich vom Vater wiſſen, wer

Digitized by Google

denn das eigentlich wäre. Die dumme Frage macht den Mann aus Sachsenhausen, der Stadt des Aepfelweins, zornig, und ergrimmt sagt er zum Sohne: „Du dumm Oos, woaßt de denn des net? Siehst de denn net, daß er den Abbel in der Hand hot? Das is der Erfinner von de Abbelwein!“

Der Ursprung Frankfurts geht schon über 1200 Jahre zurück; gewiß ist, daß schon im Jahre 822 Ludwig der Fromme hier einen Königssitz baute, der karolingischen, sächsischen, fränkischen und hohenstaufischen Königen zeitweilig als Aufenthalt diente. Aber von allen den Gräben, dicken Ringmauern und Eckürmen, der Königspfalz, den Palästen, Wohnungen, Marställen und Anlagen ist nichts mehr erhalten als die Kapelle, die in verschiedenen Bauperioden erweitert, ausgeflickt, verfallen und restauriert wurde und deshalb durchaus keinen imponierenden Eindruck macht. Dieses älteste Denkmal aus Frankfurts frühester Zeit steht im sogenannten Saalhofe. Ein Spaziergang dahin ist trotzdem zu empfehlen, zur Besichtigung des altertümlichen Rententurmes, der hier im Jahre 1455 zum Schutze gegen die nassauischen Raubritter erbaut wurde, und der besonders durch seine zierlichen Türmchen einen recht guten Eindruck macht.

Die schön gelegene, gesunde Stadt hat sich stetig entwickelt, allerdings nicht in dem Maße, wie viele andere deutsche Industrie- und Handelsstädte sich seit 1870 aufgeschwungen haben.

Die Vorstädte eingeschlossen, hat Frankfurt 360,000 Einwohner; aber die schönen, reinlichen Straßen, die prächtigen Anlagen und Parks, der wunderbar schöne Palmgarten — ein Unterhaltungslokal, wie es selbst Paris nicht hat, der reichhaltige, schön angelegte Zoologische Garten, die herrlichen Ausflugsorte auf die benachbarten bewaldeten Höhen, die romantischen Fahrten auf dem Main, die historischen Stätten, womit die Stadt überreich gesegnet ist, machen sie zu einem Anziehungspunkte für Reisende, die sich hier wirklich so angezogen fühlen, wie Eisenfeilspäne von einem Magneten. Während des letzten Jahres belief sich der Fremdenverkehr auf nahezu 600,000 Personen und ich glaube, daß nur selten von Fremden über Frankfurter Behandlung der Fremden Klage geführt oder auch nur Unzufriedenheit geäußert wird.

Wie es allen neu entwickelten Städten zu gehen scheint, daß die schönen Straßen von vor 40 Jahren durch Neuanlagen überholt worden sind, ist wohl auch das Loos des alten Schönen in Frankfurt gewesen.

Der Stolz der alten Frankfurter, die Bewunderung aller früheren Besucher der alten Reichsstadt, die Zeil, ist längst von ihrem ersten Platze verdrängt. Die Kaiserstraße, die sich vom Bahnhofsplatze bis zum Roßmarkt erstreckt und dann über den Schillerplatz hinaus in die Zeil mündet,

Digitized by Google

hat sich mit ihren Kaufhäusern, Hotels, feinen Restaurants, anziehenden Auslagen an die Spitze der schönen Straßen gestellt. Den Vorteil, welchen die alten befestigten Städte durch die Niederlegung der Festungswerke, das Abgraben der Wälle und das Auffüllen der Gräben zu erlangen wußten, hat auch Frankfurt in vollem Maße ausgenützt. Vom Main ausgehend, zieht sich um die innere Stadt, die City, und ein paar Meilen unterhalb wieder zum Main zurückkehrend, eine prächtige gärtnerische Anlage. Herrliche Blumenbeete, Bosketts und Baumgruppen, mit gut gepflegten Promenadenwegen, sind sowohl eine Zierde für die Stadt als auch ein ausgezeichneter Spielplatz für die Kinder und Erholungs- und Ruheplätze für die ältere Bevölkerung.

Frankfurter Bahnhof.

Auch für Erfrischung ist gesorgt. In der Nähe eines kleinen Teiches erhebt sich ein Brunnendenkmal, mit einem Kopfe verziert, der wohl ein Bacchuskopf sein soll, und ganz sicherlich einen recht trinkfrohen Ausdruck im freundlichen Gesichte trägt und gewiß deshalb den schönen Namen „Lachhannes" sich erworben hat. Die etwas selbstsüchtige Inschrift besagt: „Gesegnet soll der Trunk uns sein, das Wasser euch und mir der Wein!"

Frankfurt ist eine Stadt, etwa so groß wie Cincinnati — aber gleich bei der Einfahrt in den Hauptbahnhof fühlt man sich etwas bedrückt, wenn man das imposante, praktische Bauwerk anstaunt und dann daran denkt, wie wenig unsere Eisenbahnen für den riesigen Verkehr Cincinnatis durch Terminalbauten getan haben.

Digitized by Google

Dieser Bahnhof hat zehn Millionen Dollars zu bauen gekostet; seine Hauptfront beträgt 770 Fuß, die Einfahrtshalle ist 640 Fuß lang und 561 Fuß breit und der tägliche Verkehr beläuft sich auf 550 Personenzüge.

Es scheint vollständig gerechtfertigt, daß auf der höchsten Spitze dieses großartigen Bauwerkes der Weltverkehr symbolisch dargestellt wird. Ein gewaltiger Atlas trägt knieend eine Weltkugel auf den kräftigen Schultern und wird an beiden Seiten von den Idealgestalten des Dampfes und der Elektrizität unterstützt. In der Bahnhofshalle erhielten wir eine Erinnerung daran, daß die Welt doch eigentlich recht klein ist, und daß man Freunde und Bekannte trifft, wie weit man auch von der Heimat entfernt ist. Nun, die Bekannten sahen wir freilich nicht: die hatten schon im Zuge Platz genommen, aber eine Reihe gewaltiger Koffer, mit der Bezeichnung: „Palm, Cincinnati, Ohio, U. S. A.", die noch auf dem Perron standen, wehten uns wie Heimatsgruß an.

Frankfurt ist so innig und rühmlich mit der deutschen Geschichte verknüpft, daß die Versuchung naheliegt, über die Sachen zu plaudern, die sich auf den Stätten abspielten, denen ich jetzt gegenüber stand.

Der Versuchung wird jedoch widerstanden, weil jeder gute Deutsche mehr oder weniger damit bekannt ist. Ob ich nun konstatiere, daß das Goethehaus am Hirschgraben ein behäbiges Haus mit einer Front von sieben Fenstern, drei Stockwerke hoch, mit einem zwei Stock höheren Giebelboden, nicht dekorativ aber gut erhalten ist und einen recht komfortabel-bürgerlichen Eindruck macht, und daß das alte Rothschild'sche Stammhaus nicht mehr existiert, sondern mit dem ganzen Judenviertel verschwunden ist; daß die Paulskirche wieder dem Gottesdienst geweiht ist, und daß man für 25 Pfennige Einlaß erhalten kann und sich den Platz betrachten darf, wo im tollen Jahre doch manch' gutes Samenkorn gesät wurde u. s. w., u. s. w., so hätte ich höchstens auf trockene Weise den hundertsten Teil aufgezählt, was hier aus alten Zeiten aufzählungswert wäre.

In die Gegenwart rücken uns die am Eingange in die Paulskirche angebrachten erzenen Tafeln, die im Jahre 1898 bei der Erinnerungsfeier an die „Revolution in Schlafrock und Pantoffeln" hier angebracht wurden. Diese Feier gab die Anregung zur Errichtung eines „Einheitsdenkmals" welches im Oktober 1903 auf dem Paulskirchenplatze eingeweiht wurde.

Ein Obelisk auf hohem Sockel trägt die Statue der Geschichte; an der Basis der Säule sind drei Reliefs angebracht, die in wirkungsvoller Darstellung den Abschied des Jünglings von dem Vater, das Schmieden der Waffe und den Auszug zum Kampfe zeigen. Drei Bronzegruppen am Fuße der Säule sind gewidmet: dem deutschen Bürgertum, den deutschen Hochschulen und den Sängern von Einheit und Recht.

Um auf die Bedeutung des Einflusses von Schleswig-Holstein auf die deutsche Einheitsbewegung und als Vorläufer derselben hinzuweisen,

Digitized by Google

iſt ein Vers des patriotiſchen Liedes: „Schleswig-Holſtein, meerumſchlungen, deutſcher Sitte hohe Wacht“, in Erz gegraben, angebracht.

Der Volkswitz hat der Göttin der Geſchichte, die dem Eingange zum Ratskeller ſo verdächtig nahe ſteht, eine beſondere Aufgabe angedichtet:

Des Einheitsdenkmal, des da ragt,
Erinnert, des is klar,
Aus Parlament, des hier getagt
Im acht und verziger Jahr.
Die Klio, die hoch drowe ſteht
Die ſchreibt — guckt nur hinuff —
Den der im Rathauskeller geht
Sei Heldedahte uff.
Kimmt ſelig dann uff Wackebaa
Der widder dort heraus,
Denn meld't ſe aach den Fremde aa,
Der enn begläat nach Haus.

Aber ſelbſt auf die Gefahr hin, daß man aus dem Ratskeller in Begleitung eines Fremden, gewöhnlich Affen genannt, herausgewackelt kommt, läßt ſich von dem Beinche dieſes einzig ſchönen Lokales wohl niemand abhalten.

Das alte Rathaus, der Römer genannt, auf dem Römerberge gelegen, iſt aus verſchiedenen nach und nach erworbenen Gebäuden ohne einheitliche Entwicklung entſtanden, macht aber doch in ſeinem an Nürnberg erinnernden Stil einen recht anmutenden Eindruck.

Vor dem mittleren Gebäude ſteht der ſchöne Römer- und Gerechtigkeitsbrunnen, der, ſeit einigen Jahren reſtauriert, einem Gedichte nach ſeine frühere ſchöne Gewohnheit vollſtändig aufgegeben hat, zum großen Mißvergnügen der guten Frankfurter Bürger, die folgenden Seufzer ausſtoßen

Des is der Remer, renoviert,
Der jetzt uff's neu Altfrankfurt ziert,
Dadruff ſteht die Gerechtigkeit
Die heutzedag nur Waſſer ſpeit.
In friehre Jahre da wars noch fein,
Da ſprang da rot un weißer Wein
An dem der Deutſche, ſchlicht un recht,
Sich unentgeltlich hat bezecht.
Jetzt is de enzig Verjerfreid
E Steuerzettel, lang und breit,
Wenn der ganz voll bezahlt dhut ſein,
Bleibt eim kään Batzen mehr for Wein.

Digitized by Google

Steuern bezahlt im allgemeinen kein Mensch gern und das Brummen darüber hört man allerorts und allezeit, aber es scheint doch, daß viele Frankfurter Bürger gehörig Batzen für Wein übrig haben. Wenigstens war im Ratskeller jeder Tisch besetzt, und die Weinkarte, die 402 verschiedene Sorten Weine aufzeigte, ließ darauf schließen, daß Kenner und Liebhaber von guten Marken mit gespickten Beuteln hier nicht selten seien — sonst würde es sich wohl nicht bezahlen, ein solches Sortiment zu füh-

Der Römer.

ren. Schade, schade, aber man muß sich mit Fontane zu trösten suchen, der seiner Frau eine Anzahl Pfropfen zum Geburtstage geschenkt hatte mit dem Begleitschreiben:

Es hilft uns kein Gedeutel,
So nimm es wie es fällt,
Der eine hat den Beutel
Der andere hat das Geld.
Es läßt sich nichts erklopfen,
Der eine hat den Wein —
Der andere hat die Pfropfen,
Man muß zufrieden sein.

Digitized by Google

Heidelberg.

All Heidelberg, du feine,
Du Stadt — —

kannſt mir geſtohlen werden, ſo dachte ich, als ich in der Dämmerung eines Septembertages und im ſtrömenden Regen durch die enge, unanſehnliche Hauptſtraße vom Bahnhofe nach dem Hotel fuhr. So dachte ich auch noch am nächſten Morgen, als ich aus dem Fenſter des „Heidelberger Hofes“ auf den Wredeplatz ſchaute, auf welchem ſich, trotz des unaufhaltſam weiter ſtrömenden Regens, ein reges Wochenmarktsgetriebe bemerkbar machte. Die Hökerweiber hatten teilweiſe große Regenſchirme aufgeſpannt, wohl mehr um ihre Aepfel, Birnen, Pflaumen und Gemüſe, als ſich ſelbſt zu ſchützen. Die „gnädigen Frauen“, die ſelbſt ihre Einkäufe beſorgten, waren mit ihren Schirmen bewaffnet, aber die drallen Stützen der Hausfrau, die Dienſtmädchen, hatten höchſtens ein dünnes Tüchelchen über die Schultern geſchlagen, und ließen die himmliſche Feuchtigkeit ungehindert auf den bloßen Kopf und die bloßen Arme plätſchern.

Nicht einmal das Denkmal des Feldmarſchalls Fürſten Wrede, welches der bayeriſche König Leopold II. hier aus Dankbarkeit für geleiſtete Dienſte errichtet hatte, das auf dieſem Platze ſtehen mußte, war zu ſehen, obgleich der Platz nicht übermäßig groß war, und von dem „Billygoat Hill“, oder, wie er hier genannt wird, Gaisberg, war keine Spur zu entdecken, obgleich er, der Karte gemäß, keine tauſend Schritte entfernt war.

Den ganzen Tag ließ der Himmel ſeine Schleuſen offen; wir waren an ſolche Behandlung gar nicht gewöhnt, denn dies war der erſte anhaltende Regentag, ſeit wir den deutſchen Boden betreten hatten, und man kann ſich leicht ausmalen, wie niederträchtig ungemütlich es an einem ſolchen Tage für einen Fremden iſt, der in einer kleinen Univerſitätsſtadt während der Vakanz, wo ſo wie ſo nicht viel los iſt, in einem Hotel eingepfercht iſt. Wenn ich nicht meinem Freunde Frank Coppock, der hier vor vielen Jahren die Univerſität beſucht — (ich hätte beinahe geſagt „hier ſtudiert“) hatte, das Verſprechen gegeben hätte, daß ich die liebenswürdigen Damen, ſeine Wirtinnen von dazumal, aufſuchen und grüßen wollte, ſo hätte ich ſicher am ſelbigen Tage den Dreck von meinen Füßen geſchüttelt und hätte Heidelberg Ade geſagt.

Wie froh bin ich, daß ich mich in Geduld faßte, bis zum nächſten Morgen auszuharren. Die herbſtliche Sonne ſtrahlte in ihrem ſchönſten

Digitized by Google

Glanze, kein Wölkchen trübte den azurnen Himmel und in zauberischer Schönheit lagen die herrlich bewaldeten Hügel auf beiden Seiten der klaren, frisch dahinströmenden Fluten des Neckar.

Die Adresse meines Freundes Coppock sagte mir, daß ich seine reizenden Wirtinnen am Neckarstaden zu suchen hatte. Mancher mag den Kopf schütteln und denken, er habe, wie die blinde Taube, eine Erbse gefunden, aber ich sage, daß, als er in diese Gegend sein studentisches Hauptquartier verlegte, er einen unwiderleglichen Beweis seines damaligen guten Geschmacks ablegte. Ein schöneres Plätzchen ist nicht leicht zu finden. Zu seinen Füßen rollte der Neckar seine klaren Wogen, mit Booten und kleinen Dampfern besät; rechter und linker Hand die monumentalen Brückenbauten; über den Neckar hinüber ruht der Blick auf den idyllisch gelegenen Ufergemeinden Neuenheim und Handschuhsheim, die sich an den Füßen der 1500 Fuß hohen Berge Heidenknörzel und Heiligenberg malerisch dahinziehen. Berge, Ufer und Strom sind immer noch dieselben. Die alte Neckarbrücke bietet den Wellen unentwegt Widerstand, am Philosophenweg steht immer noch das alte Lokal, „die Hirschgasse", in dessen historischem Saal seit fast 100 Jahren die Mensuren der Heidelberger Studentenverbindungen abgehalten werden — aber die reizenden Philiösen? Hier hatte ich Gelegenheit, die Findigkeit der deutschen Polizei zu prüfen und erfuhr denn auch, daß im Laufe der Jahre selbst hübsche junge Mädchen sich verändern. Am Neckarstaden wohnten sie schon lange nicht mehr. Die eine war tot — die andere verheiratet. Die Verheiratete wohnte an dem „Billygoat Hill", d. h. Gaisbergstraße. Hier fand ich das Haus ausgeräumt und erfuhr, daß die Tochter — man denke, die Tochter von Franks junger Wirtin — sich mit einem Baron vermählt und der Baron mit Frau und Schwiegermutter nach einer benachbarten Residenz verzogen seien. Abgemeldet waren sie nicht; die Polizei hatte sie noch immer auf der Gaisbergstraße wohnen, woraus sich ergiebt, daß trotz aller Vorsicht und trotz allen Systems die deutsche Polizei doch nicht alles weiß.

Alt-Heidelberg ist keine schöne Stadt; enge Straßen und Gassen durchschneiden sie nach allen Richtungen hin, und wie sich das beinahe mit Notwendigkeit ergiebt, wenn die Baufläche auf ein beschränktes Maß zwischen Fluß und Berg angewiesen ist, wurde der vorhandene Raum gehörig durch Bebauung ausgenutzt und von wirklich hervorragend schönen Gebäuden ist in der Altstadt fast nichts vorhanden. Die Vorstädte, die zum Teil durch Gewaltmaßregeln angelegt wurden, waren zwar nämlich nicht so arg beschränkt, aber die Häuser waren schlicht und einfach.

Als Ruprecht II. die Stadtgrenzen in großem Maße erweitert hatte, waren nicht genug Ansiedler da, um den ausgelegten Raum zu füllen und kurzer Hand zwang er die Bewohner des angrenzenden Dorfes Bergheim, ihre Hütten draußen abzubrechen und in der neuen Vorstadt neu zu bauen.

Digitized by Google

Die landschaftlichen Vorzüge, die wunderbar schöne Umgebung, wurden zu jener Zeit nicht gewürdigt.

Bei den Bergen dachte man nur an die Beschwerlichkeiten, die sie den Reisenden entgegenstellten; nur spärlich bewaldet, boten sie doch Wölfen und Raubgesindel Verstecke und Schlupfwinkel und so hatte der Reisende wohl recht, wenn er in der Mitte des 16. Jahrhunderts schrieb: „Heidelberg, so mans recht erwiegt, so ist es ein recht finsterer Winkel, und da es mehrtheil naß und unlustig Wetter, da doch sonst hier außen in plana terra und am Rhein ganz heiter und schön. Darum wurt Heidelberg von viel verstendigen Leuten nur cultus planetarum genannt," und es wird als eine alte und förmliche Stadt geschildert, die aus lauter hölzernen Häusern bestehe.

Die alte Stadt hat viel gelitten. Unter Tilly wurde 1622 die Verwüstung nur teilweise vollendet; als 1635 die Stadt nach einer zweiten Belagerung dem kaiserlichen Feldherrn Gallas in die Hände fiel, da wurde viel nachgeholt, was die Soldateska unter Tilly versäumt hatte; aber fünfzig Jahre später besorgten die Franzosen gründlich das Zerstörungswerk.

Beim Beginn des Orleans'schen Erbfolgekrieges übergab sich Heidelberg ohne einen Schwertstreich den Franzosen. Sie versprachen schonende Behandlung der Bürger, die den Soldaten nur Wohnung, Holz und Licht liefern sollten. Statt dessen wurden ihnen schwere, fast unerschwingliche Kontributionen auferlegt. Als sich die Ereignisse so zugespitzt hatten, daß das französische Heer nach Frankreich zurückgezogen wurde, befahl der Heilige Louis, den Rückzug seiner Armee dadurch zu decken, daß er das Grenzgebiet am Rhein in eine Wüste verwandelte, damit seinen Feinden die Verfolgung erschwert werde. Der Befehl erging: „Verbrennt die Pfalz!" und unter dem Teufel in Menschengestalt, General Melac, wurde die Ausführung in wahrhaft satanischer Weise vollbracht.

Die umliegenden Dörfer gingen zuerst in Flammen auf, und die armen Bewohner wurden ohne Erbarmen in die schneidende Winterkälte, in Schnee und Eis, ohne Nahrung und Kleidung, hinausgetrieben.

Am 2. März 1689 kam die Reihe an Heidelberg.

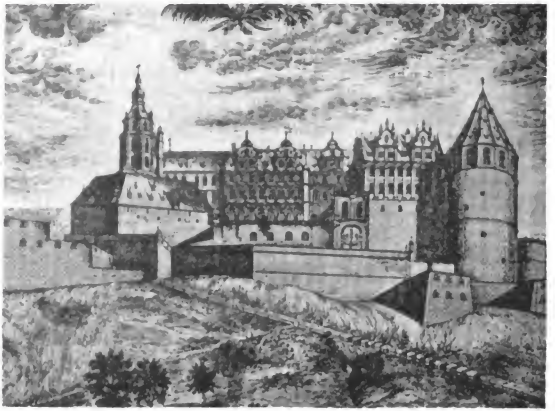
Pechkränze setzten den herrlichen Schloßbau in Flammen, und durch Minen wurde versucht, die Festungswerke zu demolieren, was jedoch nur teilweise gelang. Dann wurde die Stadt an verschiedenen Stellen gleichzeitig in Flammen gesetzt, viele Häuser niedergebrannt, und eine noch größere Anzahl arg beschädigt. Daß die Zerstörung nicht vollständig gelang, war dem Umstand mehrerer französischer Offiziere zuzuschreiben, die den unmenschlichen Befehl nur mit großem Widerwillen befolgten, selbst den Bürgern den Rat gaben, durch angezündetes nasses Stroh und den dadurch erzeugten Qualm den abziehenden Mordbrenner Melac zu täu-

Digitized by Google

ſchen und duldeten, daß die Bürger die angelegten Feuer raſch wieder zu löſchen verſuchten.

Aber 1693 kamen die Franzoſen wieder, und was vor ſechs Jahren verſäumt war, wurde überreich nachgeholt. Die Stadt wurde geplündert, die Bevölkerung der grauſamſten, ſchandlichſten Mißhandlung ausgeſetzt, und dann erfolgte die vollſtändige Einäſcherung der ganzen Stadt, welcher die franzöſiſchen Offiziere vergeblich Einhalt zu gebieten verſuchten.

Von den Gebäuden blieben nur wenige übrig; nur das wunderbar ſchöne Gebäude „Zum Ritter", einer der ſchönſten und merkwürdigſten bürgerlichen Bauten aus der Renaiſſanceperiode, ſteht noch „wie eine hohe



Das Heidelberger Schloß vor der Zerſtörung.

Säule, zeugt von verſchwundener Pracht" und verleiht dem Marktplatz ein erhöhtes Intereſſe.

Die Heilig Geiſtkirche, in welcher impoſante Grabdenkmäler der Kurfürſten von der Pfalz errichtet waren, wurde geplündert und verheert, die Denkmäler tollwütig zertrümmert, die Gebeine der Kurfürſten aus den Grüften geriſſen und zerſtreut. Kaum ein Grab blieb unentweiht, und die von banger Furcht erfüllten Einwohner, die ſich geängſtigt in die Kirche geflüchtet hatten, und wie die Schafe eingepfercht waren, entgingen nur mit Mühe und Not Tod und Verderben.

Nicht zufrieden mit der faſt vollſtändigen Zerſtörung der Stadt,

Digitized by Google

wurde auch das Schloß wieder demoliert. Neu gelegte Minen zertrümmerten nun auch die südlichen Festungswerke und die Brandfackel vernichtete vollends die 1689 noch erhaltenen Schloßbauten — diesmal war das Werk gründlich und zur vollen Zufriedenheit des „Ludovicus Magnus, Rex Christianissimus", wie er sich auf der zum Andenken der Greueltat geprägten Medaille schimpft. Denn:

Als nun Mord und Brand zu Ende,
Rieb Saint Louis sich die Hände:
Oefter froh sich zu erregen
Ließ er 'ne Medaille prägen:
Heidelberg deleta

Die alte Schloßruine ist aber ein wahrer Wallfahrtsort der Deutschen geworden, und auf dem Wege dahin fällt uns eine große Bronzetafel ins Auge mit der Inschrift:

Du alte Burg kannst ruhig sein,
Kein Melac zieht bei dir mehr ein,
Ganz Deutschland wird dein Hüter sein.

Erst nach vielen Jahren begann der Wiederaufbau Heidelbergs. Aber obwohl man die alten Plätze, Straßen und Gassen beibehielt, bekam die Stadt doch ein ganz anderes, recht nüchternes Aussehen. Auf einem großen Kupferstiche von Merian, der aus dem Jahre 1620 stammt, steht das Schloß vollendet, herrlich, großartig, eindrucksvoll auf dem Berge. Zu seinen Füßen liegt Alt-Heidelberg mit seinen mittelalterlichen Bauten, den steilen, malerischen Giebeldächern und der stolzen Heilig Geistkirche, mit ihrem spitzen, schlanken Turm, umzogen von der mit vielen Wachtürmen besetzten Stadtmauer.

Von dem reichen, fast überladenen architektonischen Schmuck der Renaissance, wie er sich noch am „Ritter" und an der unvergleichlich schönen Fassade des Otto Heinrich-Baues zeigt, war nichts mehr zu sehen — die steilen Dächer machten horizontalen Dachabschlüssen Platz, auf die Verzierung der Fassaden wurde weder Kunst noch Geld aufgewandt — es war eben die Zeit, wo Amerika so glücklich war, daß so viele Pfälzer ihren Rebenhügeln den Rücken kehrten und in unseren Urwäldern eine neue Heimat fanden.

Den Kurfürsten von der Pfalz gefiel es in dem verfallenen Heidelberg auch nicht — sie siedelten nach Mannheim über, und so verlor die Stadt die einzige Bedeutung, welche sie zu jener Zeit hatte, die Residenzstadt zu sein. Einer der Nachfolger hatte zwar die Absicht, wenigstens zeitweilig, hier wieder zu residieren und ließ zu dem Zweck das alte Schloß wieder teilweise restaurieren. Allein, kaum fertig gestellt, schlug 1764 der Blitz in das verwunschene Schloß und die Flammen zerstörten es aufs neue.

Digitized by Google

Daß aus der alten Ruine neues Leben für Heidelberg erwachsen würde, blieb der neuen Zeit vorbehalten.

Auch die Universität, 1484 gegründet, und deren Ruhm über die ganze Welt verbreitet war, hatte ihren Ruf, ihre Bedeutung und Frequenz verloren, und der fromme Wunsch des Kurfürsten Karl Phillipps, den er bei

Die Neckarbrücke.

seiner Uebersiedelung nach Mannheim ausgesprochen hatte, daß die Stadt veröden und Gras vor den Häusern wachsen möge, schien der Realisation recht nahe zu sein.

Die Stadt hatte fast ganz vom Hofe und der Universität gelebt — als Handelsstadt war sie nie von irgend welcher Bedeutung gewesen, und

Digitized by Google

industrielle Unternehmungen, welche Karl Theodor gegen das Ende des 18. Jahrhunderts hier künstlich einzubürgern versuchte, waren durchgängig fehlschlägig.

Zwar unterstützte er die Universität, um ihr wieder auf die Beine zu helfen, ließ die schöne Brücke und das schöne Karlstor erbauen, mit kostbaren Kunstwerken schmücken und zwar alles auf Kosten der armen Stadt. Die Bürger murrten, daß „man ihrem gnädigsten Fürsten auf den Trümmern ihrer Wohlfahrt Monumente der Pracht errichtet hatte," und erlaubten sich 1789 sogar eine kleine Revolution.

Gewiß, die Stadt war arm; schon vor dem Ausbruch des Revolutionskrieges behauptete man, daß jeder neunzehnte Einwohner der Pfalz ein Bettler sei und während der folgenden Jahre wurde es noch um vieles schlimmer, da die Pfalz zum großen Teil als Operationsfeld für die feindlichen Heere diente.

Wie wunderbar groß ist die Regenerationskraft der Deutschen, wenn man sieht, in welch üppiger Fülle „goldene Saaten in den Tälern, auf den Bergen edler Wein", große, reiche Städte, wohlhabende Dörfer nach weniger als hundert Jahren auf den verwüsteten, gebrandschatzten Stätten der schönen Pfalz entsprossen sind.

Auch Heidelberg blühte neu auf, besonders seit die Stadt an Baden fiel und unter Karl Friedrich von Baden einen freundlich gesinnten Protektor fand. Neue Stadtteile wurden ausgelegt, neue Straßen und Anlagen entstanden. Schöne Gebäude und Denkmäler wurden errichtet, so daß der Außenring der jetzigen Stadt ein recht anziehendes Bild bietet.

Zur Handels- und Fabrikstadt ist sie glücklicherweise nicht geworden — will es auch nicht werden, damit die landschaftlichen, poetischen Schönheiten nicht durch profaische Fabrikanlagen verunziert und die „gute Luft" nicht durch Rauch verdorben werde. Wie ernst die Heidelberger es hiermit nehmen, davon zeugt die Tatsache, daß sie es sich ein gutes Stück Geld kosten ließen, die riesige Portland-Zementfabrik, deren Schornsteine Qualm genug machten, um den ganzen Ausgang in die Rheinebene zu verhüllen, nach einem benachbarten Dorfe zu verlegen.

Die Heidelberger sind stolz darauf, daß die Stadt nicht zum Range einer gewöhnlichen Handels- oder Fabrikstadt herabgesunken ist.

Trotzdem ist sie auf nahezu 50,000 Einwohner angewachsen; sie ist eine Fremdenstadt von großartiger Ausdehnung geworden, denn 200,000 Fremde tragen ihre Namen jährlich in die Gasthofslisten ein und der Durchgangsverkehr soll sich auf eine Million belaufen.

Und woher diese Zugkraft? Doch wohl nicht allein die landschaftliche Schönheit, der klare Strom, die gute Luft, die schönen Waldungen: das findet man ja auch an anderen Orten. Was ist's?

Digitized by Google

Nun, diese gewaltige Zugkraft setzt sich aus drei Seitenkräften zusammen: der Universität, mit ihrem echt überlieferungsmäßig studentischen Leben; der alten Schloßruine und den Romantikern, die im alten Schlosse ihr Ideal entdeckten und durch Dichtung, Lied und Singweisen Heidelberg „der Vaterlandsstädte ländlich schönste“ allen Deutschen ins Gesichtsfeld rückten, und hoffentlich wird es noch jahrhundertelang seine Anziehungskraft ausüben.

Von den drei Seitenkräften, welche zusammen die großartige Anziehungskraft Heidelbergs bilden, nannte ich in erster Linie die alte, ehrwürdige Universität. Im Jahre 1386 vom Kurfürsten Ruprecht gegründet, wurde Heidelberg nicht nur die Residenz des neubegründeten Staates Kurpfalz, sondern der Sitz einer Universität, die bald durch ihre großen Lehrer einen Weltruf gewann, Studenten aus aller Herren Länder herbeizog und die Stadt selbst zu hoher Blüte brachte. Selbst die Kriegsfurie, von der Stadt und Schloß so barbarisch verwüstet worden waren, hatte nicht vermocht, einen so unheilvollen Einfluß auszuüben, wie die Verlegung der Residenz durch Karl Philipp von Heidelberg nach Mannheim. Das war ein Akt des Grimmes und der Rache an den Heidelbergern. Sie hatten die Reformation mit Freuden begrüßt und die Heilig Geistkirche war von den Lutheranern in Besitz genommen und, obgleich die Pfalz in 80 Jahren fünfmal ihren Glauben wechseln mußte, auch im Besitze derselben geblieben. Mehr als hundert Jahre später ließ Johann Wilhelm den Chor von der Kirche durch eine Scheidewand trennen und den Katholiken zuerteilen. Karl Philipp ließ 1719 die Scheidewand niederreißen und die ganze Kirche den Katholiken übergeben. Die Heidelberger Protestanten zwangen ihn jedoch, mit Hilfe der norddeutschen protestantischen Fürsten, die alte Einrichtung wieder herzustellen — und er schüttelte nun, samt allem Hofstaat, Regierungskollegien und Beamten, den Staub Heidelbergs von den Füßen. Das war ein großer Verlust, aber schlimmer noch war die Tatsache, daß auch die Universität durch den Einfluß der Jesuiten dem intolerantesten Konfessionalismus verfiel, daß der Geist des Humanismus, der freien Forschung daraus verbannt und die beschränkten mittelalterlichen Anschauungen von den Kathedern der Professoren gelehrt wurden.

Die Zeit, in der die Heidelberger Universität einen Weltruf gehabt, war vorbei — selbst in Deutschland hatte sie ihr Ansehen verloren und nur die Pfälzer Landeskinder und Studenten aus der unmittelbaren Nachbarschaft bildeten die 200—300 Besucher.

Als nun der Sieger von Marengo die linksrheinische Pfalz als Siegespreis erhielt und damit zugleich die großen Güter, von denen die Universität erhalten worden war, da schien es, als ob nun auch die äußere Form des alten Lehrgebäudes in Trümmer zerbrechen würde, nachdem der Geist schon längst entwichen war.

Digitized by Google

Tief in Schulden versunken, vollständig mittellos und verwahrlost, nicht im stande die Gehälter zu bezahlen, ja nur die Institut- und Hörsäle im Winter zu heizen, schien das Ende gekommen zu sein.

Glücklicherweise wurden die Reste der Kurpfalz durch Beschluß des Reichsdeputationshauptschlusses (ein schönes Wort) Baden einverleibt und der hochgebildete Karl Friedrich von Baden begann sofort der alten Universität neues Leben und einen modernen Geist einzuhauchen.

Unter Professoren, deren Ruhm und Verdienste die Welt mit Bewunderung erfüllen — eine namentliche Aufführung allein der berühmtesten würde ganze Seiten in Anspruch nehmen — hat die altehrwürdige Universität ihren hohen Platz wieder eingenommen. Tausende von Jüngern aus allen Weltteilen sitzen jährlich zu den Füßen ausgezeichneter Lehrer und tragen den Ruhm ihrer **Alma Mater** in alle Welt.

Aber außerhalb der von Gelehrsamkeit strotzenden Hörsäle entwickelt sich in Heidelberg und seiner zaubervollen Umgebung ein so leichtlebiges, typisches Studentenleben, an dem die ganze Stadt, selbst die fremden Besucher, innig teilzunehmen scheinen, daß es wohl erklärlich ist, wenn es die „alten Herren" mit unbezwinglicher Sehnsucht immer und immer wieder nach dem alten Platze zieht. Die Gebäulichkeiten, das Universitätsgebäude, die Laboratorien, Kliniken, Seminare u. s. w. würden diese Sehnsucht kaum erwecken, denn schön sind sie nicht. Man muß schon, wie Shakespeare von der Kröte sagt, daß sie, obwohl häßlich, ein kostbares Juwel im Kopfe trägt, von der Außenseite absehen und nur an den geistigen Kern denken.

Wenn ich, aus dem Hotelfenster sehend, das Gebäude am Bredeplatz und Akademiestraße betrachte — ein Stockwerk hoch mit Zementverputz, der hier und da abgefallen war und recht schäbig und vernachlässigt aussah, in welchem doch Kirchhoff und Bunsen ihre wunderbaren Entdeckungen machten, so müßte ich eben denken: Die Schale tut's freilich nicht!

Die Schönheit Heidelbergs liegt in einer anderen Richtung, die mußte, wie landschaftliche Schönheiten überhaupt, erst entdeckt und den Menschen zum Bewußtsein gebracht werden. Das besorgten zunächst die Romantiker, die sentimentalen, phantasievollen Schwärmer, mit ihrem idyllischen Wohlgefallen an der schönen umgebenden Natur und ihrer das Herz beschleichenden Melancholie, ihrem schwärmerischen Heimweh nach dem Bache, den Wäldern, den Bergen und stillen Seen der Heimat, welche in der Erinnerung für sie ein Zauberkreis waren, in dem sie lebten und dichteten.

In ihren Herzen klangen Kotzebues Worte mit einem laut ertönenden Nachhall: „Wenn ein Unglücklicher mich fragt, wo er leben müsse, um dem lauernden Kummer dann und wann eine Stunde zu entrinnen, so nenne ich ihm Heidelberg; und wenn ein Glücklicher mich fragt, welchen Ort er

Digitized by Google

wählen solle, um jede Freude des Lebens frisch zu kranzen, so nenne ich ihm abermals Heidelberg."

Wo aus dem Festungsgraben die Mauern achtzig Fuß hoch aufsteigen, von Epheu und üppigen Schlinggewächsen umrankt, wo auf dem jetzt wasserleeren Grunde Tannen und Gräser in ewiger Dämmerung ein düsteres Dasein führen, in dieser Umgebung, umringt von den Denkmälern einer großen Vergangenheit, entstand Matthissen's Elegie:

Schweigend, in der Abenddämmerung Schleier,
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt,
Nur daß hier, im alternden Gemäuer,
Melancholisch noch ein Heimchen zirpt.
— — — — — — — — —
Trauernd denk ich, was vor grauen Jahren
Diese morschen Ueberreste waren:
Ein betürmtes Schloß, voll Majestät
Auf des Berges Felsenstein erhöht.

Dort, wo um des Pfeilers dunkle Trümmer
Traurig flüsternd sich der Epheu schlingt,
Und der Abendröte trüber Schimmer
Durch den öden Raum der Fenster blinkt,
Segneten vielleicht des Vaters Tränen
Einst den edelsten von Deutschlands Söhnen,
Dessen Herz, der Ehrbegierde voll,
Heiß dem nahen Kampf entgegenschwoll.

Ein Schauer kriecht einem die Wirbelsäule entlang, wenn er weiter singt von Grauen und Nacht, die den Schauplatz der früheren Herrlichkeit umdüstern, von dem Flüstern der schwermutsvollen Abendwinde, den Disteln, die einsam auf der Stätte wanken, den halbversunkenen Leichensteinen und wie alles, alles in öde Nacht versinkt.

Dem Deutschen jener Zeit ertönte diese Saite äußerst sympathisch, andere leichtere Töne erklangen von der Leier nachfolgender Dichter. Hölderlin besang den Neckar:

In deinen Tälern wachte mein Herz mir auf
Zum Leben, deine Wellen umspielten mich,
Und all der holden Hügel, die dich,
Wanderer, kennen, ist keiner fremd mir.

Er möchte Heidelberg, der Vaterlandsstädte ländlich schönste, Mutter nennen, so innig und lange liebt er die Stadt, in die

— schwer in das Tal hing die gigantische
Schicksalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern gerissen:
Doch die ewige Sonne goß
Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Epheu; freundliche Wälder
Ranschten über die Burg herab.
Sträuche blühten herab, bis wo im heiteren Tal
An den Hügeln gelehnt, oder dem Ufer hold
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruhn.

Digitized by Google

Und nun kommen die Sänger in hellen Haufen und besingen den gespenstisch sich im Nebelgrau erhebenden Bau der Schloßruine, von grünem Epheulaub umwoben, durch deren zerfallene Räume der Abendwind wehklagend spielt —. Dann kommt ein weniger melancholischer Ton in die Lieder; das traute Städtchen wird besungen, welches sich tief unten an den Berg schmiegt, mit der Brücke, die auf weiten Bogen sich über die klaren Wogen des Neckars spannt und endlich kommt der Herold der neuen Heidelberger Zeit, der voll Lust und Leben den Triumpfruf ausschmettert:

Alt-Heidelberg, du feine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine,
Kein' andre kommt dir gleich.

Das Scheffeldenkmal.

Hunderttausende haben es ihm nachgerufen, der Ruhm Heidelbergs ertönte in allen Landen — Studenten, Gelehrte, Maler, Künstler, Frohnaturen aller Art kamen, um sich an den nun entdeckten und anerkannten landschaftlichen und architektonischen Schönheiten zu erfreuen, und sie stimmten ein und wurden nicht müde Heidelbergs Lob zu singen.

Nun wurde auch das Verständnis für die Schönheiten der Schloßarchitektonik in weitere Kreise verbreitet, und die altherrliche Burg zum Teil restauriert.

Ehe wir uns nun nach dem Schloßberge auf einem schönen Promenadenwege auf die Beine machen, auf dem uns die engen Straßen mit den anheimelnden Namen: Kleitergasse, Unterer Fauler Pelz, Oberer Fauler Pelz, am Metzdenkmal vorüber in die Schloßstraße führen, erfrischen wir uns durch einen kühlen Trunk im „Silbernen Hirsch" am Markte.

Hier ließ Scheffel den Rodensteiner mit seinen durstigen Begleitern ein paar Dörfer vertrinken.

Wer reit't mit zwanzig Knappen ein
Zu Heidelberg im Hirschen?
Das ist der Herr von Rodenstein!
Auf Rheinwein will er pirschen.

Digitized by Google

Als er Gerspreuz und Reichelsheim, zwei Dörfer, die, wie er sagt, doch nur rußige Löcher, Mist und Rauch sind, glücklich durch die Binde gejagt hat, kann er zu seinem größten Bedauern das dritte und letzte nicht mehr vertrinken, denn:

Wer wankt zu Fuße ganz allein
Gen Heidelberg zum Hirschen?
Das ist der Herr von Rodenstein!
Vorbei ist's mit dem Pirschen.
„Herr Wirt! Ein Kännlein dünnes Bier
Und einen Harung im Salze!
Ich hab' vom vielen Malvasier
Das Zipperlein im Halse."

Hoch oben auf dem Schloßberge, in dem herrlichen Schloßgarten, den Blick auf die Ruine gerichtet und darüber hinweg auf sein geliebtes Heidelberg, hat die dankbare Stadt ihm ein Denkmal errichtet.

Kein Wunder, daß ihm Heidelberg ans Herz gewachsen war, seine schönste Jugendzeit hatte er hier als Mitglied der alten Burschenschaft „Frankonia" verlebt, frisch, fromm, fröhlich, flott, bis er zuletzt eingeheimst wurde und der schönen Zeit, dem Studentenleben „Gut' Nacht" sagen mußte.

Recht schwermütig klingt sich sein Abschiedsgruß aus, trotz des forcirten lustigen Tones:

O Heidelberg, Heidelberg, du wunderschönes Nest!
Darinnen bin ich selber dereinst Student gewest:
Ein wackerer, ein flotter, ein braver Kamerad,
Der sein Frankonenleben gar sehr geliebet hat.

Dann schreibt ihm der Vater, daß er heimkommen soll und

Die Mutter, sie weinte: „O Joseph, komm nach Haus,
Du bist schon ganz verwildert bei den Studenten drauß.
Du trinkst viel, Du rauchst viel, Du wirst ein Lump am End,
Du darfst nicht länger bleiben in Heidelberg Student."

Alles Bitten, Klagen und Jammern half nichts, und so rief er zum Abschied recht resigniert:

O Heidelberg, Heidelberg, du wunderschöne Stadt!
Gut' Nacht, Studentenleben, ich werd' jetzt Kandidat.

Mit seinem Rodenstein-Zyklus und seinen fröhlichen, echt durstigen Trinkliedern ist er der Liebling der Deutschen, besonders der studentischen Jugend, geworden und auch die „alten Herren" schmunzeln, wenn seine frischen, aufmunternden, trink- und pumpgenialen Strophen aus den Kehlen der „wackeren Jungen" ertönen, denen der Herr von Rodenstein, kam Testament, seinen Durst und sein letztes Dorf vermacht hat.

Digitized by Google

Ein prächtigeres Landschaftsbild, als man vom „Scheffelblick“ — so wird sein Denkmalsplatz genannt — aus genießt, kann sich selbst die lebhafteste Phantasie nicht ausmalen — Vergangenheit und Gegenwart — alte Ruine und neue Schöpfungen — Ideales und Materielles — Kunst und Natur — Verehrung des Alten und Anerkennung des Neuen, alles vereint sich hier zu einem harmonischen Ausklingen.

Meine Notizen über Heidelberg, besonders über das Scheffeldenkmal, sind mit meinen Nürnberger Notizen zum großen Teil abhanden gekommen — in einer kleinen Randbemerkung fand ich eine Andeutung, als ob auf einer der am Denkmal angebrachten Bronzetafeln eine Scene aus dem „Trompeter von Säckingen“ und auf einer anderen ein Relief von schäumenden Krügen und lustigen Kneipgenossen sei, worauf die Worte: „Schenkt mer mol en Bayrisch ein!“ hindeuten.

Ich kann mir darüber nicht schlüssig werden — unangebracht wäre die sinnige Inschrift bei ihm gerade nicht. Vielleicht schrieb ich sie nieder, weil mir die Erinnerung an des berühmten Professors Kuno Fischer grimmige Kritik auftauchte.

Kuno, ein Aesthetiker vom reinsten Wasser, meinte, es sei mit dem deutschen Volke weit gekommen, „wenn es dem Verfasser von Saufliedern ein Denkmal setze.“

Es ist immer noch, wie die Plattdeutschen philosophisch bemerken: „Wat dem einen sine Uhl is, is dem anneren sine Nachtigall.“ Ob Kuno Fischer, trotz seines hervorragenden Wirkens und seiner großen Gelehrsamkeit, sobald ein Denkmal bekommt, weiß ich nicht; aber daß sich bei der Eröffnung solcher Enthusiasmus entwickeln würde, wie bei der Enthüllung des Scheffeldenkmals, darauf kann man dreist das Heidelberger Faß voll Affentaler wetten. Uebrigens erzählt man von Professor Fischer eine recht hübsche Anekdote, die sich bei Gelegenheit der 500-jährigen Jubelfeier der Universität zugetragen haben soll.

Man sagt, daß er sehr erbost darüber gewesen sein soll, bei dieser nie wiederkehrenden feierlichen Gelegenheit nicht den Vorsitz über die ganze Geschichte bekommen zu haben. Dafür habe er sich mit seiner Festrede gründlich gerächt, die er über vier Stunden lang ausgesponnen habe.

Sie haben vielleicht die alte Anekdote gehört, wie der Küster, als der Pfarrer bei seiner Vormittagspredigt kein Ende finden konnte und die Gemeinde sich langsam gedrückt hatte, dem Herrn Pastor den Kirchenschlüssel auf die Kanzel legte, mit den Worten: „Wenn Sie fertig sind, Herr Pfarrer, dann schließen Sie, bitte, die Kirche zu.“

Aehnlich ging es bei Fischers Festrede: Studenten, „alte Herren“, eingeladene Gäste, Fremde, kurz alles hatte sich aus dem endlos dahinströmenden Redeguß in Sicherheit gebracht. Etwas verwundert drehte sich Fischer nach dem einzigen Zuhörer um, der stand gehalten hatte. Der

Digitized by Google

nickte ihm ermutigend zu und sagte: „Reden Sie nur zu, Herr Professor, ich bleibe hier!“ Es war der Kronprinz, der jetzige Großherzog von Baden, der sich dem Redefluß heroisch bis ans Ende aussetzte.

Daß ein feinorganisierter, ästhetisch veranlagter Gelehrter, wie Kuno Fischer, an den urwüchsigen, oft sehr derben und burschikosen Ausdrücken Scheffels manches auszusetzen fand, ist sehr natürlich. Auch weniger zartbesaiteten Naturen erging es ebenso, und von dieser neu-deutschen Verfeinerung, der Ausmerzung kraftvoller Ausdrücke, habe ich eine recht schöne Illustration vor mir.

Was dem katholischen Geistlichen sein Brevier ist, das ist dem alten Verbindungsstudenten sein Kommersbuch. Er liest die alten Lieder wieder und wieder, und wenn er auf Reisen geht, so geht es mit, und folgerichtig ist mein altes Kommersbuch auch hier mein Begleiter. Nun passierte es, daß bei meinem Besuche in Hannover die während der Ferien dort anwesenden Mitglieder der dortigen Burschenschaften dem „alten Herrn“ zu Ehren eine offizielle Kneipe veranstalteten, und mir zum Schlusse zum Andenken eins der jetzt im Gebrauch befindlichen Kommersbücher überreichten. Eins meiner Lieblingslieder, „Als die Römer frech geworden“, welches ja auch meinem „Muckerliede“, „Als die Mucker frech geworden“, die Anregung gab, hat Scheffel zum Verfasser. Ich las das schöne Lied durch, fand es aber merkwürdig verfeinert. Es hatte das alte deutsche Bärenfell abgelegt und erschien nun im Frack oder wenigstens im Abendmahlsrock.

Dem Feldherrn Varus geht es freilich in beiden Lesarten überein: „Er geriet in einen Sumpf, verlor zwei Stiefel und einen Strumpf, und blieb elend stecken.“

Früher: „Als das Morden war zu Ende, rieb Fürst Hermann sich die Hände“, jetzt aber tut er es „Als die Waldschlacht war zu Ende“.

Bei dem Frühstück, zu welchem die Cherusker zur Feier des Sieges von ihm eingeladen waren, ging es hoch her:

Hui, da gab's westfäl'schen Schinken,
Bier so viel sie wollten trinken;
Selbst im Zechen blieb er Held;
Doch auch seine Frau Thusnelda
Soff als wie ein Hausknecht.

Der westfälische Schinken ist an erster Stelle ausgespielt, denn nun heißt es:

Wild gab's und westfäl'schen Schinken,
Bier so viel man wollte trinken,
Auch im Zechen blieb er Held;
Doch auch seine Frau Thusnelda
Trank walkyrenmäßig.

Digitized by Google

Morden — Waldschlacht — Soff wie ein Hausknecht — Trank walkyrenmäßig, — gewiß, das klingt viel schöner und zarter.

Als Unterschrift, nach der Art und Weise: „Wer hat denn dies Lied gemacht — zwei Soldaten auf der Wacht" — setzte Scheffel:

Wem ist dieses Lied gelungen?
Ein Student hat's gesungen.
In Westfalen trank er viel,
Drum aus Nationalgefühl
Hat er's angefertigt.

Das ist eine poetische Lizenz, denn in Westfalen hat Scheffel überhaupt nicht getrunken, und der Vers ist deshalb in dem neuen, verbösserten Texte weggefallen, aber der vorhergehende Vers enthielt die bittere Wahrheit:

Und zu Ehren der Geschichten,
Will ein Denkmal man errichten.
Schon steht das Piedestal,
Doch wer die Statue bezahl,
Weiß nur Gott im Himmel.

Nun aber lieft sich der letzte Vers:

Und zu Ehren der Geschichten
Tat ein Denkmal man errichten,
Deutschlands Kraft und Einigkeit
Verkündet es jetzt weit und breit:
Mögen sie nur kommen!

Und dazu nun die Unterschrift J. V. Scheffel. Um 1846.

Im Jahre 1846 sah es mit dem Hermannsdenkmal trübe aus. Der Unterbau auf der Grotenburg im Teutoburger Walde war längst fertig, aber für die Fertigstellung der Statue war kein Geld zu bekommen. Im Sommer 1870 besuchte ich Herrn von Bandel; es war nach der Schlacht von Spichern. Die Gründung des norddeutschen Bundes, der frische, hoffnungsvollere Hauch, der durch die norddeutschen Lande ging, hatte ihn mit neuem Mute erfüllt und er glaubte, das Geld für die Realisierung seiner Lebensaufgabe würde ihm bald zur Verfügung stehen. Er hatte sich am Schiffgraben in Hannover einen einstöckigen, leichten Schuppen gebaut, groß genug, um die Kolossalstatue, die Bandel eigenhändig aus Kupfer trieb, in den einzelnen Teilen fertigstellen zu können, und er hämmerte darauf los, so weit das Geld für Kupfer reichte.

Ich beschrieb die Entstehungsgeschichte, den damaligen Stand der finanziellen und künstlerischen Verhältnisse, Bandels jugendliches Feuer und sein Vertrauen, daß er es noch erleben würde, das vollendete Denkmal auf der Grotenburg zu sehen, nebst einem warmen Aufrufe zur Unterstützung dieses patriotischen Werkes in einer Cincinnatier Zeitung.

Digitized by Google

Geld ist für Herrn von Bandels Hermann wohl nicht dabei herausgekommen, wem standen nicht höhere Interessen auf dem Spiele in jener ernsten Zeit? Aber ich übersandte ihm später die Zeitung und erhielt ein liebenswürdiges Dankschreiben.

Das war 24 Jahre später als Scheffels Lied datiert ist.

Um diesen Anachronismus zu erklären, wird dem Liede eine Nachschrift hinzugefügt, die es zwar nicht besser macht, aber wenigstens zeigt, daß Scheffel an der Geschichte unschuldig ist, und nur zu dem Geschehenen Ja und Amen sagte.

Ein Freund sandte Scheffel die veränderte Schlußstrophe und erhielt folgende Zuschrift:

„Ich bin sehr erfreut über die jetzt korrekte Herstellung des Liedes von der Varusschlacht, die ich längst als eine Ehrenschuld an Herrn von Bandel betrachtet und selbst so hergestellt haben würde, wäre die unbekannte Redaktion mir nicht zuvorgekommen. Möge die jetzige Fassung der rezipierte Text werden und bleiben.

Dr. Scheffel."

Nun, wenn's ihm so gefällt, so können wir zufrieden sein, aber der letzte Vers mit der Jahreszahl 1846 ist doch sicherlich blühender geschichtlicher Unsinn!

Aber die jungferliche Zimperlichkeit, die Thusnelda walkyrenmäßig trinken läßt — eigentlich hätte er sie nur nippen lassen sollen — und die trotzdem frisch darauf losjingt von „Pfaffenbeerlurt, du duftige Mistfinkenhöhl'", und ohne Bedenken irgend einer Art singt und sagt, daß „Hildebrand und sein Sohn Hadubrand, soffen sich beid' einen Riesenbrand", scheint glücklicherweise sich nicht auf alle jugendkräftigen, originellen Derbheiten Scheffels erstreckt zu haben. Es wäre auch schade darum gewesen.

Nun wird es aber Zeit, daß wir nach dem durch Scheffels Hermannsschlacht veranlaßten Abstecher nach der Grotenburg im Teutoburger Walde zum Schloßberge bei Heidelberg zurückkehren. Wir waren gerade beim Metzdenkmale angekommen. Dieses wurde nicht der Stadt Metz zu Ehren errichtet, auch nicht zum Andenken des in Turnerkreisen rühmlichst bekannten hannoverschen Turnlehrers Metz, sondern um die Erinnerung von Karl Metz frisch zu erhalten, der sich um die Feuerwehr in Heidelberg verdient gemacht hatte. Es ist wirklich rührend, zu beobachten, mit welcher Beflissenheit man in Deutschland die Gelegenheit fast bei den Haaren herbeizieht, Denkmäler zu errichten. Wenn wir vom Metzdenkmal aus unseres Weges nach der Schloßruine ziehen, die auf dem Jettenbühel, etwa 400 Fuß über der Stadt, liegt, so weilt linker Hand unser Blick auf der Stadt, dem Neckartal und den gegenüberliegenden Bergen des Odenwaldes; rechter Hand zieht sich der Weg am Gaisberge hin, von dem

Digitized by Google

ein Bergvorsprung, die Molkenkur genannt, 600 Fuß hoch ist und dessen höchster Punkt, Königsstuhl genannt, nahezu 1500 Fuß über der Stadt liegt. Molkenkur und Königsstuhl kann man jetzt mittels einer Drahtseilbahn bequem und billig erreichen. Lohnender ist es jedoch, auf schönen Promenadenwegen von der Molkenkur einen Spaziergang im herrlichen, parkartigen Hochwald zum Königsstuhl zu machen, der kaum mehr als 35 Minuten in Anspruch nimmt.

Gleich am Anfang unseres Aufstieges fällt uns von der Bergseite ein stattliches, hoch in die Luft ragendes Gebäude in die Augen; es ist das Vereinshaus der schwarzen Verbindung „Rupertia". Die Mitglieder dieser Verbindung tragen keine Farben und, wie man mir sagte, geben keine Satisfaktion. Dafür kann ich aber kaum bürgen, denn eine andere schwarze Verbindung heißt „Leonensia", und die müßte sich dann dem Verdachte aussetzen, daß sie als Verteidigungsmittel eine Waffe gebrauche, von deren fähigem Gebrauche man sagen müßte: „Gut gebrüllt, Löwe!" Linker Hand, am Abhange nach der Stadt zu, erheben sich die ansehnlichen, mit schönen Veranden und kosigen Gärten umgebenen Heimstätten der Burschenschaft „Frankonia", welcher Scheffel angehörte, und der Korps „Vandalia" und „Westphalia".

Nur wenige Schritte weiter und wir stehen unter den Mauern des Schlosses, an der Ecke der Schloßstraße und des „Kurzer Buckel". Auch ein schöner Name!

An dieser Ecke befindet sich ein Laden, in welchem Ansichtskarten zum Verkaufe ausgehängt sind. Eine ganz besonders blutige Serie stellte studentische Duelle von den ersten Schritten der Vorbereitung zum Kampfe bis zum blutigen Ende recht eingehend dar. Aus einer „Hochnart" floß das Blut in Strömen, außerdem zog sich eine „Horizontale" vom Ohr fast bis zum Munde. Stirn, Wange, Hals und Mantel waren mit Blut bedeckt, selbst die Nase blieb nicht vom roten Strome verschont — ein Ferkelstechen war's — nicht ein Duell zu nennen. Die umherstehenden Studenten, in schwarz-weiß-roten Farben, mit prächtigen, intelligenten Gesichtern, sahen die Geschichte nicht mit dem Ausdrucke an, den man bei einer solchen gewaltigen Abstecherei wohl erwarten durfte.

Auf meine bescheidene Bemerkung, daß man wohl in Wirklichkeit keinen Menschen mit zwei solchen Abfuhren auf einmal in den Händen eines verständigen Paukdoktors finden würde, bekam ich die beruhigende Versicherung, daß diese Blutströme freilich nur gemalt seien, und daß diese blutigen Bilder besonders für den Verkauf an junge und alte Damen — vorzugsweise Engländerinnen und Amerikanerinnen — berechnet seien, die dann zu Hause behaupten könnten, bei den Duellen selbst anwesend gewesen zu sein und bei der Brutalität der deutschen Studenten — je nach-

Digitized by Google

dem sie ihre Nervenstärke oder Nervenzartheit dokumentieren wollten, in oder nicht in Ohnmacht gefallen zu sein.

Wer das selbst nicht mitgemacht hat, und wer in die Poesie des Studentenlebens mit allen seinen Eigentümlichkeiten nicht eingedrungen ist, der findet die großen Narben in den Gesichtern durchaus nicht schön, im Gegenteil sind sie ihm lediglich Beweis des Ungeschicks dessen, der sie trägt, und der Geschicklichkeit dessen, der sie verursachte und der Brutalität von beiden.

Nach der Art des schönen Liedes von Lenau, in denen er drei Zigeunern nachrühmt, daß

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet:
Wie man's verschläft, verspielt, vergeigt.
Und es dreimal verachtet,

besingt Schneideck drei patente heutige Studenten. Der eine kann kaum den Skat erwarten, der zweite qualmt seine Pfeife —

Und der dritte behaglich schlief,
Selig bei leerem Beutel,
Ueber die Wange die Tiefquart lief,
Bis in den Nacken der Scheitel.

An den Leibern trugen die drei
Bände, Zipfel und Ringe,
Zirkel und sonstige Schnurrpfeiferei,
Lauter unnütze Dinge.

Nach den Studenten lang und entsetzt
Schaut ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern, narbenzerfetzt,
Und den frisierten Haaren.

Aber es wäre kaum ratsam, in Heidelberg innerhalb der Gehörweite eines Studenten mit Burschenband und Bierzipfel, solche hochverräterische Ansichten laut werden zu lassen; eine feine Frisur schließt immer noch nicht aus, daß darunter ein sicheres Auge, eine starke Hand und eine gute Klinge stecken möge. Vielleicht sogar ein zartbesaitetes, leicht beleidigtes und verwundetes Herz, und im Kopfe eine scharfe Zunge, so daß dem Unvorsichtigen, welcher den Kampf auf der Mensur mit einem Gefecht zwischen zwei Panzerschiffen vergleicht — die Kämpfenden sind, wie die Panzerschiffe, an den gefährlichen Stellen, Brust, Bauch, Hals und Arm, Handgelenk und Augen, sorgfältig geschützt — sofort ein „Dummer Junge" aufgebrummt wird.

Während wir diesen Betrachtungen nachhängen, sind wir in der vor dem Eingange des Schlosses liegenden Gärtnerwohnung angelangt, wo geprüfte und autorisierte Fremdenführer bereit stehen, für 25 Cents zu

Digitized by Google

helfen die Außenseiten der Ruine anzusehen, und wenn man auch das Innere besehen will, so muß man, wie sich das ja eigentlich in Deutschland von selbst versteht, für jede Sehenswürdigkeit extra bezahlen.

Nachdem wir uns glücklich zwischen der Charybdis der Führer und der Scylla der Gärtnerwohnung mit der Auslage für Pläne, gedruckte Führer, Ansichtskarten und sonstige Souvenirs durchgearbeitet haben, betreten wir zuerst den englischen Garten.

In geringer Entfernung erscheint in grünem Rahmen ein anmutiges Tor, allein und anscheinend zwecklos dastehend; denn die Mauer, die den Platz einschloß, zu dem das Tor als Eingang diente, ist längst gefallen. Ein schöner, großer, ebener Platz mit großen Epheu- und Rasenbeeten, überschattet von riesigen Linden, liegt zwischen den Außenmauern und den eigentlichen Schloßmauern eingeschlossen und zieht sich bis zu einem gewaltigen Turm, der dicke Turm genannt, hin.

Erst wenn wir an diesem Turme stehen, der vom Felsengrunde in fünf Stockwerken 170 Fuß hoch aufsteigt, 94 Fuß im Durchmesser und eine Mauerdicke von 23 Fuß hat, bekommen wir eine Idee, was die Herstellung des oben erwähnten ebenen Platzes bedeutete.

Der bautustige, lebensfrohe, liebenswürdige Friedrich V., der Winterkönig genannt, dessen innige Liebe zu seiner Frau Elisabeth Stuart ihm heute noch Sympathie erweckt, hatte neben dem dicken Turm für seine geliebte Frau den englischen Bau errichtet und ließ für ihre Spaziergänge den Lusthain zu ihrem besonderen Gebrauche herrichten, der unter dem Namen „Englischer Garten" bekannt wurde.

Friedrichs Vorgänger hatten ihre Aufmerksamkeit darauf gerichtet, durch mächtige Türme, feste, hohe Mauern, gewaltige Bollwerke und tiefe Gräben die Burg in eine starke Feste zu verwandeln; aber Friedrich V. schuf aus der Umgebung, starr, steinig und felsig wie sie war, einen herrlichen Garten.

Das staunenswerte Werk der Gartenanlage beschäftigte den berühmten Ingenieur Solomon de Caus jahrelang, der wir als Baumeister von Festungen in der Erinnerung schwebt, ohne daß ich augenblicklich seine Bauten lokalisieren könnte.

Ein gewaltiges Plateau wurde der ungezähmten Bergnatur durch ausgedehnte Felsensprengungen abgerungen und durch den Bau von Mauern bis zu 80 Fuß Höhe, durch Bogen und Pfeiler gegen den Erddruck gesichert.

Diese Gartenanlagen, Mauern, Sprengungen und Erdaufschüttungen waren so großartig in vier Terrassen angelegt, daß sie allen damaligen Gartenkünsten zur Betätigung Gelegenheit boten. Leider nicht lange, denn kaum vollendet, zog Friedrich V. 1622 nach Böhmen, um sich die Königskrone zu erringen; er verlor alles und endete als Flüchtling im

Digitized by Google

Anstande. Im Herbste des Jahres fiel das Schloß in Tillys Hände die Burg wurde damals noch geschont; aber ein unersetzlicher Verlust, infolge des verunglückten Unternehmens des Winterkönigs, war die Ueberführung der weltberühmten Bibliothek als Geschenk Maximilians an den römischen Pontifex.

Heidelberg, und mit ihm das ganze gebildete Deutschland, haben nie aufgehört diesen Verlust zu beklagen und können heute noch nicht ohne Ingrimm daran denken.

Kurz nachher ließ der kaiserliche General Gallas seinen wilden Horden freien Lauf, und was noch nicht ruiniert war, wurde unter dem heiligen Ludwig nachgeholt, und so wurde die wunderbar schöne Schloßruine ein Denkmal der Schande für die grande nation. Nie und nimmer wird der Deutsche vergessen, was hier zerstört worden ist, so poetisch auch der Eindruck der Ruine in Verbindung mit der reizenden Naturumgebung ist.

Der Schloßhof selbst wurde schon von Friedrich IV. planiert, der auch die Treppen und Rampen, die großartige Terrasse mit ihrem Eckpavillon anlegen ließ. Obwohl dem Schloßhofe, infolge der verschiedenen Baustile, die bei den Schloßgebäuden in den verschiedenen Bauperioden angewendet wurden, die rechte Ruhe und Einheit mangelt, so wird dieselbe doch durch die Mannigfaltigkeit und die malerischen Reize reichlich aufgewogen.

Umgeben von sechs gigantischen Türmen: Dicker Turm, Torturm, Krautturm, Apothekerturm, Glockenturm und Seltenleer, in welchem letzteren sich das Burgverließ befand, und auf der auf dem nordöstlichen Ausläufer des Jettenbühels errichteten Karlsschanze befanden sich die Paläste.

Es gelang den Franzosen bei ihrem letzten Mordbrennerbesuche selbst diese riesigen Bollwerke, den Krautturm und den Dicken Turm, teilweise zu sprengen. Aber so fest war das Gefüge der Steine und so haltbar der Mörtel, daß bei der Sprengung des Krautturms derselbe nicht in Stücke zerbröckelte, sondern das abgesprengte riesige Stück als ein Ganzes in den Burggraben fiel, wo es heute noch, von Epheu und Schlinggewächsen bedeckt, liegt. Der innere Hof, der, abgesehen von einigen Ausbuchtungen, die Form eines Rechtecks hat, wird umschlossen von den Palästen, die nach den Fürsten, welche sie errichten ließen: Ruprechtsbau, Rudolphsbau, Ludwigsbau, Otto-Heinrichsbau und Friedrichsbau genannt wurden, sowie von dem Saalbau, dem Frauenzimmerbau, Bibliotheksbau, dem Soldatenbau und Oekonomiegebäuden.

Wenn man in der Mitte des Schloßhofes steht und sich umschaut, so hat man zwei total verschiedene, aber beide durchaus malerische und eindrucksvolle Bilder vor sich. Nach Westen, Süden und Südosten weilt der Blick auf gotischer Architektur, die dem Pfalzgrafen Ruprecht (der von

Digitized by Google

1400—1410 die deutsche Königskrone trug) und Ludwig V. zu verdanken ist, nach Norden und Nordosten jedoch haben wir die zum höchsten Glanz entfaltete deutsche Renaissance vor uns.

Der Otto-Heinrichsbau nimmt unter allen deutschen Renaissancebauten den ersten Rang ein. Es ist nicht sowohl sein Umfang, denn der Bau mißt nur 80 bei 60 Fuß, als der Reichtum seiner Ausstattung, der feine Geschmack seiner Ornamentation, die wunderbare Schönheit der Durchführung.

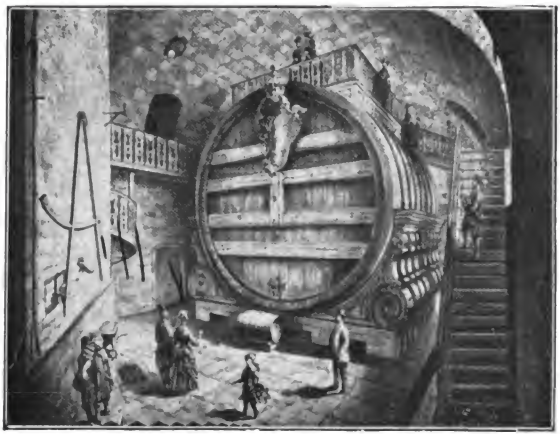
Der freie figurliche Schmuck an dieser Fassade ist in einem solchen Reichtum zur Verwendung gekommen, wie vielleicht an keinem anderen Profanbau in der Welt.

Einen Vergleich könnte vielleicht nur die 1612 dem einfachen gotischen Bau des Bremer Rathauses vorgebaute Fassade erlauben, die in sprudelnder Lebenslust und schwungvollem, bildnerischem Schmuck zu den hervorragendsten Denkmälern der Spätrenaissance gehört.

Schon seit Jahren tobt in deutschen Architekten-, Künstler-, Romantiker- und Patriotenkreisen ein heftiger Kampf, ob die Wiederherstellung des Otto-Heinrichsbaues — die sich fast auf einen Neubau belaufen würde — ratsam sei oder nicht. Der Friedrichsbau wurde mit einem Aufwande von 520,000 Mark wiederhergestellt. Da der Friedrichsbau eigentlich niemals so verfallen war, daß er den Eindruck einer Ruine gemacht hätte, so können sich selbst die romantischen Ruinenenthusiasten über seine Wiederherstellung freuen. Aber bei dem Otto-Heinrichsbau verhält sich die Sache anders — das ist eine wirkliche und wahrhaftige Ruine und: „Das ergreifende Ruinenbild, ein Bild, das der Romantik höchste Kraft verliehen, Dichter entflammt, Künstler begeistert, das nationale Empfinden von Unzähligen geweckt und gestärkt hat, wenn die Abendsonne ihre volle Glut über den Bau ausgießt, seine zarte Schönheit neidlos offenbart und in dem blauen Aether einen berückenden Hintergrund schafft" würde einfach vernichtet. Das vollständig wiederhergestellte Schloß mit allen seinen Schlössern, Türmen und Gebäuden würde vielleicht die zünftigen Architekten zur Bewunderung hinreißen, aber die ganze gebildete Welt würde bedauern, wenn mehr geschähe, als das noch Vorhandene der Nachwelt zu erhalten. Die vollständige Renovierung des Friedrichsbaues durch den Oberbaurat Schäfer ist ein bös durch die Hechel gezogen; man findet, daß die bunte Mischung von alt und neu keinen harmonischen, sondern einen sehr gemischten Eindruck macht. Aber das schadet wirklich nichts, denn es kommt ja zum Beschauen auch eine sehr gemischte Gesellschaft. Mir z. B. gefällt die von ihm im unteren Stockwerk gebaute neue Kapelle ausgezeichnet, und ihre unmittelbare Nachbarschaft, die alte Kapelle, nicht minder, denn in ihren Mauern befindet sich das große, weltberühmte Erzeugnis der Faßbinderkunst: das Heidelberger Faß. Gleich beim

Digitized by Google

Eintritt in den Faßbau ſehen wir die Pumpe, die einſt den Wein aus dem großen Faß in den Feſtſaal pumpte. Roſtig und verſtäubt, weil ſie nichts mehr zu pumpen hat, ſchließt ſie ſich dem verwahrloſten Zuſtande dieſes Gebäudes würdig an. Eine Treppe hinab, und wir ſtehen im Hofkeller und vor dem mächtigen Faß, zwar nicht ſo groß wie der trinkfeſte Student es wünſchte: „Ein Faß ſo hoch bis an den Mond und wie die Erde rund,“ aber doch mit 29 Fuß Länge und 23 Fuß im Durchmeſſer von äußerſt anſtändigen Dimenſionen, dem 220,000 Liter gerade den Rieſenbauch füllen. Achtzehn Reifen, aus zähem Holz kunſtgerecht zuſammengefügt,



Das Heidelberger Faß.

jeder 10 Zoll hoch und 8 Zoll breit, halten die Dauben weindicht zuſammen und laſſen nur bedauern, daß das koſtbare Gefäß, wie eine taube Nuß, nur Schale ohne den ſüffigen Inhalt iſt.

Eine kleine Stiege führt auf eine Galerie, die auf ſeinem unförmigen Leibe errichtet worden iſt, groß genug, um einer kleinen Tanzgeſellſchaft Platz zum Hüpfen zu geben.

Es giebt noch größere Fäſſer als das Heidelberger Faß. Auf dem Königſtein in Sachſen liegt ein Ungetüm, 34 Fuß lang und 24 Fuß im Durchmeſſer, welches 600 Eimer mehr faſſen kann. Auch das Faß im Kloſterkeller zu Ebersbach ſteht ihm an Größe gleich, von den Fäſſern der

Digitized by Google

Porterbrauereien in London gar nicht zu reden. Aber nur das Heidelberger Faß iſt von Poeſie umwoben, von Dichtern verherrlicht, von romantiſcher Umgebung idealiſiert, von fröhlichen Geſellen umlagert, nur von ihm kann man wünſchen:

Ich wollt' ich läg' zur Stunde
Am Heidelberger Faß,
Den durſt'gen Mund am Spunde
Und träumt', ich weiß nicht was.

Wer nun die Sache mit dem Mund am Spunde meiſterlich beſorgt hat,

Das war der Zwerg Perkeo im Heidelberger Schloß.
An Wuchſe klein und winzig, am Durſte rieſengroß.
Man ſchalt ihn einen Narren, er dachte: Liebe Leut',
Wär't ihr, wie ich, doch alle feuchtfröhlich und geſcheut.

Perkeo.

Der Zwerg Perkeo war der Hofnarr Karl Philipps, und auf ſein beſonderes Betreiben wurde das Faß 1727 hergeſtellt und er ſelbſt zum Hüter desſelben beſtimmt. Das große Faß iſt auch das einzige, wofür die Heidelberger Karl Philipp zu Dank verpflichtet ſind, der durch die Verlegung der Reſidenz nach Mannheim faſt den Ruin der Stadt herbeigeführt hätte.

Aber das große Faß war „ein leuchtender Stern in der Nacht" und ſein Glanz half der Stadt ſich wieder zu erholen, und nicht in das Dunkel der Vergeſſenheit zu ſinken.

Der kleine Mann bewältigte ein Meer von Wein; er trank täglich 16 bis 18 Flaſchen und ſtarb 62 Jahre alt; wenn er 20 bis 24 Flaſchen täglich getrunken hätte, ſo wäre er wohl 80 Jahre alt geworden. Fünfzehn Jahre lang waltete er ſeines Amtes als Hüter des Faſſes und Trinker des Weines, denn als es zum Sterben kam, da hatte er es beinahe leer getrunken.

Als er zum Faß geſtiegen, ſtand's wohlgefüllt und ſchwer,
Doch als er kam zum Sterben, klang's ausgeſaugt und leer.
Da ſprach er fromm: „Nun preiſet, ihr Leut', des Herrn Macht,
Die in mir ſchwachem Knirpſe ſo Großes hat vollbracht!

Digitized by Google

Wie es dem kleinen David gegen Goliath einſt gelang,
Alſo ich arm Gezwerge den Rieſen Durſt bezwang.
Nun ſingt ein de profundis, daß das Gewölb' erdröhnt,
Das Faß ſteht auf der Neige, ich falle ſieggekrönt."

Zum Andenken an ſeine hervorragende Heldentat, den Rieſen Durſt bezwungen zu haben, ſchnitzte er ſein Bildnis aus Holz und ſtellte es vor dem Faſſe auf. Schön iſt er nicht, aber intereſſant. Außer einigen derben Witzen im Hofnarrenſtil und ſeiner Trinkfeſtigkeit iſt wenig von ihm bekannt — einem ſeiner Witze fallen noch jeden Tag Beſucher des Hofkellers zum Opfer.

Vor dem Faſſe neben ſeinem Standbilde hängt ein Uhrgehäuſe, und das künſtliche Uhrwerk wurde von ihm ſelbſt verfertigt — die Uhr geht immer noch. Der Führer erklärte, man brauche nur unten am Ringe zu ziehen, um das Uhrwerk in Bewegung zu ſetzen. Eine junge Engländerin tat den Zug — mit Blitzesſchnelle flog die Tür auf und ein buſchiger Fuchsſchwanz flog ihr in das zarte Geſichtchen. Auf der geöffneten Tür aber ſtand geſchrieben: „Mußt Du denn jeden Dreck ſehen?" Glücklicherweiſe verſtand ſie nur wenig Deutſch, ſonſt hätte ſie ſich über die Narrenuhr noch mehr erboſt, als ſie ſich ſchon über den liebkoſenden Fuchsſchwanz und das Gelächter der Geſellſchaft erboſte.

Das Faß war als ein Wahrzeichen des überſtrömenden Segens der fröhlichen Pfalz und ihrer Trinkluſt gedacht und gebaut, und es darf noch heute von ſich rühmen:

Noch ſteh ich feſt, wo alles fiel,
Des Pfälzer Geiſt's ein Funken.
Groß in Gedanken, flott im Stil
Und gänzlich leer getrunken.

Digitized by Google

Zürich.

Ein altes schweizer Sprichwort sagt: „Wen Gott lieb hat, dem giebt er ein Haus in Zürich.“ Die Neugier, festzustellen, wie begründet diese Behauptung sei, ließ mich meinen Aufenthalt in Straßburg und Basel auf die allerkürzeste Zeit beschränken, um nach Zürich zu eilen. Ein mehrtägiger Aufenthalt im Jahre 1865 hatte die allerschönsten Erinnerungen in mir wachgehalten, aber diese betrafen viel weniger landschaftliche und architektonische Schönheiten, als den heftig wogenden Streit zwischen Studenten und Professoren des im vorhergehenden Jahre eröffneten Polytechnikums. Die Absicht, bei dem Professor Reuleaux Vorträge über die von ihm kürzlich entwickelte Kinematik zu hören, hatte mich hierher getrieben. Indessen war Reuleaux einem Rufe nach Berlin gefolgt und ich blieb deshalb nur wenige Tage hier und folgte ihm nach Berlin. Aber diese wenigen Tage mit ihren stürmischen Aufregungen und Debatten, die natürlich fast alle bei einem oder mehreren Schoppen Gerstensaft stattfanden, in aufgeregter und angeregter Gesellschaft, ließen das Bild Zürichs nur wie einen schönen, flüchtigen Traum in meinem Gedächtnis zurück, und ich war wirklich begierig, zu sehen, wie Traum und Wirklichkeit sich zu einander stellen würden. Die Wirklichkeit übertraf den Traum. Die Lage Zürichs am nördlichen Ende des Züricher Sees, in einer der anmutigsten Gegenden, ist wahrhaft entzückend. Unter der Quaibrücke strömen die kristallhellen, blaugrünen Wogen des Sees mit donnerndem Getöse hervor und bilden die schnellfließende, sich überstürzende Limmat, die Stadt in zwei Hälften teilend.

Die sanft ansteigenden Ufer des Sees sind mit Obst- und Weingärten geschmückt, aus denen kokette Villen und Wohnungen wie aus einem Versteck hervorlugen.

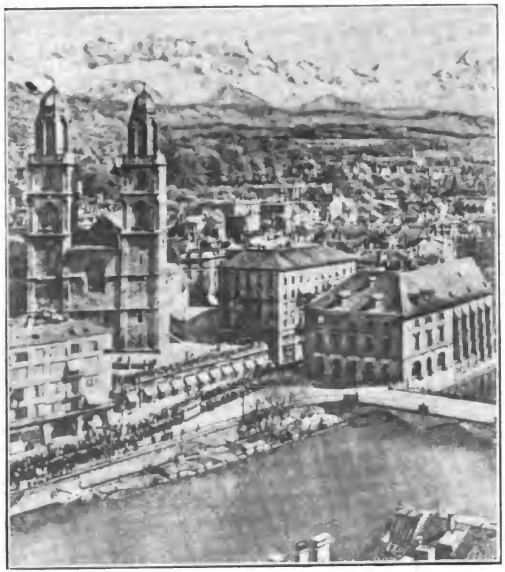
Hunderte von Booten aller Art tummeln sich auf dem klaren Gewässer und Dutzende von kleinen Passagierdampfern, Schwalben genannt und wie Schwalben dahinschießend, vermitteln den Verkehr zwischen den beiden Seeufern und den daranliegenden Dörfern und Vergnügungsplätzen.

Zwischen den zauberisch schönen Seeufern hindurchblickend, schließen im Hintergrunde die schneebedeckten Alpen den Blick nach Süden, weit hinaus bis zu den Gletschern des Urirotstocks und des Bluetschstocks.

Das alte, interessante Zürich, die Krone der Schweiz, liegt am rechten Ufer der Limmat, die, vom Ausflusse aus dem See aus gerechnet, von sechs

Digitized by Google

Brücken überſpannt iſt, bis ſie am Nordende der Stadt unter ſpitzem Winkel ſich mit der Sihl vereinigt. Dieſe ſehr ſpitzige Zunge führt den Namen „Platzſpitz“. Die Sihl iſt ein kleines Flüßchen, welches in der Umgegend von Einſiedeln ſeinen Urſprung hat, im Sommer faſt trocken iſt, aber im Frühjahr, wenn der Föhn die gewaltigen Schneemaſſen ſchmilzt, zum reißenden, verheerenden Strome anſchwillt.



Zürich – Münſter und Alpen.

An den Ufern der Limmat ſowohl als der Sihl ziehen ſich wohlgepflegte Promenadenalleen entlang.

Wie in allen deutſchen Städten, befinden ſich auch in Zürich zahlreiche Denkmäler welt- oder doch wenigſtens lokalberühmter Perſonen; ſo findet man hier den Minneſänger Johann Hadlaub, den Idyllendichter Salomon Geßner, die Komponiſten Baumgartner, Heine und Nägele, den Naturforſcher Oswald Heer und andere.

Digitized by Google

Ein ganz besonderes Vergnügen machte es mir, die Büste des Philologen J. C. Orelli vor mir zu sehen, an dessen französischer Grammatik ich die ersten Schritte in die Mysterien der französischen Sprache wagte, und die, als altes liebes Andenken an jugendliche Quälereien, heute noch, seit mehr als fünfundfünfzig Jahren, in meinem Besitze ist.

Das Brunnendenkmal des hochverdienten Staatsmannes Alfred Escher, dem das Züricher Polytechnikum seine Begründung verdankt, das Bronzestandbild des streitbaren Reformators Zwingli, die herzansprechende Statue des großen Pädagogen und Kinderfreundes Pestalozzi, sind alle hervorragende Kunstwerke, die eine genaue Besichtigung reichlich lohnen.

Am linken Ufer der Limmat finden wir die Bahnhofstraße, die Hauptverkehrs- und Flanierstraße Zürichs, die vom Hauptbahnhofe sich bis an den See erstreckt und an Prachtgebäuden, Auslagen, Restaurationen den Vergleich mit den anziehendsten Straßen anderer schönen Städte aushält. Die Urania, ein sechsstöckiges Gebäude, über dem sich fünf Stockwerke höher die Sternwarte mit einem ausgezeichneten Durchgangsinstrumente erhebt, und das großartige Vergnügungslokal, die Tonhalle, ragen stolz über die gewöhnlichen Gebäude hervor.

Auf dem rechten Limmatufer liegt Alt-Zürich: gegenüber der in 1479—1484 erbauten Fraumünsterkirche führt die vierbogige Münsterbrücke direkt auf die Wasserkirche, in welcher sich eine nahezu 200,000 Bände umfassende Bibliothek befindet.

Von hier aus führt eine Steintreppe hinauf zum Großmünster, ein großes, architektonisch nicht sehr hervorragendes Gebäude, welches jedoch den Vorzug hat, daß man von hier aus eine ganz wunderbar schöne Aussicht über ganz Zürich und seine Umgebung genießen kann.

Zwingli war von 1519 bis zu seinem Tode, 1531, Hauptpfarrer an dieser Kirche.

Wenn man von hier aus die Kirchgasse, den Hirschengraben und den Sempersteig hinaufsteuert (was übrigens auch leichter mittelst der Elektrischen erreicht werden kann), so stehen wir im Vorhofe des architektonisch eindrucksvollen, nach großartigen Dimensionen angelegten, von Gottfried Semper entworfenen Polytechnikums. Während des Studienjahres 1907—1908 besuchten 1281 Studenten das Polytechnikum und 149 Professoren und Dozenten waren an demselben tätig.

Merkwürdig, daß eine Stadt von kaum 200,000 Einwohnern, eine polytechnische Schule einrichten und erhalten konnte mit einem solchen Kostenaufwande und so reicher wissenschaftlicher Ausstattung, wie z. B. eine 60,000 Blätter umfassende Kupferstichsammlung, eine archäologische Sammlung von Tausenden von Gipsabgüssen und Terrakotten, eine reiche Sammlung von Mineralien, eine geologisch-paläologische Sammlung, eine große zoologische Sammlung, nebst vollständigen technologischen,

Digitized by Google

gewerblichen und hygienischen Sammlungen, und dazu noch eine Universität mit 1500 Studenten und 160 Professoren und Dozenten und reichhaltigen Sammlungen.

Wenn man dieses mit den Errungenschaften amerikanischer Millionenstädte vergleicht, so möchte man fast glauben, daß die deutschen Städte eine Zauberrute im Besitz hätten, mit der sie sich das wundervolle Material herbeizaubern könnten.

Die Schulen Zürichs stehen durchaus auf der Höhe der Zeit; sie sind nicht nur in sanitärer Hinsicht mit den besten Vorrichtungen für Ventilation, Lichtzuführung und Subsellien versehen, auch die Schulmaterialien sind vorzüglich, so daß mit den vielen mustergültigen Privatinstituten Zürich vom pädagogischen Standpunkte aus eine äußerst empfehlenswerte Stadt ist.

Schon in vorgeschichtlicher Zeit war hier eine Ansiedlung, wie zahlreiche Pfahlbauten bekunden. Unter den Römern entwickelte sich die Stadt. Karl der Große soll schon die Stiftsschule am Großmünster errichtet haben und unter der Gunst der Karolinger entwickelte sich Zürich zu großer Blüte, die bis heute noch schöne Früchte zeitigt.

Schon seit Hunderten von Jahren ist Zürich die bedeutendste Stadt der Schweiz; nicht nur auf dem materiellen Gebiete des Handels und der Industrie, sondern auch auf wissenschaftlichem und literarischem Gebiete. Von der Zeit der Reformation an, die in Zwingli einen so gewaltigen, kampfbereiten Vertreter fand, bis zur Jetztzeit, hat eine lange Reihe geistig hervorragender Männer befruchtend auf den deutschen Geist gewirkt.

Es ist wirklich sehr fraglich, ob in dem schönen patriotischen Liede von „Schleswig Holstein meerumschlungen, deutscher Sitte hohe Wacht" das Kompliment von der hohen Wacht der deutschen Sitte nicht eigentlich der nördlichen Schweiz gebührt.

Es ist wohl der Mühe wert, einigen dieser Geistesheroen ein paar Augenblicke zu widmen. Nachdem wir dem Denkmale des „Fighting Parson" Zwingli, mit der Bibel in der einen Hand und dem Schwerte in der anderen, eine achtungsvolle Bewunderung gezollt, und einen Blick auf „Das Haus zum Loch" am Zwingliplatz geworfen haben, in dem der Sage nach einst Karl der Große längere Zeit geweilt hat, dann bringen uns einige Schritte am „Hause zur Sul" vorbei, in dem Ulrich Zwingli von 1522 bis 1524 wohnte, zu einem der interessantesten Institute Zürichs.

Dem Andenken eines der großen Wohltäter der Menschheit geweiht, steht in bescheidener Größe in der Nähe des Wollenhofes das Pestalozzi anum. In seinem Innern birgt es ein Schulmuseum mit einer vollständigen Sammlung von Schulmaterialien: Lehrbücher, Anschauungsgegenstände, plastische, topographische Darstellungen, Bilder aus der alten und

Digitized by Google

neuen Geschichte und Literatur, Illustrationen in genialer Ausführung von Märchen, wie Rotkäppchen, Dornröschen ꝛc., und Schülerarbeiten aller Art. Das Sanktum indessen ist das Pestalozzistübchen, ein kleines Gemach, ganz mit Andenken an Pestalozzi angefüllt. Ein charakteristisches Bild des Kinderfreundes, mit der Unterschrift: „Lasset die Kinder zu mir kommen!“ fesselt sogleich die Aufmerksamkeit. Von Schülern umgeben, begrüßt er die neuen Ankömmlinge, während eins der Kinder, dreister als die anderen, auf seinen Rücken geklettert ist. Ein Gipsabguß des Pestalozzidenkmals vor der Eicher Linth-Schule läßt uns die sympathische Gestalt des Pädagogen, der mit väterlich freundlichem Blick auf den Knaben an seiner Seite schaut, so recht mit Muße betrachten und läßt es erklärlich finden, daß er so große Anziehung auf die Jugend ausübte. Daß er sein Aeußeres ziemlich vernachlässigte, ist aus zahllosen Anekdoten bekannt — z. B., daß er vor dem Kaiser Alexander erschien, seine Schuhe mit Strohhalmen zugebunden, weil er seine silbernen Schuhschnallen auf dem Wege zur Audienz weggeschenkt hatte — daß er, gehörig ausstaffiert, zu einer hocharistokratischen Gesellschaft ging, zu Fuße durch den Kot watend, und in schauerlichem Zustande eintrifft.

Schuhe und Strümpfe verrieten ihre ursprüngliche Farbe kaum mehr. Die Dame des Hauses wollte ihn höflich darauf aufmerksam machen, und ihm im Nebengemach Strümpfe und Schuhe ihres Gatten zur Verfügung stellen. Aber wozu — er kann es kürzer machen. Er setzt seine Unterhaltung mit den Umstehenden fort — hockt sich auf einen Stuhl, zieht die Strümpfe aus, schnippt den Dreck mit den Fingern von den Schuhen, zieht die umgewendeten Strümpfe wieder an und hält sich nun für vollständig salonfähig.

Die Jungens neckten ihn; sie riefen Heirich, Heirechli, Heicheli hinter ihm her und lachten und spöttelten darüber, daß er beständig die Zipfel seiner weißen Halsbinde kaute. In der Kirche sahen die frommen Kirchengänger mit größerer Ausdauer auf den zipfelkauenden Pestalozzi als auf den Pastor und die Kanzel. Man kann es nur aufs tiefste bedauern, daß die kleinen Unvollkommenheiten so oft die Ursache sind, den Lebenspfad eines Menschen mit Dornen zu bestreuen. Während ich in seinen Schriften, Pamphleten und Briefen herumblätterte, machte eine Stelle, die von tiefer Beobachtung, scharfem Verstande und warmem Herzen zeugte, so viel Eindruck auf mich, daß ich dieselbe abschrieb:

„Es ist zwar leicht, es braucht an Kopf und Herz außerordentlich wenig, die gewöhnlichen Handlungen des Regierens täglich auszurichten und selber in seinem Routinengleis zu Zeiten einen Schritt weiter zu gehen. Es ist z. B. auf der Welt Gottes nichts leichter, als wo eine alte Zollbude nicht genug einträgt, gerade neben ihr eine zweite aufzustellen. Ebenso ist nichts leichter, als einen Dieb aufhängen und eine verirrte Kindes-

Digitized by Google

mörderin enthaupten zu laſſen. Und hinwiederum iſt gleichfalls nichts leichter, als einen armen Bauern, der an einer Schildwache unehrerbietig vorübergeht, als unſere Väter vor Geßlers Hutſtange, dafür abprügeln zu laſſen — aber geſetzlich zu bewirken, daß die Zölle und Taxen den Verkehr

Peſtalozzidenkmal in Zürich.

im Lande beleben, daß der Landesroheit, der Dieberei und Unzucht wirklich und wahrhaftig Einhalt getan, und eine allgemeine öffentliche, den Volksſinn ergreifende, das Volksleben durchdringende Achtung gegen alles Ehrwürdige und Heilige erhalten werde, das iſt ſchwer — ſehr ſchwer!"

Digitized by Google

Ich glaube, dieſe Stelle machte ſolchen Eindruck auf mich, weil gerade in der Gegenwart das Bemühen der Schweizer und vieler unſerer Städte und Staaten, die Bürger geſetzlich zu Totalabſtinenzlern zu machen, ebenfalls ſchwer — ſehr ſchwer oder vielmehr ganz unmöglich erſcheint — Rohheit, Diebereі, Unzucht beſtehen noch allen Geſetzen zum Trotz.

Wenn die Zeit kommt, wo man mit Lavater in Wahrheit ſagen kann:

Wer Falſchheit haßt und arge Liſt,
Wer ferne flieht vor Zorn und Zwiſt,
Und was ihm Gott giebt, froh genießt,
Gern ſein geſundes Blut vergießt,
Wenn ſein Tod anderer Leben iſt,
Der iſt ein Schweizer und ein Chriſt —

dann iſt das Millennium nahe.

In der Spiegelgaſſe No. 11, nicht weit von der Peterskirche, befindet ſich eine Gedenktafel mit der Inſchrift:

„Das Haus zum Waldries. Hier wohnte
1741—1778 Joh. Caſpar Lavater, bei dem
ſich Goethe 1775 aufhielt."

Lavater, der die Phyſiognomik wiſſenſchaftlich begründen wollte, und der den Charakter der Menſchen an der Naſe abſehen zu können verſicherte, war eine der merkwürdigſten Erſcheinungen in der deutſchen Literatur des vorigen Jahrhunderts. Viel geliebt und viel geſchmäht wegen ſeines Bekehrungseifers und des Seherartigen und Prophetentums, das in ſeiner Perſönlichkeit lag.

In ſeiner Jugend war Goethe ein großer Freund Lavaters. Er beſchreibt einen Spaziergang, den er mit Lavater und dem faſt ebenſo prophetiſchen Baſedow machte, als:

Nach Emmaus weiter ging's
Mit großen, feſten Schritten,
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

In ſpäteren Jahren beurteilte Goethe ihn ziemlich unfreundlich; ſeine Proſelytenmacherei und Phyſiognomik waren oft ſo aufdringlich und grundlos, daß er ſagte, es ſei ſchwer zu entſcheiden, wo der Betrogene aufhörte und der Betrüger anfing.

Eigentümlich bleibt es, daß Lavater, der faſt mit allen hervorragenden Perſonen des damaligen Deutſchlands in perſönlichem und brieflichem Verkehr ſtand, niemals mit Leſſing in Berührung trat.

Lavater wurde nie müde, trotz aller Fehlſchläge, die guten Seiten auch im Schlechteſten zu entdecken und auch in dem Ungebildetſten ſchlummernde Kräfte aufzuſpüren und zu entwickeln zu verſuchen.

Digitized by Google

Lessing sagte, daß man ihm vorwerfe, eine besondere Gabe zu haben, etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken. „Allerdings," sagte er, „habe ich diese Gabe und bin stolz darauf, und ich bin stolzer darauf als auf alles, was ich weiß und kann."

Lessing urteilte mit dem Kopf. Lavaters Mißerfolge sind hauptsächlich der Tatsache zuzuschreiben, daß er das Herz an die Stelle des Kopfes setzte. Er starb 1801 an den Folgen eines Schusses, den ein französischer Soldat auf ihn abgefeuert hatte.

An der Schönbergergasse No. 15 finden wir eine Gedenktafel mit der Inschrift:

„Das Haus auf der Höhe. Hier wohnte
H. J. Bodmer. Hier beherbergte er Klopstock 1750, Wieland 1752—1751, und hier in
1775 Goethe und die Stolbergs, ebenfalls in
1779 den Herzog Karl August und Goethe."

Außer seinen eigenen dichterischen Werken erwarb er sich besondere Verdienste dadurch, daß er die deutschen Dichter auf die herrlichen Blüten der älteren Dichtung aufmerksam machte, und mithalf dem Schwulst der schlesischen Dichter, der Plattheit der Weise'schen Schule und der Steifheit der Gottsched'schen Schule ein Ende zu bereiten, wozu ihm sein Freund Johann Jacob Breitinger (1701 in Zürich geboren), getreulich zur Seite stand.

Eine der interessantesten und liebenswürdigsten Erscheinungen in der neueren deutschen Literatur ist der 1763 in Zürich geborene Johann Martin Usteri. Seine Gedichte, meist mundartlich, sind heute noch eine Quelle reinster Freude durch ihre vortrefflichen Darstellungen und Beschreibungen der Erscheinungen des Lebens, die zum Teil mit dem köstlichsten Humor geschildert sind. Obgleich Usteri ein vielseitig gebildeter Mann war, sei es hier vielen Eltern, die dumme Jungen haben, zum Troste konstatiert, daß er während seiner ganzen Schulzeit die Auszeichnung genoß, von der untersten bis zur höchsten Klasse, stets der Unterste auf der untersten Bank gewesen zu sein.

Woraus natürlich nicht zu folgern ist, daß jeder, der durch die Bank in der Schule unten an sitzt, ebenfalls ein berühmter Mann werden wird.

Aber so viel ist aus dem hier Angeführten doch wohl klar, daß von Zürich aus Deutschland manche herrliche Anregung empfing, und daß wir der schönen Stadt am Zürcher See größten Dank schuldig sind.

Digitized by Google

Luzern.

Eine etwa zweistündige Eisenbahnfahrt bringt den Reisenden nach einer der vielbesuchtesten Städte der Schweiz, der malerisch gelegenen Stadt Luzern, am nördlichen Ufer des Vierwaldstädter Sees, wo die Reuß mit ihrem klaren, smaragdgrünen Wasser ihren Ausfluß hat und nun unaufhaltsam dem Rheine zufließt. Die Reise geht wohl etwas zu schnell, um Beobachtungen zu machen und sich an den herrlichen Fernsichten zu erfreuen. Drei Viadukte und ein Tunnel, der fast eine Meile lang den Horgenberg durchbohrt, bringen uns zum düsteren Sihltal, in dessen Tiefe die tückische Sihl, jetzt vollständig trocken, auf neue Gelegenheit wartet, Verwüstung anzustiften. Die Blicke auf den herrlichen Zürichsee sind verschwunden, statt dessen aber eröffnen sich dem staunenden Auge die Aussichten im Süden auf die Himmel anragenden Alpenberge, den Pilatus, Rigi, Mythen und die Berner Alpen, und lassen uns fast nicht bemerken, daß wir in großem Bogen an dem flachen nördlichen Ufer des Zuger Sees dahingleiten, und nun plötzlich schon auf dem Luzerner Bahnhofe angelangt sind.

Der moderne Bahnhof fesselt die Aufmerksamkeit nur kurze Zeit, denn unser Ziel, die eigentliche Stadt, liegt auf dem anderen Ufer der Reuß, und wir machen uns sofort auf den Weg, um über die neue substantielle Brücke das Hotel zu erreichen. Doch ein mehr architektonisch merkwürdiger als schöner, großer Gebäudekomplex fesselt die Aufmerksamkeit, und da wir jetzt gerade so viel Zeit haben wie später, so sehen wir uns das Institut gleich an. Es stellt sich heraus, daß es ein Kriegs- und Friedensmuseum ist. Keineswegs von Andrew Carnegie gegründet, sondern von dem liebenswürdigen russischen Visionär, dem Staatsrat Johann von Bloch, mit der Absicht, den Völkerfrieden, wenn nicht zu gründen, so doch sein Eintreten zu befördern. Der große Bretterbau ist recht malerisch abwechslungsvoll im raubritterlichen Burgbaustil gehalten und will für einen Frank Eintritt die Vergnügen des Friedens und die historische Entwicklung der Kriegswerkzeuge in vierzehn verschiedenen Sektionen dem Beschauer zu Gemüte führen.

Nur recht schade, daß die Besucher dieses wenig geschmackvoll aber recht geschickt arrangierten Friedensmuseums so wenig über Krieg oder Frieden zu entscheiden haben. Finanziell ist es jedenfalls keine schlechte Spekulation, denn Luzern soll jährlich nahezu 300.000 Besucher haben, und jeder wird sich doch wenigstens einmal diesen Friedensbeförderungstempel ansehen.

Digitized by Google

Jenseits der Brücke, am rechten Ufer der Reuß, erheben sich die Prachthotels der Stadt. Eine Allee von herrlichen Kastanienbäumen mit ihrem dichten Laube von dunkelgrünen Blättern zieht sich am Quay entlang von der Brücke fast bis zum See und bietet ein wunderbar lebhaftes Bild mit seinen Tausenden von fashionablen Spaziergängern, denen die hocheleganten Hotels und Villen einen effektvollen Hintergrund bieten.

Die modernen Stadtteile zeigen wohl in allen Städten eine gewisse Aehnlichkeit im Baustil, Straßenanlagen, kurz, in dem ganzen modernen Eindruck, nur der bodenständige Habitus macht den gewaltigen Unterschied. Und darin liegt der besondere fesselnde Reiz Luzerns, die würdige Vorhalle der Wunderwelt des klassischen Vierwaldstädter Sees. Die Natur hat hier das Füllhorn ihrer Reize mit freigebiger Hand ausgeteilt, und menschliche Energie und Schaffenskraft, menschlicher Fleiß und Kunstsinn sind nicht dahinter zurückgeblieben, so daß die alte, ehrwürdige Alpenstadt nebst ihrem schönen, modernen Stadtteile durch diese Verbindung einen tiefen Eindruck macht. Fluß und See, hochragende Berge und langgestreckte grüne Matten, altertümliche Bauten und moderne Paläste, alles umwoben vom Zauber alter und neuer Geschichte, herrliches Klima und vorzügliche Bewirtung lassen es erklärlich erscheinen, daß Tausende von Besuchern alljährlich hier ihren kürzeren oder längeren Aufenthalt nehmen.

Sieben Brücken verbinden die an beiden Ufern der Reuß gelegenen Stadtteile, und die dem See am nächsten gelegene Seebrücke gewährt einen prächtigen Blick auf Stadt und Umgebung. Flach und eben zieht sich die neue Stadt den Ufer der Reuß entlang; hoch und riesenhaft erheben sich die schneebedeckten Arner- und Engelberger-Alpen, der Rigi und Pilatus, und zwischen ihnen, amphitheatralisch abgestuft durch niedrige Höhen, entwickelt sich die Altstadt.

Diese kleineren Erhebungen tragen die feste Stadtmauer, die Musegg, auf deren grauen Gemäuern neun stattliche Wachttürme seit 1385 daran erinnern, daß sie zu jener Zeit gegen solche Feinde Schutz und Wehr sein sollten, die aus dem südlichen Teile der Schweiz hervorbrechen würden.

Als nördlichster Teil dieser Befestigungen steigt ein alter Turm aus der Reuß, groß genug, um den sämtlichen städtischen Archiven Unterkunft zu geben; fest und grimmig anzusehen steht er an der Kapellenbrücke, um in alten Zeiten den Feinden den Uebergang in die Stadt zu verwehren.

Diese Kapellenbrücke ist ein wahres Unikum; vollständig aus Holz gebaut, sorgfältig überdacht, ändert sie dreimal die Richtung, während sie diagonal die Reuß überbrückt. Sie datiert aus dem Jahre 1333, aus einer Zeit, als Luzern als „das hölzerne Storchnest" bekannt war, weil in der ganzen Stadt kein einziges Gebäude aus Stein oder Ziegeln errichtet war. Das Dachgebälk der Brücke bietet in 112 dreieckigen Flächen Gelegenheit, recht schöne Malereien von Begebenheiten aus der Geschichte

Digitized by Google

Luzerns darzustellen — die Heldentaten der alten Schweizer und die Leiden der Schutzpatrone der Stadt, der Heiligen Ludegar und Moritz, sind mit lebhafter patriotischer Phantasie gezeichnet und die Gemälde werden sehr sorgfältig erhalten. Angefeuert durch die malerische Ausschmückung der Kapellenbrücke hat auch die weiter nördlich gelegene Spreuerbrücke einen Gemäldecyklus, einen Totentanz darstellend, erhalten, der allerdings erst im 18. Jahrhundert gemalt wurde.

Das erste steinerne Haus erbaute im Jahre 1398 Hans Kupferschmied, und die Bürgerschaft Luzerns stattet ihm öffentlich und offiziell ihren Dank für seinen Unternehmungsgeist ab. Von dieser Zeit an schenkte die Stadt

Kapellenbrücke in Luzern.

lange Jahre hindurch einem jeden, der so bauen wollte, die Grundmauer und den Giebel, und so verlor denn der Spottname „das hölzerne Storchnest" allmählich seine Berechtigung.

Im allgemeinen macht die Altstadt einen recht ehrwürdigen, alterümlichen Eindruck. Obgleich, einzeln betrachtet, hier und da Malereien an den Häusern und alte Schmiedearbeiten etwas Abwechslung gewähren, ist die Ausbeute im ganzen nur gering. Die alte 735 gegründete St. Leodegarkirche enthält eine Anzahl ausgezeichnet geschnitzter Chorstühle und kunstvolle Schmiedearbeiten.

Die große Orgel, die 1650 von dem berühmten Orgelbauer Geisler in Salzburg gebaut, und 1861 und wieder 1898 restauriert wurde, enthält nicht weniger als 4950 Pfeifen. Der Restauration in 1862, von Haas,

Digitized by Google

verdankt die Orgel die vox humana und 1899 wurde die vox celesta hinzugefügt, und die im Sommer jeden Nachmittag stattfindenden Orgelkonzerte, gegen einen Frank Eintritt, sind das Geld reichlich wert und werden, wie der Besuch auswies, von den Fremden voll gewürdigt. Wenn man aus der Hintertür der Kirche tritt, so führt ein kurzer Spaziergang zu den „Drei Linden", mächtige, uralte Bäume, von deren Fuße aus man die ganze Umgebung Luzerns mit der mächtigen Alpenkette bis zum Finsteraarhorn und den Schreckhörnern vor sich liegen sieht.

Drei Sehenswürdigkeiten Luzerns liegen nahe beisammen an der Denkmalstraße: der Gletschergarten, das Löwendenkmal und ein Pano-

Der Löwe von Luzern.

rama. Im letzteren wird der Uebertritt der französischen Armee unter dem General Bourbaki auf schweizerisches Gebiet im Februar 1871 in meisterhafter Darstellung gezeigt und zieht, trotzdem nun schon vierzig Jahre seitdem verflossen sind, immer noch zahlreiche Besucher an.

Fast unmittelbar daneben ist das Löwendenkmal. Der berühmte „Löwe von Luzern" wurde im Jahre 1821, nach einem Modell des Bildhauers Thorwaldsen, in einer Nische von 60 Fuß aus einer Felsenwand herausgemeißelt.

Das Denkmal wurde zu Ehren der tapferen, pflichtgetreuen Schweizergarde errichtet, die am 10. August und am 2. und 3. September 1792 bei der Verteidigung des Königs von Frankreich in den Tuilerien den

Digitized by Google

Heldentod erlitt. Die Namen der 26 gefallenen Offiziere und die einfache Inschrift "Helvetiorum fidei ac virtuti" unter der gewaltigen Löwentatze zeigen die Bedeutung an.

Die Scene ist eine tiefergreifende. Im Schatten hoher Bäume breitet ein kleiner Teich sein klares Gewässer vor einer riesigen Felswand aus, in welche eine Grotte hineingemeißelt ist, deren Boden einem sterbenden Löwen als Lager dient, der, den Tod erwartend, mit dem Ausdruck grimmigen Schmerzes daliegt.

Ein abgebrochener Lanzenschaft steckt in seiner Seite. Die Lanzenspitze hat er mit gewaltigem Schlage der Tatze abgebrochen und legt schützend die Tatze auf den tötlichen Stahl, auf die Lilie des Franzenkönigs und das Schweizer Wappen — treu bis in den Tod. Es ist wirklich zu bedauern, daß dieses herrliche Kunstwerk in eine Sandsteinfelsenwand gehauen wurde, und deshalb den Elementen schwerlich Jahrhunderte Trotz bieten wird.

Neben dem Löwendenkmal wurde 1872 eine Entdeckung gemacht, die den Geologen Aufklärung gab über die Entstehung der Gletschertöpfe. Beim Bau eines Fundamentes legten die Arbeiter neun Gletschertöpfe von verschiedener Größe offen. Der größte davon maß 27 Fuß im Durchmesser, bei einer Tiefe von 31 Fuß. Die Aushöhlungen wurden von tropfenden Wassern des St. Gotthard Gletschers gebildet, der sich früher weit in die nördliche Schweiz erstreckte und die, in eine drehende Bewegung gesetzt, im Laufe von Jahrtausenden den Felsen aushöhlten.

Die Steine, die zum Teil noch auf dem Grunde in den Töpfen lagern, zeigen, daß sie nicht der Luzerner Formation angehören, sondern in der Gletscherzeit von St. Gotthard Gestein hierher befördert wurden.

Für kürzere Ausflüge, die nicht mehr als ein paar Stunden in Anspruch nehmen, und trotzdem an Naturschönheiten und historisch denkwürdigen Punkten reichliche Ausbeute geben, ist Luzern ein ausgezeichnet geeigneter Punkt.

Ein Spaziergang von etwa einer Stunde auf schönem Wege führt uns nach dem Landhause Triebschen, und eine Tafel mit der Inschrift belehrt uns:

„In diesem Hause wohnte
Richard Wagner,
von April 1866 bis April 1872.
Hier vollendete er
Die Meistersinger — Siegfried
Götterdämmerung — Beethoven
Kaisermarsch — Siegfried-Idyll."

und in diesem still friedlich, romantisch gelegenen Landhause, mit der prachtvollen Aussicht auf den See von Luzern, wohnte er als er sich verheiratete.

Ein etwas längerer Ausflug, den man am besten nicht zu Fuß, son-

Digitized by Google

dern mit Boot und elektrischer Bahn macht, bringt uns nach dem Städtchen Stanz, welches, am Fuße des majestätischen Stanserhorns gelegen, sich rühmen kann, der Geburtsort eines seltenen Helden gewesen zu sein. Hier wurde Arnold von Winkelried geboren, dessen heroische Tat den Sieg der Schweizer über den Herzog Leopold III. in der Schlacht bei Sempach, am 9. August 1386, ermöglichte.

Als die freiheitliebenden Eidgenossen sich den Befehlen des Herzogs nicht beugen wollten, sammelte er ein mächtiges Heer von gewappneten Edlen, die Blume der Ritterschaft seiner Staaten, und führte sie gegen den „Bund der Hirten", an deren schneller und vollständiger Niederlage er keinen Augenblick zweifelte.

Dieser Bund mit seinen unabhängigen Gliedern war den habsburgischen Besitzungen an den Seen und dem ganzen Adel ein Dorn im Auge und nach ihrer Ansicht eine große Gefahr.

Eine Mauer von Stahl und ein Wald von Lanzen starrte den nur primitiv bewaffneten Schweizern entgegen. Keine Lücke zeigte sich in der Eisenwand, die ein Eindringen ermöglichte. Da stürzte sich der hochherzige Arnold Struthahn von Winkelried auf die geharnischten Reihen der Ritter und mit dem Rufe: „Ich will Euch eine Gasse machen, sorget für mein Weib und Kind; treue, liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts", erfaßt er so viele Lanzen, als er greifen kann mit seinen sehnigen Armen, drückt sie an seine Brust und zieht sie mit sich nieder. Ueber seinen Leib dringen die Eidgenossen in die so entstandene Breiche. Die plumpen und schwerbewaffneten Ritter sind auf solchen Angriff nicht vorbereitet, können nicht widerstehen und werden von allen Seiten mit der Streitaxt und dem Streitkolben niedergeschlagen.

656 Sprossen der edelsten Geschlechter wurden erschlagen und der stolze Herzog Leopold, der den Tod so vieler Edlen nicht überleben wollte, stürzte sich in das Gewühl der Schlacht und wurde von einem einfachen Hirten erschlagen. Auf dem Marktplatze in einer Halbrotunde wurde dem Helden ein Denkmal errichtet. Eine Marmorgruppe zeigt ihn, wie er, einen Ritter mit sich niederreißend, die Lanzenspitzen in seine Brust bohrt und der leichtbekleidete Schweizerhirt, den Streitkolben schwingend, über die Leiber der beiden hinweg in die Reihen der Ritter dringt. Ein alter, hübscher Brunnen auf dem Marktplatze wird von einer Statue gekrönt, welche die älteste jetzt existierende Statue des alten Helden sein soll.

In dem historischen Museum, nahe dem Bahnhof, sind eine Anzahl von mittelalterlichen Waffen und Geräten, Trachten und Münzen enthalten, und auf dem Rathause und im Arsenal sind Erinnerungen an den Unabhängigkeitskrieg der Schweizer aufbewahrt, unter anderen auch ein Panzerhemd, welches Winkelried von sich warf, als er im Begriffe stand, sich dem Vaterlande freudig durch seinen Tod zu opfern.

Digitized by Google

Auf dem Wege nach Ennemoos stand einsam, einfach und fest die Winkelriedkapelle, von allen Schweizern verehrt, bis im Jahre 1801 der Mélac der Schweiz, der französische General Schauenburg, der Verwüster von Unterwalden, die Ruhestätte des Helden entweihte und zerstörte.

Im allgemeinen bietet der Vierwaldstädter See keine gute Gelegenheit zum Schlittschuhlaufen. Von 1319 bis 1789 fror der See nur dreimal teilweise zu, aber seitdem wurde eine beträchtliche Fläche mit Eis bedeckt. Im Jahre 1891 war der ganze untere See von den zwei Nasen an — Vorgebirge, die an dieser Stelle den See auf eine Breite von 2700 Fuß einengen — nahezu drei Wochen zugefroren und von Mitte Februar an hätten die anliegenden Schweizer Gelegenheit gehabt, die schöne Kunst des Schlittschuhlaufens zu üben, wenn sie Schlittschuhe gehabt hätten. Aber diese Gelegenheit wurde ihnen in den letzten hundert Jahren nur einmal geboten und da lohnte es sich nicht, die Stahlschuhe anzuschaffen und aufzubewahren.

Daß der ganze See einmal zugefroren sei, davon erzählt weder Ueberlieferung noch Geschichte, selbst der weitbekannte Lügner — der sogenannte älteste Einwohner — wagt es nicht, eine Erinnerung daran auszukramen.

Digitized by Google

Der Vierwaldstädter See.

Die vier Urkantone der Schweiz: Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern werden an ihren Ufern von dem malerischen Vierwaldstädter See umspült.

In der Form eines verschobenen Kreuzes, mit den Endpunkten Luzern und Flüelen an dem Nordsüdarme, Küßnacht und Stansstadt an dem Ostwestarme, erstreckt sich der See in einer Länge von 2¾ Meilen von Süden nach Norden und etwa halb so lang von Osten nach Westen. Die Breite von Ufer zu Ufer ist sehr verschieden; während sie zwischen Forst und Rütenen über zwei Meilen beträgt, strecken die Obere und Untere Nase, zwei felsige, weit vorspringende Vorgebirge, Ausläufer des Bürgenstocks am linken Ufer und des Rigi am rechten Ufer, ihre Endlinien so nahe zusammen, daß nur ein Raum von 2700 Fuß zwischen ihnen bleibt.

Aus einiger Entfernung erscheint es, als ob der See hier abgeschlossen und zu Ende sei, so daß man vom Kreuztrichter aus — ein Punkt, der die Mitte des verschobenen Kreuzes bildet und von Luzern, Küßnacht, Weißenflut und Stansstadt beinahe gleich entfernt ist — vom Urisee, dem Buochsee und dem Gersaubecken nichts sehen kann.

Aber die wunderbar anziehende Landschaft entzieht sich unseren Blicken nicht. Hunderte von Villen und Dörfern, reizende kleine Städte, deren Häfen von Booten wimmeln, schmücken die Ufer, die hier sanft ansteigen und dort steil, fast senkrecht, in die Höhe streben. Am linken Ufer erhebt der Pilatus sein düsteres, vielgespaltenes Haupt, der Bürgenstock, das Stanserhorn und die hohen Berge der Berner Hochalpen, die Jungfrau, das Wetterhorn, die Schreckhörner, der Eiger und der Mönch erlauben uns gelegentlich einen Blick auf sie zu werfen, während der Rigi uns im vollen Sonnenschein entgegenlacht. Wir passieren Brunnen, ein Städtchen mit 3100 Einwohnern, der schönste Punkt am Vierwaldstädter See, mit wunderbar herrlicher Aussicht — vor uns die Einfahrt in den Urisee, im Hintergrunde die beiden Mythen, im hellen Sonnenschein und balsamischer Luft, so still, daß sich kaum ein Blättchen rührt. Man muß seine Einbildung zu Hilfe nehmen, wenn man sich die Beschreibung unseres Lieblingsdichters vergegenwärtigen will, wenn er schreibt:

Der graue Talvogt kommt,
Dumpf brüllt der Firn,
Der Mythenstein zieht seine Haube an,
Und kalt herbläst es aus dem Wetterloch.

Digitized by Google

Der See wird enger; die Felsenwände steigen fast senkrecht in die Höhe, an der scharfen Ecke der Einfahrt, am linken Ufer, fesselt ein 80 Fuß hoher Stein, nahe dem Ufer aus dem See rauh und kräftig in Obeliskenform aufsteigend, die Aufmerksamkeit.

Es ist der Mythenstein, von der Mutter Natur hierhergesetzt und von den dankbaren Schweizern mit der Inschrift versehen:

„Dem Sänger Tells, F. Schiller, die Urkantone, 1859."

Jetzt sind wir auf der Stätte angelangt, auf dem der Genius Schillers das Beste und Wertvollste abspielen ließ, was er der Welt hinterlassen hat. Eine viertelstündige Fahrt bringt uns an den Ort, den Walther Fürst als Versammlungsort vorschlägt:

Links am See, wenn man
Nach Brunnen fährt, dem Mythenstein grad über,
Liegt eine Matte heimlich im Gehölz,
Der Rütli heißt sie bei dem Volk der Hirten,
Weil dort die Waldung ausgerodet ward — —
— — — — — — — — — — —
Dahin mag jeder zehn vertraute
Männer mitbringen.

Der Sage nach versammelten sich hier die 33 Männer und schlossen den Bund, der zur Befreiung der Schweiz von habsburgischer Herrschaft führte.

Der Rütli ist jetzt ein hochgeschätztes Kleinod und Eigentum der Eidgenossenschaft, gleichfalls das einfach-schöne Rütlihaus, in dem man für wenig Geld recht gute Erfrischungen bekommen kann.

Eine kurze Fahrt führt uns nach dem gegenüberliegenden Ufer zur Tellsplatte, einer Klippe am Fuße des Axenberges. Aus den Bäumen ragt die 1388 errichtete und 1883 erneute Tellskapelle hervor und bezeichnet den Platz, auf dem Tell ans Land sprang, als er dem Schiffe des Landvogts Geßler entfloh, der ihn von Flüelen auf sein festes Schloß in Küßnacht führen lassen wollte.

Aber — wenn der Sturm
In dieser Wasserluft sich erst verfangen,
Dann rast er um sich mit des Raubtiers Angst,
Das an des Gitters Eisenstäbe schlägt!
Die Pforte sucht er heulend und vergebens.
Denn ringsum schränken ihn die Felsen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauern.

Wehe dem Schiffer, der bei einem solchen Sturm unterwegs ist, denn:

Hier ist das Steuer unnütz und der Steurer,
Der Sturm ist Meister, Wind und Wellen spielen
Ball mit dem Menschen — — —
Handlos und schroff ansteigend starren ihm
Die Felsen, die unwirtlichen, entgegen
Und weisen ihm nur ihre steinern schroffe Brust.

Digitized by Google

Von der Ueberzeugung beseelt, der er bei der Rettung Baumgartens Ausdruck gegeben:

> Wohl aus des Vogt's Gewalt errett' ich euch!
> Aus Sturmes Nöten muß ein and'rer helfen,
> Doch besser ist's, ihr fallt in Gottes Hand
> Als in der Menschen!

wagt er den Sprung und es gelingt ihm, das Felsenriff, das abgeplattet vorspringt in den See, zu erreichen und sich in Sicherheit zu bringen.

Die Erinnerung an Tell lebt frisch im Herzen der Schweizer, und wahr oder erdichtet, enthusiastische Bewunderung des Helden Tell zollt

Tellskapelle. — Urirotstock.

ihm die ganze Welt. Alljährlich, am Freitag nach Christi Himmelfahrt, wird in der Kapelle ein Gottesdienst abgehalten und Tausende finden sich dazu in festlich geschmückten Fahrzeugen ein.

Auf unserer ferneren Fahrt nach dem Südendpunkte des Sees von Uri begleiten uns die hohen Berge, die mit ihren malerischen Formen und landschaftlichen Schönheiten einen großartigen Genuß gewähren; die Berge steigen bald schön bewaldet und mit grünen Matten vom Uer auf, bald steigen sie steil und schroff vom See auf, wie Festungsmauern. Ehe wir Flüelen erreichen, haben wir den Genuß, den ersten Gletscher auf dieser Reise zu sehen, der zwischen dem Urirotstock und dem Brunnistock

Digitized by Google

ſeine Eiswand deutlich erkennen läßt. Auf der Seite von Flüelen liegt der pyramidenförmige Bristenſtock, die große und kleine Windgalle und bei klarem Wetter, wie es uns glücklicherweiſe beſchert war, kann man die herrliche Ausſicht über den ganzen Urner See mit ſeinen hohen bis auf 7000 Fuß anſteigenden Bergen bis zum Mythenſtein und den Bergen der nördlichen Schweiz genießen.

Flüelen.

Flüelen iſt ein kleines Städtchen von 1000 Einwohnern, am ſüdlichen Ende der großartigen Arenſtraße, am Fuße des Bristenſtocks und am Einfluſſe der vom St. Gotthard ſtrömenden Reuß; es iſt der belebteſte Hafen des Kantons Uri und hat den großen Vorzug, daß es in dem kleinen, unanſehnlichen Schlößchen Rudenz den einſtigen Wohnſitz des Freiherrn von Attinghauſen beſitzt. Inmitten eines Gartens erhebt ſich das Rudenzſchloß, drei Stockwerke hoch, und mit drei Fenſtern Front nach allen

Digitized by Google

Seiten; über dem zweiten Stock gewährt eine das ganze Haus umgebende balkonartige Galerie eine herrliche Aussicht auf die majestätischen Berge, die es von allen Seiten umgeben, und ein Satteldach mit einem kleinen Türmchen schließt es recht einfach ab. Die Halle, in welche Schiller die Sterbescene des Freiherrn von Attenhausen verlegt hat, ist räumlich nur klein, aber um so größer erscheint die Warnung, welche der sterbende Mann erteilt:

Drum haltet fest zusammen — fest und einig —
Kein Ort der Freiheit sei dem andern fremd —
Hochwachten stellet aus auf euren Bergen,
Daß sich der Bund zum Bunde rasch versammle —
Seid einig — einig — einig. —

Eine kurze Fahrt bringt uns nach Altorf, dem Hauptorte des Kantons Uri, eine Stadt von nahezu 3000 Einwohnern. Auf dem Hauptplatze wurde zum Andenken an Tells Apfelschuß 1895 ein Denkmal errichtet, und man kann wohl Schiller zustimmen, wenn er sagt:

Erzählen wird man von dem Schützen Tell,
Solang die Berge stehn auf ihrem Grunde.

Altorfer Einwohner geben im Sommer volkstümliche Aufführungen von Schillers Wilhelm Tell in einem eigens für den Zweck errichteten Spielhaus. Leider mußten wir uns das Vergnügen versagen, einer Aufführung beizuwohnen, wir konnten uns nur das Spielhaus ansehen und uns über die herrlichen, üppigen Obstgärten freuen, die es erklärlich scheinen lassen, daß ein guter Apfel für den Meisterschuß geschickt zur Hand war.

Ein alter aus vorgeschichtlicher Zeit stammender Turm giebt einen recht effektvollen Hintergrund für das Denkmal, und wenn man die Blicke etwas höher richtet, so sieht man den „heiligen Hain", den Bannwald, von dem Walther vom Vater wissen will:

Ist's wahr, daß auf dem Berge dort
Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
Drauf führte mit der Axt?

Und der Vater erzählte ihm:

Die Bäume sind gebannt, das ist die Wahrheit.
Die Lawinen hätten den Flecken Altorf längst verschüttet,
Wenn der Wald dort oben nicht
Als eine Landwehr sich dagegen stellte.

Hier bestiegen wir die St. Gotthard Bahn, die uns zunächst zur nördlichen Einfahrt in den St. Gotthard Tunnel befördern sollte, der in einer

Digitized by Google

Länge von neun Meilen von Göschenen aus den Berg durchbohrt und an der Südseite bei Airolo wieder ans Tageslicht tritt.

Der ganze Bau hat kaum zwölf Millionen Dollars gekostet, obgleich er zweigleisig und vollständig ausgemauert, 26 Fuß breit und 20 Fuß hoch ist. Die Durchfahrt erfordert nur 24 Minuten, die Luft ist kühl, etwa 86 Grad, und man wird auf der Fahrt vom Rauche nicht im geringsten belästigt.

Die Scenerie vom Anfang der Fahrt bis zum Ende ist unbeschreiblich großartig. Nur wenige Minuten nach der Abfahrt vom Altorfer Bahnhofe kann man einen Blick auf das wilde Schächental mit seinen schroffen Felsenwänden werfen und den reißenden Schächenbach rauschen hören, der sich hier in die vom St. Gotthard wild strudelnde Reuß ergießt.

Unsere Aufmerksamkeit wird auf das jenseit der Reuß auftauchende Dorf Attinghausen gerichtet und auf die Ruine einer Burg, für die ebenfalls die Ehre in Anspruch genommen wird, der Wohn- und Sterbeplatz des von Schiller verherrlichten Freiherrn von Attinghausen gewesen zu sein. Nachdem wir die Station Erstfeld passiert hatten, lag die wilde Alpenlandschaft im schönsten Sonnenschein vor uns. Schroffe Felsenwände, so steil, daß man keine verständige Gemse in Verdacht haben sollte, darauf herumzuklettern, zerklüftete Berge mit tief eingeschnittenen Schluchten, Schneefelder und wild schäumende Bäche, dazu das Getöse der dahinflutenden, sich überstürzenden Reuß — und dann plötzlich Dunkel und Stille. Wir waren bei Hägrigen an einer Stelle angelangt, wo die beste Ingenieurskunst die Bahn an der Außenseite des Berges nicht weiterführen konnte und deshalb durch die Eingeweide des Berges in einem fast meilenlangen, eiförmigen Tunnel die Höhe erreichte, und dadurch allerdings nur etwa 128 Fuß gestiegen war.

Dieser gewaltigen Kehrtunnel, die sich Tausende von Fuß in den Berg bohren, um die Bahn vielleicht auf ein kaum 100 Fuß höheres Niveau zu bringen, giebt es wohl auf der ganzen Strecke ein halbes Dutzend, von den geradlinigen Tunnels gar nicht zu reden. Ganz eigentümlich erscheint es, wenn man eine längere Strecke durchfahren hat und einen solchen Kehrtunnel in endlos lang scheinender Zeit passiert, plötzlich die eben durchfahrene Strecke wieder, allerdings tief unten liegen sieht. Auf dem ganzen Wege und sobald wir an der Oberfläche sind, ist die Reuß, wild und unbändig, in verschiedenen Armen und unter verschiedenen Namen, unser treuer Begleiter, bald als die Meien-Reuß, Göschener-Reuß, St. Gotthard-Reuß, die junge Reuß u. s. w.

Schöner, herzerwärmender Sonnenschein erfreute uns auf der ganzen Fahrt, und gab hinreichend Gelegenheit, die riesigen Bergkuppeln und Felsenspitzen dem Namen nach kennen zu lernen. Hier und da stieg plötzlich an einer Bergseite oder einer Felswand ein weißer Dampf auf, als ob

Digitized by Google

jemand einen tüchtigen Mund voll Rauch aus seiner Pfeife in die Luft geblasen hätte, nur tausendmal größer, der in einem Augenblicke riesige Dimensionen annahm, große Flächen dem Auge verdeckte, um ebenso plötzlich und unmotiviert wieder zu verschwinden und ein recht angenehmes, abwechselndes Bild bot. „Morgen giebt's was", prophezeite ein Mitreisender; aber jedenfalls kamen wir bei gutem Wetter nach Airolo, atmeten einige Stunden lang die aus Italien wehende Luft ein und den Duft des sanfteren, südlichen Himmels und kamen, immer noch bei schönem Wetter, nach Göschenen zurück, um hier Nachtquartier zu nehmen.

Eingedenk der Warnung: „Morgen giebt's was!" benützten wir den

Nördliche Einfahrt in den St. Gotthard.

Rest des Nachmittags zu einem Spaziergange auf der alten Gotthard Straße, die seit der Eröffnung der Bahn ziemlich einsam geworden ist, die aber recht lohnende Scenerien bietet. Nur wenige Minuten hinter dem Bahnhof beginnt eine Schlucht, wohl zwei Meilen lang, Schöllenen genannt. Zu beiden Seiten hohe Granitfelsen, die fast senkrecht in die Höhe steigen und die, mit der tosenden Reuß in der Tiefe, lebhaft die Felsenformation des Bodetals mit der rasch dahinströmenden Bode ins Gedächtnis zurückriefen.

In der Nähe liegt die Teufelsbrücke, unter welcher die Reuß mehr als 100 Fuß tief hinabstürzt, und die Brücke mit der ganzen wunderbar großartigen Felsenlandschaft in einen beständigen Wasserstaubnebel ein-

Digitized by Google

hüllt. Oberhalb der Brücke ist in einer 90 Fuß hohen Nische ein 39 Fuß hohes griechisches Kreuz errichtet, zu Ehren des Generals Suworoff und seiner Mitkämpfer, die im Jahre 1799, nachdem sie die Franzosen aus Ober-Italien vertrieben, ihren gefährlichen, erfolgreichen Zug über den St. Gotthard nach der nördlichen Schweiz bewerkstelligten. Der Feldzug hatte dem General den Titel „Fürst Italisky" eingetragen.

Am nächsten Morgen hatte es wirklich was gegeben. Nebel, so dick, daß man keine 20 Fuß weit sehen konnte, untermischt mit recht naßkalten Regenschauern, so daß einem der Ziegenhirt und die Ziegen leid taten, die mit harmonisch abgestimmten Glocken, trotz des miserablen Wetters, auf die Weide zogen. Also hatten wir die Wahl — hier das Ende des schlechten Wetters abzuwarten, nach Andermatt oder nach dem Dammegleticher zu fahren, auf das Risiko hin, dort gerade so wenig sehen zu können wie hier, oder uns auf die Weiterreise nach Interlaken zu machen. Wir entschieden uns für das letztere. Von dem St. Gotthard bekamen wir, wie alle Vergnügungsreisenden, also nicht viel zu sehen, kann man auch gar nicht, wenn man bedenkt, daß der St. Gotthard eine ganze Berggruppe ist, auf welcher sich über dreißig zum Teil recht ansehnliche Seen befinden.

Die Einfahrt in den Tunnel liegt nur 3600 Fuß hoch, während die höchsten Spitzen des St. Gotthard sich auf eine Höhe von fast 10,000 Fuß erheben. Von allen den hohen Gipfeln, den überraschend prächtigen Aussichten, den scharfen, steilen Felsblöcken, tiefen Schluchten, romantischen Seen, reicher Flora und interessanter Geognosie bekamen wir nichts zu sehen und zogen uns deshalb in die Bahnhofsrestauration zurück, wo eine ganze Anzahl von Lustreisenden auf den nächsten Zug wartete, alle unmutig und verdrossen. Aber der „silberne Saum" an der schwarzen Wolke fehlte auch hier nicht. Dem schlechten Wetter verdanke ich eine der angenehmsten Stunden meiner ganzen Reise.

„Sehen Sie sich mal den Herrn da drüben an!" Ich sehe einen kräftigen, untersetzten Mann, mit kurzem, starkem Nacken auf breiten Schultern, wie man sich den „Stier von Uri" vorstellen konnte, mit einem hochstirnigen Kopf, leicht gebogener Nase, starkem Schnurr- und Kinnbart und freundlichen, klaren Augen. „Nun, wer ist's?" — „Na, das ist ja Ernst Zahn, der Novellendichter!" und ganz gewiß der Besten einer, Gastwirt und Dichter! Auch sein Vater war Gastwirt, und als er einsah, daß er aus dem Jungen keinen großen Gelehrten machen konnte, beschloß er, einen guten Gastwirt aus ihm zu machen. Er ließ ihn gründliche Lehrjahre durchmachen, mit viel größerem Erfolge als seine Lernjahre auf dem Gymnasium von Zürich — denn Ernst Zahn ist auch einer von denen, für welche Deutschland der Stadt Zürich dankbar sein muß — und nachdem er verschiedentlich in Hotels tätig gewesen war, übernahm er die große Bahnhofsrestauration in Goeschenen, und wird — vom Dichter ganz abgesehen — als Mensch und vollkommener „Gentleman" von Einheimischen und Fremden hoch geehrt.

Digitized by Google

Das kann man schon daraus ermessen, daß er, Protestant und Liberaler wie er ist, doch im Kanton Uri, einem streng-katholisch und ultrakonservativen Ländchen, zum Landratspräsidenten erwählt wurde, obwohl er als Züricher im Kanton Uri als Ausländer angesehen wird.

Ein wahrer Prachtmensch! Mit einer wunderbaren Beherrschung der deutschen Sprache, die er hier und da durch neue Ausdrücke bereichert, beschreibt er die Schönheiten seiner heimatlichen großartigen Bergwelt und dringt tief in den bodenständigen Charakter seines Volkes ein.

Eine erfrischende, wohltuende Volkstümlichkeit, die ohne zu moralisieren doch das sittliche Gefühl erhebt und stärkt, eine reiche Gestaltungsgabe und die Kunst, Natur und Menschen anschaulich zu schildern, den Triebfedern ihrer Handlungen nachzuspüren und sie aufzudecken, ins Innerste des Herzens und Gemüts einzudringen und uns einen Blick ins Innenleben des Volkes tun zu lassen, zu sehen wie es lebt, denkt und handelt, das bietet uns Ernst Zahn so gründlich und überzeugend wie kaum ein anderer.

Ernst Zahn.

Es ist ja so schwer, selbst Näherstehende ganz zu verstehen — der Dichter sagte: „Alles verstehen, heißt alles vergeben," oder doch so etwas Aehnliches, so daß wir gewiß recht dankbar sein müssen, wenn ein Mann, wie unser Dichter, uns die Hand bietet, sein Volk mit Geist, Herz, Gemüt und Umgebung kennen zu lernen.

Freilich ist es oft, sogar für den Dichter, eine fast zu schwere Aufgabe. Selbst in der kleinen republikanischen Schweiz herrscht ein gewaltiger Kastengeist; gesellschaftliche Mauern sind errichtet zwischen denen, die auf ihren „erbeingesessenen Gütern" wohnen und den reichen Geschäftsmenschen und nun gar die gewöhnlichen Menschen. Es giebt mir immer Gänsehaut, wenn ich von jemanden, der eine kurze Vergnügungsreise gemacht hat, über den Charakter, die Lebensweise, die Ansichten u. s. w. des Volkes sich fest und positiv aussprechen höre.

Ein Ausspruch Zahns, wenn ich nicht irre aus seiner kleinen Novelle „Keine Brücke", zeigt, wie schwer es für Leute aus verschiedenen gesellschaftlichen Schichten ist, sich einander ganz zu verstehen. Eine alte Schweizer Aristokratin, die auf ihrem Erbhof wohnt, sagt der Witwe ihres Sohnes, welche die Tochter eines reichgewordenen Weinhändlers ist, um den Unterschied recht deutlich zu machen: „So seid ihr ihr, und wir sind wir: wir wissen es und begreifen es, aber einander verstehen können wir uns nicht. Zwischen uns und euch ist ein Raum, wie ein Wasser oder eine Kluft."

Zahn hat schon eine stattliche Anzahl von Bänden geschrieben, die wohl verdienen, die weiteste Verbreitung zu finden.

Mir aber war es vergönnt, trotz des Nebels und der schwarzen Wolken, diesen Tag als einen herrlichen Festtag in meinem Reisekalender als den „Ernst Zahn Tag" schön rot anzustreichen.

Digitized by Google

Vom St. Gotthard nach Interlaken.

Die Rückfahrt von Goeschenen nach Flüelen war eine recht aussichtslose. Nur auf wenige Minuten hob der dichte Nebel hier und dort seinen Schleier und ließ die Sonnenblicke auf den kahlen Felsenwänden mit ihren abschüssigen, scharfgrätigen Schneefeldern ruhen, kaum lange genug, um mehr als einen flüchtigen Eindruck zu hinterlassen. Erst nach der Ankunft in Flüelen vertrieb ein scharfer Ostwind die dunklen Wolken und reifte den Entschluß, von hier zu Fuß auf der weltberühmten Axenstraße nach Brunnen zu wandern. Etwa drei Stunden auf schöner, ebener Straße, mit den herrlichsten Fernsichten nach beiden Seiten, auf den Vierwaldstädter See im Westen, im Osten auf den Kaiserstock, Roßstock, die auf 8000 Fuß in malerischen Formen im Osten aufsteigen, lohnen auf das reichlichste die geringe Mühe des Spazierganges. Die Axenstraße, die nur leichte Hebungen hat und sich fast eben auf der ganzen Strecke hinzieht, liegt am höchsten Punkte, etwa 375 Fuß über dem Ufer des Sees, ist fast ganz in Felsen gebaut, die entweder in Tunnels oder in mächtigen Einschnitten ein Wunder der Ingenieurskunst bilden. Hier und dort sind die Felsen durchbrochen, wie von großen Fensteröffnungen, und gewähren eine bezaubernde Aussicht auf die blauen Fluten des Urisees, belebt von Dampfern und Fischerbooten; am gegenüberliegenden Ufer die rissigen Höhen des Urirotstocks und des Brunnenstocks und den dazwischenliegenden Gletscher, dessen Eiswand die glühendroten Strahlen der Sonne tausendfarbig zurückwarf. Die Kalkfelsschichten der Axenfluh, in Einbiegungen, wie man hundert Schichten frischen Blätterteig in allerlei Formen, Biegungen und Wendungen übereinander kneten kann, erinnern in ihren grotesken Formationen lebhaft an die Verschiebungen der Felsschichten am Loreleifelsen.

In dem lieblichen Städtchen Brunnen bestiegen wir wieder die St. Gotthard Bahn und bei Goldau hatten wir Gelegenheit, die Ueberbleibsel eines grausigen Bergsturzes zu bewundern, in deren Mitte der Bahnhof liegt. Eine gewaltige Felsenmasse glitt vom Roßberge herunter, verschüttete vier Dörfer, tötete 450 Menschen und haushohe Felsblöcke und kleinere Trümmer bedecken noch jetzt eine große Fläche, die sich bis zum Fuße des Rigi hinzieht.

Obwohl die Bergtrümmer stellenweise mit Moos und Gestrüpp bewachsen sind, werden sie doch von den häufigen wässerigen Niederschlägen so abgespült, daß man glauben könnte, der Bergsturz habe erst vor wenigen

Digitized by Google

Monaten, statt vor mehr als hundert Jahren stattgefunden. Zwischen Brunnen und Goldau zieht sich die Bahn am östlichen Ufer des anmutigen Lauerzsees hin, um uns dann von Arth bis Immensee einen Blick auf Zugersee zu gestatten, bis nach einigen Minuten der Vierwaldstädter See mit dem am östlichen Endpunkte des verschobenen Kreuzes gelegenen Küßnacht mit seinen geschichtlichen Erinnerungen vor uns liegt. Die „Hohle Gasse" soll heute noch ein enger Hohlweg sein, durch den Bau einer Straße noch bedeutend verengert, von schönen, alten Buchen beschattet und mit der alten Tellskapelle am oberen Ende. Die Kapelle wurde auf dem Platze gebaut, wo Tells Geschoß den grausamen Landvogt Geßler ein jähes Ende bereitet haben soll.

Ohne Aufenthalt ging die Reise nach Luzern und von dort weiter über Meiringen nach Interlaken. Die Bahn macht einen gewaltigen Bogen und zieht sich dann am Ufer des Sarner Sees entlang. Die Landschaft ist hier nicht überwältigend großartig, sondern eher gemütlich, anheimelnd und das war wohl der Grund, daß ich weniger auf das landschaftliche Panorama acht gab, sondern mehr Aufmerksamkeit auf meine Mitreisenden verwandte. Zur Zeit als die Eisenbahnen in ihrer Kindheitsperiode waren, äußerte König Max von Bayern die Ansicht, daß der Eisenbahnstrang manche alte deutsche Tugend strangiliert habe, zum Beispiel die Tugend der Billigkeit, der Gemütlichkeit, der Höflichkeit, der Bescheidenheit. „Wer sich's", so meinte er, „in einem Koupee bequem gemacht hat, betrachtet jeden neuen Passagier als einen Feind, der ihm den Platz verengern will. Wer nicht mehr Handgepäck mitnimmt, als erlaubt ist, dem fällt unversehens ein über das erlaubte Gewicht hinausgehender Koffer eines anderen Passagiers auf den Kopf, und wenn das Glück gut ist, tritt ihm der andere Passagier beim Wiederaufheben des Koffers noch auf die Füße."

Es mag wohl viel Wahrheit darin liegen, aber persönlich habe ich im allgemeinen keine Ursache zur Klage gefunden. Die Reisenden in Deutschland waren durch die Bank höflich; sagten „Morgen", wenn sie ins Koupee traten, und „Adieu", wenn sie aussstiegen. Nur auf dieser Fahrt nach Meiringen traf ich einen ungemütlichen Passagier. Wir saßen mit einem Amtsrichter aus Pommern, mit seiner Frau und einem Schweizer zusammen und schauten uns die Landschaft an. Der Schweizer trug einen großen Knopf, mit blauem Kreuz im weißen Felde, recht demonstrativ auf seiner männlichen Brust zur Schau. Ganz entgegen der gewöhnlichen plattdeutschen Zurückhaltung, erkundigte sich der Herr Amtsrichter nach der Bedeutung des Knopfes. „Der hat mich zum Manne gemacht," sprach der Schweizer im Brustone der Ueberzeugung. Es stellte sich heraus, daß er früher stark getrunken hatte, sich dann dem Nüchternheitsverein angeschlossen und nun als Apostel der Prohibition im Lande reiste. Das

Digitized by Google

war, individuell betrachtet, schön, gut und lobenswert. Die Fabrikation und der Ausschank von Absynth, der mit Opium und Kokain auf nahezu gleich schädlicher Stufe stehen soll, war von den schweizerischen Behörden verboten. Das war soweit auch recht schön, aber der Apostel hatte auch von amerikanischer Prohibition gelesen und wünschte nichts sehnlicher, als daß die Regierung den Genuß aller berauschenden Getränke gesetzlich verbieten möge. Was in der großen Republik so erfolgreich durchgeführt sei, würde auch in der kleinen Schweizer Republik ein Segen sein. Hiermit stimmten der Amtsrichter und seine Frau freudig überein. Sie hatten zwei Söhne, der eine Offizier, der andere machte gerade einige Reisen als Schiffsarzt, beide „Total-Abstinenzler". Na! die Mutter mochte das ja wohl glauben, aber der Amtsrichter sah nicht darnach aus, als ob er so im geheimen einen guten Tropfen verschmähen würde. Ich spitzte die Ohren und bei passender Gelegenheit setzte ich meine Zunge in Bewegung und berichtigte die Ansichten über den Erfolg der gesetzlich vorgeschriebenen Prohibition in Amerika, und hielt auch mit meiner Ueberzeugung über den Unsinn, durch gesetzliche Verordnungen zu erreichen, was lediglich auf moralische Ueberredung und Belehrung basiert sein sollte, nicht zurück.

Meine Bemerkung, daß Prohibitionsgesetze keine Engel machen, daß im Gegenteil in den Prohibitionsstaaten unheimlich viel Trunkenheit herrsche, verdroß den Herrn Nüchternheitsapostel, und um mir sein Mißfallen recht deutlich zu erkennen zu geben, stieg er in Meiringen aus, ohne den gewöhnlichen freundlichen Abschiedsgruß; die Frau Amtsrichterin tat dies ebenfalls, aber der Herr Amtsrichter winkte mir, verständnisvoll lächelnd, einen schönen Abschiedsgruß zu.

Von Meiringen führte die Bahn, am rechten Ufer der Aare entlang, durch malerische Scenerie nach Brienz, dem Sitze der Holzschneideindustrie, mit eigenen hervorragenden Holzschneideschulen, wo die Aare ihre klaren Fluten in den Brienzer See ergießt.

Dem Strome sind hier, durch kostspielige Kanalisation seiner Ufer, Zügel angelegt, um seinem zerstörenden Wüten Einhalt zu tun.

Obgleich die Bahn uns direkt nach Interlaken befördern könnte, ist die Reise auf dem Brienzer See doch vorzuziehen, weil man bei der langsameren Fahrt Muße hat, die herrliche Landschaft zu bewundern. Ueber 800 Fuß tief liegt der See mit seinen hellgrünen Fluten am Fuße des Brienzer Grat, der in seinem höchsten Punkte, dem Brienzer Rothorn, die Höhe von 8000 Fuß erreicht. Freundlich grüne Matten wechseln mit finstern Ufern, Obstgärten wechseln mit bewaldeten Bergwänden, und aus schwindelnder Höhe ergießen sich die Wasserfälle in den See, jetzt wie Silberbänder an der Felswand niedergleitend, dann, wie in Millionen Wasserperlen aufgelöst, stäubend die Aussicht verhüllend. In sieben Fällen,

Digitized by Google

aus einer Höhe von 1000 Fuß, stürzt der Gießbach von Fels zu Fels mit Brausen und Tosen, schön wie ein Märchen. Die ganze Landschaft ist unaussprechlich reizend. Das Berggelände, so viel sich beurteilen läßt, ist fruchtbar und schön, größere oder kleinere Wasserfälle bieten sich fast fortwährend dem bewundernden Auge dar und im Hintergrunde, als passende Folie für die grünen Matten mit ihren Sennhütten, den Obstbäumen und bewaldeten Flächen, erscheinen die Schneefelder des Wellhorns und des Rosenlauigletschers.

Nur zu früh erreichen wir den Landungsplatz des Dampfbootes in Interlaken, am Westende des Sees. Es ist schwer, die Augen von dem herrlichen Schauspiele loszureißen — erleichtert durch die Verheißung, daß die nächsten Tage noch viel mehr des Schönen den bewundernden Blicken bieten werden.

Vom Grindelwald herabströmend, ergießt die Lütschine am Westende des Brienzer Sees ihre grauen Fluten in die grünen Wasser des Sees und drei Meilen weiter westlich mischt der Lombach, vom Habkern herabrauschend, sein klares Gewässer mit dem Thuner See. Zwischen diesen beiden Mündungen hat sich eine größere Fläche Schwemmland gebildet, und auf diesem Schwemmland, durchflossen von der rasch strömenden Aare, welche die beiden Seen verbindet, am östlichen Ende, am Ausfluß aus dem Brienzer See, fast 20 Fuß höher als beim Einfluß in den Thuner See, liegt Interlaken, der bedeutendste Sammelpunkt der Schweiz für Fremdenverkehr, gleich hervorragend als Vergnügungszentrum und als Kurort.

Zwischen den beiden Bahnhöfen, die nahe den Anlegeplätzen der Dampfboote gelegen sind, zieht sich die Hauptstraße Interlakens, der „Höheweg" hin. Eine breite Promenade, beschattet von herrlichen, alten Nußbäumen und Platanen, mit zahlreichen Ruhebänken, an beiden Seiten die elegantesten Kaufläden und große, luxuriöse Hotels, bietet ein wunderbar belebtes Bild, wenn die vielen Tausenden von Fremden, von den Damen in der modernsten Toilette bis zum Touristen mit dem einfachen Rucksack auf dem Rücken, hier flanieren, um zu sehen und gesehen zu werden.

Die Auslagen in den Kaufläden sind großartig einladend, so reichhaltig und geschmackvoll, daß sie selbst von den feinsten Schaufenstern Amerikas nicht übertroffen werden. Der Kursaal, in welchem die besten Musikkapellen Europas ihre einschmeichelnden Weisen ertönen lassen; der Kurgarten, der allabendlich bei brillanter Erleuchtung und Feuerwerk einen feenhaften Anblick gewährt, mit seinen farbenreichen Blumenbeeten und künstlerisch arrangierten Büschen und Gesträuchen — hinterlassen einen Eindruck der unvergeßlich bleibt, besonders in Verbindung mit der Erinnerung an die preiswürdigen Menus und die vorzüglichen Getränke, die hier für Stärkung des inneren Menschen geboten werden. Da unser Aufenthalt nur wenige Tage währen sollte, so quartierten wir uns in dem

Digitized by Google

nahe dem Hauptbahnhof gelegenen Berner Hof ein. Nach einem ausgedehnten Spaziergange in die Umgegend, aufrichtiger Bewunderung des Höhewegs in allen seinen Phasen und einem guten Abendessen kehrten wir zum Hotel zurück. Der Vollmond erleuchtete mit seinem sanften, milden Lichte die Straßen und Plätze — um noch einmal recht die ozonreiche Luft und den Anblick der Umgebung zu genießen, traten wir auf den Balkon vor unserem Zimmer. Ein lautes, freudiges: "Oh, how beautiful!" entfloh unseren Lippen. Vor unseren erstaunten Augen erhob sich die Jungfrau, umflossen von dem magischen Lichte des Vollmonds. Die Königin der Alpen, der schönste aller Schweizer Berge, entfernt genug, um den vollen Zauber zur Geltung zu bringen, unbeeinflußt von Unebenheiten und Einzelheiten, den gefährlichen Klüften und Felszacken, lag im hehren Glanze des blendend weißen Schneekleides vor uns. Licht und Schatten im wechselvollen Spiel des Mondlichtes ließen die Riesengestalt der Jungfrau mehr als ein warmblütiges Weib erscheinen, das von ihrem errettenden Prinzen träumt. Die eisige Einsamkeit wird jetzt allerdings gebrochen, Tausende von Touristen betreten jährlich das ewige Schneefeld. Die Kammradbahn bringt jetzt den modernen Bergkraxler bis auf den Gipfel und gewöhnlicher Menschen Füße entweihen den jungfräulichen Schnee, den vor 1811 nie eines Menschen Fuß betreten hatte.

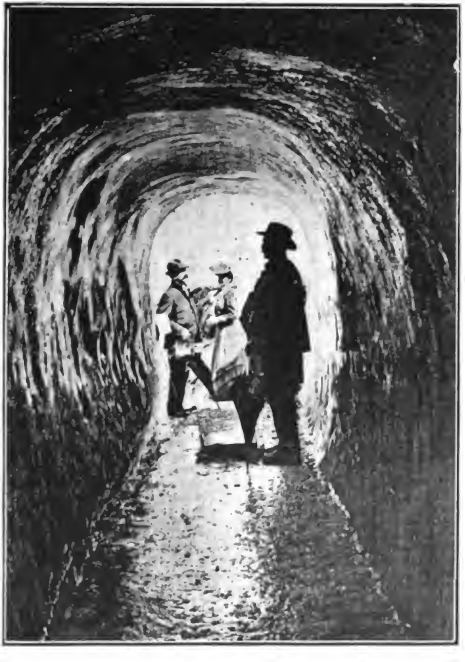
Um einen Gletscher inwendig und auswendig recht in Ruhe betrachten zu können, ließen wir uns am nächsten Tage zum Fuße des Grindelwaldgletschers fahren. — Fahrt drei Stunden. Kosten, $15; ist es aber auch wert.

An den Ufern der Lütschine, die den schmelzenden Eismassen des Grindelwaldgletschers ihren Ursprung verdankt, auf guter Chaussee, zwischen freundlichen Häusern mit schön gepflegten Gärten, umgeben von Weinbergen, Wiesen und Feldern, vor uns die Eisfelder der Jungfrau, mit beständiger Aussicht auf die beinahe gleichhohen Himmelsstürmer: Mönch, Eiger, die Schreckhörner, die Wetterhörner und wie die Bergriesen alle heißen mögen, nähern wir uns dem Ziele. Natürlich giebt es auch ein paar Wirtschaften auf dem Wege, wo die Pferde ausruhen müssen, damit der Kutscher ein Glas Wein trinken kann. Hier oder dort steht eine junge Dirne und bietet die kleinen, aber wunderbar aromatischen Walderdbeeren zum Kauf und an einer geeigneten Stelle steht ein Hirt, mit einem 15 Fuß langen Kuhhorn gegen den Berg gerichtet, um ein 14-faches Echo mit donnerndem Widerhall hervorzulocken. Er sagt nichts und fragt nichts, man sieht schon, daß er nicht seiner Gesundheit wegen dasteht. Und wehe dem, der ohne das Echo herausfordern zu wollen, an ihm vorbeigeht — eine Flut der schönsten schweizerischen Komplimente folgt ihm auf den Fersen, solange er in Hörweite ist. So habe ich mir wenigstens sagen lassen, denn erfahren habe ich es nicht, da ich willig ein Scherflein opferte.

Digitized by Google

Am Fuße des Grindelwaldgletschers liegt auf schöner Matte, inmitten eines hübschen Gartens, allseitig von hohen Bergen eingeschlossen, ein kosiges Hotel.

Vor uns der Gletscher; zwischen steilen, hohen Felsenwänden liegt er, Hunderte von Fuß breit, wie ein plötzlich eingefrorener, starrer Fluß,



Im Grindelwaldgletscher.

dessen Eisdecke von Wind und Wetter, Wärme und Kälte, in Stücke zersprengt, nach allen Richtungen tief gespalten, mit Schlamm und Steinen bedeckt, zwischen dem Mettenberg und dem Eiger herabsinkt. Aber aus seinem Innern kommt, lustig sprudelnd, die schwarze Lütschine ins Tal geflossen.

Der allerprächtigste Sonnenschein strahlte von dem blauen Himmel

Digitized by Google

hernieder, das ewige Eismeer, die Schneefelder hoch droben, die warme, balsamische Luft hier drunten, die mit aller Art Blumen belebten grünen Wiesen mit dichtem, hochwallendem Grase, durchschlängelt von den Gletscherbächen, überzeugen uns leicht, daß das Städtchen Grindelwald, mit seinen 4000 Einwohnern, seiner geschützten, sonnigen, nebelfreien Lage und seinem gemäßigten Klima ein herrlicher Winter- und Sommeraufenthaltsort sei. In dem unteren Grindelwaldgletscher ist dem Besucher ein eigenartiger Genuß bereitet. Ein recht holperiger Weg führt von dem Hotel aus nach einer viertelstündigen Wanderung an eine Wand des Gletschers, in welche eine Oeffnung, so groß wie ein Scheunentor, zu einer in das Eis gehauenen Grotte führt, die etwa 200 Fuß lang sich in den Gletscher hineinstreckt.

Eintritt frei — aber da von der Eisdecke fortwährend Wasser tröpfelt, so hängt der Grottenwächter den Besuchern freundlich grinsend ein Gummimäntelchen um, damit die Toiletten keinen Schaden leiden. Trinkgeld nach Belieben.

Die Eisdecke und Eiswandung bringen unter dem durchfallenden Sonnenlichte einen wunderbar schönen Lichteffekt hervor. Das langsame Vorwärtsschieben oder »fließen des Gletschers macht es nötig, daß die Grotte alle paar Wochen vertieft werden muß, weil der Gletscher in der Zeit immer ein paar Fuß tiefer durch Abschmelzen vorwärts fließt, ohne indes seinen Endpunkt zu verändern. Während wir noch zu Fuß auf die Höhe steigen mußten, kann man sich jetzt mittelst eines Aufzugs, dessen Bau der Vollendung gerade entgegensah, tausend Fuß heben lassen.

Die gewaltigen Bergriesen in dieser Nachbarschaft erreichen fast alle die ansehnliche Höhe von 10,000 bis 14,000 Fuß. Nach Einbruch der Dunkelheit kamen wir wieder in Interlaken an und erfreuten uns nochmals stundenlang im Mondenschein, im komfortablen, amerikanischen Schaukelstuhle, auf dem Balkon an den unbeschreiblichen Reizen der hohen Jungfrau im Schneemantel.

Das Schwemmland, „Bödeli" genannt, wird von der lebhaft dahinrauschenden Aare durchflossen und Interlaken, welches sich aus den Ortschaften Interlaken und Matten am linken Ufer und Unterseen am rechten Ufer zusammensetzt, hat seinen Namen seiner Lage „zwischen den Seen" zu verdanken.

Wenn man von den modernen Gebäuden abstrahiert, so findet man in Interlaken wenig Bemerkenswertes. Das einzige bemerkenswerte alte Gebäude ist das am oberen Ende des Höhewegs gelegene schon 1130 gegründete Kloster „Unserer Lieben Frauen"-Stift Interlaken, von welchem später die sich um das Kloster ansiedelnde Ortschaft ihren Namen erhielt.

Digitized by Google

Das Kloster wurde 1528 aufgehoben, entging aber der Zerstörungswut jener Zeit und kam in ziemlich gut erhaltenem Zustande auf die neuere Zeit. Vor 150 Jahren wurde ein wenig stilgerechter Anbau gemacht, das sogenannte Schloß, und nun dient der ganze Gebäudekomplex als Administrationsgebäude, Rathaus und Krankenhaus. In der ehemaligen alten Klosterkirche, schmuck- und anspruchslos, finden in verschiedenen Teilen recht polyglotte Gottesdienste statt, englisch, französisch, italienisch und deutsch.

Südwestlich von der Stadt befindet sich eine kuppelförmige Anhöhe, mit schönem Waldbestande, prächtigen Promenadenwegen und vielfach wechselnden Aussichten, der „kleine Rigen". Für den Botaniker ein wahrer Schatz, denn ein Denkstein, der „Kasthoferstein", belehrt uns, daß hier der Oberförster Kasthofer vor mehr als hundert Jahren alle verschiedenen Schweizer Baumarten anpflanzte, die noch heute die Lust der Baumfreunde und Baumkenner sind.

Für den echten Naturkneiper und Bergkraxler mag es wohl recht lächerlich klingen, wenn ich gestehe, daß die verwirrende Anzahl der Bergriesen erster und zweiter Größe mir erst den rechten Genuß gewährten, als ich dieselben, nachdem ich sie in natura gesehen, so gut Feldstecher und begrenzte Sehkraft es erlaubten, in vortrefflich naturgetreuer Herstellung im Simon'schen Panorama so recht gemütlich betrachten und mir ihre Namen notieren konnte.

Ich mußte mich selbst wundern, was ich alles in zwei Tagen von den verschiedenen Aussichtspunkten aus für Berge gesehen hatte, und schrieb sie „der Nachwelt zum Gedächtnis" auf:

Wellhorn, das dreigipfelige Wetterhorn, Berglisstock, Grindelwaldgletscher, Rötihorn, Großschreckhorn, Finsteraarhorn, Fleischerhörner, Walcherhorn, Eiger, Mönch, Jungfrau, Aletschhorn, Ebenefluh, Silberhorn, Schneehorn, Großhorn, Breithorn, Tschingelhorn, Mönchhorn, Gespaltenhorn, Blumlisalp, Doldenhorn, Schilthorn, Sulegg, Riesen, Stockhorn, Männlichen.

Der höchste dieser Berge, der Finsteraarhorn, ist über 14,000 Fuß hoch und selbst der niedrigste ragt nahezu 8000 Fuß in die Luft, aber vor diesen Riesen erheben sich von dem flachen, begrasten „Bödeli" aus Hügel und kleinere Berge mit reichen Waldungen, Sträuchern und Blumen und führen allmählich zu den Eis- und Schneefeldern.

Die wunderbare Lieblichkeit der Täler und niederen Berge und die überwältigende Felsenhoheit der Gletscherberge sind an keinem anderen Orte in solch überraschender Verbindung zu finden und der herrliche Genuß, den ihr Anblick gewährt, wird jedem unvergeßlich bleiben.

Digitized by Google

Thun und Bern.

Am frühen Morgen hatten wir uns mit unserem leichten Reisegepäck auf dem Bahnhofe der Thuner See Bahn eingefunden, um noch einmal die anmutigen Täler und die trotzig aufragenden Bergriesen so recht von Herzen bewundern zu können.

Leichter Nebel, grau und dünn, wie leichter Rauch, hatte sich auf die Berge gesenkt, hing wie leichte Wölkchen an den steilen Bergwänden und lagerte sich in dichteren Schichten in den Tälern und Schluchten.

Plötzlich, gänzlich unvorbereitet, vertrieben die siegreich hervorbrechenden Strahlen der Sonne den Nebel; die rot angehauchten Wolken warfen ein warmes, rötliches Licht auf die Schneegipfel und übergossen sie mit einem wundervollen Lichte und warmen Tone.

Unsere Fahrt ging westlich, durch eine vielgestaltige Berglandschaft am südlichen Ufer des Thuner Sees, aber wir kehrten konsequent unsere Augen dem Osten zu, wo das Blau des Himmelsdomes sich groß und herrlich über dem lieblichen Tale und den Bergriesen des Berner Oberlandes im Glanze der Morgensonne erhob.

Erst bei dem Dörfchen Spieß brach ein Mitreisender den Zauber, in dem die wunderbar schöne Landschaft uns gefangen gehalten hatte, und machte uns auf ein malerisches, altes Schloß aufmerksam und auf eine Fontäne, die ihren Wasserstrahl 170 Fuß hoch treibt und mit melodischem Plätschern in den See zurückfallen läßt.

Der recht hübsche Bahnhof liegt 240 Fuß über dem Spiegel des Sees, und obgleich die Aussicht auf die umgebenden Berge außerordentlich lohnend ist, bestand mein freundlicher Mitreisender mit der größten Ausdauer darauf, daß ich weit im Osten über dem Südufer des Brienzer Sees zwei schwarze Spitzen entdecken sollte, von denen die eine das Faulhorn, die andere das Schwarzhorn ist, und das, wenn das wonnige Bild der Jungfrau noch auf der Netzhaut flimmert.

Die ganze Fahrt von Interlaken bis Thun nimmt kaum zwei Stunden in Anspruch. Etwa eine Viertelstunde östlich von der Stadt tritt die lebhaft hervorstrudelnde grüne Aare aus dem Thuner See und macht mit dieser altertümlichen Stadt in seiner reizenden Lage eine würdige Ausgangspforte aus dem Berner Oberland.

Die Stadt selbst macht einen gefälligen, reinlichen Eindruck und gewährt prächtige Anblicke auf die umgebenden schneegekrönten Berge.

Digitized by Google

Ueber die ganze Stadt dominiert der schon aus weiter Ferne sichtbare kräftig-gegliederte Turm des alten Zähringer Schlosses, welches schon 1182 gebaut und innerhalb dessen Ringmauern 1429 das Amtsschloß des Berner Schultheißen gebaut wurde.

Thun ist berühmt wegen seiner hervorragenden Kunsttöpferei; aber nach genauer Inspektion, von seiten meiner Frau, können die Thuner Keramiken keinen Vergleich mit den Rookwood-Kunstprodukten aushalten. Hier ist auch der Hauptwaffenplatz der Schweiz für Waffen aller Art, mit einer recht netten aber gerade nicht hervorragenden Artilleriekaserne. Im Soldatenspielen suchen die Schweizer nicht ihre Force, sind aber allezeit bereit gewesen, wenn es wirklich gilt.

Recht ermüdet kamen wir Abends in Bern an und begaben uns direkt nach dem Abendessen ins Bett, damit wir am nächsten Morgen mit frischen Kräften und Rezeptivität die schweizerische Bundeshauptstadt unter die Lupe nehmen konnten.

Das alte Bern wurde im Jahre 1191 von Herzog Bechtold von Zähringen gegründet, dem zu Ehren im Jahre 1847, wie die Inschrift besagt, ein sehr hübsches Denkmal auf der Plattform, auch Münsterterrasse genannt, errichtet wurde.

Die Aare, nach etwa 14 Meilen langem, recht stürmischem, nördlichem Laufe, stieß hier auf einen Sandsteinfelsen und wusch sich im Laufe von Jahrtausenden ein länglich gestrecktes, hufeisenförmiges Bett.

In diesem Hufeisen, welches etwa 2000 Fuß breit und 6000 Fuß lang ist und eine Art Halbinsel bildet, liegt das alte Bern, hundert Fuß und mehr über dem Flußspiegel.

Die alte Stadt ist die Stadt, die unser Interesse erregt; die neue Stadt, welche einen sehr großen Flächenraum mit 75,000 Einwohnern einnimmt, gleicht allen anderen neuen Städten mehr oder weniger, mit langweilig graden Straßen, einförmigen Häusern, gleichmäßiger Architektur, so daß man von den neuen Stadtteilen fast aller modernen Städte beinahe sagen möchte: "All coons look alike to me." Um gleich mit einem der schönsten Punkte zu beginnen, betrachten wir das Münster und die Münsterterrasse. Der gewaltige Bau, im spätgotischen Stil, wurde im Jahre 1421 von Matthäus Enslinger begonnen, doch legte, wie behauptet wird, schon fast hundert Jahre vorher, Matthäus, ein Sohn Erwin von Steinbachs, des großen Baumeisters des Straßburger Münsters, den Grundstein dazu. Die gewaltige Grundmauer war lange Zeit die einzige merkwürdige Zierde der Stadt und sie soll zum selben Zwecke und in Nachahmung des Baues der Gewölbe gebaut worden sein, durch welche Salomo den Morijah zum Tempelberg hergerichtet. Am Fuße der 120 Fuß hohen Mauern liegt die Matte in gleicher Höhe mit dem Niveau der Aare und die Platform, eine künstliche Terrasse, welche mit dem Kopfe

Digitized by Google

der Mauer und den Grundmauern des Domes auf gleichem Niveau liegt, bepflanzt mit schönen Schattenbäumen und mit zahlreichen Ruhebänken versehen, gewährt eine ausgezeichnete Aussicht über den in der Niederung gelegenen Teil der Stadt, über das herrliche Aaretal, die Hochalpen und das ferne Juragebirge.

Der Dom ist 300 Fuß lang, 130 Fuß breit und 80 Fuß hoch. Der mit einem durchbrochenen Helm abschließende Turm erhebt sich in schönen Proportionen 333 Fuß hoch und macht mit seiner geschmackvollen Gliederung einen prächtigen Eindruck.

Der Dom in Bern.

Die durchbrochenen Dachgeländer und der reiche Skulpturenschmuck des Hauptportals, welche in vortrefflich künstlerischer Behandlung das jüngste Gericht, die klugen und törichten Jungfrauen u. s. w. darstellen, sind besonders bemerkenswert.

Altehrwürdige Glasmalereien und schöngeschnitzte Chorstühle aus dem 16. Jahrhundert, und dann eine berühmte Orgel mit 66 Registern und 5000 Pfeifen, die beste in der Schweiz (d. h. so sagt man hier) und eine große Glocke von 26,750 Pfund Gewicht — alles recht schön, aber das schönste ist doch die Rundschau von der zweiten Galerie des Turmes, deren Genuß allerdings dem Beschauer 17½ Cents Kletterergebühr kostet.

Im Zentrum der Münsterterrasse befindet sich die Reiterstatue des Siegers von Laupen, Rudolf von Erbach.

Erbach war ein wahrer Cincinnatus — die Berner holten ihn von seinen Landgütern weg zum Oberbefehlshaber — er übernahm den Befehl mit einer Rede, die uns erhalten geblieben ist. Er sagte den Bürgern unter anderen: „Ihr seid freie Männer, frei werdet ihr bleiben, wenn ihr zu gehorchen wißt, wann und wem ihr sollt. Ich fürchte den Feind nicht, mit Gott und euch will ich den Streit bestehen — aber ich will nicht einer

Digitized by Google

Feldhauptmann sein, ohne volle Gewalt." Er schlug den weit überlegenen Feind und nach erfochtenem Siege kehrte er auf seine Besitzungen zurück. — Leider erzählt die Geschichte, daß er von seinem jungen Schwiegersohne erstochen wurde, der in einer Frage wegen der Mitgift seiner Tochter in Zorn geraten war.

Ein Geschichtsschreiber sagt von ihm: „Erbach hat ein unvergängliches Denkmal in den Gemütern, die den Edelmut haben, wie er, dem gemeinen Wesen zu leben. Wenn in fernen Jahrhunderten ganz andere Nationen aufkommen, wird er neben den großen Griechen und Römern glänzen, ein Held ohne Tadel."

In dieser Schlacht zeichnete sich ein Bubenberg, Johann mit Namen, ganz besonders aus; ruhmreicher jedoch ist die Geschichte seines Nachkommen, Adrian von Bubenberg, der 1476 mit 1500 Bernern ein altes Schloß in Murten zehn Tage lang gegen Karl den Kühnen von Burgund verteidigte und das burgundische Heer in der Schlacht bei Murten vollständig vernichtete.

Albrecht von Haller ruft in einer Inschrift, auf einem Grabmale der bei Murten getöteten Völker, seinen Schweizer Mitbürgern ganz im Schiller'schen Sinne die Mahnung zu:

Steh' still, Helvetier, hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel und Frankreichs Thron erbebte.
Nicht unserer Ahnen Zahl, nicht künstlicher's Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte

Wenn man vom Bahnhofe aus südlich sieht, so hat man den Bubenbergplatz vor sich, mit einem zum Andenken an den Helden Adrian von Bubenberg 1893 errichteten anziehenden Denkmal.

Dieser Bubenbergplatz ist ein vortrefflicher Ausgangspunkt für einen Spaziergang durch die alte Stadt. In östlicher Richtung zieht sich bis an die Nydeckbrücke eine Straßenflucht, die eigentlich nur eine einzige Straße ist, aber, wie das in Deutschland oft vorkommt, sich in ihrem Laufe einer ganzen Anzahl von Namen erfreut: Spitalgasse, Marktgasse, Kramgasse, Gerechtigkeitsgasse, Nydecksgasse. Diese Straße bietet die schönste Gelegenheit, Berns ganz besondere Eigentümlichkeiten kennen zu lernen, nämlich die zahlreichen monumentalen, laufenden Brunnen und die zu beiden Seiten der ganzen Straße entlang führenden Arkaden.

Das Erdgeschoß der Häuser tritt gegen zehn Fuß hinter die Straßenfront der Häuser im oberen Stockwerk zurück und bildet dadurch einen überdeckten Seitenweg, so daß man, ohne dem Regen oder dem Sonnenschein ausgesetzt zu sein, der Straße entlang wandern kann. Wie angenehm es für die Damen ist, wenn sie an heißen Sommertagen die schönen Schaufenster bewundern wollen und, ohne Sonnenschirme zu benötigen, in

Digitized by Google

den kühlen, schattigen Lauben ihre Neu- und Wißbegierde befriedigen können, kann man sich leicht ausmalen.

Die laufenden Brunnen, die meist aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammen, sind eine Hauptzierde und eigenartige Merkwürdigkeit der alten Stadt. Das kristallklare Wasser ergießt sich in größere Becken, aus denen kleine Röhren zur beliebigen Benutzung des Wassers zur Verfügung stehen.

In der Spitalgasse hatten mehrere Wäscherinnen sich um den schönen Dudelsackpfeiferbrunnen gruppiert, und reinigten ihre Wäsche mitten auf der Straße. In der Marktgasse steht der Seilerbrunnen, mit der Statue von Anna Seiler, der Gründerin des Inselspitals im Jahre 1354, auf klassisch künstlerisch ausgeführter Marmorsäule, einer Weinhandlung gegenüber, und die Kellerburschen waren am Brunnen eifrig an der Arbeit, Hunderte von Weinflaschen zu spülen. Diese häusliche Tätigkeit auf der Straße am Brunnen macht einen so gemütlichen, anheimelnden Eindruck, daß man Bern sofort liebgewinnt. In der Kramgasse steht der Zähringerbrunnen, aus dem Jahre 1542, auf der Säule das Wappentier Berns, Mutz, der Bär, wohl bewaffnet mit Schwert und Schild, ein Banner in der Tatze, einen Helm auf dem Kopfe, der allerdings mehr einem Maulkorbe ähnlich sieht und mehr erheiternd als erschreckend wirkt. Die Zahl der Brunnen muß sich wohl auf ein Dutzend belaufen; sie sind alle sehenswert und verdienen eingehende Betrachtung.

Eine Querstraße, etwa 1600 Fuß lang, welche durch zwei Brücken, die Kirchenfeldbrücke im Süden und die Kornhausbrücke im Norden, die auf dem Niveau der Aare gelegenen neuen Stadtteile mit der Altstadt verbindet, hat vor dem Kornhause das Unikum der Berner Brunnen, den „Kindlifresserbrunnen". Am Fuße der Säule steht eine Anzahl von kleinen Kindern; auf der Säule, mit dem feingearbeiteten korinthischen Kapital, sitzt der Herr „Kindlifresser" mit einer ganzen Auswahl von wohlgepflegten „Babies" auf den Armen und um sich herumstehend und ein besonders wohlgenährtes mit gutem Appetit verzehrend. Dieser Kinderschrecken soll einen Juden darstellen und an einen im Jahre 1294 begangenen rituellen Kindermord erinnern. Gruselig; aber gruseliger als die Statue ist die Dummheit, die hier monumental verewigt wird. Das Kornhaus selbst wurde 1716 erbaut, 1896 als Gewerbeschule eingerichtet und in den oberen Stockwerken das Gewerbemuseum untergebracht. Und unten ist ein Keller — man denke, unter der Schule — kein gewöhnlicher Keller, sondern der Kornhauskeller, mit schön dekorierten Kreuzgewölben, bequemen Möbeln, gutem Essen und süffigen Bieren und Weinen. Direkt unter der Schule eine Schenke — man denke! Ob da wohl nicht unsere hyperkritischen Mitbürger und Mitbürgerinnen in Ohnmacht fallen würden, wenn sie so etwas hörten, hier, wo man sogar bestimmt, wie viele hundert oder tau-

Digitized by Google

send Fuß eine Wirtschaft von einer landwirtschaftlichen Ausstellung entfernt sein muß, damit die Ochsen, Schafe und Schweine nicht in Versuchung kommen, sich zu bekneipen. Falls so etwas einem Menschen in Bern passieren sollte, so könnte der, dank der koulanten Berner Polizei, in den dreißig Berner Hotels, mit etwa 1600 Betten, leicht ein Plätzchen finden, wo er mit seinem Affen einen Unterschlupf finden könnte.

Indessen von Affen habe ich in Bern wirklich nichts gesehen, desto mehr aber von Bären, die schon von der Gründung der Stadt an hier eine große Rolle gespielt haben, da sie ihren Namen einem Bären verdankt, den der Gründer der Stadt an dieser Stelle erlegt haben soll.

Deswegen findet man hier Bären überall — in Stein gehauene, in Erz gegossene, in Holz geschnitzte, in Lebkuchen gebackene und lebendige im Bärengraben.

Wenn man die Nydeckbrücke überschreitet, so kann man sofort das Vergnügen haben, ein halbes Dutzend vergnügte Mutze zu sehen, die stets von einer interessierten Menge umgeben sind, und die reichlich gespendeten Leckerbissen, meist Mohrrüben, die an Ort und Stelle verkauft werden, mit großem Geschick und Grazie auffangen und verzehren. Die Kerle haben wirklich eine Bärennatur, sonst müßten sie sich schon in acht Tagen Dyspepsie an den Magen fressen, scheinen sich aber lustig und guter Dinge zu befinden und die begehrlichen Tatzen immer nach mehr auszustrecken.

Der „Kindlifreser".

An Unterhaltungs- und Vergnügungsplätzen ist kein Mangel — herrlich gelegen, schön gehalten, leicht zu erreichen, mit höflicher, guter Bedienung und zivilen Preisen, mit Fernblicker, die schon allein das Geld

Digitized by Google

wert sind. Besonders groß sind in dieser Hinsicht die große und die kleine Schanze, die früher im Westen der Altstadt die letzte Befestigungslinie bildeten. Jetzt sind die Befestigungen verschwunden und herrliche Anlagen daraus gemacht, mit solchen Vorrichtungen, wie sich das ja in verständigen Ländern beinahe von selbst versteht, daß man nicht nur das Ohr und Auge, sondern auch den Magen laben kann.

Unmittelbar vor der großen Schanze liegt die großartige Universität, die, im Jahre 1834 als bernische Hochschule gegründet, jetzt alle Fakultäten, einschließlich Tierarzneischule, Lehrerseminar und Hilfsanstalten, einschließt und gegen 2000 Studenten zählt. Das neue, 1903 eröffnete Universitätsgebäude ist eine äußerst stattliche Erscheinung.

Vor dem Universitätsgebäude steht eine Statue des berühmten schweizerischen Gelehrten Albrecht von Hallers; eine schöne Büste desselben ist im botanischen Garten errichtet, und eine Gedenktafel in der Inselgasse bezeichnet das frühere Wohnhaus des großen Arztes und Dichters, der 1708 in Bern geboren wurde und hier 1777 starb. Man hat diesen gewaltigen Geist mit Aristoteles verglichen, in dem sich einst das gesamte Leben und Wissen von Hellas vereinigt hatte. Haller gehörte zu jenen gewaltigen Geistern, die die Bildung vergangener Perioden in sich aufnehmen konnten und mit wahrem Schöpfergeiste auf fast allen Gebieten des Wissens ihr Zeitalter mit sich fortzureißen wußten. Es ist wirklich schade, daß ich diesem hervorragenden Manne nicht mehr Raum widmen kann, dem selbst Goethe und Schiller die vortrefflichste Geistesnahrung verdanken und bei denen man oft Haller'sche Gedanken und Aussprüche beinahe wörtlich nachweisen kann, so z. B. in Goethes „Faust" die Worte Hallers: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist!" oder: „Du prahlst mit der Vernunft und Du gebrauchst sie nie!" und: „Du bleibst stets ein Kind, das meistens unrecht wählet, den Fehler bald erkennt und gleich darauf wieder fehlet."

Von frühester Jugend bis zum spätesten Alter hat er nie unterlassen, sich eines Hilfsmittels zu bedienen, das Erkannte und Erlernte dadurch für späteren Gebrauch festzulegen, daß er aus Büchern, die er las, Auszüge machte oder selbst über Inhalt und Abfassung kurze Urteile verfaßte.

Sein Landsmann, Johannes von Müller, erkannte die große Wichtigkeit von solchen Auszügen so wohl, daß man in seinem Nachlasse 17,000 Folioseiten Excerpte aus 1735 Schriftstellern fand.

Kaiser Franz I. erhob Haller, samt allen Nachkommen, in den Reichsadelstand, und Joseph II., der eben auf einer Reise Voltaire unbeachtet gelassen hatte, suchte Haller einige Monate vor seinem Tode in seinem Hause an der Inselgasse auf.

Bern ist die Bundeshauptstadt und das Bundeshaus, südlich an der Bundesgasse und der Inselgasse gelegen, mit prächtiger Aussicht auf die

Digitized by Google

südlich von der Aare gelegenen Stadtteile Kirchenfeld, Marzile und Matterhof, ist ein imposanter Bau mit schönem Treppenbau und reichem architektonischen und Skulpturenschmuck. Hier ist der Sitz der schweizerischen Behörden, die sich zusammensetzen aus dem Bundesrat von sieben Mitgliedern mit jährlich wechselndem Präsidenten, dem Nationalrat, in dem je 20,000 Seelen einen Vertreter haben, und dem Ständerat, zu dem jeder Kanton zwei Vertreter entsendet. Die letzteren beiden Räte bilden die Bundesversammlung und halten ihre Sitzungen in dem Mittelbau, dem Parlamentsgebäude, ab. Die Kirchenfeldbrücke liegt mehr als 80 Fuß über der Aare, hat eine Länge von 750 Fuß und führt direkt auf den Helvetiaplatz in Kirchenfeld, auf welchem sich das historische Museum, ein imposanter Monumentalbau im mittelalterlichen Stil, nach Schweizer Motiven gebaut, mit interessanten Sammlungen befindet.

An interessanten Museen fehlt es in Bern nicht. Außer dem historischen Museum verdienen das naturhistorische Museum, das Gewerbemuseum, die schweizerische permanente Schulausstellung und das Alpine Museum eingehende Beachtung.

Auch die Zunfthäuser der Bäcker, Weber, Schuhmacher, Schmiede und Tischler sind schöne Ueberbleibsel einer architektonisch vergangenen Zeit und wenn auch nicht so hervorragende Beispiele wie das Knochenhaueramtshaus in Hildesheim oder das Gewandhaus in Braunschweig, so bieten sie doch genug des Schönen und verdienen mehr als einen vorübergehenden Blick.

Dasselbe gilt vom Rathause, der alten katholischen Kirche am Rathausplatze gegenüber gelegen, 1405 nach einem verheerenden Feuer gebaut und 1867 im gotischen Stile restauriert, mit schöner Doppelfreitreppe, zierlichen Friesen und eleganten Dekorationen.

Aus Berns Festungszeit sind noch zwei Türme vorhanden, der Käfigturm am westlichen Ende der Marktgasse, welcher sich durch nichts auszeichnet, als daß er 1266 die zweite Stadtbefestigung markierte, und der Zeitglockenturm am westlichen Ende der Kramgasse, der ein wirkliches Einlaßtor bildete und noch bildet, obgleich er jetzt fast in der Mitte der Altstadt liegt. In demselben findet man ein 1530 in ihm untergebrachtes äußerst künstliches Uhrwerk, mit einem Zifferblatt auf der Ostseite, vor welchem sich etwa fünf Minuten vor jedem Stundenschlage eine Menge Volks einfindet. Dann tritt ein krähender Hahn heraus und hält mit einem Gefolge von Bären einen Umzug.

Bald hätte ich vergessen zu erwähnen, daß Bern sich rühmt, in dem Brückenbogen der Nydeckbrücke den größten Steinbogen der Welt zu besitzen, und, in der Tat, nimmt sich der Centralbogen, 1841—1844 erbaut, kräftig aus Granit- und Sandsteinquadern hergestellt, mit einer Spannweite von 165 Fuß und 82 Fuß über der Aare sich kühn hinüberschwingend, recht majestätisch aus und repräsentiert ein anerkennenswertes Werk der Ingenieurskunst.

Digitized by Google

Zum Bodensee.

Auf dem Wege von Bern nach Konstanz erlaubte ich mir nur einen kurzen Aufenthalt in Burgdorf, im Kanton Bern, um mir das Schloß und die Stadt anzusehen, in denen Pestalozzi von 1799 bis 1803 gewirkt und viele seiner grundlegenden pädagogischen Ideen praktisch versucht und ausgeführt hatte. Ich weiß nicht, wie sich die Ansicht in mir festgesetzt hatte, daß Burgdorf ein kleines, unansehnliches Dorf sei, und war deshalb nicht wenig erstaunt, eine schöne, malerisch gelegene Stadt von über 9000 Einwohnern zu finden, mit bedeutendem Handel, Fabriken, schönen öffentlichen Gebäuden und einem gut besuchten Technikum. Die Stadt erinnert lebhaft an Bern, denn die Häuser haben hier gerade solche Lauben oder Arkaden wie dort und sie macht denselben anheimelnden Eindruck behäbigen Wohlstandes wie Bern.

Da der Prophet in seinem Vaterlande wenig gilt, so kann man sich leicht denken, daß er in einem so kleinen Teile des Vaterlandes, wie Burgdorf es war, fast gar nichts galt. Seine Lehrweise wich so absonderlich von dem ab, was die Burgdorfer in ihren Schulen zu sehen gewohnt waren, daß es bald hieß, man müsse dem Manne auf die Nähte sehen; es sei nicht richtig mit ihm, er sei ein wahrer, ausgemachter Narr. Auf dem Schloßhofe befindet sich eine Gedenktafel, mit einem treffenden Bronzereliefbilde Pestalozzis, mit anerkennender Inschrift und man muß sich hier, wie Goethe von Schiller sagt, damit trösten:

Was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt,
Soll ganz die Nachwelt geben.

Es ist wirklich rührend, wenn er von sich sagt, daß kein Mensch unfähiger zu seinem Werke gewesen sei als er selbst. „Es forderte," sagte er, „ungeheures Geld, und ich hatte nicht einmal geheures. Es forderte kalte, ruhige Ansichten, und ich war der unruhigste Tropf; mein Kopf war so warm, daß ihn meine Umgebung schon für verbrannt ansah. Es forderte tiefe mathematische Kenntnisse, aber wenn eine unmathematische Seele gedacht werden kann, so bin ich sie. Mein Werk forderte Sprach- und Schulkenntnisse und ökonomische Ordnung, ich hatte keine; aber durch die göttliche Kraft der Liebe setzte ich es doch durch."

Dem edlen und doch meist unglücklichen Manne, der Leben, Kraft und Glück der Aufgabe opferte, den ärmeren, verwahrlosten Menschenklassen ein menschenwürdigeres Dasein zu verschaffen, wird tiefste Teilnahme und höchste Anerkennung niemals versagt werden.

Digitized by Google

Während unseres Aufenthaltes in der Schweiz hatte sich dieselbe, mit Ausnahme eines Tages in Göschenen, von der sonnigsten, lieblichsten Seite gezeigt, aber bei der Abreise von Burgdorf fing es an zu regnen und die ganze Landschaft lag grau in grau gemalt vor uns.

Die schwarzen Wolken nahmen erst allerlei phantastische Formen an, dann aber ballten sie sich zu einer schweren, schwarzen Decke zusammen, durchbrochen von blendenden, zickzackigen Blitzen, begleitet von heulenden Stürmen und unheimlichen Regengüssen. Die trockenen Rillen an den Abhängen der Berge wurden rasch zu rauschenden Bächen, die Bäche schwollen zu sich überstürzenden Strömen; wo die Bäche in den Talsohlen zusammentrafen oder sich kreuzten, zischte der Gischt haushoch auf, wenn ein besonders heller oder anhaltender Blitz eine Beobachtung gestattete.

So interessant es war, die Schweiz auch von dieser Seite kennen zu lernen, waren wir doch herzlich froh, als wir Konstanz erreichten und in dem Hotel Halm, welches direkt am Bahnhofe liegt, aus dem strömenden Regen unter Dach und Fach kamen.

Auch am nächsten Tage hielt der Regen an, und das graue Tageslicht ließ mir die ganze Stadt in einem melancholischen Rahmen erscheinen, aus dem deshalb die dunklen, geschichtlichen Ereignisse, die sich hier abgespielt hatten, um so schwärzer hervorzutreten schienen. Das Münster, mit seiner zierlich durchbrochenen Sandsteinspitze, hätte im Sonnenglanze gewiß einen herrlichen Eindruck gemacht, aber als wir im Dome auf der Stelle standen, auf welcher Huß am 6. Juli 1415 stand, als er von dem Konzil zum Feuertode verurteilt wurde, da war's mit dem Genusse der Schönheiten des Domes vollends vorbei.

Aus historischem Interesse besichtigte ich, trotz des Regens, das Haus an der Hussenstraße, in dem Huß 1414 gefangen genommen wurde und den Brühl, den durch einen Felsblock bezeichneten Platz, auf welchem er verbrannt wurde und auf dem Hieronymus von Prag, zwei Jahre später, gleichfalls den Märtyrertod erlitt.

An die frühere Bedeutung, als internationaler Handelsplatz zwischen Italien und Deutschland, erinnert das am See gelegene Kaufhaus, in dessen Saale, 156 Fuß lang und 105 Fuß breit, die Kardinäle zur Zeit des Konzils ihre Beratungen und Sitzungen hatten.

Mit besonderem Interesse betrachtete ich das im Rosgarten gelegene frühere Zunfthaus der Metzger (Knochenhaueramtshaus), in dem sich jetzt ein Museum mit vielen prähistorischen Funden und Konstanzer Altertümern befindet. Von einem dieser Zunftmeister singt Gustav Schwab, wie er die Angriffe der Spanier auf der Rheinbrücke lange zurückschlug:

Wer streitet am kühnsten für Ehr' und für Heil?
Das ist der Fleischer mit hauendem Beil.

Digitized by Google

Als seine Gefährten ihn voll bleicher Furcht verlassen, bleibt er allein fest und weicht nicht von der Stelle. Endlich nahen sich ihm die Feinde von vorne und von hinten — es giebt keinen Ausweg für ihn, aber er will sein Leben teuer verkaufen; er greift zwei mit seinen kräftigen, nervigen Armen, sendet den Blick von der Brücke hinab zum schäumenden Rhein:

Und schnell ans Geländer, eh' andere nah'n,
Drückt er sie, die Ringenden, kräftiglich an;
Mit ihnen hinein
Kopfüber zum Rhein,
Mit frohem Schwunge
Sieht man ihn stürzen im tötlichen Sprunge.

Der Genuß Konstanzs wurde uns durch den Regen gründlich verleidet, aber der Besuch der lieblichen Insel Mainau, am nächsten Tage, wog alle Enttäuschung reichlich auf.

Als wir in Karlsruhe der letzten Geburtstagsfeier des verehrten, allgemein beliebten Großherzogs beiwohnten, hörten wir von allen Seiten tiefes Bedauern ausgedrückt, daß er seiner Gesundheit wegen nicht in der Stadt anwesend sein konnte, sondern sich auf seinem liebsten Sommeraufenthalte, der Insel Mainau, befand. Hier hatte er als junger Mann seine Flitterwochen verlebt und immer wieder zog es ihn nach diesem paradiesischen Plätzchen. Auch sein Schwager, Kaiser Wilhelm, zeigte eine ausgesprochene Vorliebe für diese köstliche Perle des Bodensees. In einer Entfernung von etwa zwei Stunden von der Stadt Konstanz verbindet eine 1200 Fuß lange, eiserne Brücke die kleine Insel — man kann sie in einer halben Stunde umschreiten — mit dem Festlande. Terrassenförmig erhebt sie sich aus dem See, mit einer fast südlichen, üppigen Vegetation, reizenden Anlagen und lossigen Gebäuden, ein Ruheplätzchen, wie nicht leicht ein zweites gefunden werden kann. Ein leichter Ostwind hatte die Regenwolken verscheucht und statt dessen schimmerten noch die letzten blutrot gefärbten Wolken des Morgenrots über den Wellen des Sees und gaben ihnen einen Glanz wie rotflüssiges Erz.

Die dichtbelaubten Berge ziehen sich in breiten Wänden, hier und dort in einander verschoben, im Süden hin; darüber hinaus zeigt sich die Appenzeller Alpenkette mit dem schneebedeckten Säntis in der Ferne. Die Massenhaftigkeit der Bergketten, das mit der reichen Farbenpracht des eintretenden Herbstes geschmückte Rheintal und der klare Wasserspiegel des Bodensees — kein Wunder, daß eine Stelle, von der dieses wundervolle Panorama sich dem entzückten Auge zeigt, ein Lieblingsplatz des alten Kaisers war. An dieser von einem Baumriesen beschatteten Stelle befindet sich ein Steinblock, der mit der Inschrift versehen ist, die sich auch in Scheffels Ekkehard findet und Gustav Schwab, den enthusiastischen Lob-

Digitized by Google

ſänger dieſes romantiſchen Teiles des deutſchen Vaterlandes, zum Verfaſſer hat:

Das Land der Alemannen, mit ſeiner Berge Schnee,
Mit ſeinem blauen Auge, dem klaren Bodenſee,
Mit ſeinen gelben Haaren, dem Aehrenſchmuck der Auen,
Recht wie ein deutſches Antlitz iſt ſolches Land zu ſchauen.

Ein ſchmuckes Dampfboot landete uns nach zweiſtündiger Fahrt von Konſtanz in Friedrichshafen. Die blaugrünen, durchſichtigen Wellen des klaren Bodenſees, an beiden Seiten die ihn umſäumenden Ufer beſtändig in Sehweite, bald mit anmutig geſchwellten Hügeln, bald mit majeſtätiſchen Bergkuppen und Felswänden abwechſelnd; Landhäuſer und ſtolze

Schloß Friedrichshafen.

Schlöſſer, ſowie freundliche Dörfer, zeigen ein Bild regen Lebens und unter dem wechſelnden Farbenſpiel bietet die maleriſche Landſchaft ein anziehend geſchäftig heiteres Bild.

Schon aus der Ferne taucht ein Schloß auf mit ſeinen hohen Doppeltürmen, das königliche Schloß, und an einer Kette von prangenden Gärten, die ſich am Ufer dahinziehen, landen wir in dem Hafen. Eine kurze Strecke vom Hafen entfernt, erreichen wir das Buchhorn-Hotel und der freundliche Wirt erklärt uns bereitwillig, warum ſein Hotel den Namen „Buchhorn“ führt.

Wo jetzt Friedrichshafen mit ſeinem Handel, ſeinen ſchönen Straßen und Häuſern und 5000 Einwohnern ſich befindet, ſtand bis vor 100 Jah-

Digitized by Google

ren die kleinste freie Reichsstadt des heiligen römischen Reiches, Buchhorn, mit ganzen 70 Einwohnern.

Unter Napoleon wurde diese freie Reichsstadt Württemberg einverleibt, dann später durch König Friedrich von Württemberg in Friedrichshafen umgetauft und ist seitdem zu einer hübschen und nicht unbedeutenden Handelsstadt herangewachsen.

Von dem ehemaligen Buchhorn, Friedrichshafens Altstadt, streckt sich, dem See entlang, eine von prachtvollen alten Nuß- und Kastanienbäumen gebildete schattige Allee. Streng und gerade ragen die grauen, schweren Stämme empor und bilden mit ihren laubreichen Kronen ein für die Sonne fast undurchdringliches Dach. Unter den herrlichen Bäumen ist der Uferraum von der Bebauung frei geblieben und in Gärten ausgelegt, die im schönsten Blumenflor, wie ein wahrer Paradieseskranz, erscheinen. Diese Straße, von der Altstadt zum Schlosse, ist der schönste Schmuck Friedrichshafens. Daß König Friedrich dieses Ufer der Bebauung entzogen hat, ist ein nicht gering zu schätzendes Verdienst.

Auf der Seefahrt hatte ein altertümliches, malerisch gelegenes Städtchen, Meersburg, durch seine hübsche Lage und ein auf schroffen Felsen thronendes uraltes Schloß und darum liegende Rebengelände meine Aufmerksamkeit erregt. Im Hotel erfuhr ich, daß der Meersburger Seewein den Ruf eines ausgezeichneten Tropfens genoß, daß er wirklich der allerbeste Seewein sei, und zu dem schönsten Fisch des Bodensees, dem „Felch" genossen, ein großartiger Genuß sei.

Und in der Tat, es war nicht zu viel gesagt. Der Wein ist wirklich gut und der Felch, ein Fisch, der zwischen zwei und sechs Pfund schwer wird, ist so zart und wohlschmeckend wie die Bachforelle und gaben uns ein wirklich leckeres Mahl.

Uebrigens fängt man im Bodensee, wenn auch nicht gerade Walfische, doch den Wels, der bis zu 200 Pfund schwer wird.

Daß Baner hier seine epochemachenden Versuche mit dem Unterseeboote machte, daß von hier aus im Jahre 1824 der erste Dampfer in Gegenwart einer ungeheuren zweifelnden Menge vom Ufer abstieß und daß eine Stunde Wegs von hier, im Dorfe Manzell, Graf Zeppelin seinen lenkbaren Luftballon baute, war äußerst interessant. Daß aber in Zeppelins Ballonhalle der Eintritt „Polizeilich verboten" war, ist zwar ganz erklärlich, aber wir waren trotzdem so entäuscht, als ob es nicht erklärlich gewesen wäre, und das um so mehr, als nur wenige Monate später der erste erfolgreiche Aufstieg stattfand.

Eine deutsche Stadt, die kaum hundert Jahre alt ist, kann natürlich nicht viel Altertümliches bieten und außer dem Postgebäude, dem Rathause und der Drachenstation, welche zur Erforschung der Luftströmungen dient, und den schönen, zweckmäßigen Hafenanlagen ist nur noch eins sehenswert,

Digitized by Google

das königliche Schloß. Aus dem alten Kloster Hofen wurde 1824—'30 das Schloß umgestaltet. Wenn die Zeit der Rosen beginnt, sucht der König alljährlich dieses Schloß auf. Die seltenen Baumbestände des Parks und der reichhaltige Rosenflor der Schloßgärten, die herrliche Lage, welche eine so umfassende Aussicht gewährt, wie keine andere Stelle am Bodensee — vom Turm des Konstanzer Münsters im Westen hinaus über Romanshorn, Rorschach, Arbon, Bregenz bis Gebhardtsberg und als malerischer Hintergrund ragt die Kette von mehr als hundert Alpengipfeln darüber empor.

In ganz Süddeutschland genießt Friedrichshafen die schöne Bezeichnung: die Rosenstadt.

Der verstorbene König Karl war ein großer Rosenfreund; er selbst kultivierte sie aufs eifrigste. Den Friedrichshafenern ließ er aus seinen Beeten kostenlos so viele Rosen zukommen, als sie pflanzen wollten und die Liebe zur Rosenkultur pflanzte sich damit der ganzen Bürgerschaft tief ins Herz hinein. Diese Spezialität wurde mit Liebe und Verständnis gepflegt, und es ist deshalb begreiflich, daß nicht leicht eine Stadt mit Friedrichshafen im Rosenbau wetteifern kann, und daß sie den schönen Namen „Rosenstadt" wohl verdient.

Das „schwäbische Meer" mit seiner in zarten grünlich blauen Tönen schimmernden Fläche, den landschaftlichen Reizen seiner Schlösser, Landhäuser, Dörfer und Städte, seinen Inseln und kleinen felsigen Eilanden, seinen grünen Matten, Gärten und Wäldern, seinen denkwürdigen Fundorten von naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Altertümern, von den primitiven Pfahlbauten an durch alle Perioden der menschlichen Entwicklung, ist einer der interessantesten Plätze unseres deutschen Landes und hinterläßt eine Fülle anmutiger Erinnerungen.

Digitized by Google

Vorsicht ist besser als Nachsicht.

Jetzt wäre ich also glücklich in Berlin habilitiert und da ich noch etwa sechs Monate in dieser Nachbarschaft zu bleiben gedenke, so ist es nützlich, ja sogar notwendig, sich mit polizeilichen und anderen gefährlichen Dingen bekannt zu machen, um Unangelegenheiten zu vermeiden.

Zu dem Zwecke unterwarf ich meine Notizen einer Durchsicht, um zu sehen, wie es hier von uns zu Hause verschieden ist.

Wenn wir von Eisenbahn- und Automobilunfällen in den Vereinigten Staaten lesen, da denken wir gewöhnlich, daß man sich in Deutschland an die Brust schlagen und wie der Pharisäer im Neuen Testamente mit frommem Augenaufschlage sagen kann: „Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin wie die Amerikaner."

Indessen, in Automobilunfällen leisten sie in Deutschland ein ganz erkleckliches Quantum.

Der Staatssekretär des deutschen Reiches, Dr. Nieberding, gab im Reichstage die Auskunft, daß von Oktober 1906 bis Oktober 1907 beinahe 5000 Unfälle vorkamen und daß die Hälfte davon auf Berlin kam — 145 davon mit tötlichem Ausgange.

In Berlin sind sie automobiltoll, mit Prinz Heinrich an der Spitze des Automobilklubs, so daß selbst der Kaiser die Ansicht aussprach, bei Prinz Heinrich sei eine Automobilschraube los. Verschärfte Gesetze gegen das mörderische Schnellfahren der Maschinen werden von allen Seiten verlangt, nur nicht von den Herren der Automobile; Prinz Heinrich sagte: „Die schützende Hand ‚des allergnädigsten Herrn und Kaisers' schwebt über dem deutschen Automobilwesen."

Das macht es erklärlich, daß es dem preußischen Minister Breitenbach schien, als ob der kaiserliche Automobilklub der Ansicht wäre, daß das verdammte Fußvolk auf den Straßen überhaupt nichts zu suchen hätte, und sich die Meinung abgewöhnen müßte, daß die Straße ein Tummelplatz für jedermann wäre.

Schwer wird's halten, solange so machtvolle, schützende Hände, wie die des Kaisers und Prinz Heinrichs, über dem Unfug ruhen, denn

Wie kann man die Knechte loben,
Kommt doch das Aergernis von oben.

Und es gefällt den Berlinern gar nicht, daß der Kaiser das lebens-

Digitized by Google

gefährliche Auto so bevorzugt, vor dem sie warnen und von dem ein sprachgewandter Feind so übel redet:

Jetzt weicht! jetzt flieht! im Sturm herzieht,
Was schon von fern die Nase sieht.
Flieht zum Zenit, euch warnt mein Lied,
Es naht das Teufelsrequisit.
Naht, wie ein Engel naht der Rache,
Der Hachepachemachedrache.
's Automobil, der Ueberwagen,
Man kann auch „Flutschekutsche" sagen,
Der Kraftner, Lenker, Fahrer, Führer,
Der Fahrwart, Blitzfritz, Staubaufrührer,
Der Stänkerlenker, Mordsportdenker,
Der Hasenhänker, der Nasenkränker,
Der Höllenkutscher, der Tuthornlutscher,
Der Schunkelunkel, der Grabeurutscher,
Der Dünstlerkünstler, der Brodemspucker,
Der Meilenschlucker, der Wegstaubschnucker,
Der Riechwart, Duftschuft, Springinsfeld,
Der Stinkfink, Fauchgauch, Ruckidiewelt,
Der Obertober, der Schmettervetter,
Der Plotzprotz, — halt! zum Donnerwetter!

Es ist natürlich nicht alles Gold, was glänzt, und der Automobilist muß manchmal unschuldig leiden. Ein findiger Schutzmann stellt sich hinter einen dicken Baum, seine alte Konfirmationsuhr in der Hand, und beurteilt nach diesem Chronometer die Geschwindigkeit der vorbeisausenden numerierten Fuhrwerke. Dann erstattet er seine Anzeige und der nichtsahnende Automobilist bekommt von der Polizei ein Strafmandat für 25 Mark zugestellt. Wenn er bezahlt, so ist die Sache erledigt — sonst muß er Einsprache erheben und dann kommt die Angelegenheit vor das Schöffengericht, wo in neun Fällen aus zehn der Schutzmann Recht behält. Diese Strafmandate sind überhaupt großartige Einrichtungen. Der Schutzmann ist, sozusagen, Ankläger, Zeuge und Richter in einer Person; das befördert zwar die Erledigung solcher Fälle ganz ungemein, aber ein Amerikaner kann eine solche Einseitigkeit doch nicht verdauen.

Der persönlichen Freiheit sind in Deutschland sehr enge Grenzen gezogen. Bei kürzerem Aufenthalte bemerkt man es kaum, daß es mit solchen Freiheiten wie: Preßfreiheit, Redefreiheit, Religionsfreiheit, Jagdfreiheit, Gewerbefreiheit, ja selbst der Trinkfreiheit ziemlich wackelig aussieht.

Die Wirtschaften sind alle konzessioniert, müssen eine recht ansehnliche Quote zu den städtischen Verwaltungskosten bezahlen und stehen unter strikter polizeilicher Kontrolle. Der Polizist kann seine Nase zu irgend einer Zeit in die Wirtschaft stecken, darf sich überzeugen, ob alles im Lokal

Digitized by Google

rein und sauber ist, die Bierleitung gereinigt, die Aborte gelüftet und rein, ob bei den Kellnerinnen die Kleider am Halse hoch genug hinauf- und an den Knöcheln tief genug heruntergehen.

Und dabei hat die Polizeiverwaltung das Recht, dem einen Wirt zu verbieten, was dem anderen erlaubt wird. Da wird z. B. dem einen Wirte befohlen, seine Wirtschaft um 10 Uhr abends zu schließen, während in anderen Wirtschaften das Leben um diese Zeit noch nicht einmal angefangen hat, dafür aber bis 5 Uhr morgens fortgesetzt wird. Bei den Damen, welche die Kabaretts lebhaft und kostspielig machen, sieht die Polizei natürlich nicht auf die Kleider wegen der Länge nach oben oder der Kürze nach unten.

Der Wirt muß in jeder Beziehung sehr vorsichtig sein, Geist und Buchstaben des Gesetzes sehr sorgfältig beobachten.

Wenn man seit vielen Jahren daran gewöhnt ist, so kleine schnoddrige Liebenswürdigkeiten über Beamte zu hören, so fühlt man sich ordentlich bedrückt durch das Gewicht und die Tragweite, welche solchen — nach unserer Ansicht — trivialen Kleinigkeiten beigelegt werden. Ein Rentier und Eigentümer eines größeren Mietshauses hatte durch verschiedene Anzeigen und Beschwerden von Nachbarn die Unannehmlichkeit, daß die Aufmerksamkeit der Polizei auf die Mieter und besonders die Mieterinnen gelenkt wurde. Als nun eines Nachts wieder ein Schutzmann in der Nähe des Hauses auf- und abpatrouillierte, äußerte der Rentier zu einer der Mieterinnen: „Wenn Sie dem eine Mark geben, ist er gut, und er drückt beide Augen zu.“ Der Ausdruck kam zu Ohren der Polizei; der Polizeipräsident stellte Strafantrag wegen Beleidigung — nicht dieses Polizisten — sondern der ganzen Schutzmannschaft. Das Schöffengericht hielt diese Beleidigung für eine außerordentlich schwere und verurteilte den Rentier zu drei Wochen Gefängnis.

Gewiß ist es schön, die Ehre und Würde der Beamten aufrecht und die Knöpfe blank, den Uniformrock fleckenlos zu halten; manchmal sind sie vielleicht ein bißchen feinfühlend. Nun, das ist möglicherweise doch besser, als wenn sie ausgesprochene Dickhäuter wären. Diesem oder jenem mangelt es auch an Humor; jedenfalls konnten ein paar Gendarmen in Treptow keinen Spaß darin sehen, als eine Gesellschaft, die einer von diesen Gendarmen aufgelösten Wahlversammlung beigewohnt hatte, das schöne Lied sang: „Weißt Du, wie viel Sterne stehen, manchen Lumpen auf der Brust?“ Das Schöffengericht verurteilte drei der Sänger zu zwei bis drei Wochen Gefängnisstrafe, weil eine Beleidigung der Gendarmen beabsichtigt gewesen sei.

Es sind indessen nicht bloß Diener der Gerechtigkeit, die so feinfühlig und leicht beleidigt sind, sogar Sachen können straffällig beleidigt werden. Auf einem Dorfe in der Nachbarschaft von Hildesheim befindet sich der

Digitized by Google

Bahnhof einer Sekundärbahn. Ob nun die Bouillon nicht warm, das Bier nicht kalt, der Harzkäse nicht wohlriechend genug war, ob der Zug sich über Gebühr verspätete, oder ob die rote Mütze des Bahnhofverwalters nicht die übliche peinliche Sauberkeit zeigte, kurz, der Viehhändler Schmid gab seiner schlechten Laune dadurch Ausdruck, daß er die Station als eine „Lumpenstation" bezeichnete. Wir hier in Amerika hätten die Aeußerung lediglich als auf die Station gemünzt angesehen, aber nein, der Viehhändler wurde überführt, durch die Worte „Lumpenstation" die Herren Beamten dieser Lumpenstation beleidigt zu haben und sein Portemonnaie wurde um 120 Mark erleichtert.

Man kann auch eine ganze Körperschaft beleidigen, wenn man Tausende von Meilen davon entfernt ist. Auf einer Reichstagswählerversammlung meldete sich ein Wähler zum Worte, und da gerade über die Schutztruppe in Afrika geredet wurde, so sagte er, er sei auch Soldat und wisse, wie es gemacht werde. Von Freiwilligkeit sei keine Rede, wenn es sich darum handle, Soldaten für die Schutztruppe zu bekommen. Sie würden zusammengesucht und seien zum Teil Taugenichtse, Trunkenbolde, Spitzbuben ꝛc.

In dieser freimütigen Charakteristik erblickte das Gericht eine Beleidigung der Schutztruppe und pfefferte ihm dafür zwei Monate Gefängnis auf.

Vorsicht! Vorsicht! Man kann in Deutschland nie zu vorsichtig sein, wenn man sich keine Beleidigungsklage aufladen will.

Während der Wahlkampagne wird in Amerika mit der Wahrheit oft etwas leichtfertig umgegangen; wir sind daran gewöhnt, dividieren die Stänkereien durch 4, ziehen dann noch 50 Prozent ab und hegen dann noch gelinde Zweifel, ob wir nun der Wahrheit nahe sind. Aber in Deutschland giebt's so etwas nicht — wenigstens nichts Straffreies. Nicht nur das gedruckte oder geschriebene Wort muß wohl überlegt sein, auch das gesprochene Wort muß mit Vorsicht angewandt werden.

Wie zahm würden unsere Wahlkampagnen, wenn sie nach deutschem Muster geführt würden!

Der welfische Reichstagskandidat sagte in einer Rede, daß die Reichspost sehr wißbegierig zu sein scheine, und sehr neugierig ihre Nase in Briefe stecke, die zwischen hannoverschen und braunschweigischen Welfenführern gewechselt würden — diese Beleidigung der Reichspost kostete ihm 300 Mark.

Zum Totlachen war der Ernst, mit welchem der Reichstagsabgeordnete Erzberger eine Beleidigungsklage gegen seinen Nachbarn, den Landtagsabgeordneten Dr. Berndt, durchführte.

In einer liberalen Wählerversammlung hatte Dr. Berndt über die

Digitized by Google

Unannehmlichkeiten gesprochen, welche der Regierung in den Kolonien bereitet würden, und bemerkte, daß sich mit Enthüllungen besonders der Kolonialstänker Erzberger hervorgetan habe.

Erzbergers Anwalt sprach die Ansicht aus, das Wort „Kolonialstänker" habe einen außerordentlich schlechten Klang und Geruch, und sei gegen den guten Ton und das Strafgesetzbuch. Der Gegenanwalt machte geltend, daß Dr. Berndt ein Philologe sei und das Wort nur in wissenschaftlichem Sinne gebraucht habe. In dem Sinne sei ein „Kolonialstänker" nicht jemand der stinkt, sondern einer der krakeelt. Der Ausdruck stamme aus dem 16. Jahrhundert, als in Königsberg ein Hofprediger wohnte, der Stänker hieß, ein Zelot und Eiferer, der sich in alle Dinge mische und daher mit allen in Feindschaft lebte. „Unter Stänker versteht man also einen Mann, der seine Nase überall hineinsteckt — und ein solcher Stänker ist ...." Hier unterbrach der Vorsitzende den Redner und bat ihn, nicht fortwährend das Wort „Stänker" zu gebrauchen, bei dem sich jedesmal ungeheuere Heiterkeit geltend machte. Schließlich wurde „Kolonialstänker" als eine Beleidigung erkannt, und Herr Erzberger erhielt ein 50-Mark-Pflaster auf seine verwundete Ehre.

Diese Beispiele, die ich gerade aus meiner Sammlung von Beleidigungsklagen aufs Geratewohl herausgegriffen habe, genügen wahrscheinlich, um uns in Amerika zu überzeugen, daß die deutschen Strafgesetze Beleidigern aller Art ziemlich scharf zu Leibe gehen.

Den deutschen Gesetzgebern aber noch lange nicht scharf genug. In der bevorstehenden Revision des Strafgesetzbuches muß als Vorbedingung für einen besseren moralischen Status erheblich strengere Bestrafung von Beleidigungen vorgesehen werden, so behaupten sie.

Indessen, auch hier geht's wie in Indiana: "Kissing goes by favor," wie die folgende Tatsache beweist:

Die Fürstin Wrede hatte bekanntlich seit Jahren aus verschiedenen Hotels allerlei „Andenken" annektiert, Silbersachen, Porzellan, Gläser, Leinenzeug ꝛc., und wurde als Kleptomaniak in ein Privatirrenhaus geschickt — ihr Diener Glase, der ihr hilfreiche Hand bei den Diebstählen geleistet, wurde als armer Teufel zu neun Monaten Gefängnis verurteilt.

Der Advokat des Dieners behandelte den Prozeß recht eingehend in einer Broschüre, die mit dem folgenden reizenden Verschen schloß, welches ihm bis jetzt noch keine Beleidigungsklage zugezogen hat:

Sie nahm kein Staatsanwalt am Kragen,
Sie muß noch Schlimmeres ertragen,
Sie trauert fern vom Publikum,
In einem Sanatorium.

Digitized by Google

Jedoch geriet der Diener Glase,
In dieses Fett mit seiner Nase,
Er flog neun Monate ins Loch,
Hoch lebt das Recht in Deutschland noch!

obgleich sich eigentlich die ganze preußische Staatsanwaltschaft aufs höchste hätte beleidigt fühlen sollen.

Der gemütliche alemannische Dichter Hebel beschrieb einmal einen Ausflug von der Erde bis über die Entfernung des Mondes hinaus. Wie er sich weiter und weiter über die Erde erhob, verschwanden die Bäume und Häuser, die Flüsse und Berge, und endlich erschien ihm die Erde, befreit von allen Unebenheiten, wie eine schöne, goldglänzende Kugel.

So erscheint uns idealistischen Deutsch-Amerikanern unser altes Vaterland als das wahre Paradies, von dem man nach kurzem Aufenthalte sagen möchte: „Hier ist es gut sein! Hier laßt uns Hütten bauen!" Nachdem man sich aber längere Zeit eingehend umgesehen, findet man, daß es nicht die gleichförmig glänzende Kugel ist, wie es aus der Ferne schien, sondern daß es voll von Unebenheiten, Höhen und Tiefen ist, gerade wie hier. Nur haben wir nicht so viele Gesetzesmuttern und sind mit der geringeren Anzahl besser bekannt; wir können uns zwischen den Fußangeln der Gesetze viel freier bewegen, weil wir wissen, wo sie liegen — und falls wir unbedachter- oder unglücklicherweise mal den Fuß hineinstecken, so haben wir den Vorzug, daß unsere Richter, aus dem Kreise des Volkes gewählt, mit Verstand und Lebenserfahrung den Fehltritt beurteilen werden.

Hier in Amerika können wir doch in allen Sachen mitreden, hier können wir alle mitarbeiten, um Abhilfe zu schaffen in Sachen, die uns nicht gefallen; hier ist der Polizist nicht in erster Instanz the whole show, und hier strahlt das kostbare Juwel, persönliche Freiheit, in viel hellerem Glanze als in Deutschland, was natürlich nicht ausschließt, daß es auch hier noch von Flecken befreit und schöner geschliffen werden kann.

Digitized by Google

München.

Das Oktoberfest in München.

Haben Sie dieses großartigste und populärste bayrische Volksfest, ja was sage ich, das größte, zahlreichst besuchte Volksfest in ganz Deutschland, schon einmal mitgemacht?

Wer kennt nicht das Kirschenfest in Naumburg, wo man das Geld in Zelten läßt, das Freischießen in Hannover, das Schützenfest in Bremen, das Schifferstechen in Stralau! Das sind alles Kinderspiele im Vergleich mit dem Münchener Oktoberfeste, das merkwürdigerweise schon im September seinen Anfang nimmt, und auf 14-tägige Dauer berechnet ist. „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt", und ferner: „Den Seinen giebt's der Herr im Schlaf" — dieser schönen Vereinigung von Gottes Gaben verdankte ich den Genuß des wundervollen Oktoberfestes im Monat September. Meine Seele wußte nichts vom Wiesenfeste, aber die kolossale festlich geschmückte Menge, der man die Feiertagsstimmung auf 1000 Schritt ansehen konnte, welche Münchens Bürgersteig und, soweit die Elektrischen es erlaubten, Fahrwege füllten, mußte unsere Aufmerksamkeit erregen. Das Juchzen und lustige Juchhegeschrei ließ uns erwartungsvoll still stehen, denn aus der Ferne ertönte ein lustiger Marsch, jedenfalls von einer tüchtigen Militärkapelle mit richtiger Schneid geblasen.

Und richtig, da kamen aus der Sonnenstraße drei berittene Schutzleute in den Gesichtskreis, hinter ihnen eine ganze Anzahl stattlicher Burschen in schmucker, historischer Tracht, hinter der Musikkapelle folgte sogleich der mit dem Königsbande und unzähligen Orden geschmückte Schützenkönig und ihm nach wohl 1500 stramm marschierende Schützen mit den Stutzen auf den Schultern und flatternden Fahnen, von stämmigen Fahnenträgern im Winde geschwenkt.

„Gehn's aach af de Wies'n?" fragte mein gemütlicher Nebenmann mit freundlich grinsendem Gesicht. „Gewiß, wir geh'n auf die Wies'n!" Wir wissen zwar nicht, was es ist, aber wir erinnern uns daran, was man vor Jahren oft in Cincinnati hörte: „Ausgemuden, sagte Karl Haas!" Wir beobachten, daß sich alles in gewisse Elektriche hineinpiropit, und lassen mit uns dasselbe geschehen, mit der felsenfesten Ueberzeugung, daß wir auf diesem Wege schon auf der Wiese anlangen werden.

Und richtig, da liegt ein mächtig großer, ebener Platz vor uns, mit

Digitized by Google

Zelten, Buden, Ständen aller Art, Pferden, Wagen und einer sich drängenden, schiebenden, gutmütig stoßenden Menschenmenge angefüllt.

Linker Hand, etwa 40 Fuß über der Ebene, auf einem kleinen Höhenzug, steht die Kolossalfigur der Bavaria vor der herrlichen im reinsten dorisch-griechischen Stil erbauten Ruhmeshalle.

Da wissen wir also, wo wir sind; denn das weiß ich noch aus meinen Knabenjahren, daß die Bavaria auf die Theresienwiese herabsieht, daß Schwanthaler sie modelliert, Ferdinand von Miller (der auch unsere Tyler-Davidson Fontäne gegossen) sie gegossen hat, und zwar unter bedeutenden

Bavaria.

Schwierigkeiten, weil die Erzmasse zu knapp berechnet erschien und der Dachstuhl während des Gusses in Brand geriet.

Das Oktoberfest wird also auf der Theresienwiese gefeiert. Das laß ich gelten; darauf kann man schon leicht und bequem eine Masse Volk festlich versammeln.

Die Wiese ist über 125 Acker groß, liegt innerhalb der Stadt, ist leicht zu erreichen und wenige Städte können sich rühmen, einen so schön gelegenen, ausgedehnten Flächenraum für ein Volksfest zur Verfügung zu haben. Das erste, was meine Aufmerksamkeit fesselte, war eine unruhige,

Digitized by Google

aufgeregte Menge, die einem schwerbeladenen Wagen folgte. Nicht bösartig aufgeregt, aber wie von einem gewissen Verdachte gepeinigt und entschlossen, zu sehen, ob er begründet sei. Ein Schlaumeier hatte entdeckt, daß auf dem Wagen eine Ladung Pferdefleisch eingeführt wurde, und alle wollten sehen, ob die Ueberbleibsel der edlen Rosinanten in die Wurstfabrik oder in die Rösterei abgeführt würden.

Ein Seufzer der Erleichterung stieg aus den Brusttästen der Menge, als der Wagen vor Malferteiners Zoologischem Garten anhielt und sich herausstellte, daß die fleischfressenden Tiere des Zoologischen Gartens und nicht die fleischfressenden Bajuwaren das Pferdefleisch verzehren sollten.

München hat nämlich keinen Zoologischen Garten, und da bot denn die Firma Malferteiner & Heidenreich, mit ihrem sogenannten Zoologischen Garten, den Oktoberfestbesuchern eine blasse Idee von dem, was man sich nach unseren Begriffen unter einem solchen Institute vorstellt. Da wir einmal nach dem Zoologischen Garten hineingedrängelt waren, erlaubten wir uns gleich für eine Mark einen Einblick zu gewinnen. Das große Terrain der Wiese erlaubt es schon, für solche Schaustellungen eine große Fläche zur Verfügung zu stellen, und da waren denn auch hier wirkliche Gartenanlagen mit Springbrunnen, Bassins und Teich. In Teich und Bassin tummeln sich wohl an die 100 Wasservögel: Schwäne, Enten, Pelikane, Reiher, Störche, und in lustigster Eintracht stecken ein paar Seehunde die schnurrbärtige Schnauze aus dem Wasser und schlafen den Schlaf der Gerechten, trotz des Sonnenbrandes und des Lärms, den ihre tierischen Kameraden und die um den Teich dicht gedrängt umherstehenden, bewundernden Menschenkinder machen. Nachdem man mal darin ist, kann man sich alles ohne Extrazahlung begaffen — es ist wirklich der Mühe wert, die außerordentlichen Seltenheiten, die „solange die Welt steht, hier noch nie gesehen worden sind", den Schneepanther, Kragenbär, die weißen Büffel, das geheiligte Rind der Siamesen, das Elefantenbaby (ein geborener Bayer) zu besichtigen. Außerdem produziert sich Frau Malferteiner mit sechs wildeingefangenen nubischen Löwen und treibt mit ihnen im Feuerregen allerlei halsbrechende Künste, auch dressierte Eisbären, graue Bären, Hyänen und Panther werden vorgeführt.

Nebendran finden wir einen alten Bekannten: Hagenbeck mit 70 dressierten Eisbären; man mußte jeden Bären wenigstens viermal zählen, damit man 70 herauszählte. Die im schönsten weißen Sommerkleide prangenden Bären machten ihre Kunststücke noch genau so schön, wie vor Jahren in unserem Zoologischen Garten, selbst der dumme, faule Maxl, der einzige schwarze Bär unter der weißen Gesellschaft, spielt noch immer seine drollige Rolle als Spaßmacher.

Um einen Ueberblick über die ganze Herrlichkeit zu erhalten, stiegen wir die Theresienhöhe zur Bavaria hinauf, und dann in der Bavaria

Digitized by Google

68 Fuß, bis wir in ihrem Kopfe anlangten, in dem sechs Personen bequem Platz finden. Um uns zu orientieren, entzifferten wir erst die Inschrift, das einzige was die Bavaria im Kopfe hat, wenn nicht gerade Besuch da ist. Dieselbe besagt, daß: „Dieser Koloß, von Ludwig I. von Bayern errichtet, ist erfunden und modelliert von Ludwig von Schwanthaler und wurde in den Jahren 1844—1850 in Erz gegossen und aufgestellt von Ferdinand v. Miller."

Großartig, aber noch viel großartiger ist der Blick über den Festplatz. Es ist schwer, eine Schätzung der Menschenmenge zu machen; wenn man aber einen Raum von der Größe der Theresienwiese vor sich sieht, in dem sich ein Dutzend Straßen hinziehen, die von Zelten, Buden, Bierpalästen u. s. w. gebildet werden und die von so dicht gedrängten Massen angefüllt sind, daß der sprichwörtliche Apfel kaum zur Erde fallen könnte, dann erscheint eine Schätzung von 75,000 Festteilnehmern noch recht mäßig. Ein wolkenloser Himmel machte Regenschirme unnötig, und das Gedränge machte Sonnenschirme einfach unmöglich, obwohl die Sonne ihre schönsten und heißesten Strahlen auf die schattenlose Wiese sandte. Auf den Gesichtern der Wiesenwirte, der Schausteller, der Budenbesitzer, der Kellner und Kellnerinnen sah man das behagliche Schmunzeln, in Voraussicht des brillanten Geschäfts — die Festbesucher schienen die Freude zu teilen und das Ihrige dazu beitragen zu wollen, daß die Erwartung der guten Geschäfte realisiert werde.

Merkwürdig, daß der menschliche Instinkt — denn Berechnung und kluge Voraussicht kann es doch kaum sein — immer dafür sorgt, daß bei solchen Gelegenheiten genug zu trinken und meistens auch genug zu essen vorhanden ist.

Wenn auch die vielen kleineren Ausschankstellen mit Wein, Most und allerlei Gewässer vollständig leer getrunken, und die Verkaufsstellen von Würsten aller Art, Gebäck, vom Nürnberger Lebkuchen, Braunschweiger Honigkuchen, Marzipan bis Pumpernickel, leer gegessen wären, dann blieben doch noch die unerschöpflichen Bierquellen der großen Brauereien und die Vorratsspeicher ihrer Küchen, nebst den Hilfsvorräten der Ochsenbraterei, Hühner-, Enten- und Gänserösterein. Das nennt man hier alles Buden — Bierbuden, Eßbuden, Schaubuden u. s. w., aber die Bierbuden dürfte man dreist Bierpaläste nennen — die sich, wie ich höre, dieses Jahr ganz besonders großartig gestaltet haben. Natürlich, das gefällt einem jeden auch nicht. Ein echtes Münchener Kind urteilte sogar recht absprechend über die Bierpaläste. Da sei nun das Oktoberfest bald 100 Jahre lang gefeiert, (es wurde 1810 bei der Vermählungsfeier des späteren Königs Ludwig I. zum ersten Male abgehalten) und alle Brauer hatten, wie die anderen Leute auch, gemütliche Buden, wo man sich schön hinsetzen, nach allen Seiten hinausschauen, auch sein Bier und seine Wurst schnell

Digitized by Google

bekommen konnte — aber jetzt sitzt man eingepfercht, kann nicht sehen was vorgeht; es ist halt nimmer so schön!

Das kann ja wahr sein: man hängt eben am Alten, und wer mal daran gewöhnt war, als einzige Sitzgelegenheit rohe Bretter auf temporär eingetriebenen Pfählen zu benutzen, unter freiem Himmel, ohne schützendes Dach, im Sonnenbrand seinen Maßkrug zu leeren und sich durch Regenschirm gegen Regen zu schützen, der mag wohl denken, daß durch diese Bierpaläste die Poesie zum Teufel geht — wer aber an diese Poesie mal nicht gewöhnt war, dem gefällt es wunderschön wie es jetzt ist.

Wie alles im Rahmen der civilisierten Welt mehr Luxus und Eleganz entfaltet, mehr großstädtischen Zuschnitt erhält, so muß auch das Oktoberfest den Aenderungen der Zeit sich anschmiegen.

So sind auch hier, statt der vielen kleinen Bierbuden, eine Anzahl von großen permanenten Bauten für den Bierausschank entstanden, die eine wirklich großstädtische Atmosphäre über den Festplatz verbreiten. Die alte trinkfrohe Gemütlichkeit der Gäste soll durchaus keinen Schaden erlitten haben; die Zecher sollen auch in den Riesenbuden ihren Riesendurst mit Lust und Ausdauer stillen.

Wenn das Bier in Autofuhrwerken herangefahren wird, und die schmucken Bierhebe in Autodroschken zum Feste schweben, da muß auch das äußere Gewand eine entsprechende Aenderung erfahren.

Also, wie es früher war, weiß ich nicht, aber wie es heute schaut, kommt es mir schön und ungeheuer gemütlich vor, darum, alter St. Franziskus:

Schenk mir a mal bayrisch ein!
Bayrisch, muß lustig sein!
Bayrisch, bayrisch,
Bayrisch muß's sein.

Da kommt so ein Auto heran, ein dicker bayrischer Brauerbursche, mit rotbrauner Weste und rotem Gesicht, in Hemdsärmeln, den breiten Hut mit Hahnenfeder krätzig auf dem breiten Schädel und freundliches Grinsen über das ganze Gesicht — zwei saubere Bierfässer im Hinterteile des Wagens und darauf ein paar Jungens in alter Mönchstracht, und zwischen den zu jungen Hinterlassen und dem zu alten Vorderlassen eine Bierhebe in braunem Haar, goldenem Halsband, weißer, loser Hemdskrause, schwarzsammtnen Kamisol, eine echt amerikanische Taille, der halbblaue Rock und die rosarote Schürze im Winde flatternd, die schwarzen Schuhe und die weißen Zwickelstrümpfe die wohlgeformten Knöchel dem Beobachter verratend, ein halbes Dutzend Maßkrüge in der kräftigen Hand — furchtbar nett und appetitlich.

Die Bierprinzen haben sich diesen Tag gehörig was kosten lassen, und die Münchener Architekten und Künstler haben einen Stil für derar-

Digitized by Google

tige temporäre Gebäude geschaffen, der Nachahmung finden wird — vielleicht wird einmal die ganze Budenstadt von Künstlerhänden so umgestaltet, daß, wie jetzt die musikalische Welt, die sich's leisten kann, nach Bayreuth pilgert, die ganze künstlerisch und sehr fröhlich angelegte Welt zur Oktoberwiese pilgert. Es würde sich wirklich lohnen, der abgearbeiteten, abgespannten Menschheit einmal im Jahre zwei Wochen ungemischte Freude bei einem solchen Feste in klassisch froher Stimmung, mit Appetit zum Essen, Trinken, Schauen und Genießen, zuteil werden zu lassen, oder wenigstens zum freundlichen Zugreifen vorzusetzen.

Vom Münchener Oktoberfest.

Es giebt in München wirklich mehr Brauereien, als wir uns in Amerika träumen lassen, 34, wie ich nachher im Adreßkalender nachgezählt habe; aber auf dem Festplatze selbst habe ich von neuen und alten Festbuden die folgenden, wohlklingenden Namen notiert: Bürgerbräu, Spatenbräu, Löwenbräu, Augustinerbräu, Franziskanerbräu, dazu das Würzerfähndel, die Bauröst und das Schattenhamel und andere Namen, die bei uns keinen Bierbegriff erzeugen, bei dem Münchener aber gang und gäbe sind.

Man hört auch manchmal munkeln, manches prophetische Wort deutete auf kommenden Sturm.

Digitized by Google

Der Preis des Bieres war um zwei Pfennig pro Maß erhöht und kostete jetzt, von diesem Tage an, 35 Pfennig pro Maß. Wenn man einen solchen Zuber voll Bier vor sich stehen sieht, bald groß genug, um sich darin zu baden, und der nur neun Cents kostet, so kann sich ein Amerikaner nicht genug wundern, wie man so viel für so wenig Geld liefern kann. Das Wasser allein wäre ja beinahe schon das Geld wert.

Aber die Münchener sind schnurrige Käutze. Man sagt, wenn der Preis des Bieres um einen Pfennig pro Maß steigt, so steigt dem Münchener der Zorn in den Kopf und er macht Bierrevolution.

Na, dachte ich, so eine kleine Bierrevolution unter diesen 100,000 durstigen Menschen, das wäre recht nett!

Gab's aber nicht! Das Bier wurde getrunken und bezahlt: vielleicht machte dieser oder jener die Faust in der Tasche, der hübschen Kellnerin ein böses Gesicht, oder der Bierhebe am Faß eine „z'widre" Bemerkung — aber der blaue Himmel, die goldene Sonne, die freudige Feststimmung half über alle Mißstimmung hinweg und von aufregenden Scenen war nichts zu bemerken.

Wenn man die schönen Erzählungen von Haberfeldtreiben im Bayerulande gelesen hat, da ist man neugierig, mal einen solchen Ausdruck des Volksgefühls aus sicherer Ferne mit anzusehen, Stuhl- und Tischbeine, Maßkrüge und Seidel in der Luft herumschwirren und amputierte Ohren und Nasen den Boden bedecken zu sehen, wenigstens mal hier oder da ein Knäuel Menschen zu finden, die auf die neugierige Frage: „Was ist denn hier los?" die Antwort geben: „Hier wird gerauft!"

Nichts von alledem. Etwas Anständigeres, Gesitteteres als diese Tausende kann man nirgend finden: Freundlichkeit, Gemütlichkeit, Kameradschaftlichkeit, Gutmütigkeit schienen jedermann zu beseelen, und trotzdem die meisten der Festbesucher ihren großen Durst wacker bekämpften und durch riesige Quantitäten des leichten Bieres auch wohl tapfer besiegten, kamen doch keinerlei Ausschreitungen vor, welche die Hilfe der Polizei nötig gemacht hätten. Man denke, 75,000 singende, essende, trinkende vergnügte Menschen und keine einzige Verhaftung! — gerade wie beim „Deutschen Tag" in Cincinnati.

Wo es etwas Besonderes zu sehen gab — und in den Schaubuden schien fast alles was Besonderes zu sein — war das Gedränge so groß, daß man fast zerquetscht wurde; man ließ sich eben quetschen. „Nur für Erwachsene!" Da hätten Sie mal die dichtgedrängten Unerwachsenen sehen müssen, die sich mit dem Konterfei der bemalten Dame begnügen mußten, während in der Bude das lebende Exemplar der nackten Schönheit zu sehen war, von der es hieß:

Wer da will was Schönes sehen,
Muß mal bei der tätowierten Dame rin gehen!

Digitized by Google

Gleich daneben: „Die hervorragendste Sehenswürdigkeit der Gegenwart — die größte Schlange der Welt — 1000 Mark Prämie dem, der nachweisen kann, daß er schon jemals ein zweites Exemplar dieser Größe und Stärke gesehen hat."

Wirklich großartig — wenigstens auf dem Bilde, wo sie, von fünf Matrosen auf den Schultern getragen, mit aufgesperrtem Rachen, groß genug, einen fetten Ochsen zu verschlucken, repräsentiert wird. Kein Wunder, daß keins der Kinder, die voll Schauder das schreckliche Bild anstaunten, die Prämie verdienen konnte. Und dann der reelle, fette Ochse, den nicht die Schlange, sondern die Münchener in mehrfacher Auflage selbst verputzten.

In Rößlers Ochsenbraterei briet ein sieben Zentner schwerer Ochse über dem Kohlenfeuer am Spieß, nach alter feudaler Mode. Während er sich langsam drehte, wurde ihm mit langem Pinsel geschmolzenes Fett in reichlichem Maße aufgestrichen, welches, zum erneuten Gebrauche, in eine untergestellte Pfanne lief — der Ochse mußte eben in seinem eigenen Fette braten. Der herrliche Bratenduft füllte die Luft und kam selbst denen zugute, die sich kein Stück des saftigen Bratens leisten konnten, wie schon Hunderte, geschäftig kauend, besorgten, die leckeren Bissen mit Pantaner Bräu hinunter spülend.

Gleiche Aufmerksamkeit und gleichen Genuß boten die Hühnerbratereien, wo drei Dutzend Kapaune über Holzkohlenfeuern am Spieße in ihrem eigenen Fett sich eine schöne, goldgelbe Kruste anbrieten und die Ochsenbraterei an leckeren Bratenduft noch in den Schatten stellten. Es war auch interessanter, denn der Ochse briet ruhig weiter, aber alle paar Minuten war die untere Kapaunenreihe fertig gebraten, wurde vom Spieße genommen, der Vorlegerin übergeben, zerlegt und der schon ungeduldig wartenden, hungrigen Menschheit gegen Bar ausgehändigt. Die Kapaune an den Spießen kamen je eine Stufe herunter, näher dem Feuer, und auf dem obersten Spieße schloß sich eine neue Reihe dem Bratengange an.

An ein paar Schaubuden waren riesige Schweine, die sich bei näherer Besichtigung als ausgestopft herausstellten, als Lockmittel aufgestellt, um die hungrige Menge darauf aufmerksam zu machen, daß eine „Schweinswürstelbraterei" hier ihre delikaten Würstchen feil hatte — auch an diesen Plätzen bewunderten dichtgedrängte Massen die Geschicklichkeit, mit welcher die Köche auf sechs Fuß langen Rosten die Würstchen vor dem Anbrennen bewahrten und sie doch recht saftig gar brieten.

Die Karussells, mit ihren schwingenden Pferden, Booten, Kutschen, Schwingen, ihren großen Orgeln und Orchestrions, Straßenpianos und anderen musikalischen Undingen, die einen ohrenzerreißenden Lärm machten, hatten immer dichte Kreise von Alt und Jung, Groß und Klein um

Digitized by Google

sich versammelt, und wirklich, ihre wahrhaft elegante Ausstattung und das offenbare, ausgesprochene Vergnügen der Insassen, machte selbst das Zuschauen zu einem wahren Vergnügen.

Die Anzahl der Buden, die, wie schon gesagt, in benannten Straßenreihen in allen möglichen und unmöglichen Formen und Bauarten aus Brettern, Leinwand und Stäben, mit und ohne Schutzdach, aufgebaut waren, auch wohl nur aus Tischen und Gestellen bestanden, war Legion und es wäre vergebliches Bemühen, aufzuzählen, was alles zum Verkaufe angeboten war.

Alles, alles — von Diamanten und goldenen Uhren bis zum zinnernen Hemdenknopf, von der feinsten Torte bis zur Bretzel, vom teuersten Rheinwein bis zum „Appelmost", vom elektrischen Eisenbahnzuge bis zur Kinderrassel, von guten Gemälden und schönen Stahlstichen bis zu Ansichtspostkarten für 10 Pfennig (2½ Cts.) das Dutzend.

Wenn man die Maßkrüge nach Größe, Zahl und Inhalt betrachtet, die in den Bierplätzen von durstgeplagten Leuten geleert werden, die wie festgenagelt sitzen, sobald sie einen guten Platz in der Nähe der Quelle gefunden haben, so könnte man es fest für Wahrheit halten, was Herr B. Bettmann seinen bayerischen Landsleuten einst erzählte, nämlich, daß ein echter Münchener, wenn er um zehn Uhr seinen Frühschoppen von fünf oder sechs Maß, am Mittag Sauerkraut und Schweinshaxeln und sechs bis acht Maß, nachmittags um 4 Uhr einen Stehschoppen von vier oder fünf Maß und zum Abendessen wieder so viel gehabt hat, daß er dann am Abend im Bierhaus mit zehn Maß königlich zufrieden ist.

Die Theresienwiese, mit ihrem volkstümlichen Oktoberfeste, muß auf jeden unparteiischen Beschauer den allerwohltuendsten Eindruck machen und den Wunsch rege werden lassen, daß dem bayerischen Volksstamme seine Eigenart für immer erhalten bleiben möge, so daß der Vers des alten Bockbierliedes wahr bleibt:

Solang der alte Peterturm am Peterplatz noch steht,
Solang die grüne Isar durch d' Münchner Stadt noch geht,
Solang da drunt' am Platzl noch steht das Hofbräuhaus,
Solang geht auch die G'mütlichkeit in Bayern nimmer aus.

Der große Schwedenkönig, Gustav Adolph, zu dessen Andenken auf dem Schlachtfelde von Lützen eine Gedächtniskapelle auf der Stelle errichtet wurde, wo er seine tötliche Verwundung erhielt, soll vor bald dreihundert Jahren von München gesagt haben, die Stadt sei wie ein goldener Sattel auf dürrer Mähre.

Alle Vergleiche hinken bekanntlich, und selbst wenn wir annehmen, daß nach vierzehn Jahren böser Schwerenot im 30-jährigen Kriege die Umgegend von München arg vernichtet worden war, konnten doch die landschaftlichen Reize von der Kriegsfurie nicht so gänzlich vertilgt wor-

Digitized by Google

den sein, um den Titel einer dürren Mähre zu verdienen. — Sicherlich, wenn er heute auf die europäische Bierhauptstadt angewandt, würde der Vergleich kolossal hinken.

Wirklich, in München und Umgegend erscheint nichts dürr — alles erscheint in wohlgepflegtem Zustande — Feld und Wiese, Wald und Gärten und so weit von dem dürren Mährengerippe entfernt sind die mächtigen, schön aufgeschirrten, fetten Renommierpferde der großen Brauereien, daß von irgend einer Sorte Dürre in der Isarstadt keine Rede sein kann.

Aber doch, diese Bemerkung ist nicht ganz richtig, eine gewisse Dürre herrschte hier kürzlich und zwar nicht an, sondern in der Isar, der Berge frisches Kind, das von den Tiroler Bergen nicht den nötigen Nachschub von Tauwasser erhalten hatte. Der kleine, nicht schiffbare Fluß erscheint den Münchenern als sehr launisch; bald rauscht sein grünes Alpenwasser in friedlichem Strome dahin, bald stürzt es aus den Bergen und den Ebenen in schmutzig-grünen Fluten hernieder und zuweilen bleibt es ganz aus, so daß ganze Strecken vollständig trocken gelegt sind.

Das geschah auch dieses Jahr, am Kirchweihsonntag, wo das ganze Flußbett von der Cornelius- bis zur Reichenbachbrücke trocken gelegt war. Der Münchener Gebirgstrachtenverein benützte die günstige Gelegenheit, nach schnell getroffenen Vorbereitungen, ein Preiskegeln im trockenen Flußbette zu veranstalten. Die originelle Idee, die materischen Trachten, die wirklich „nie wiederkehrende" Gelegenheit, ein Preiskegeln unter solchen eigentümlichen Umständen zu sehen, hatte eine unübersehbare Menschenmenge an beiden Ufern und auf den beiden Brücken versammelt. Alle Achtung vor der Tragfähigkeit der Brücken, die unter dieser Last nicht zusammenbrachen.

Also, was ich sagen wollte, dürr sieht eigentlich in München nichts aus. Die Knödel sind dickleibig, die „Radi" über Gebühr groß, die Bierkrüge unheimlich inhaltsreich, die Münchenerinnen drall und völlig und die Münchener so wohlbebaucht, daß sie mit den Renommierpferden an Leibesfülle wetteifern können.

Wenn König Ludwig I. wirklich gesagt hat: „Ich will aus München eine Stadt machen, daß niemand Deutschland kennen soll, der München nicht kennt!" — so hätte die Entwicklung Münchens eine solche Bemerkung jetzt vollständig gerechtfertigt.

Der Reichtum Münchens an Prachtgebäuden, Parkanlagen, Monumenten, Kunstsammlungen jeder Art, ist wahrhaft erstaunlich, meist auf die Initiative des Königs zurückzuführen und teilweise aus seiner Privatschatulle bezahlt, oder doch erheblich unterstützt. Angefeuert durch das Beispiel des Königs haben die Bürger mit lobenswertem Eifer verschwenderisch für den weiteren Ausbau der schönen Stadt gearbeitet und liegen der weiteren Verschönerung mit ungehemmtem Eifer ob.

Digitized by Google

Als ich vor mehr als 42 Jahren zum ersten Male auf ein paar Tage in München weilte, auf der Durchreise von Zürich nach Berlin, da war die Ludwigsstraße der architektonische Glanzpunkt von München. Jetzt sieht sie, im Vergleich mit den parkähnlich angelegten Straßen, wie die Maximilianstraße, die Briennerstraße, die Sonnenstraße und vielen anderen, steif und ledern, ich möchte sagen, kasernenmäßig aus — was natürlich dem Verdienste Ludwigs keinen Abbruch tut.

Er hat das schöne Denkmal auf dem Odeonsplatze, welches ihm von der Stadt München errichtet wurde, reichlich verdient, obgleich es immer meine Teilnahme erregt hat, wenn ich mir vergegenwärtige, daß der Bildhauer Widemann ihn auf stolzem Rosse, mit der Königskrone auf dem Haupte und hocherhobenem Scepter in der Hand, mit ausgestrecktem Arme dargestellt hat. Ich weiß nicht, ob Könige zu Pferde Kronen und Scepter tragen, aber es sieht besorgniserregend unbequem aus. Die vier allegorischen Figuren auf dem Sockel des Monuments stellen Religion, Poesie, Kunst und Industrie dar, und sein schöner Wahrspruch: „Gerecht und beharrlich" erinnert den Beschauer an die hervorragenden Eigenschaften Ludwigs. Seine Beharrlichkeit trieb er in der Lola Montez Affäre zum Exzeß. Mit seinem königlichen Bruder Friedrich Wilhelm IV. hatte er deswegen heftige Auseinandersetzungen, welche Heinrich Heine zu beschwichtigen suchte, indem er den kinderlosen König von Preußen andichtete:

O, Du edler Hohenzoller,
Sei dem Wittelsbach kein Groller,
Zürne nicht ob Lola Montez,
Selber habend nie gekonnt es!

Ludwig hatte bekanntlich die Gewohnheit, die schöne deutsche Sprache durch den wunderlichen Gebrauch der Partizipien der Gegenwart zu verunstalten.

Wer die Kunstschätze Münchens auch nur oberflächlich sehen will, muß wenigstens eine Woche dazu ansetzen, sonst muß er sich damit begnügen, einen Spaziergang durch die Museen zu machen, um vielleicht dieses oder jenes Kunstwerk, welches die Aufmerksamkeit besonders anzieht, eingehender zu betrachten.

Man kommt sich hier ganz griechisch vor, wenn man die Namen Pinakothek, Glyptothek, Propyläen u. s. w. von den Leuten hier so leichtfertig aus der Gurgel rollen hört. Der Münchener gurgelt überhaupt ganz besonders. Man muß schon recht schön anpassen, wenn man an die Münchener Art nicht gewöhnt ist, selbst bei den gebildeten Leuten, die vielen gurgelnden Laute recht zu verstehen, — wenn der Münchener aber das Bier hinuntergurgelt, das versteht man schon und kann es auch leicht nachmachen, wenn auch nicht bezüglich des konsumierten Quantums.

Digitized by Google

In meiner Erinnerung schmeckte mir das dunkle Münchener wie Ambrosia — aber es scheint, daß sich mit dem Hofbräuhause auch mein Geschmack verändert hat. Das Hofbräuhaus steht zwar immer noch am „Platzl", aber es ist nicht mehr das Hofbräuhaus von „Anno dazumal". Die Leute, die Bänke, die Tische, das Haus, alles schien dem jugendlichen Auge mit einem poetischen Glanze umgeben — aber das einfache, geräumige Haus ist verschwunden und hat einem Prachtbau, einem Bierpalast, Platz gemacht.

Es ist zwar immer noch ein offener Hof in der Mitte, auf welchem Tonnen — ich zählte 114 — aufgestellt sind, auf welchen und neben welchen

Das Hofbräuhaus.

Gäste sitzen, wie zur Erinnerung an alte Zeiten, denn nötig wären die Tonnen nicht. Es könnten ebensogut Tische und Stühle dort aufgestellt werden — sonst sitzen die Leute unter kreuzbogigen Arkaden. Im zweiten Stock befinden sich ganz modern eingerichtete, gewöhnliche Trinkstuben und im dritten Stockwerk ein mächtiger, äußerst elegant eingerichteter Bankettsaal, der aller früheren Einfachheit des berühmten Lokals Hohn spricht. Die ganze Einrichtung ist im Stile des 16. Jahrhunderts in reicher Ausstattung gehalten und macht einen imponierenden Eindruck. Hirschgeweihe, Holzschnitzereien, reich dekorierte Kamine und künstlerisch ausgeführte Wandgemälde, mit brillanter elektrischer Beleuchtung auf Kronleuchtern, die dem berühmten Kronleuchter im Hildesheimer Dom nachgebildet sind,

Digitized by Google

machen einen so vornehmen Eindruck, daß er in bedeutendem Kontrast mit der alltäglichen Ausstattung des Lokals zu ebener Erde steht.

In der Halle bekommt man auch sein Bier von einer Kellnerin zugetragen und wenn man etwas ißt, giebt's eine Serviette.

Natürlich, wenn man von den Steinkrügen mehr als einen bewältigen will, so muß man notgedrungenerweise etwas dazu essen.

Auf der Karte stand: „Surfleisch, Kraut und Knödel;" ich bestellte also Sauerbraten und Knödel.

Aber „Surfleisch" war kein Sauerbraten — Sur war nicht sauer, sondern salzig — das Fleisch war kein Fleisch, sondern schön durchwachsener Speck, und der Knödel — na, groß genug war er, sonst aber, nee!

Sonst ist es im Bankettsaal wie in anderen feinen Bierlokalen — unten geht's allerdings anders zu, und noch immer wie früher, vielleicht noch etwas toller.

Ein paar tausend Gäste, Männlein und Weiblein, Herr und Knecht, sitzen in den Arkaden einträchtiglich nebeneinander. Gute und schlechte Cigarren mischen ihren Qualm mit dem Rauch aus kurzen und langen Pfeifen und dem Bierdunst aus tausend Kehlen und tausend Krügen. Den Steinkrug in der Hand, wartet der Durstgeplagte, bis er durch das Gedränge an einen Wasserbehälter gelangen kann; zwei Ströme frischen Wassers ergießen sich unaufhörlich in das Gefäß; er schwenkt seinen Krug aus und läßt ihn von den Schenkknechten oder Schenkmädchen füllen, um sich dann umzusehen, ob sein Platz am Tische in der Zwischenzeit noch nicht anderweitig okkupiert ist.

Wenn er seine vorgeschriebenen Liter getrunken hat, so setzt er, wohlerzogen, seinen Krug auf den für leere Krüge bestimmten Tisch, der den durstigen Neuankömmlingen wohlbekannt ist, denn sie steuern beim Eintritt alle direkt darauf los.

Ist er hungrig und will warm speisen, so holt er sich Teller und Besteck und nimmt seinen Platz vor dem Tisch oder Buffet an der Küche ein, wartet, bis die Reihe an ihn kommt — und das dauert manchmal gewaltig lange — und wenn er endlich erhascht hat, wonach sein hungriger Magen sich sehnte, und er kann keinen Platz an irgend einem Tische finden, so setzt er sich auf eine Tonne — wenn sie leer ist, d. h. von Gästen, nicht von Bier, denn das sind alle leere Tonnen — und ißt aus der Faust. Wenn er mit Teller, Messer und Gabel fertig ist, so läßt er die Sachen nicht stehen, wo er gerade ist, sondern bringt sie dorthin, wohin groß gedruckte Plakate ihn zur Ablieferung der benutzten Eßgeschirre dirigieren.

Appetitlich ist dieser untere Teil des Hofbräuhauses gerade nicht, Das von ungeschickten Händen verschüttete Bier, das Wasser aus den nur halb ausgeschwenkten Steinkrügen, Papier, Speisereste, Cigarrenstummel,

Digitized by Google

Rettigrinde ꝛc. würden einen Holländer aus Bruck zur Verzweiflung bringen, wenn seine Straßen so aussähen, wie's unten im Hofbräuhaus aussieht.

Da muß man es machen wie unsere „Dandys" beim „Rain in London", die Hosen aufkrempeln und lustig hineinstiefeln. Natürlich für Damen mit Schleppe ist dieses untere Terrain nicht zu empfehlen, aber sehenswert ist es jedenfalls.

Das Hofbräuhaus kann 6000 Gästen, allerdings mit Ach und Krach, Sitz- oder Stehplätze geben und man sagt, daß zur Zeit des Maibocks, der nur eine Woche ausgeschenkt wird, zuweilen mehr als 6000 Gäste zu gleicher Zeit anwesend sind. Gesellschaftlichen Rang giebt's hier nicht —

Der Löwenbräu.

vom Staatsminister bis zum Stiefelputzer hat jeder gleiche Rechte und erfährt gleiche Behandlung in diesem demokratischsten Schanklokale.

Ein jeder Fremde muß sich diese Geschichte ein paarmal ansehen. Deshalb ist dieses Lokal, das für die Stammgäste selbst solch eine besondere Anziehungskraft und deshalb große lokale Kundschaft hat, in Verbindung mit dem Fremdenverkehr, jedenfalls das besuchteste von München. Indessen die Bierpaläste der übrigen Brauereien, Augustiner-, Franziskaner-, Paulaner-, Hackerbräu und wie sie alle heißen, stehen dem Hofbräu an Zahl der Besucher nur wenig nach und an Eleganz und koulanter Bedienung sind sie weit voraus. Der Hackerbräu ist sogar älter als der Hofbräu, und der Löwenbräu hat den Ruf, die größte Brauerei in ganz

Digitized by Google

Deutschland zu sein. So erklärte mir wenigstens einer der Angestellten, der mir mitteilte, daß etwa zwei Drittel ihres Erzeugnisses in München und Umgegend getrunken würden, das andere Drittel aber exportiert würde, daß die Brauerei hierzu 150 eigene Eisenbahnwagen angeschafft, 100,000 Versandfässer in Benutzung habe und über 1¼ Millionen Mark Fracht an die Bayerische Staatsbahn bezahle. Nahezu 800 Personen sind, so sagte er, in der Brauerei beschäftigt und der Haustrunk, d. h. das Freibier, welches die Arbeiter erhalten, beläuft sich auf 25 bis 30 Hektoliter täglich, also jährlich auf 7500 bis 8000 Hektoliter.

Nach dem zu urteilen, was ich von der Leistungsfähigkeit hier gesehen habe, halte ich dieses Quantum für sehr mäßig. Wenn man eine Stadt kennen lernen will, so darf man nicht damit zufrieden sein, ein paar Hauptstraßen, Plätze, Kirchen und Museen zu durchwandern, und wenn man mit den Eigenarten, dem Charakter und den Gewohnheiten der Einwohner bekannt werden will, so genügt es nicht, daß man sie im Hotel, im Restaurant, in den Kirchen, Theatern und Konzerten aus der Ferne sieht — man muß im ersten Falle die Gassen, kleinen, engen, entlegenen Straßen, aufsuchen und im zweiten Falle Lokale besuchen, wo in alten Kneipen und urwüchsigen Gasthäusern das echte heimische Element der Bevölkerung ungeniert verkehrt.

Meine bewundernde Anerkennung des friedlichen Charakters der Münchener entlockte meinem Nachbarn ein überlegenes Lächeln. „Ja," meinte er, „wenn Sie die echte, altbayerische Gemütlichkeit sehen wollen, wo es immer noch so hergeht, wie es in dem alten Liede heißt:

Bei der ersten Halben, da ist's mäuschenstille,
Weil keiner mit einer was anfangen wille;
Die zweite ist kritisch, die dritte muß ziegen,
Bei der vierten giebt's Schläg', daß die Haar' davon fliegen,

da müssen Sie halt in die Kneipen und die Bierkeller gehen auf der Theresienwiese, in Haidhausen, Bogenhausen. Da können Sie noch so etwas wie von der Kultur unbeleckes bayerisches Volksleben kennen lernen."

Das wird gemacht! Erste Ueberraschung! Bierkeller — ein jeder erwachsene Mensch weiß doch, daß ein Keller in der Erde liegt, daß man eine Treppe hinabsteigen muß, um hineinzukommen, und daß selbst am Tage Licht darin brennen muß, wenn man sehen will, ob nicht zufällig eine Fliege im Deckelglase ein Bad nimmt, ehe man es zum Trinken ansetzt; so sind die Ratskeller, Weinkeller, Bierkeller in Amerika, Norddeutschland ꝛc. So sind überhaupt die Keller in allen Ländern, nur nicht in Stolberg am Harze; denn hier sind die Häuser so dicht an die steil ansteigenden Berge gebaut, daß man auf den Boden klettern muß, wenn man in den Keller gehen will. Aber in München ist es ganz anders.

Die Keller sind überhaupt keine Keller, sondern zum Teil recht

Digitized by Google

hübsche, große Gärten, für Restaurationszwecke recht einfach ausgestattet, mit riesigen Wirtschaftssälen, die bei schlechtem Wetter einen Unterschlupf gewähren, und statt auf Stufen nach der Tiefe, auf Stufen nach der Höhe zu erreichen sind.

Die Bezeichnung „Keller" sollen diese Biergärten jedoch mit voller Berechtigung führen, weil die Kellereien der Brauereien unter ihnen im Eingeweide der Erde liegen. Mit einer Geläufigkeit der Zunge, die intime Bekanntschaft mit den Lokalitäten verriet, haspelte mein freundlicher Nachbar ein paar Dutzend Namen ab von Bierkellern, deren jeder sich zu altbayerischen Volksstudien, in puncto Trink- und Schlagfertigkeit, ganz ausgezeichnet qualifizierte, als da sind: Hackerbräukeller auf dem Theresienplatz, der Hofbräukeller in Haidhausen — der Spaten — Pschorr — Eberl — Kindl — Paulaner — Gasteig — Wagner — Franziskaner — Augustiner — Thomasbräu — Löwenbräu — Maximilian — Schwabinger — Mathäser u. s. w. ad infinitum.

Theresienhöhe — Hofbräuhaus — das hatte schon einen etwas anheimelnden Klang und ich beschloß also, in diesen beiden Kellergärten oder Gartenkellern nur den unvermischten Münchener genau anzusehen. Ich muß gleich vorausschicken, daß auch in dieser tausendköpfigen Menge, von der herrlichen Sonntagnachmittagssonne herausgelockt in Gottes freie Natur, kein einziger Stuhl oder Tischbein zum bösen Fluge durch die Luft auf das Haupt oder den Buckel eines Gegners befördert wurde, weder Nasen noch Ohrzipfel auf dem Boden zu finden waren.

Vater und Mutter, mit der ganzen Familie von Söhnen und Töchtern, so alt oder so jung wie die Eltern das Glück haben sie zu besitzen, möglicherweise noch der Bräutigam einer der Töchter oder das „Fräulein Braut" eines der Söhne, ziehen hinaus auf den Keller, lassen die Kapelle musizieren und trinken Bier dazu. Dem Anscheine nach ist in diesen Lokalen allerdings die haute volee nicht vertreten — der Arbeiter, der Handwerker, der kleine Beamte, der Privatier, der sich mit einem jährlichen Zinseinkommen von ein paar hundert Dollars vom Geschäft zurückgezogen hat, Soldaten bis zum Leutnant hinauf, selbst zuckersüße Handlungskommis mit Cylinderhüten und Stehkragen, die ihnen fast die Ohren abzuschneiden drohen, bilden das seelenvergnügte Publikum. Die Kinderchen spielen auf den Wegen herum und kommen alle Naselang an den Familientisch, um einen Schluck aus dem Maßkrug zu tun und einen Bissen zu holen. Die Restauration wird augenscheinlich nicht sehr in Anspruch genommen — das Essen käme wohl zu hoch, deshalb bringt die fürsorgliche Mutter Brot und Käse, Steckelfisch und G'selchtes, Würst'l von allen Formen und Fleischsorten, Eier und Stücken von gebratenen Poularden von Hause mit, so daß nichts weiter für den Vater zu besorgen ist, als „a Platzl um a Bier aa".

Digitized by Google

Und dann sitzt die ganze Familie zusammen. Sie bekümmern sich nicht um die Leute an den Nachbartischen, und die Nachbarn bekümmern sich auch nicht um sie. Höchstens wenn sie einmal einander von einem Tisch zum andern in die Augen blicken, sich verständnisinnig zunicken, den Krug vom Tische heben und dem Gegenüber zuprosten und so auf einen Augenblick in Bierrapport treten.

Wie sich die jungen Menschen so ungeniert lieben! Da sitzt die ganze Familie und Hunderte von Fremden. Sie legt ihre Arme vertrauensvoll auf seine Schulter, sie schauen einander mit ausgesprochenen Liebesblicken in die Augen, sein Arm umschließt mit zartem oder festem Drucke die dünne oder dicke Taille, sie gurren und schnäbeln sich wie die Turteltäubchen — und kein Mensch findet etwas Auffälliges darin, höchstens beschleicht den jüngeren Fremden ein neidisches Gefühl, wenn er daran denkt, wie viele Liebkosungen die Konvenienz des Nordens oder der Staaten ihm abschneidet.

Ich hätte so gern mal gesehen, wie recht ordentlich „g'rauft" wird, bekam aber keine Gelegenheit, denn wie auf der Wiese, so ging in den Kellern alles mit der größten „G'müatlichkeit" zu. Die bayrische Grobheit ist sprichwörtlich — aber ich denke, sie ist eben bloß sprichwörtlich und existiert gar nicht in der Wirklichkeit. Wenn man dem Bayer nachsagt, daß er saugrob ist, rauft und saust, so kann ich nur das letzte zugeben. Das scheint er nach dem berühmten Rezept von A. Pichler (man denke, ein Pichellied von Pichler!) zu besorgen, der folgende Verhaltungsmaßregeln giebt:

Trinke nie ein Glas zu wenig.
Denn kein Pfaffe oder König
Kann von diesem Staatsverbrechen
Deine Seele ledig sprechen.

Lieber eins zu viel getrunken,
Etwas schwer ins Bett gesunken,
Und darauf in stiller Kammer
Buße tun im Katzenjammer.

Um den Jammer zu vertreiben,
Will ich Dir ein Rezept verschreiben.
Oft schon hat es zugetroffen:
Es wird immer fortgesoffen!

In der Praxis wird's wohl nicht so schlimm ausfallen — sonst müßten ja die Münchener Brauereien ihre Kapazität noch ganz gewaltig vergrößern.

Der berühmte Maler Franz von Lenbach, dessen Residenz und Atelier an einem großen, schönen, jetzt als Lenbachplatz bezeichneten Platze lag, ließ bei einer Gelegenheit an einer königlichen Hoftafel in München seiner Galle freien Lauf. Es war die Rede davon, von dem öffentlichen

Digitized by Google

Grundbesitz, der zu Park- und Spielzwecken benutzt wurde, einen Teil für Baustellen zum Besten des fiskalischen Säckels zu veräußern.

Er sprach den Wunsch aus, vierzehn Tage mit uneingeschränkter Macht das Amt eines Scharfrichters bekleiden zu dürfen. Auf Befragen nach dem Grunde für einen solchen blutdürstigen Wunsch, sagte er, daß er allen den Leuten den Kopf abschlagen möchte, die von den Behörden angestellt seien, durch Verkauf schöner fiskalischer Plätze und Errichtung schlechter Bauwerke die Stadt München zu ruinieren.

Glücklicherweise wurde München in der beabsichtigten Weise nicht ruiniert, so daß Leubachs Scharfrichterschwert ruhig in seiner künstlerischen Waffensammlung bleiben durfte, ohne durch das Blut seiner weniger ästhetisch veranlagten Mitbürger befleckt zu werden.

Die von ihm ausgedrückten Gefühle scheinen indessen überall in Deutschland gehegt zu werden — überall scheint man das Bedürfnis zu haben, das städtische Besitztum zur Anlage von Parks, Spielplätzen, Schulen, öffentlichen Anstalten ꝛc. zu vergrößern. Möglicherweise auch um der Spekulationswut in Grundeigentum einen Riegel vorzuschieben, größere Terrains zu erwerben, die dann zu mäßigen Preisen, vielleicht auf Erbbaukontrakte, in kleinere Parzellen für Arbeiterwohnungen abgelassen werden können.

München ist mit großen, prachtvollen Plätzen reichlich gesegnet — man kann einen Seufzer des Bedauerns nicht unterdrücken, wenn man daran denkt, wie unsere schöne Stadt Cincinnati die Gelegenheit vorübergehen läßt, ausgedehnte, landschaftlich hervorragende und für spätere bauliche Zwecke verwendbare Strecken zu annehmbaren Preisen in ihren Besitz zu bringen.

München ist schön; aber ist München augenblicklich glücklich, sind die Münchener Kindl zufrieden?

Natürlich nicht. Die Erhöhung des Bierpreises um zwei ganze Pfennig das Liter hat zwar keine Bierrevolution, aber eine ganz gewaltige Erbitterung hervorgebracht. Das Bier spielt in Bayern eine ganz andere Rolle im Volksleben als an anderen Orten — es ist nicht nur ein Trank der Labe, sondern ein wirkliches Nahrungsmittel. Daß ein Liter Bier nicht mehr Nährwert hat als ein Fünftel Liter Milch, giebt der Bayer gern zu — da muß er eben fünf Liter Bier trinken, und die wissenschaftliche Tatsache beruhigt sein Gewissen und verlängert sein Vergnügen.

Ueberhaupt erscheint ihm die Geschichte mit dem Nährwert der reine Mumpitz. Man ißt doch nicht bloß um zu leben, sondern um einen wirklichen Genuß zu haben. Ein Liter Milch, eine trockene Semmel, haben gewiß schönen Nährstoff; aber macht ein Liter Milch so glücklich wie die genußvolle Arbeit fünf Liter Hofbräu hinter die Binde zu gießen? Oder

Digitized by Google

kann das Kauen und Verschlucken einer trockenen Semmel auf eine Stufe gestellt werden mit dem Hochgenuß, den fünf Liter Augustinerbräu mit einem Radi, so groß wie ein Kindskopf, dem echten Münchener gewähren?

München und Bier sind identische Begriffe. Nur ein Münchener kann das schöne Studentenlied verfaßt haben, in dem Hebe im himmlischen Namme auf die neuen Ankömmlinge zutritt und verschämt fragt:

„Wünschen Sie vielleicht Ambrosia?"

und die brüske Antwort erhält:

„Wie kommt Sie mir für, Vallerala,
Bring' Sie bayrisch Bier, Vallerala,
Ewig bayrisch Bier — Halleluja."

Die große Frage ist: Was tun bei der Preiserhöhung? Das Einfachste wäre, es der Kellnerin am Trinkgeld abzuziehen. Wenn nun aber, wie man mir erzählt, die meisten Münchener nur einen Pfennig Trinkgeld geben, so kann man doch der Kellnerin nicht zwei Pfennig abziehen. Als nächstes Auskunftsmittel wurden die 47,000 organisierten Arbeiter Münchens aufgefordert, versuchsweise erst einmal eine Woche kein Bier zu trinken, um dadurch die Brauer zur Raison zu bringen. Das würde einen Ausfall von einer halben Million Mark in einer Woche bedeuten.

Aber was soll denn in der Zwischenzeit getrunken werden? Limonade? Halb München hat bittere Tränen vergossen, weil bei Gelegenheit einer nationalen Tempereuzversammlung im Prachtsaale des Hofbräuhauses aus Rücksicht und auf Verlangen der alkoholfeindlichen Vertreter Limonade verzapft wurde. Zum ersten Male, seit die Brauerei besteht, wurde die dem großen Gambrinus geheiligte Stätte durch schnöde Limonade entweiht. Nun kann man doch nicht von den patriotischen Arbeitern verlangen, diese Entweihung sozusagen zu sanktionieren und selbst solchen wässerigen Stoff zu trinken.

Und wo bleibt Weib und Kind an den so überaus zahlreichen Fest- und Sonntagen? — Was wird aus dem abendlichen oder morgendlichen Stammtisch, was wird aus dem ganzen Wirtshausleben, falls Limonade zum Nationalgetränk würde? — Es kann doch kein Kamel, viel weniger ein Mensch und am allerwenigsten ein Bayer, Limonade literweise trinken?

Das Bier und das Wirtshausleben spielen überhaupt eine größere Rolle in den Großstädten Deutschlands, als man sich in Amerika klar machen kann. Manche Sachen entziehen sich der Untersuchung eines Touristen, selbst wenn er sich längere Zeit an einem Platze aufhält, wenn nicht besonders günstige Umstände es ihm möglich machen, einen Einblick zu gewinnen. Das häusliche Leben, das echte, intime Leben der meisten Klassen, lernt man im besten Falle nur oberflächlich kennen. Das der

Digitized by Google

unteren und höchsten Klassen wohl überhaupt nicht. Da muß man sich schon darauf verlassen, was vertrauenswürdige Leute erzählen, und so muß ich mich auch auf meinen Münchener Gewährsmann verlassen, der mir von der festen und flüssigen Nahrung der Münchener erzählte. „Was Sie," sagte er, „in den großen Restaurants essen, in den Hotels und großen Kellern, das ist Allerweltskost, die mit ganz geringen Abänderungen in London, Berlin und München aufgetischt wird. Aber wenn Sie die fade, geschmacklose, landesübliche Zubereitung der hiesigen Speisen kennen lernen wollen, dann müssen Sie in die Wirtshäuser gehen, wo man ein „Memn" für 10 Cents (mit Tischtuch einen Cent mehr) bekommt. Wenn man zwischen Leberwurst und Salami keinen anderen Unterschied entdecken kann als eine verschiedene Couleur, wenn man die verschiedenen Kombinationen der Wurstfabrikanten recht gut als „dieselbe Couleur in Grün" bezeichnen kann, dann finden Sie aus, was das Bier für uns bedeutet. Unser Bier ist gut, und ein paar Liter gutes Bier spülen das „Memn" so prächtig in den Magen, daß man glaubt, gut gespeist zu haben."

Wir wollen hoffen, daß die zwei Pfennig pro Liter Aufschlag bald wieder aufhören werden, damit dem gemütlichen Münchener seine flüssige Nahrung nicht so kolossal verteuert wird — bei 15 bis 20 Litern täglichen Gebrauchs muß man bei einem Zuschlag von zwei Pfennig schon rechnen. Selbst der beste Essig ist sauer, und der schönste Durst ist nichts nutz, wenn er nicht gestillt werden kann, und wenn, wie Rückert uns belehrt, so viele Anregungen und Gründe zum Trinken vorhanden sind:

Man kann, wenn wir es überlegen,
Bier trinken, fünf Ursachen wegen:
Einmal um eines Festtags willen,
Sodann vorhandenen Durst zu stillen,
In gleichen künftigem abzuwehren,
Ferner dem guten Bier zu Ehren
Und endlich um jeder Ursach willen.

Eine ganz besondere Freude wurde mir in München zuteil. In Hannover erfuhr ich, daß von allen den Professoren, die zu meiner Studienzeit an der polytechnischen Hochschule tätig waren, nur noch einer am Leben sei, Professor Grove, der vor Jahren an das Münchener Polytechnikum berufen wurde.

Das Adreßbuch enthielt: Grove, Otto von, Geheimer Rat; Dr. Ing., Ritter, Professor, 101 Türken Straße.

Trotzdem er also adlig, Geheimrat, Doktor, Ritter, Professor geworden war, beschloß ich, ihm einen Besuch abzustatten. Das Schild an seiner Haustür besagte einfach: Grove, Prof. — kein „von", kein Doktor, kein Ritter, und einfach wie das Schild war auch der Mann geblieben, obwohl — oder vielleicht weil — er einer der bedeutendsten Professoren für

Digitized by Google

Maſchinenbau war, der ſeinen Einfluß auf dem Katheder, in Büchern und im praktiſchen Leben in der Entwicklung der deutſchen Induſtrie fühlbar gemacht hat.

„Wie es uns Alten geht," meinte er, „die Arbeitsluſt, der Fleiß, die Energie, der Enthuſiasmus, wie ſie zu Ihrer Zeit in Hannover unter den Studenten gefunden wurden, iſt leider bei der ſtudierenden Jugend größtenteils verſchwunden."

Zweiundſiebzig Jahre alt, etwas ſchwerhörig geworden und mit der Herausgabe eines großen Werkes über Maſchinenbau hinreichend beſchäftigt, ſteht er im Begriff, ſeine Profeſſur niederzulegen. In Hannover, ſo meinte er, würde er wohl noch ein paar Jahre mitgemacht haben, aber die Art und Weiſe, wie hier ſelbſt die gebildeten Leute die Worte halb verſchlucken und halb herausgurgeln, mache ihm ſeine Aufgabe in den techniſchen Zeichenſälen, wo er mit den Studenten in direkten perſönlichen Verkehr trete, zu beſchwerlich. Meine Freude, einen ſo hoch verehrten Lehrer aus der fröhlichen Studentenzeit in einem ſo hervorragenden, hochgeachteten Wirkungskreiſe wiederzufinden, war unbeſchreiblich groß und auch ihm ſchien es beſondere Freude zu machen, daß einer, der vor mehr als 43 Jahren zu ſeinen Füßen geſeſſen, ſich ſeiner noch dankbar und lebhaft erinnerte.

Wie viele alte Geſchichten wurden aus der Rumpelkammer hervorgeholt — wie viele Erinnerungen aufgefriſcht! Wie ſchön und wahr, was die Schwalbe ſang: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar." Wie lange noch und es iſt ausgeklungen!

Digitized by Google

Ulm.

Ich glaube, daß ich schon früher einmal bemerkte, daß das größte Vergnügen, welches ich mir von meiner Reise wünschte, die Anknüpfung neuer Beobachtungen an alte Erinnerungen sei und deshalb unterbrach ich auch meine Reise von München nach Nürnberg, um einen Tag in Ulm zu verweilen. Im Jahre 1862 oder 1863 kam ein Herr Rat — ob nun Baurat oder sonst ein Rat — nach Hannover, um für die Wiederherstellung des Ulmer Münsters Propaganda zu machen und Beisteuern zu erheben.

Sein Name ist mir noch erinnerlich, weil wir ihn durch einen nicht übermäßig gescheiten Witz mit unserem rühmlich bekannten Professor, Baurat Hase, verknüpften — Hase Positiv — Haseler Komparativ. — Der Enthusiasmus in unseren Architektenkreisen für die Restauration dieses wundervollen spätgotischen Baues war großartig. Die Professoren Hase, Debo, Köhler und vor Allem der leider zu früh verstorbene Professor Uner fachten die Begeisterung zu hellen Flammen an und wir glühten förmlich vor Verlangen, dieses Denkmal einer architektonisch großen Zeit, aus Deutschlands großer Vergangenheit, in stolzer Größe aus seinem Verfall zu neuem Glanze hergestellt zu sehen.

Die Gelegenheit, nun einmal zu sehen, wie weit unsere Begeisterung gerechtfertigt war, was endlich aus dem Münster geworden, und ob er wirklich so großartig sei, wie die Reden der Professoren und unsere jugendliche Phantasie ihn ausgemalt hatten, wollte ich mir nicht entgehen lassen, da ich doch einmal in der Nachbarschaft war.

Und wenn ich tausend Meilen deshalb gefahren wäre, so sollte es mich nicht gereuen, Ulm besucht zu haben.

Die architektonischen Schönheiten der Stadt im Rahme einer Korrespondenz beschreiben zu wollen, wäre ein törichtes Beginnen und ich will mich deshalb auf den Dom beschränken.

Von seiner Größe kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß zur Zeit der Bilderstürmerei, 1531, der lutherische Pastor Konrad Sam sämtliche 51 Altäre und Heiligenstatuen in Trümmer schlagen ließ.

Das Innere des Domes überrascht durch die Leichtigkeit der Gewölbe.

Digitized by Google

Das majeſtätiſch hohe Hauptſchiff wird durch doppelte Kreuzgewölbe von den Seitenſchiffen flankiert und ruht auf Säulen, die, trotz ihrer verhältnismäßigen Schlankheit, das Gefühl voller Sicherheit geben.

Ulmer Münſter.

Der Reichtum der aufgedeckten Malereien, die Menge der kunſtvollen Denkſteine, Epitaphe und Skulpturen, die lebensgroßen Statuen berühmter deutſcher Männer — Fürſten, Dichter, Komponiſten, Gelehrte, Philanthropen; die erhebliche Zahl wundervoller Glasgemälde, die im Kaiſer-

Digitized by Google

Wilhelm-Gedächtnisfenster einen würdigen Abschluß finden, machen einen überwältigenden und doch wohltuenden Eindruck.

Der Grundriß ist so schlicht und einfach als möglich, aber elegante Strebepfeiler, mit kühnen, weitausgesprengten Strebebogen, stützen die Sargwände des Hauptschiffes.

Obgleich der Ulmer Dom an massigen, massiven Dimensionen keinen Vergleich mit dem Kölner Dome zuläßt, so hat er doch den Vorzug, einen ungleich freundlicheren, übersichtlicheren Eindruck zu machen, einen wunderbar harmonisch wirkenden Turm zu haben, der 15 Fuß höher ist als die Kölner Domtürme und einen Bogen, der das Seitenschiff überspannt, der größer ist als die Kölner Doppelbogen.

Die von Meister Jörg Syrlin in den Jahren 1469—1474 aus Eichenholz geschnitzten Chorstühle, 89 Stück, sind so vollendet künstlerisch gedacht und ausgeführt, so gefüllt von neuem Reichtum der Ideen in den Bildern der menschlichen Gestalten aus der profanen und heiligen Geschichte, der Pflanzenornamentik und dem Maßwerke der architektonischen Teile, daß es schwer wird, sich von ihrer Betrachtung loszureißen oder der Versuchung zu widerstehen, sie ausführlich zu beschreiben. Die Ulmer sind gemütliche Leute, sie werden über eine spöttische Bemerkung nicht ärgerlich, machen sogar Witze über sich selbst.

Auf der First des Hauptschiffes ist ein Vogel angebracht — und warum er dort steht, erzählt der Ulmer so: Die Bürger wollten einst einen Balken zum Tor hereinbringen, der quer auf dem Wagen lag. Während sie nun hin und her darüber beratschlagten, wie dem Uebel abzuhelfen sei, weil der Balken zu lang und das Tor zu enge sei, sah ein Ratsherr wie ein Spatz sich vergeblich abmühte, einen Strohhalm ins Nest zu schaffen, den er quer im Schnabel trug. Nach manchen Versuchen legte der Spatz den Halm nieder, faßte ihn an einem Ende und zog ihn nun leicht in sein Nest. Da ging dem Ratsherrn ein Licht auf; er ließ den Balken der Länge nach auf den Wagen legen und brachte ihn dann bequem zum Tore hinein.

Zum Andenken an die kluge Handlungsweise des Spatzen oder an die Dummheit des Ratsherrn ließen die Ulmer einen steinernen Spatzen auf das Domdach setzen. Bei Gelegenheit der Erneuerung des Daches, in 1885, stiftete die Gesellschaft „Hundskomödie" einen Spatzen aus getriebener Arbeit, und dieser steht nun stolz als Ulmer Zeichen auf dem First des Hauptschiffes.

Man erzählt auch, daß man einen Ulmer leicht erkennen kann, wenn man ihn „Stadtmauer" sagen läßt. Er kann nämlich gar nicht wie die übrigen Menschenkinder Stadtmauer sagen, sondern er legt den Accent auf das letzte Wort und sagt Stadt m a u e r.

Digitized by Google

Diese Eigentümlichkeit ist für die Ulmer nicht gefährlich. Vor zwei- bis dreitausend Jahren hat allerdings die schlechte Aussprache eines Wortes über vierzigtausend Ephraimitern das Leben gekostet. Jephthah, der König von Israel, hatte die Ephraimiter in blutiger Schlacht geschlagen. Es scheint, daß die verschiedenen Heere keine Uniformen trugen, woran sie zu erkennen waren — so gaben sich dann die Ephraimiter als Israeliten aus. Aber der König von Israel kannte seine Pappenheimer. Sie mußten alle „Schiboleth" sagen. Das konnten die Ephraimiter nicht — sie sagten „Ziboleth" und das kostete ihrer 42,000 das Leben. In unseren zivilisierten Zeiten brauchen indessen die Ulmer nicht bange zu sein; man wird ihnen nichts antun, wenn sie auch „Stadtmauer" nicht richtig betonen können.

Eine weitere Anziehungskraft hatte eine Notiz, die ich vor längerer Zeit gelesen hatte, daß die Stadt Ulm vom Deutschen Reich die Erlaubnis erwirkt habe, am Stuttgarter Tor, außerhalb des Festungswalles, ein größeres Terrain zu erwerben, um Arbeitern billige Wohnungsgelegenheiten zu verschaffen.

Unter der taktvollen Führung ihres Oberbürgermeisters, Heinrich von Wagner, ist Ulm in Hinsicht auf die Errichtung von passenden Wohnungen von Arbeitern und für Arbeiter wohl von allen Städten in der Welt am erfolgreichsten gewesen.

Die Stadt hat eine Quantität Gelände an sich gebracht, welches sich zu Bauzwecken vorzüglich eignete. Durchschnittlich herrschte die Idee vor, den Grund auf sogenanntes „Erbbaurecht" den kleinen Leuten zu überlassen. Der Oberbürgermeister von Ulm war indessen der Ansicht, Erbbaurecht sei ein unglückliches Wort, zu lang, zu schwerfällig, zu harklingend.

Der Arbeiter will „freies Eigentum" haben, und sich nicht mit dem schwierigen Begriff von Erbbaurecht abplagen. Er verfiel auf folgenden Ausweg, der zu überraschend günstigen Resultaten führte:

Er sagte: „Wir haben städtisches Gelände, wer ein Häuschen haben will, dem wird vom Stadtbauamt eins gebaut. Wer das nicht will, der mag es sich selbst bauen. Er bekommt den Bauplatz und das Gebäude zum Selbstkostenpreise. Er kauft es und ist nun Eigentümer wie jeder andere. Er kann es verkaufen, verschenken, vererben, wie er will."

Die Stadt sichert sich aber für 100 Jahre das Wiederkaufsrecht zu demselben Preise, zu dem der einzelne es erworben hat.

Die einzelne Familie sitzt sicher auf ihrem Eigentum, aber die Möglichkeit spekulativer Ausnutzung ist ausgeschlossen; keine Mietssteigerung nimmt ihr die Mittel zur Verbesserung ihrer Lebensmöglichkeit. Ueber 300 solcher Häuser sind in kurzer Zeit gebaut; nett, bequem, gemütlich, mit guten, sanitären Anlagen, bieten sie ein friedliches Bild von einem

Digitized by Google

erfolgreichen Versuche, der Wohnungsnot in den deutschen Großstädten auf verständige Weise abzuhelfen.

Wie überall in Deutschland sind auch in Ulm die Schulgebäude schön und praktisch eingerichtet, und ist besonders das Gymnasium ein Prachtbau.

Es befand sich früher in einem alten Kloster und der Neubau zog sich solange hinaus, daß die Ulmer fast die Geduld verloren.

Bei einem Feste der Feuerwehr hing an dem Kloster gegenüber wohnender von Ungeduld und Dichteritis ergriffener Bürger die Inschrift an sein Haus:

Ich bitt' Dich, liebe Feuerwehr,
Brennt's vis-a vis, eil nicht zu sehr,
Sonst kriegt in diesem Säkulum
Ulm kein gescheit's Gymnasium.

Es geht demnach auch in Deutschland in Sachen der Schul- und Stadtverwaltung ohne gelegentliches Gebrumme nicht ab.

Digitized by Google

Nürnberg.

Jemand bemerkte einst in Lessings Gegenwart von einem Schriftsteller, daß er viel Neues und Gutes geschrieben habe. „Nur schade," sagte Lessing darauf, „daß das Neue nicht gut und das Gute nicht neu ist."

Aehnlich könnte man von Nürnberg sagen, wenn sie als eine alte, schöne Stadt gerühmt wird: nur schade, daß das Alte nicht schön und das Schöne nicht alt ist.

Natürlich mit gewissen Einschränkungen und nur in architektonischer Hinsicht. Es giebt in Nürnberg ein paar schöne, altertümliche Häuser und stilvolle Kirchen — aber wenn man die architektonischen Schätze der norddeutschen Städte damit vergleicht, so muß die Stadt an der Pegnitz die Segel streichen. Hier oder da findet man die Bemerkung, daß Hildesheim das norddeutsche Nürnberg sei — wer aber die beiden Städte gesehen und ihre Bauten verglichen hat, muß — wenn er etwas davon versteht — sagen, daß eine solche Bezeichnung barer Unsinn ist. Hildesheim ist ein architektonisches Schatzkästchen, und das ist Nürnberg nun eben nicht. Das ist auch gar nicht nötig, denn altertümlich ist die Stadt in hohem Maße und es liegt ein Zauber der Vergangenheit über ihr, der mit jedem Schritte innerhalb des Bezirks der alten Wälle und Festungsgräben den Beschauer unbezwinglich packt, so daß er die alte Stadt mit liebevollen Augen und freudigem Herzen ansieht, sich der erweckten historischen Erinnerungen freut und sich's in der von der Phantasie verklärten Gegenwart recht wohl sein läßt.

Auf Schritt und Tritt kommen wir mit Dingen in Berührung, die uns an Nürnberg erinnern.

Wenn wir unsere Uhr aus der Tasche ziehen, so wissen wir, daß das zierliche Machwerk aus dem „Nürnberger Ei" entstand, wie die von Peter Henlein erfundene Taschenuhr genannt wurde; unter dem Weihnachtsbaume findet man noch immer den Noahkasten mit seinen merkwürdigen Tiergestalten und schnurrigen Bäumen, der Phantasie der Kleinen freien Spielraum lassend, aber auch bis zu den kostspieligsten Spielsachen, Eisenbahnen mit elektrischem und Dampfbetrieb, dehnt sich die Fabrikation der in der ganzen Welt bekannten Nürnberger Spielwaren aus.

Und wer sie nicht echt gegessen hat, dem haben doch schon mehr oder weniger gelungene Nachahmungen der berühmten Nürnberger Lebkuchen Zunge und Gaumen gekitzelt; und wem wäre es nicht schon passiert, daß

Digitized by Google

in besonders verständnislosen, begriffsschwachen Stunde von Lehrer oder Eltern der Nürnberger Trichter als probates Hilfsmittel in Aussicht gestellt worden wäre.

Er hilft gewiß — die Nürnberger sagen es selbst, aber sie scheinen der Ansicht zu sein, daß sie ihn nicht nötig haben, empfehlen ihn jedoch den Fremden aufs dringendste:

Und is dan aner no so dumm,
Den kon mer heil'n glei.
Ma nehmt den Tröchter, tröchtert na
Halt den Verstand g'schwind nei.
Drum wer nauch Nornberg kumma thaut,
Der köf a Tröchter schnell,
Mer waß net, wöe' mem brauche to,
Er hilft für alle Fäll.

Praktische Illustrationen für den Gebrauch des Trichters findet man in den Schaufenstern in großer Menge: der Schulmeister trichtert dem Jungen Weisheit ein; als Leuchter verwendet, steckt er der ganzen Familie ein Licht auf; dem schüchternen jungen Mann flößt er Kourage ein, frisch zur Attacke vorzuschreiten:

Erst dumm und blöde,
Jetzt voll Mut wie Goethe,
Des Trichters Macht
Hat das vollbracht.

Wenn der Trichter richtig aufgesetzt und eingesetzt ist, so läßt sich viel durch ihn erreichen. Verheißungsvoll singt ein lokaler Poet:

Mangelt Dir im Kopf etwas,
Der Trichter der beseitigt das.
Du darfst nur rechts am Rädchen drehn,
Dann wirst Du Deine Wunder sehn.
Ich hab in manchen dunklen Stunden,
Dies Wunder an mir selbst erfunden.

Durch das Drehen des Rädchens produziert der Trichter allerlei hervorragende Eigenschaften und zwar der Reihe nach: Schlauheit, Findigkeit, Gelehrsamkeit, Weisheit, Klugheit, „Gescheidigkeit". Es ist nur gut, daß der Trichter keine erfolgreiche Wirksamkeit auf die Nürnberger selbst sondern nur auf Auswärtige ausübt, sonst könnte man es in der Stadt vor „Gescheidigkeit" wohl nicht aushalten.

Jedenfalls hat er beim Verfasser der obigen Strophen seine Kraft verfehlt — die sind nicht sehr wundervoll, fast so holperig wie der schöne Reim:

Hans Sachs war ein Schuh-
Macher und Poet dazu,

Digitized by Google

der uns den Prinzen der Meistersänger mit seinem ganzen Gefolge von handwerksmäßigen Meistersängern ins Gedächtnis zurückruft. — Ein prächtiges Denkmal auf dem Spittelplatz ehrt sein Andenken und ganz in der Nähe, im Haus Sachsengäßlein — eine enge Gasse, wohl nicht breiter als 10 Fuß, mit hohen, häßlichen Häusern an beiden Seiten — hat der würdige Meister den Pechdraht gezogen und mit dem Knieriem dem bekannten Schusterjungen Dichtkunst und Handwerk eingebläut.

Das Haus selbst steht nicht mehr, nur eine Gedenktafel an einem Hause bezeichnet den Platz, wo es einst gestanden hat. In ein oder zwei Läden findet man einen herrlichen Bronzeguß, welcher das Hans Sachs-Haus porträtähnlich wiedergeben soll, und mit Haus auf dem Schemel, den Schuh auf dem Knie, hinter Galgen und Lichtkugel, so recht anheimelnd eine alte Schusterwerkstätte darstellt.

„Das Haus ist längst zerfallen", in dem Hans Sachs mit Pfriem und Pechdraht sein tägliches Brot erwarb; aber die Kirche, in welcher er und seine Genossen ihre meistersängerlichen Wettkämpfe ausfochten, und zwei Häuser, in denen er und seine Kumpane nach getaner Arbeit des Lebens froh wurden, laden auch heute noch zu fröhlichem Besuche ein.

Der Sebalduskirche gegenüber ist die alt-historische Weinstube, das „Goldene Posthorn", 1498 gegründet und von Nürnbergs berühmten Meistern des Mittelalters und der Neuzeit fleißig besucht. Hans Sachs hat es besungen vor mehr als vierhundert Jahren, aber der Klang seiner Verse wird immer noch von den Ohren der Nachwelt vernommen und lockt Eingeborene und Fremde, einzutreten und sich an guter Küche und reinen Weinen zu laben. An den Wänden und auf dem Gesims schmücken Bilder, Krüge und Gläser von ehrwürdigem Alter die Räume und man würde sich ganz mittelalterlich vorkommen, wenn nicht der Preis der Speisen und Getränke und das unvermeidliche Trinkgeld für die hochmoderne Weinhebe uns sofort in die Wirklichkeit zurückriefen.

Nur ein paar Schritte und wir stehen an der Schwelle von Nürnbergs bekanntestem, um nicht zu sagen berühmtestem Platze des Bratwurstglöckleins.

Klein, unscheinbar, wie ein Schwalbennest fest und innig geschmiegt an die Wand der Moritzkapelle, führt das Bratwurstglöcklein seit 500 Jahren sein beneidenswertes Dasein. Wie der kostbare Diamant dem einfachen goldenen Reifen tausendfach vermehrten Wert verleiht, so würde die Moritzkapelle unbeachtet und wertlos erscheinen, wenn das Glöcklein ihm nicht angehängt wäre.

Die Kapelle ist zwar ein altes, aber keineswegs schönes Gebäude, einfach und schmucklos innen und außen, welches im 12. Jahrhundert auf dem Marktplatz errichtet und im Jahre 1313 auf den jetzigen Platz versetzt wurde. So nahe der prachtvollen Sebalduskirche, wurde sie bald

Digitized by Google

gänzlich vernachlässigt und war dem Verfalle nahe, bis König Ludwig I. sie wieder herstellen ließ und sie zu einem Museum für altdeutsche Gemälde bestimmte. Die Gemälde wurden später anderen Galerien einverleibt und seit 1882 wird sie als Betsaal der protestantischen Gemeinde benutzt.

Ob die Kapelle so viele Unglücksstadien durchlaufen mußte, weil der Teufel sein Wirtshaus beinahe als einen Teil derselben erbaut hat — wer kann das entscheiden. Sicher ist nur, daß das Wirtshaus in allen diesen Jahren prosperiert hat, und sich heute noch eines jährlich wachsenden Besuches erfreut.

Das Häuschen ist kaum mehr als 14 Fuß breit und zieht sich in vier Abteilungen etwa 50 Fuß an der Kirche entlang. Es besteht aus einem Stockwerk von 10 Fuß Höhe, darüber ein spitzes Ziegeldach mit fünf Giebelfenstern, die möglicherweise Luft und Licht für ein paar Schlafkammern geben. Im Sommer stehen die unvermeidlichen Oleanderbäumchen in großen Kübeln an dem Hause entlang, und an kleinen Tischchen kann man sich im Schatten und im Dufte der Blumen auf der Gasse seines Daseins freuen.

Der erste Tritt führt in die Küche, die fast ganz von einem großen Herde und der davorstehenden dralleu, sauberen Köchin eingenommen ist. Die flackernden Flammen röten ihr angenehm-freundliches Gesicht, denn sie steht vor einem offenen Holzkohlenfeuer, welches auf dem Roste glüht und etwa 12 Zoll höher von einem glühenden Holzblocke von oben herab in seiner Hitze verstärkt wird.

Zwischen diesen beiden Feuerstellen rösten nun, äußerst appetitlichen Geruch verbreitend, die berühmten Bratwürste und neben dran steht ein großer Kessel mit brodelndem Sauerkraut, fertig für ein leckeres Mahl.

Wir treten in das Wirtszimmer — 15 Fuß lang und etwa 12 Fuß breit — gerade breit genug, daß vor der bequemen Holzbank drei mäßig breite Tische und vor diesen je vier Stühle, mit einfachem Rücken aber schön gedrechselten Beinen, stehen können.

Zwischen den Stühlen und einer Bank an der Fensterwand bleibt gerade genug Platz, daß der Wurstfritze sich unbehindert durchwinden und die Gäste bedienen kann. Wie sich das bei solchem internationalen Verkehr benötigt, ist derselbe nicht nur äußerst koulant, sondern spricht auch geläufig englisch, französisch, russisch, deutsch und nürnbergisch. Die eichenen Bänke, Stühle und Tische, blank gescheuert und ohne Tischtuch, die getäfelten Wände, Holzgesimse und Decke, alles vom Zahne der Zeit, dem Herdfeuer und dem Rauche der Cigarren gehörig angedunkelt, machen einen echt-altdeutschen, gemütlich-harmonischen Eindruck.

Das Ganze wird belebt durch Bilder von berühmten Leuten, die hier verkehrten, sich von des Tages Last und Mühe mit ihren Freunden beim Zechen und Kannegießen erholten (die Kannen sind teilweise noch hier) und von denen einige sich sogar selbst im Bildnisse verewigten. Da hat Al-

Digitized by Google

brecht Dürer mit seinem eigenen und den Bildnissen seiner Freunde und Zechkumpane Vischer, Hans Sachs, Adam Kraft und Veit Stoß dem Stübchen ein kostbares Juwel geschenkt.

Eine Inschrift belehrt uns, daß die Stammgäste sich allabendlich zum festen Trunke hier versammelten und so lange blieben, wie die Gelegenheit es erlaubte. Ihre Stammkrüge, die noch heute auf dem Gesims stehen, enthalten in ihrer Reihe die rühmlichsten Namen, mit Geburts- und Sterbejahr darunter verzeichnet, unter anderen: Albrecht Dürer, 1471—1528; Peter Vischer, 1460—1529; Adam Kraft, 1436—1508; Veit Stoß, 1447—1542; Isaac Spengler, 1470—1534; Hans Sachs, 1494—1576; und endlich, nach langer Stammgastpause, erscheint zum Schluß der Name von Conrad Grübel, der liebenswürdige Dichter in Nürnberger Mundart, dessen Gedichte in der hochdeutschen Uebersetzung: „Der Peter in der Fremde", „Ein Schlosser hat 'nen Gesellen gehabt" u. s. w. wohl jedem Deutschen bekannt und lieb sind.

Auf besonderen Ehrenplätzen stehen die Stammschoppen von Hans Sachs und Albrecht Dürer. Der Stammschoppen Dürers ist besonders merkwürdig, weil er recht deutlich zeigt, daß — wie es keinen Helden vor seinem Kammerdiener giebt — aller Ruhm und Größe vor der eigenen Frau keine Rolle spielen.

Dürers Schoppen, von recht ansehnlicher Größe, wie sie damals Mode waren, hat in der Steinhülle einen recht schön passenden, zinnernen Einsatz. Dürer war mit einer Frau gesegnet, die der Xantippe des weisen Sokrates nichts nachgab, und bei jeder Gelegenheit dem Herrn Gemahl recht ärgerliche Scenen machte, so daß sie in hellen Zorn gegeneinander entbrannten.

Der Zorn ging indessen nicht so weit, daß sie ihn des Abends allein nach dem Glöcklein gehen ließ, aber mit ihm aus demselben Kruge tranken — nein!

So wurde dann der zinnerne Einsatz herausgezogen, sie trank aus dem Einsatz, er trank aus dem Kruge — und wenn sie endlich wieder zusammen aus dem Kruge tranken, dann wußten die Fremde, daß die Gewitterwolken am Ehehimmel sich entladen und wieder Sonnenschein im Dürer'schen Hause strahlte.

Ein kleines Bildnis von Hans Sachs, mit einem Widmungsverse in seiner eigenen, kräftigen Handschrift versehen, wird als eine besonders wertvolle Reliquie betrachtet. Leider konnte ich den Vers nicht entziffern, weil die vier Fensterflügel, mit den acht kleinen Fensterscheiben, die alle mit Wappenschildern, Inschriften und Kritzeleien bedeckt sind, zu wenig Licht auf das Bild fallen ließen.

Im Nebenstübchen, nicht ganz so groß wie das Vorderzimmer, aber ebenso halbdunkel-gemütlich, befanden sich ebenfalls eine große Zahl von

Digitized by Google

Bildern, Stichen, alten Krügen, alten Oellampen, wie sie vor 400 Jahren Mode waren, ꝛc.

Natürlich liegt auch in dem Glöcklein ein Fremdenbuch auf, damit die Namen der Besucher zu ihrer und des Glöckleins Ehre der Nachwelt überliefert werden können. Interessant sind die zahlreichen, manchmal witzigen, öfters dummen Bemerkungen auf jeden Fall; es macht sogar schon Vergnügen, das Buch nur durchzublättern und die Namen von Bekannten aus Cincinnati darin zu finden. So las ich auf der zufällig zuerst aufgeschlagenen Seite, in kräftiger, kühner Handschrift:

Sunday, July 29, 1906.
Alice Lee Roosevelt Longworth.
Nicholas Longworth.

Der Herr „Ober" erinnerte sich der Tochter des Präsidenten sehr genau, und bekundete mit Vergnügen, daß sie zwei Portionen Würstchen und Kraut gegessen habe. Den Hunger kann man mit zwei Portionen allerdings noch lange nicht stillen, denn der Mann hatte recht, als er schrieb:

Im Bratwurstglöcklein ist's sehr scheene,
Doch sind die Würschte viel zu kleene.

Es gehen allerdings vier auf die Portion, jede etwa so lang und dick wie der kleine Finger einer zarten Damenhand; um den Hunger zu stillen, muß der Rat eines anderen Herrn befolgt werden. Der bemerkt:

Klein ist die Wurst,
Groß ist der Durst;
Aber mit Zeit und gutem Willen
Kann man hier Durst und Hunger stillen.

Der Glöckleinwirt bedauerte nichts so sehr, als daß er nicht die Photographie von Frau Longworth habe, um ihr einen Ehrenplatz unter den hohen und höchsten Herrschaften anzuweisen. Da ziert Prinz Heinrich die Wand seit 1894, der Kronprinz Wilhelm seit dem 16. März 1902, mit Mütze und Band der Bonner „Borussia", mit dem Namenszuge des Korps versehen, im geschnitzten Rahmen, mit schwarz-weiß-roten Streifen.

An Fürstlichkeiten, die hier ihre Neugierde, Hunger und Durst gestillt haben, ist kein Mangel.

Bayerische Prinzen und Prinzessinnen, spanische Infanten und Infantinnen, Großherzoge von Hessen und Mecklenburg, Herzoge, Grafen ꝛc. die schwere Menge.

Die Königin von Rumänien, Elisabeth, bekannt unter dem Namen Carmen Sylvia, schreibt, nachdem sie jedenfalls das Register durchgemustert und die großen Namen einen erhebenden Eindruck auf sie gemacht hatten:

Ich las, was allhier geschrieben stund,
Und weil ich die Herren nicht finden kunnt,
So hab' ich auf ihrem Platz gesessen,
An ihrem Geist' mich satt gegessen.

Digitized by Google

Wenn sie das wirklich fertig gebracht hat, so muß sie gewiß mehr als zwei Portionen gegessen haben. Ein philosophisch veranlagter Mensch kommt nach einer Sitzung in diesem gemütlichen Plätzchen zu dem Schlusse:

A Wurscht für den Magen,
A Bier für den Durst,
Dann mag die Sorge nagen,
Dann ist mir alles — Wurst.

Ein sehr verständiger Mensch und Ratgeber ist unser Landsmann J. F. Hirschbühl aus Louisville, der mit Geschick, Zeit, Ausdauer und einem guten Diamanten in zierlicher Schrift seine Ansicht auf einer Fensterscheibe am 18. August 1886 eingegraben hat:

Im Bratwurstglöckle eingekehrt,
Und Würschte haben wir verzehrt,
Getrunken gutes Bier dazu —
Jetzt, mein Freund, mach's so auch Du!

Die meisten Fremden befolgen diesen Rat, denn das Nürnberger Bier aus der Freiherr von Tucher'schen Brauerei, das Siechenbier u. s. w. stehen den besten Bierprodukten Deutschlands nicht nach. (So sagte man mir in Berlin, wo es leicht ist, Vergleiche anzustellen, da jede einigermaßen bekannte Brauerei Deutschlands hier Ausschanklokale hat.)

Aus der Jugendzeit habe ich noch eine gewisse schwache Erinnerung, daß nach einem etwas großen Trunke ein saurer Hering ein ausgezeichnetes Mittel sei, den Normalzustand des Menschen wieder herzustellen.

Ob die Heringe in Nürnberg zu teuer sind, oder ob ihr Mittel wirklich besser ist, muß ich unentschieden lassen; aber sicher ist, daß sie ein Mittel empfehlen, welches im allgemeinen wohl nicht bekannt ist, wenigstens nicht als Heilmittel — das Mittel heißt:

Ochsenmaulsalat.

Es giebt hier eine Ochsenbrücke; auf hohem Postamente steht ein wohlgeformter Ochs, aber warum er dort errichtet wurde, erzählt mir ein Gedichtchen.

Ochsen giebt es überall — Ochsen ohne Ende:
Dieses ist ein Ehrenochs — hoch am Postamente,
Längst vergessen ist die Tat, die ihn bracht zu Ehren,
Wer dafür Interesse hat, soll durch mich sie hören:
Als der hohe Rat einmal furchtbar war betrunken,
Und von Katzenjammerweh alles hingesunken,
Opferte dies edle Tier, dieses allzu gute,
Zu der besten Absicht schnell, hilfreich seine Schnute.
Weil man aus dem Ochsenmaul den Salat bereitet,
Dem der Katzenjammer weicht, weil er ihn ableitet,
Und daß auch die spätere Zeit kann die's Tier noch schauen
Ließ der Rat aus Dankbarkeit es in Stein aushauen.

Digitized by Google

Nürnberg ist gescheiter als Berlin oder Cincinnati, denn die Stadt hat sich die sämtlichen umliegenden Ortschaften, so weit als irgend möglich war, einverleibt und ist jetzt die zweitgrößte Stadt des Königreichs Bayern, mit über 300,000 Einwohnern.

Wir dagegen haben einen schönen Kranz von Vororten, aber sie zählen nicht mit; gerade wie in Berlin, wo der „Vorort" Charlottenburg eine eigene Stadt mit über 270,000 Einwohnern ist, und wo selbst geübte Leute nicht sagen können, wo Berlin aufhört und Charlottenburg, Wilmersdorf, Schöneberg, Schwarzendorf, Zehlendorf, Rixdorf, Treptow, Weißensee und wie diese Dinger sonst noch heißen, anfangen. Die Berliner haben die Zeit verpaßt und jetzt paßt es den anderen nicht mehr, sich einverleiben zu lassen. Sie haben alle Vorteile von Groß-Berlin ohne die Nachteile und solche nette Anzahl von eigenen Beamten, vom Bürgermeister herunter, und das ist auch was wert.

In Nürnberg ist es nun anders. Dort könnte man sehr gut festsetzen, wo die eigentliche Stadt aufhörte, denn sie ist streng abgegrenzt durch eine Mauer mit Wehrgängen, Türmen, Basteien, Wällen und Gräben, und man erlangt heute noch Eintritt durch mehr als ein Dutzend Tore. Natürlich verschließen dicke Eichentüren nicht länger dem Wanderer den Ein- oder Ausgang, man kann frei hindurch gehen und sie werden nur als Zierde und historische Erinnerung erhalten.

Freilich, so gar alt sind manche von diesen Toren nicht, denn seit 1818, als das Königstor gebaut wurde, sind noch sieben oder acht neue Tore dazu gebaut. Warum? Das wußte mir keiner zu sagen — aber ich denke, es war wohl der Akzise wegen, woraus ja manche Städte in Deutschland heute noch ein beträchtliches Einkommen ziehen.

Der alte Festungsgraben zieht sich, wenigstens dem Namen nach, noch heute um die ganze innere Stadt — bald wirklich noch tief unter dem nebenliegenden Terrain, bald teilweise aufgefüllt, aber immer mit schönen, parkähnlichen Anlagen versehen.

Ein Spaziergang um die ganze Stadt ist außerordentlich lohnend. Auf der einen Seite die eleganten Villen und modernen Residenzen — die Bahnhofsgebäude, Fabriken, Biergärten, Stadtpark, Friedhöfe, Krankenhaus, Zellengefängnis, alles neu, modern und meistens recht schön, auf der anderen Seite die malerischen Kasematten, die Bastionen mit den mächtigen Türmen, die alten Mauern und wohlgepflegten Dämme und Böschungen, und darüber hinausragend die hoch aufstrebenden Ziegeldächer der altertümlichen Häuser, und alles das gekrönt durch die stolze Kaiserburg. — Zwischen dem Alten und dem Neuen ist hier ein sehr deutlicher Strich gezogen.

Ueber der Innenstadt schwebt der Zauber der Geschichte Deutschlands,

Digitized by Google

in der Nürnberg seit tausend Jahren eine bedeutende Rolle gespielt hat. Schon im Jahre 1039 verlieh der Kaiser Heinrich III. der Stadt Zoll- und Münzrecht, und spätere Kaiser erteilten ihr neue oder erweiterten alte Gerechtsame. Kaiser Friedrich II. machte sie zur reichsfreien Stadt. Ein besonderes Privilegium wurde durch das in Nürnberg unter Kaiser Karl IV. 1356 verfaßte, unter dem Namen „Goldene Bulle" bekannte erste Reichsgrundgesetz gewährt, demzufolge jeder deutsche Kaiser seinen ersten Reichstag in Nürnberg abhalten sollte.

Die auf einem Sandsteinfelsen hoch über der Stadt gelegene Kaiserburg, in ihrer sicheren, starkbefestigten Lage, diente häufig den Kaisern als Residenz. Schon von Friedrich Barbarossa in ihrer jetzigen Ausdehnung erbaut, wurde sie vor fünfzig Jahren im gotischen Stil modernisiert und mit prachtvoller Einrichtung als zeitweilige Wohnung für die Bayernkönige in Stand gesetzt. In der unmittelbaren Nachbarschaft stand auf der Anhöhe die alte Burg des Burggrafen von Nürnberg, die Wiege der Hohenzollern, der jetzigen deutschen Kaiser. Von der Burg selbst ist nicht viel mehr zu sehen, denn wenige Jahre, nachdem der Burggraf Friedrich von Hohenzollern mit der Mark Brandenburg belehnt worden war, brannte Christoph von Laymingen die Burg nieder und der Graf verkaufte den Besitz 1427 an die Stadt Nürnberg.

Wenigstens ein deutscher Kaiser wurde in Nürnberg geboren, Wenzel, der Sohn Kaiser Karls IV. Die Geschichte erzählt, daß Wenzel in der Sebalduskirche getauft wurde. Das Taufwasser wurde in dem Pfarrhause erwärmt und während sich das neugierige Gesinde nach der Kirche begab, brannte das ganze Pfarrhaus nieder, alles, bis auf einen Seitenerker, der als ein wahres Kabinettstück der architektonischen Ornamentik erhalten blieb und unter dem Namen „Der schöne Erker" eine besondere Anziehung Nürnbergs ist. Vielleicht hat das Unglück, welches durch die Erwärmung des Taufwassers für den jungen Wenzel entstand, einen solchen Einfluß auf ihn gehabt, daß der alte Wenzel einen Abscheu vor dem Wasser und so große Vorliebe für den Wein hatte, daß er seine Krone für vier Fuder Bacharacher vertauschte.

Wenigstens erzählt das Lied, daß, als Kaiser Wenzel beim vollen Humpen saß und den süffigen Wein lobte, der Pfalzgraf Ruprecht bescheiden bemerkte:

Mein Herr und Kaiser,
Ihr sprecht allda mit vielem Stolz
Vom roten Aßmannshäuser.
Doch glaubt mir's, ich bericht Euch recht,
Auch Bacharacher schmeckt nicht schlecht.

Sie wurden des Handels einig, und Wenzel gab dem Pfalzgrafen freudig die Zeichen seiner Würde:

Digitized by Google

Nimm Scepter, Hermelin und Kron',
Nimm alles, was ich trage;
Doch quält Dich Zwietracht einst und Hohn,
So denk' an mich und sage:
Der Wein ist mehr als Kronen wert,
Das hat ein Kaiser mich gelehrt.

Die Kronenträger haben gewiß ihren Trubel, wie andere Menschen auch. Selbst die Geldklemme macht sich zuweilen recht fühlbar. Es ist ja bekannt, daß Kaiser Sigismund den Burggrafen von Nürnberg mit der Mark Brandenburg belehnte, weil der Graf dem Kaiser große Summen darauf gepumpt hatte. Daß Borgen Sorgen macht, ist ein altes, wahres Sprichwort — hat aber für den Verborger manchmal gute Folgen. So meldet der Dichter auch in diesem Falle:

Dem Pumpe bringt Kränze und Reiser,
Denn borgte der Burggraf nicht brav,
Jetzt wär' unser großer Kaiser
Vielleicht nur ein kleiner Graf;
Hät' Urahn Friedrich das Pumpen gereut,
Kaum wären die Zollern schon Kaiser heut.

Die Geschichte hat in Nürnberg mit ehernem Griffel viele hervorragende Namen eingegraben, deren Träger der Menschheit zum Segen gewesen sind; Gedenktafeln, Denkmäler, Gebäude, Plätze und Straßen zeugen von dankbarer Erinnerung und erregen in dem Beschauer Gefühle ehrfurchtsvoller Schauer. Nicht sowohl vor der äußeren Form als vor der geschichtlichen Bedeutung — wen ergreift es nicht mit solchen Gefühlen, wenn er die einfache Blockhütte Lincolns oder das Geburtshaus Grants in Clermont County, Ohio, betrachtet, wem zieht nicht ein kalter Schauer durch Mark und Bein, wenn er den Blick auf Fords Theater wirft, die Stätte der Ermordung Lincolns.

Aehnliche Gefühle, nur gemischt mit grimmigen Aufwallungen, bewegten mich, als ich vor dem unscheinbaren Hause in der Winklerstraße stand und die Inschrift las: „Johann Palm wohnte hier, der als ein Opfer fiel, Napoleonischer Tyrannei, im Jahre 1806."

Wie zahm und rücksichtsvoll das lautet, wenn es in Wirklichkeit heißen sollte: der 1806 auf den direkten Befehl des Korsenkaisers ermordet wurde. Mitten im Frieden wurde Palm am 22. August, auf Befehl Napoleons, aus dem Schooße seiner Familie in der freien Reichsstadt Nürnberg gerissen und am 26. August 1806 in Braunau erschossen. Und warum? Im Frühjahr 1806 war eine anonyme Flugschrift erschienen, betitelt: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung." Die Schrift selbst war in der Sprache höchst mittelmäßig, auch in den geschichtlichen Darstellungen oft sehr oberflächlich und ohne philosophische Tiefe. Aber sie entsprang einem echt deutschen Herzen, und sprudelte dreist, unbesonnen

Digitized by Google

und leidenschaftlich die bitteren Klagen über Germaniens Unglück heraus, welches der französische Usurpator mit seinen Truppen in deutschen Landen verursacht hatte und unter welchem der größte Teil Deutschlands seufzte und litt. Sie enthielt ein recht lebendiges Bild der Eifersüchteleien und Uneinigkeiten unter den deutschen Staatshäuptern, lobte das von Napoleon bitter gehaßte freie Albion und hielt ihm und seinen Truppen den Spiegel vor, aus dem freilich kein sehr anziehendes Bild zurückstrahlte. Solche kleine Sottisen, wie die folgende, in welcher die bramarbasierende Ueberhebung, selbst der gewöhnlichen Kriegsknechte, beleuchtet wird, geben ein mildes Beispiel des Inhaltes: „Kaum war der einquartierte Franzose in seinem Nest, als er sich schon nach Kaffee, Wein, Likör, Braten und Eingemachtem umsah. Noch dampfte der Fraß des Frühstücks aus seinem gespannten Wanste, da er sich schon zum Mittagessen setzte. Ein einziger elender Kriegsknecht, der in Friedenszeiten alle seine Bedürfnisse mit zwei Groschen bestreiten muß, erforderte jetzt täglich drei bis vier Gulden für seinen Unterhalt."

Und nun erst die Bemerkungen über die Sittlichkeit und den Gesundheitszustand der französischen Truppen, und was Mons. Bonaparte alles nachgesagt und vorgehalten wurde, mußte seine Eitelkeit aufs tiefste verwunden. Das tat sie auch. Aber was hatte Palm mit der ganzen Geschichte zu tun?

Er hatte die Schrift nicht verfaßt, nicht gedruckt, nicht verlegt, nicht einmal verkauft. Ein Paket derselben war ihm auf dem gewöhnlichen buchhändlerischen Wege zugesandt — er hatte dasselbe an einen Buchhändler in Augsburg weiter befördert; ein Priester hatte ein Exemplar gekauft; deutsch sprechende französische Offiziere, die bei ihm in Quartier lagen, hatten es gelesen und denunzierten es als eine aufrührerische Schrift. Man erfuhr, daß Palm das Paket nach Augsburg spediert hatte und seine Verhaftung erfolgte.

Er sagte offen, was er von der Schrift wußte — aber kein Wort darüber, von wem sie übersandt sei — wenn er es wußte, so verweigerte er jede Auskunft, um andere nicht ebenfalls ins Verderben zu stürzen.

Am 25. August wurde Palm vor einem Kriegsgericht verhört — aber sein Tod war schon von Napoleon dekretiert, so daß das Verhör, welches er ohne den Rechtsbeistand eines Verteidigers bestand, sowie die ganze angebliche Gerichtsverhandlung, nur eine Farce waren.

Am 26. August wurde ihm sein Todesurteil verkündet, in welchem bestimmt war, daß er nach 24 Stunden erschossen werden sollte. Statt dessen wurde er schon nach drei Stunden, unter Aufbietung großer Militärmacht, vor das Tor geführt und dort ermordet.

Der Jammer in Braunau war herzzerreißend. Obwohl dort nicht bekannt, jammerten und schluchzten Männer und Weiber, Greise raugen

Digitized by Google

die Hände und weinten bittere Tränen über das Leid, was ihm, seiner Frau und seinen sechs Kindern, was ganz Deutschland geschah. Der Befehl des Tyrannen war, die Leiche auf dem Acker zu verscharren, aber sobald die Truppen sich gewendet, ließ der Bürgermeister den Körper fortbringen und an geweihter Stätte begraben.

Napoleons tief verwundete Eitelkeit verlangte dieses Opfer; er wollte ganz Deutschland einen solchen Schrecken einjagen, daß niemand es wagen würde, je wieder ein solches Bild von ihm zu entwerfen. Ganz Deutschland war von gleicher Wehmut, Schmerz und Entsetzen ergriffen — aber die Fülle der Seelenkraft war fast zum stumpfen Sklavensinn herabgewürdigt — selbst das Entsetzen über die Greueltat fand zu der Zeit in Deutschland keinen öffentlichen Ausdruck.

Er war ein Mann, ein ganzer, echter deutscher Mann. Frei wollte er dem Tode ins Auge sehen, ohne Binde seinen Mördern den letzten Blick zuwerfen — aber die beiden Geistlichen baten ihn, sich die Augen verbinden zu lassen, und der eine derselben gab für diesen traurigen Zweck sein Taschentuch her, denn Palm hatte ihm sein eigenes Taschentuch übergeben, mit dem Wunsche, es seiner lieben Frau zu geben, als ein Kleinod, in welches er seine letzten Tränen geweint.

So plötzlich aus dem Geschäfte gerissen, fürchtete er, daß die Geschäftsschulden möglicherweise nicht ganz bezahlt werden könnten, das beängstigte ihn und fast seine letzten Worte waren: „Meine Frau und meine Kinder, die wir uns so innig liebten, und meine Gläubiger, das erbittert mir den Tod."

O Deutschland, du armes Deutschland, was hast du alles erdulden müssen durch die Schwäche deiner Fürsten und durch deine Zersplitterung und Uneinigkeit! Mögen wir nie wieder den Ruf hören: „Hie Welf! Hie Waiblingen!"

Ob die Familie Palm in Cincinnati, die ja heute noch große Fabriken in Nürnberg betreibt, Nachkommen von Johann Palm sind, weiß ich nicht. Wenn sie es aber sind, so kann man ihnen gratulieren, denn sie sind einem guten Stamm entsprossen.

So, da sitz' ich immer noch in Nürnberg fest, statt daß ich mit meiner Plauderei schon längst sonstwo sein sollte — aber so geht's, wenn eine Stadt einmal so ein tausend Jährchen auf dem Rücken hat, dann hat sie so viel Interessantes zu erzählen, daß man gern hundert Ohren hätte, um alles hören zu können und dann möchte man auch von dem Gehörten gern etwas wieder erzählen und findet das Ende nicht.

Wenn den Nürnbergern nachgesagt wird, daß sie keinen hängen, sie hätten ihn denn zuvor, so brauchen sie deswegen nicht zu erröten. Das ist sehr weise gehandelt, und gewiß ebenso gescheit, wie die Befolgung der alten Weisheitsregel, das Fell des Bären nicht zu verkaufen, bis man ihn

Digitized by Google

gefangen hat, und nicht eher Hering zu rufen, als bis man ihn beim Schwanze hat.

Aber solche Anspielung auf die Nürnberger Schildbürgerei, in Verbindung mit seinem Trichter, seinen süßen Lebkuchen und seinen Spielwaren, geben jedem Menschen ein gewisses Gefühl freundlicher Voreingenommenheit für die altertümliche Stadt; man wird angeheimelt, wenn man den Namen hört und diese Nürnberger Eigentümlichkeiten im Gedächtnis auftauchen. Selbst ihr Spottname: „Herrgottsschwärzer", kommt von einer gesunden, vorsichtigen Tat und macht einen freundlichen Eindruck.

Auch die Nürnberger Jungfrauen, und die giebt's hier jedenfalls so viele, wie unverheiratete Mädchen in der Stadt sind, so daß das alte Lied von Halle hier keine Anwendung finden kann, wenn es heißt:

Wißt Ihr denn wo Halle liegt?
Halle liegt im Tale,
Darin so viele Jungfrauen sind
Als Walfisch in der Saale!

also auch die Jungfrauen sind anheimelnd, aber durchaus nicht altertümlich.

Anders steht es mit der Nürnberger eisernen Jungfrau, die ist nicht bloß alt, häßlich, sondern so gefährlich, daß aus ihrer Umarmung kein Mensch mit dem Leben davon kam. Ihr Kleid, geräumig und stark, vorn offen, so daß die ganze Figur durch Scharniere auf dem Rücken geöffnet werden konnte, war aus starken Eisenblechen recht sauber hergestellt und inwendig mit zwei Zoll langen, scharfen Stahlspitzen versehen. Das Opfer ihrer Umarmung, das sich in die Kleiderhöhlung hineinstellen mußte, wurde, freilich nicht aus Liebe, aber auf im Mittelalter beliebte Art, in schaudervoller Weise tot gedrückt.

Die Nürnberger nehmen in der Reihe der Erfinder einen hohen Rang ein, und wir verdanken ihnen nicht bloß die Taschenuhren, die Windbüchse, die Erfindung des Drahtziehens, sondern sogar die Metallschreibfedern sind dort erfunden worden. Es wurden Federn aus „eisern, silbern und erzen Blechlein" in Nürnberg schon im Mittelalter angefertigt und gebraucht. Daß sie sich nicht schon damals einbürgerten, lag wohl größtenteils daran, daß die Schreibfertigkeit damals nicht so groß war wie jetzt, daß deshalb die Gänsekiele den Bedarf vollkommen deckten und daß die „blechein" ziemlich teuer waren.

Die erste Eisenbahn in Deutschland wurde 1835 von Nürnberg nach Fürth gebaut. 1861 fand in seinen Mauern das erste unvergeßliche deutsche Sängerfest statt und 1903 war die frische, fröhliche, deutsche Turnerschaft hier versammelt und feierte ein Turnfest, schöner, größer und herrlicher als je vorher eins gefeiert worden war.

Digitized by Google

Hier entstand und hier befindet sich heute noch der erste Globus, welcher je angefertigt wurde, und ein prächtiges Denkmal auf dem Theresienplatze ist zum Andenken des kühnen Seefahrers Martin Behaim, des Verfertigers des Globus, errichtet.

Ein architektonisch schönes Gebäude, das sogenannte Nassauer Haus, illustriert das Pumpgenie des Kaisers Sigismund und zeigt, daß er nicht nur von Burggrafen, sondern auch von gewöhnlichen Bürgern pumpte, in beiden Fällen nicht auf Kredit, sondern gegen Pfand. Er versetzte 1431 seine Kaiserkrone für 1500 Gulden an Ulrich Ortlieb, dem damaligen Besitzer dieses Hauses, der nun außer den Zinsen die Vergünstigung erhielt, den Kaiser drei Monate lang zu beherbergen und sein Haus mit den Wappen der höchsten Gewalten des Reiches verzieren zu dürfen. Die eigenartige Bauart des Hauses ist wohl zum größten Teile darauf zurückzuführen, daß der stolze Herr Ortlieb die gewährte Gunst der Welt und den neidischen Mitbürgern recht prominent vor die Augen bringen wollte.

Nun eine halbe Umdrehung und das schönste Gebäude Nürnbergs steht vor unseren bewundernden Blicken, die St. Lorenzkirche, die schönste Kirche Nürnbergs.

Schon im Jahre 1162 wurde hier eine dem heiligen Grabe geweihte Kapelle errichtet, welche später diesem Prachtbau weichen mußte. Die Bedächtigkeit, mit welcher man zu jener Zeit baute, manifestierte sich auch hier, denn obschon 1278 begonnen, wurde sie doch erst 1477 vollendet.

Die schlank aufstrebenden beiden Türme sind 250 Fuß hoch, der älteste, welcher schon 1283 vollendet wurde, ist mit vergoldeten Metallplatten gedeckt und wenn von der strahlenden Sonne beschienen, gewährt er einen magischen Anblick. Der Eindruck des Innern, mit den kühnen Gewölben und schlanken Säulen, ist wirklich erhaben; der Blick vom Chor, mit seinem kunstvollen Kreuzgewölbe auf das über dem Hauptportale befindliche 40 Fuß im Durchmesser haltende Rundfenster, ist überwältigend. Die alten, herrlichen Glasmalereien der Chorfenster habe ich in ähnlicher Farbenpracht — allerdings in viel geringerer Ausdehnung — nur bei dem Fenster der alten Domkapelle in Goslar gesehen. Die Altäre — ich glaube, ich zählte 10 — die in einer protestantischen Kirche wohl zum größten Teil überflüssig sind, sind reich mit Gemälden und schönem Schnitzwerk verziert: Trophäen, Wappenschilder, Gobelins aus dem 15. Jahrhundert schmücken die Wände, und das von Adam Kraft hergestellte Sakramenthäuschen ist einzig in seiner Art. An einem Chorpfeiler rankt es sich, in einer Höhe von 80 Fuß, in der zierlichsten Arbeit zur Decke empor, wo es in der Form eines Bischofsstabes endet. Zu dem Weihbrotgehäuse gelangt man auf zwei Treppen, und darüber sind plastische Darstellungen aus der Lebens- und Leidensgeschichte Christi in wunderbarer Schönheit dargestellt. Von der Decke des Chores hängt der „Eng-

Digitized by Google

lische Gruß", welcher als die beste Arbeit des Bildschnitzers Veit Stoß angesehen wird. Anton Tucher stiftete ihn 1517 — die Familie Tucher hat häufig in liberaler Weise zur Verschönerung Nürnbergs beigetragen — und trägt noch jetzt dazu bei, den Namen und den Ruf Nürnbergs in dem betreffenden Tucher'schen Genre aufrecht zu erhalten. Ihr Genre ist das Bier und die ausgedehnte Freiherr von Tucher'sche Brauerei und ihr ausgezeichnetes Gebräu finden selbst im kritischen Berlin volle Anerkennung und Würdigung.

Es scheint, als ob alle alten Kirchen jetzt renoviert werden. Die Sebalduskirche ist gerade fertig, die St. Lorenzkirche aber noch mitten in der Restaurierung begriffen, welche die artige Summe von 800,000 Mark kosten wird.

Beim Austritt aus der Kirche fällt der Blick auf den vor mehr als 300 Jahren aufgestellten Tugendbrunnen. Der Entwurf des ganzen Werkes ist meisterhaft: sechs Frauen, mit den Emblemen der Haupttugenden, werden von sechs Posaunen blasenden Knaben flankiert. Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Mäßigkeit 2c. sind trefflich dargestellt. Eigentümlich ist jedoch die Idee, daß aus den Brüsten der sechs Frauen sich zwölf Wasserstrahlen in sanft geschwungenen Bogen ergießen, und daß auch die Posaunenengel an dem Wasserguß, natürlich von anderer Stelle aus, teilnehmen.

Eine Französin mit einer sehr lieblichen Tochter, die ein paar Minuten vorher den Bemerkungen ihres Führers über un peinture par Dürer und les couleurs brillants in der Kirche andächtig gelauscht hatte, ließ sich nach einem Blicke auf den Tugendbrunnen durch den Versuch des Führers, ihn geschichtlich und künstlerisch ins rechte Licht zu rücken, nicht aufhalten, sondern marschierte im Schnellschritt vorbei, den Sonnenschirm so geschickt zwischen den Brunnen und die junge Demoiselle bringend, daß sie jedenfalls nichts von dem eigentümlichen Wasserguß sah.

Da ist freilich der Gänsemännchenbrunnen hinter der Frauenkirche weniger anzüglich, denn dort fließt das Wasser aus den Schnäbeln von zwei Gänsen, die ein Bauer unter den Armen hält.

Nürnberg ist überhaupt reich an monumentalen Brunnen und Denkmälern: der Apollobrunnen von P. Vischer, der Henleinbrunnen, der Minnesängerbrunnen, der Kunstbrunnen am Plarrer, errichtet zum Andenken an die Eröffnung der ersten Eisenbahn, die prächtigen Brunnen am Marienplatz, am Aufseßplatz und im Rathaushofe der Grübelbrunnen, der Schöne Brunnen und der Neptunbrunnen. Der letzte Brunnen zeigt recht eindringlich, wie gut es ist, wenn eine Stadt zur Zeit der schweren Geldnot etwas zu versetzen oder zu verkaufen hat.

Das Modell für diesen Brunnen wurde schon im Jahre 1650 verfertigt und es nahm acht Jahre in Anspruch, die Figuren zu gießen. Die

Digitized by Google

Figur des Neptun, welche das Ganze krönt, ist acht Fuß hoch und wiegt 3500 Pfund. Tritonen, die auf Seemuscheln blasen, andere, die auf Delphinen und Seedrachen reiten, zwei sitzen auf großen Seepferden und ein paar reizende Wassernymphen sitzen auf Wasserurnen. Alle diese Figuren, die über 1700 Pfund wiegen, bestehen aus vortrefflich zergliederten Einzelstücken, so daß sie insgesamt in ihrer Draperie zerlegt werden können. Als die Stadt Geld sehr nötig hatte, wurde 1792 das Original an den Kaiser Paul von Rußland verkauft, und da steht es nun heute noch vor dem Schlosse Peterhof.

Die Nürnberger konnten sich über den Verlust dieses großen Kunstschatzes nie ganz trösten; Kommerzienrat Gerngroß gab die Mittel dazu her, und so wurde denn 1903 der Brunnen in einer getreuen Kopie an dem ursprünglich bestimmten Platze wieder aufgestellt.

Ebenfalls auf dem Marktplatz steht der Schöne Brunnen, beinahe 80 Fuß hoch, und 1385—1396 von Heinrich dem Parlier erbaut. Die Figuren stellen die Kurfürsten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, nebst je drei Helden aus dem Juden-, Heiden- und Christentum, dar. Auf einer höheren Abteilung steht Moses mit sieben Propheten. Alles schön bemalt und vergoldet, blitzt und glänzt der Brunnen, so daß er seinem Namen wirklich Ehre macht.

Klein aber niedlich steht am Ende der Neuen Gasse ein Brunnen mit der Statuette des gemütlichen Nürnberger Volksdichters Grübel.

Für ihn habe ich immer ein besonderes Interesse gehabt, weil er schon lange vor der Einführung des achtstündigen Arbeitstages darauf hinwies, daß das Maß der geleisteten Arbeit nicht mit der Länge der Arbeitszeit zunimmt. Wie bekannt, hat sein Schlossergeselle gar langsam gefeilt, „doch wenn's zum Fressen gegangen ist, da hat er gar grausam geeilt". Als ihn der Meister deswegen interpellierte, antwortete er:

Das Essen währt halt gar nit lang
Und die Arbeit vierzehn Stund.
Wenn einer sollt' den ganzen Tag
In ein' Stück fresse fort,
So würd's bald eben so langsam gehn,
Wie bei der Arbeit dort.

Die sieben Kurfürsten haben es nicht überall so gut, daß sie, wie bei dem Schönen Brunnen, nur still zu stehen brauchen. In der Michaeliskapelle müssen sie täglich um 12 Uhr einen Parademarsch machen, und zwar auf Anordnung des Uhrmachers Georg Henle, der sie schon seit 1509 laufen macht.

Sein kunstvolles Uhrwerk, das Männleinlaufen genannt, öffnet die Türe um 12 Uhr und wir sehen Kaiser Karl IV., auf dem Throne sitzend,

Digitized by Google

und die in Kupfer getriebenen Kurfürsten gehen nacheinander an ihm vorüber.

Aber wir dürfen nicht vergessen, die St. Sebalduskirche zu erwähnen, deren Renovierung vor einigen Jahren zu Ende geführt wurde. Ihr Bau wurde in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts begonnen, zur Zeit der Herrschaft des romanischen Stils, und mehr als hundert Jahre später vollendet — und zwar der spätere Teil in ausgesprochen gotischem Stil. Ein Teil der Kirche, die Löffelholzkapelle genannt, hat am Mittelfenster einen Christus am Kreuze von Erz, 18 Zentner schwer und wie Gold glänzend. Um den Feinden den Metallglanz zu verbergen, wurde zur Zeit des 30-jährigen Krieges das Kruzifix schwarz angestrichen, und seit der Zeit hängt der Spottname „Herrgottsschwärzer" den Nürnbergern an.

In der Kirche, deren Gewölbe von 22 Säulen getragen wird, die je 70 Fuß Höhe haben, erblickt das Auge, wohin es auch schauen mag, hervorragende Kunstwerke, und ganz besonders das, wie Franz Kugler es nennt, „höchste Heiligtum deutscher Kunst", das Grabdenkmal des heiligen Sebald. Vierzehn Jahre lang arbeitete Peter Vischer mit seinen fünf Söhnen an diesem Meisterwerke der deutschen Gießkunst.

Ueber dem mit Gold- und Silberblech überzogenen Sarge des Heiligen, in dem seine Gebeine heute noch ruhen, wölbt sich das Grabdenkmal in der Form einer Kapelle. Die Figuren stellen 12 Propheten und 72 Gestalten aus der Mythologie und der Heiligengeschichte dar. 45 Türme und Zinnen führen zum Abschluß der Spitze, auf welcher das Christuskind thront. Ein Teil der Flachbilder stellt einige der Wunder dar, welche der heilige Sebald wirkte: wie ein Zweifler an seiner Lehre in den Boden sinkt; wie er aus Steinen Brot und aus Wasser Wein macht; wie er sich an einem brennenden Eiszapfen erwärmt; einen Blinden wieder sehend macht. Auch der Meister Peter Vischer hat sich hier, in seinem Arbeitskostüme dargestellt, der Nachwelt überliefert.

Besonders merkwürdig war mir die St. Elisabethkirche, teilweise ihres schönen Innenbaues wegen, und teilweise weil sie statt eines Turmes eine große Kuppel mit vergoldetem Kreuz auf der Spitze hatte.

Die Geschichte erzählt, daß die Deutschherrenritter dort eine der heiligen Elisabeth geweihte kleine Kapelle, nebst Spital und Ordenshaus, hatten. Als sie später eine neue Kirche bauen wollten, wollte man ihnen nicht erlauben, einen Turm zu errichten und so mußten sie dazu greifen, ein italienisches Kuppelgewölbe zu bauen.

Wenn wir uns nun das Preller Haus, Behaims Geburtshaus, das Krafft'sche und Vischer Haus angesehen, und voll Ehrfurcht vor dem Wohnhause des Königs der Kupferstecher, Albrecht Dürer, den Hut gelüftet haben, so bleiben uns noch die Museen und der Hopfenmarkt.

Digitized by Google

Es fehlt der Stadt nicht an Anstalten, Kunst und Industrie auf die höchste Stufe zu heben und zu halten — in dem bayerischen Gewerbemuseum, dem Verkehrsmuseum, der städtischen Gemäldegalerie, der Kunstsammlung, der Sammlung der Kunstgewerbeschule, der Sammlung in Albrecht Dürers Haus, dem naturhistorischen Museum und dann vor allem dem germanischen Nationalmuseum, welches in 95 Sälen, Zimmern, Galerien, Hallen und Höfen die herrlichsten Schätze aus allen Gebieten der Kunst enthält. An Universalität wetteifert es mit den größten Anstalten außerhalb Deutschlands. Durch freiwillige Beiträge gebildet und weiter entwickelt, wurde es zu einem „ruhmvollen Denkmal der patriotischen Opferwilligkeit des deutschen Volkes in und außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches". Hier befindet sich auch das berühmte Gemälde von Dürer, Karl den Großen darstellend. Man kann in fast allen Gemälden späterer Meister die unübertroffene charakteristische Auffassung Dürers wiedererkennen; ein Kaiser vom Scheitel bis zur Sohle, das Idealbild eines echten Deutschen, wie man es sich in guten Stunden träumt.

Jetzt kommen wir also zum Hopfenmarkt — aber damit ist es leider — nichts. Alle die schönen Notizen, die ich mir über den Nürnberger Hopfenmarkt — den größten Hopfenmarkt der Welt — gemacht hatte, sind verlegt oder verloren gegangen.

Zwar weiß ich noch, daß dieser Hopfenmarkt auf dem Korumarkte abgehalten wird, auf einem Platze, etwa doppelt so lang wie der Sechste Straßen Markt; daß gewaltige Hallen voll Hopfen gepfropft waren und über 3000 Ballen auf dem Marktplatze standen; daß große Privatlagerhäuser rings herum errichtet waren und daß man schon auf drei bis vier „Squares" hin den feinen aromatischen Hopfengeruch einsaugen konnte — aber das ist auch alles.

Digitized by Google

Dresden.

Wenn Robert Reineck so recht aus der innersten Brust in den Jubelruf ausbricht: „Wie ist doch die Erde so schön, so schön!“ und hinzufügt:

Die Sänger und Maler wissen es,
Und wissen's viel andere Leut';
Und wer's nicht malt, der singt es,
Und wer's nicht singt, dem klingt es
In dem Herzen vor lauter Freud'!

so mußten wir ihm voll Enthusiasmus beipflichten, als wir an einem sonnenhellen Frühlingsmorgen unsere Blicke von der Brühl'schen Terrasse über den von dem Elbstrom durchschnittenen Talkessel und die an beiden Ufern sich erhebende Haupt- und Residenzstadt Sachsens schweifen ließen.

Gewiß, die Erde ist immer und überall schön, nur ist Herz und Auge manchmal empfänglicher für ihre Schönheiten als zu anderen Zeiten und deshalb erschienen uns wohl heute, nach trüben Regentagen, die waldigen Höhenzüge der Uferränne, die sanft ansteigenden Rebengelände, blühenden Obstbäume, vielfarbigen Blumen und das saftige grüne Gras dem bewundernden Auge als überwältigend schön. Und doch — das Landschaftsbild, welches sich vor der Terrasse entrollt, ist nicht mehr so reizvoll als es vor 45 Jahren war, als mein Auge zum ersten Male darauf ruhte. Dresden hat sich seit der Zeit bedeutend entwickelt, statt 150,000 Einwohner leben jetzt 550,000 in seinem Weichbilde, und großartige hohe Gebäude am rechten Ufer beeinträchtigen die Schönheit des Bildes, welches sich seiner Zeit ohne die hinderuden Bauten voll und frisch zeigte.

Dresden, in seiner reizenden Umgebung, ist eine schöne Stadt, voll geschichtlicher Erinnerungen, überreich an Kunstgenüssen, mit vornehmem internationalen gesellschaftlichen Ton und dabei doch so gemütlich wie eine echt süddeutsche Stadt, eine Stadt, in der sich's recht gemütlich leben läßt, in welcher selbst der Engländer auftaut und der Amerikaner sich vollständig zu Hause fühlt, und deshalb auch so zahlreich hier vertreten ist, daß man auf der Prager Straße fast mehr englisch als deutsch hört.

Dresden hat noch einen ganz besonderen Vorzug für den Fremden, nämlich den, daß man sich darin gar nicht verlieren kann, nachdem man sich einige Orientierungspunkte, wie den Hauptbahnhof, das Schloß, die Hofkirche, die Kreuzkirche ꝛc. gemerkt hat.

Die Altstadt, welche sich am linken Elbufer hinzieht, und deren älterer Teil sich zwischen der Marienbrücke und der Königin-Karolabrücke

Digitized by Google

und südlich bis nahezu an den Hauptbahnhof erstreckt, ist ein Gewimmel von Straßen und Gassen und bei weitem der interessanteste Teil der Stadt, denn auf diesem kleinen Stückchen Erde ist ein Reichtum von architektonischen Schönheiten und Sammlungen von Kunstschätzen angehäuft, wie er sich auf so gedrängtem Terrain nirgends sonst findet.

Das schließt natürlich nicht aus, daß auch die anderen Stadtteile viel Sehenswertes bieten. Der herrliche „Große Garten", der sich in einer Länge von nahezu zwei Meilen und einer Breite von fast einer Meile bis nahe in das Herz der Stadt erstreckt, bietet für stundenlange Wanderung angenehme Unterhaltung.

Ein wahres Juwel mit seinen riesigen Baumbeständen, seinen farbenglühenden, entzückenden Blumenbeeten, wohlgepflegten Fahrstraßen, kosigen, schattigen Promenadenwegen, zahlreichen Spiel- und Ruheplätzen, malerischen kleinen Seen und dem eigenartigen Schlosse an dem schönen von Schwänen und Wasservögeln aller Art belebten Teiche.

Eine große Anzahl von Marmorstatuen, Vasen und Säulen zeugen von „verschwundener Pracht", denn viele derselben wurden während der Schlachten bei Dresden im siebenjährigen Kriege und im Freiheitskriege teilweise stark beschädigt und überlassen der Phantasie, sie mit dem Zauber einer glücklicherweise vergangenen Zeit zu umgeben.

An dem Ende der Hauptallee, wo dieselbe in die Karcherallee mündet, befindet sich ein torähnlicher Abschluß und auf zwei etwa 50 Fuß hohen, einfach aber kräftig und schön stilisierten Postamenten befinden sich zwei prächtige Marmorgruppen. Die eine stellt Venus und Adonis dar, und die andere verkörpert das herrliche Rubens'sche Gemälde von Meleager, wie er Atalanta den Kopf des kalydonischen Ebers als Siegespreis überbringt.

Die Kunstschätze, welche hier so überreich angesammelt sind, beschreiben oder auch nur aufzählen zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen, befinden sich doch allein in der Gemäldegalerie 3000 Nummern, von denen eine große Zahl aus dem Pinsel der berühmtesten Meister hervorgingen.

Raphael, Paul Dolci, Carracci, Correggio, Paul Veronese, Lukas Cranach, Franz Hals, Rembrandt, Van Dyk, Achenbach, Böcklin, Knauß, Kaulbach und hundert andere schauen uns aus ihren Meisterstücken an. Wenn solche herrliche Schöpfungen, wie Dürers „Christus am Kreuze", Holbeins „Heilige Familie", Riberas „St. Agnes", Murillos „Maria mit dem Kinde" und vor allem Raphaels „Sixtinische Madonna" vor uns stehen, dann fehlen die Worte, um den Gefühlen Sprache zu verleihen, welche solche Meisterwerke hervorrufen.

Raphaels „Madonna", welche zwischen 1515 und 1519 für die Klosterkirche San Sisto zu Piacenza gemalt wurde, kam 1754 für den Preis von 60,000 Talern in den Besitz des Königs August III.

Digitized by Google

Diesem Gemälde ist ein ganzes Zimmer der Galerie gewidmet, und in andächtiger Beschauung lassen die Bewunderer ihre entzückten Augen auf dem wunderherrlichen Bilde ruhen. Hier, wenn irgendwo, drängt sich dem Beschauer das Gefühl auf, wie es bei Uhland Ausdruck findet:

Anbetend knie ich hier!
O süßes Grau'n! Geheimes Weh'n!
Als knieten viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Gemäldesammlung schließt sich ein wertvolles, reichhaltiges Kupferstichkabinett an, gleichfalls von August dem Starken gegründet, in dem sich eine ganz beträchtliche Sammlung von alten deutschen Kupferstichen aus dem 15. Jahrhundert findet. Dem Direktor Heinrich von Heinecken, der seit 1746 jahrelang dem Kabinett vorstand, gebührt unsere besondere Anerkennung, weil er die kunstgeschichtliche und künstlerische Bedeutung der altdeutschen Stiche so voll erkannte.

In dieser Sammlung finden sich gleichfalls die Produkte der Holzschneidekunst, Handzeichnungen, künstlerische Plakate und Photographien. Zur selben Zeit wurde auch eine „Kunst- und Naturalienkammer" gegründet, aus der sich jetzt ein wunderbar vollständiges Zoologisch-Anthropologisch-Ethnographisches Museum entwickelt hat. Diese Sammlungen erregten mein besonderes Interesse, weil ich bei meinen Besuchen in den Nachmittagsstunden Hunderte von Schülern, von 12 bis 15 Jahren, dort antraf, welche mit schönem Erfolge in der Abteilung für Vögel, Insekten und Säugetiere treffliche Zeichnungen nach der Natur machten — schwarz und koloriert; welchen Nutzen dieses für die künstlerische und industrielle Entwicklung hat, kann man sich leicht ausmalen.

Der Mathematisch-Physikalische Salon, im westlichen Flügel des Zwingers aufgestellt, enthält mehr als 500 Nummern von Apparaten und Instrumenten aus den früheren Jahrhunderten, die in den Bereichen der Mathematik, Mechanik und Physik Anwendung fanden, vom arabischen Himmelsglobus aus dem Jahre 1279 bis zum neuesten Durchgangs-Instrument der Jetztzeit.

Alle die bisher erwähnten Sammlungen befinden sich im Zwinger, aber damit sind die Kunstschätze keineswegs erschöpft. Da ist das historische Museum im Johanneum an der Augustusstraße, welches an Zahl der Waffen von keinem Museum übertroffen wird. Schlachtschwerter, in ihrer Entwicklung vom 9. bis zum 15. Jahrhundert, Streitärte, Kriegssicheln, Stangenwaffen, Streitkolben, Streithämmer, Kriegsflegel, Hauben, Helme, Harnische aller Arten, Prunkharnische, geblänt, geätzt, vergoldet, zierliche Knabenharnische, von sächsischen Prinzen getragen, vollständige Rüstungen für Ritter und Pferd, Faustrohre und Pistolen, Revolver, Säbel und Ehrensäbel — Beutewaffen aus dem deutsch-französischen

Digitized by Google

Kriege — die meisten der jetzt in den europäischen Armeen gebräuchlichen Mitrailleusen, Mehr- und Hinterladergewehre.

Im türkischen Zelt, 1683 vom Kurfürsten Georg III. vor Wien erbeutet, welches dem türkischen Oberbefehlshaber Kara Mustapha gehört hatte, befinden sich kostbare Säbel und orientalische Waffen. Im Sattelsaal sieht man Sättel und Reitzeuge mit Perlen, Edelsteinen und Stickerei reich verziert, wie z. B. das Reitzeug des Kurfürsten Johann Georg IV. mit mehr als 500 Perlen und 700 Diamanten in vergoldeter Fassung geschmückt ist. Auch der rotsammetne Sattel, den Kaiser Napoleon 1812 in Dresden benützte, wird in diesem Zimmer aufbewahrt.

Zwei weitere Säle enthalten Kleider und Uniformen, Kostüme sächsischer Fürsten und Fürstinnen, eine Schuhsammlung vom 16. Jahrhundert an, eine Jagdwaffensammlung, die ungefähr alles enthält, wodurch eines Jägers Herz seit 1490 erfreut wurde, und diesem schließt sich dann, in einem 330 Fuß langen Verbindungsgange zwischen dem Johanneum und dem königlichen Schloß, die Gewehrgalerie an, die reichhaltigste, bestarrangierte und katalogisierte derartige Galerie in der Welt.

Dieses erschöpft noch lange nicht die Schätze Dresdens; im zweiten Stockwerk des Johanneums befindet sich eine unübertroffene, reichhaltige Sammlung von Porzellan und Terrakotten aus allen Perioden und Ländern von den kleinsten und zierlichsten Biscuitfiguren an bis zu einem Portier aus Fayence in Lebensgröße.

Von der Brühl'schen Terrasse aus gelangt man in ein anderes Museum, das Albertinum, mit seiner Antikensammlung und ägyptischen Altertümern, griechischen Bildwerken und Fundstücken aus den Schliemann'schen Ausgrabungen in Troja, Mosaikornamenten und einer großen Anzahl hervorragender Werke neuerer Meister im Original oder in Abgüssen.

Diesem schließt sich das Münzkabinett, mit seinen Hunderttausenden von Münzen und Medaillen, mit einer reichhaltigen numismatischen Bibliothek würdig an.

Was soll man von dem Grünen Gewölbe der königlichen Schatzkammer sagen? Eine unschätzbare Sammlung von Diamanten, Edelsteinen, Kleinodien, Geschirren aus Gold, Silber und edlen Steinen, kostbaren Prunkstücken, Waffen, Emaillen, Elfenbeinarbeiten, Holzschnitzereien, Bronzen, Bernsteinarbeiten, die ein diebessicheres in acht Säle eingeteiltes Gebäude von 60 bei 120 Fuß füllen. Der als No. 8 bezeichnete Saal ist das Juwelenzimmer und enthält die Kronjuwelen, den Kronschatz des Königshauses, die Kleinodien und die Prunkwaffen der sächsischen Fürsten des 16. und 17. Jahrhunderts und Meisterwerke der Goldschmiedekunst.

Ich habe vor den Kronjuwelen und Kronschätzen des englischen Königshauses im Londoner Tower gestanden, aber im Vergleich mit den

Digitized by Google

Schätzen des Grünen Gewölbes erschienen die Schätze im Tower sehr armselig.

Die innerhalb des kurzen Zeitraumes von 200 Jahren im Grünen Gewölbe angesammelten Kunstwerke bieten eine so ungemeine Mannigfaltigkeit an Materialien, Ideen und Ausführungen, daß keine andere Sammlung der Welt solchen Prunk und Reichtum entfaltet oder auch sich mit der Ausstattung der Säle im reichsten Barockstil messen kann.

Von ganz besonderem Interesse für die Damen ist die Hofsilberkammer, die sich im Erdgeschoß des Schloßhofes befindet.

In vier mächtig großen Räumen befinden sich die goldenen und silbernen Geräte, zum Teil kostbare, künstlerisch vollendete ältere Schätze aus den Edelmetallen, die für den Gebrauch des Hofes bestimmten Tafelrequisiten und Porzellanservices und die bewundernswerten Leinen und Damastgewebe. — Wohl wenige Damen verlassen Dresden, ohne sich bei dem Kastellan zur Orientierung in dieser anziehenden Sammlung mit dem zwei Mark kostenden Werkchen: „Die Hofsilberkammer und die Hofkellerei in Dresden" versehen zu haben.

Von großer gewerblicher Bedeutung ist das Kunstgewerbemuseum, im Gebäude des früheren Polytechnikums, in dem sich eine Menge von Gegenständen befindet, die auf kunstgewerblichem Gebiete zu wirklichen Kostbarkeiten zu rechnen sind. Die ausgestellten Erzeugnisse der Kunsttischlerei, Kunstschlosserei, Bronzegießerei, Schmiedekunst sind wirklich bewundernswert. Die feinen Arbeiten in japanischen und chinesischen Elfenbeinarbeiten, Bronzeprodukten und Seidenstickereien bieten beständige Anregung für verständige Nachahmung. Umfangreiche der Bedeutung der sächsischen Textilindustrie entsprechende Sammlungen von Geweben aller Art, Spitzen, Stickereien und Posamenten stehen den Gewerbetreibenden zur Verfügung und die schönen geschliffenen böhmischen und venetianischen Gläser, die deutschen bemalten Gläser und besonders die trefflichen Steinkrüge sehen so einladend aus, daß man ordentlich beim Anschauen Durst bekommt. Von großer praktischer Wichtigkeit sind die Sammlungen in der technischen Hochschule. Ein stilvolles Gebäude, welches mit einem Kostenaufwande von 600,000 Dollars an der Südseite des Bismarckplatzes errichtet wurde, enthält reichhaltige Sammlungen von physikalischen Instrumenten, Mineralien, Modellen für Brückenbau, Hochbau- und Maschinenbau und kinematischen Unterricht.

Diese Sammlungen sind nun freilich nicht für jedermann zugänglich, werden aber nach Meldung bei den betreffenden Herren, unter deren Aufsicht sie stehen, gerne denen zugänglich gemacht, die ein näheres sachliches Interesse daran haben, d. h. also allen solchen, die sich für Wissenschaften interessieren, wie sie von sechs weiblichen Figuren in vorzüglicher Auffassung und Ausführung im oberen Teile des Mittelbaues symbolisiert

Digitized by Google

werden und zwar: Maschinenbau, Chemie, Mathematik, Literatur, Architektur und Ingenieurfach.

Eine, so weit mir bekannt ist, einzig dastehende, aber ganz vorzügliche Einrichtung der Dresdener technischen Hochschule, befindet sich etwa vier Blocks entfernt an der Georg Bährstraße, die sich aus verschiedenen Zweigen zusammensetzt. Die mechanisch-technologische Sammlung von Werkzeugen für die verschiedenen Industrien, Rohmaterialien, Zwischenprodukte, Halbfabrikate und Ganzfabrikate. Die Produktion in den verschiedenen Eisen- und Metallindustrien, die Technik und Bearbeitung von Kautschuk, Arbeiten auf Holz, Stein, Glas, Kupfer und Stahlstich, Weberei, Baumwollspinnerei, Spitzenfabrikation u. s. w.

Eine äußerst instruktive Sammlung ist die der Abnutzungsprodukte, gebrochene Eisenbahnachsen, Fahrräder, Schienen ꝛc., die alle in die hier befindliche mechanische Versuchsstation eingeliefert werden müssen, nebst einem über die Tatsachen aufgenommenen genauen Protokoll. Eine vollständige Kollektion sämtlicher Marmorarten der Erde, eine große Zahl instruktiver Stücke der sächsischen Hüttenwerke, viele Erzeugnisse der mechanischen Technik und der chemischen Technologie — kurz es ist in dieser Hochschule alles vereinigt, was zum gründlichen Studium irgend eines Zweiges der Technik erforderlich erscheint.

Die praktische Ausbildung der wissenschaftlichen Techniker ist heutzutage viel eingehender als vor Jahren.

Ein Zögling für eine Maschinenbauschule oder eine höhere Maschinenbauschule muß zwei Jahre in einer Maschinenfabrik praktisch arbeiten und etwa 500 Mark Lehrgeld bezahlen. Die Studenten des Polytechnikums müssen mindestens ein Jahr lang praktisch arbeiten, und meine jungen Dresdener Freunde bezahlten 750 Mark Lehrgeld.

Die praktische Arbeit dieser jungen Herren ist keine Spiel- oder Kindergartenarbeit, sondern tüchtige, angestrengte Arbeit durch alle Zweige der Fabrik, vom Gießhause bis zur Montage der Maschinen.

Die Lehrlinge, welche das Geschäft erlernen wollen, müssen sich auf eine vierjährige Lehrzeit verpflichten — sie brauchen zwar kein Lehrgeld zu bezahlen, aber erhalten auch keinen Lohn und müssen sich selbst beköstigen und kleiden.

Wenn sie mit der Lehrzeit fertig sind, dann verstehen sie aber gewöhnlich ihr Geschäft gründlich, was anderwärts nicht immer der Fall sein soll.

Ich habe vorher mehreremal den „Zwinger" erwähnt. Der Name macht einen etwas gruseligen Eindruck, denn man denkt dabei an dunkle Festungstürme und düstere, unheimliche, alte Gefängnisse; aber der Zwinger in Dresden hat seinen Namen nur daher, weil er in dem vormaligen Zwingergarten errichtet wurde. In Wirklichkeit ist er eine entzückende

Digitized by Google

Gebäudeanlage, von welcher ein Kenner sagt, daß von allen von August dem Starken geschaffenen Bauwerken dieses sphinxartige Fragment das eigentümlichste, großartigste und reizvollste sei; es sei die den Fürsten am prägnantesten charakterisierende, ureigenste Schöpfung.

Die von dem genial angelegten, kunstsinnigen Fürsten geplanten Gebäude wurden leider nie vollendet und konnten deshalb auch das nicht werden, was der Fürst bei seinen Entwürfen sich gedacht hatte, nämlich der Mittelpunkt von Festen, in denen ein ununterbrochenes Opferfest des Genusses gefeiert werden sollte, so daß sein Hof alle anderen Hofhaltungen in den Schatten stellen sollte.

Der Zwinger.

Der Bau wurde 1711 begonnen, und vollendet wurden sechs durch Galerien verbundene Pavillons und drei Portale, die einen Platz von 450 Fuß Länge und 325 Fuß Breite einschließen. Dieses sollte nach dem ursprünglichen Plane nur der Vorhof für das im Norden des Platzes zu errichtende Schloß werden. Daraus wurde nun freilich nichts; der Goldregen blieb aus, und der Schloßplatz wurde zu einem recht netten Park mit Gondelteich verwendet — an dessen nördlicher Grenze die königlichen Marställe sich anschließen. Die Portale und Eckbauten sind im reichsten Barockstile errichtet und die Galerien, im Renaissancestil, mit ihren Kupferdächern und schöner Patina, lassen es aufrichtig bedauern, daß das kühn entworfene Bauwerk nicht vollendet wurde. Jetzt, in seinem unfertigen, aber doch so eindrucksvollen Zustande, dient es den hervorragenden früher erwähnten Sammlungen zum Aufbewahrungsort.

Digitized by Google

Der Zwinger, die katholische Hofkirche und die Frauenkirche genießen die Auszeichnung, daß sie als die Dresden für alle Zeiten charakterisierenden Bauwerke bezeichnet werden.

Die Hofkirche, ebenfalls von August dem Starken mit einem Aufwande von über einer Million Taler gebaut und 1754 vollendet, besteht aus einem zweistöckigen Bau in italienischem Barockstil, und ist wohl die einzige Kirche ihrer Art in Deutschland. Auf dem flachen Dache des unteren Stockwerkes stehen 78 Heiligenstatuen. Der zierliche dreistöckige Turm enthält ein berühmtes Geläute, und die mächtige Orgel, des großen Orgelbauers Silbermanns letztes Werk, wurde auch sein Sterbeplatz; er wurde beim Probieren der Orgelpfeifen, im Innern des Instrumentes, vom Schlage getroffen. Diese Orgel soll 48 klingende Stimmen und drei Manuale haben. Der Orgel in der Frauenkirche sagt man nach, daß sie Silbermanns bestes Werk sei, mit 44 Registern und 2667 Pfeifen. Damit nicht zufrieden, berichtet eine andere Quelle, daß diese Orgel zugleich auch Silbermanns größtes Werk sei und 6000 Pfeifen enthielte. Zum Nachzählen hatte ich keine Zeit, und am Ende macht es ja auch gar nichts aus, ob ein paar tausend Pfeifen mehr oder weniger darin sind.

Ein mächtiges, eindrucksvolles Gebäude ist die nahegelegene Frauenkirche, in den edelsten Formen des Barockstils ausgeführt und im Innern in demselben Stile ausgearbeitet. Der ganze Bau, einschließlich der Kuppel, ist aus schweren Quadersteinen errichtet, und zwar von einem gewöhnlichen Ratszimmermeister, Georg Bähr, dem die großen Baumeister jener Zeit nachsagten, daß er überhaupt gar kein Bauverständiger sei. Das Eigentümlichste an dem Bau ist die bombensichere Kuppel, die gegen gewöhnliche Kuppeln etwa in dem Verhältnis steht, wie ein Negerschädel zu dem Kopfe eines gewöhnlichen Menschen, und deshalb konnte dieselbe aus dem preußischen Bombardement, im Jahre 1760, unbeschädigt hervorgehen, dem sonst so viel zum Opfer fiel.

Die Kuppel hat mit dem Bremer Rathauskeller und dem Kapitol in Washington die bauliche Eigentümlichkeit gemein, daß man die an einem gewissen Punkte leise geflüsterten Worte an der gegenüberliegenden 200 Fuß entfernten Wand deutlich hören kann.

Eine äußerst schicksalreiche Vergangenheit hat die an der Südostecke des Altmarktes gelegene Pfarr- und Hauptkirche, die Kreuzkirche. Ursprünglich eine Wallfahrtskapelle, wurde sie 1270 als Kirche geweiht, brannte 1490 ab, wurde 1498 wieder aufgebaut und 1760 durch die preußische Kanonade total vernichtet. Im Jahre 1785 wurde die neuerrichtete Kirche wieder eingeweiht. 1894 wurde sie mit großen Kosten restauriert und 1897 brannte sie vollständig aus. Wiederhergestellt, macht sie einen weihevollen Eindruck.

Digitized by Google

In der Kapelle war nicht nur ein Stückchen vom Kreuze Christi ausgestellt, sondern es befand sich darin auch ein wundertätiges Kreuz, welches eines Tages, gänzlich unmotiviert, die Elbe herabgeschwommen kam, hier aufgefangen und aufgestellt wurde.

Die Zahl der Wallfahrer wurde so groß, daß die Kapelle zu einer umfangreichen Kirche erweitert werden mußte, aber wo das Stück des heiligen Kreuzes sich augenblicklich befindet, konnte ich nicht ausfindig machen. Man hört zuweilen die Behauptung, wenn alle die Reliquien, welche Stückchen des heiligen Kreuzes sein sollen, wirklich daher stammen sollten, daß dann das Kreuz ungeheure Dimensionen gehabt haben müsse. Ein paar französische Forscher haben sich deshalb veranlaßt gesehen, genaue Untersuchungen, Messungen und Vergleiche anzustellen über alle die Stückchen, für welche Anspruch auf den geheiligten Ursprung gemacht wird. Das wahre Kreuz wurde bekanntlich im Jahre 326 von der Kaiserin Helena ans Licht gebracht. Im Laufe der Jahrhunderte wurden kleine Stückchen an besonders fromme oder hervorragende Personen gegeben, und diese Forscher sind erstaunt, daß nachweislich nur etwa ein halber Kubikfuß, als vom wahren Kreuze stammend, beansprucht wird.

Ein Kreuz, von der Größe, wie sie zu Christi Zeiten für Hinrichtungen gebraucht wurden, hatte beinahe sieben Kubikfuß Material, so daß noch immer über sechs Kubikfuß des Kreuzes irgendwo unentdeckt und unbeansprucht verborgen sind, und für Forscher und Entdecker noch ein großes Feld für Untersuchung offen steht.

Ein kleiner Spaziergang bringt uns zur Brühl'schen Terrasse, von der ein jeder schon gehört hat und zu der jeder Besucher Dresdens seine Schritte lenkt. Die Aussicht, trotzdem sie jetzt durch hohe Gebäude am jenseitigen Ufer etwas beschränkt wird, ist immer noch entzückend und man kann stundenlang darauf verweilen und sich an dem lebhaften Schiffahrtsverkehr auf der Elbe, dem bewegten Leben auf den vier von hier sichtbaren Brücken, der Fernsicht auf die Dresdener Heide, das Villenviertel auf dem rechten Elbufer und die Loschwitzer und Lößnitzer Berge erfreuen.

Die Brühl'sche Terrasse wurde aus dem Garten angelegt, welchen Graf Brühl 1746 auf einer alten Festungsmauer, in einer Länge von 1300 Fuß, als den prächtigsten Aussichtsplatz Dresdens ausgesucht hatte. Nach der Schlacht bei Leipzig stand Dresden eine Zeitlang unter der Verwaltung des russischen Gouverneurs Repnin, der, reich und kunstliebend, die großen Freitreppen anlegen ließ, um den Genuß der landschaftlichen Schönheiten, von diesem bevorzugten Platze aus, dem Publikum zugänglich zu machen.

Die Ecken der Treppen zieren vier Allegorien: Morgen und Abend, Tag und Nacht, Meisterwerke von Johann Schilling, die 1869 auf der Wiener Kunstausstellung den ersten Preis erhielten. Da sie in Sandstein

Digitized by Google

ausgeführt wurden, ſo ſind ſie, um ſie vor den zerſtörenden Einflüſſen des feuchten Klimas zu ſchützen, vergoldet und machen deshalb einen extra reichen Eindruck.

Am Südende der alten Feſtungsmauer ſtehend, von welchem Punkte man die Hauptanſicht genießt, merkt man nicht, daß man über einem Monument ſteht, — ein eigentümliches Monument an eigentümlicher aber recht prominenter Stelle — das Monument des Kurfürſten Moritz von Sachſen. Den Kurfürſten habe ich niemals gern, ſondern aus früheſter Jugend ein Vorurteil gegen ihn gehabt.

Moritz wurde 1553 in der Schlacht von Sieversḥauſen getötet, und ſeine Eingeweide unter dem Altare der Dorfkirche beigeſetzt.

Brühls Terraſſe.

Im Sommer des Jahres 1853 wurde ihm an der Stelle, wo er gefallen war, ein Denkſtein errichtet. Das Dorf lag zwei Stunden von meiner Vaterſtadt entfernt; Denkſteine wurden nicht alle Tage errichtet und deshalb machten wir Jungens — ich war damals acht Jahre alt — uns im glühenden Sonnenbrande auf, der Denkmalsenthüllung beizuwohnen. Wir ſahen natürlich nichts, hatten uns Blaſen an die Füße gelaufen und konnten im Dorfe nicht einmal für umſonſt — denn Geld hatten wir nicht — einen Tropfen Waſſer bekommen. Der Durſt, die trockene Zunge und der trockene Gaumen ſind mir heute noch erinnerlich und es kann ſein, daß ich ihm deshalb für ſeine Taten und ſeinen Charakter keine goldene Medaille zuerkannt haben würde.

Digitized by Google

Das Monument an der Festungsmauer stellt ihn dar, wie er seinem Bruder August das kurfürstliche Schwert übergiebt, weil er selbst im Begriff steht, gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg ins Feld zu ziehen. Hinter den Brüdern stehen ihre Frauen und hinter Moritz, nicht allegorisch, sondern in abschreckender Häßlichkeit, der Tod, in Hindeutung auf sein bald nach diesem Abschiede erfolgtes Ableben.

Daß es in einer Stadt, alt, reich und liberal, an Denkmälern für große Ereignisse und große Männer nicht fehlt, ist ja selbstverständlich und selbst eine bloße Aufzählung derselben würde ermüdend sein. Das Wettiner Fürstenhaus hat über 820 Jahre in Sachsen geherrscht und der im Jahre 1889 errichtete Wettinobelisk, zur Erinnerung an das 800-jährige Regierungsjubiläum der Familie Wettin, zeigt in seiner Ornamentik, daß das „dankbare Volk" Ursache hat, mit seinen Fürsten im allgemeinen zufrieden zu sein.

Auch dem lieben Gott wird dankbare Anerkennung gezollt; der „Cholerabrunnen" auf dem Postplatze, eine 60 Fuß hohe gotische Spitzsäule, mit der merkwürdigen Zusammenstellung von vier Bronzefiguren, die außer den Heiligen Johannes den Täufer, Bonifacius und Elisabeth, auch den Heiden Wittekind darstellt, 1846 errichtet, zum Andenken daran, daß Gottes Güte die Stadt 1841 bis 1842 von der Cholera verschonte.

Ein packendes Denkmal findet man in der Ringstraße: Bismarcks machtvolle, kräftige Gestalt in Ueberlebensgröße, wie er mit festem Fuße auftritt und furchtlos weiter zu schreiten im Begriffe steht, mit der Widmung: „Als Zeichen ihrer Dankbarkeit, als Mahnung den Nachkommen, in erhebender Erinnerung an den 18. Juni 1892, als der Größte einer großen Zeit hier weilte, errichteten Männer und Frauen Dresdens obiges Denkmal."

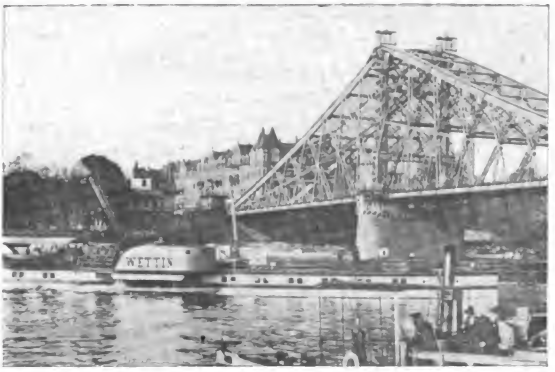
Zu seinen Füßen sitzt auf einer Seite ein Engel auf einer Löwenhaut, an der sich noch Kopf, Schweif und Tatzen befinden, und trägt dem Kanzler eine Herkuleskeule nach; auf der anderen Seite sitzt auf einem Löwenkopfe, unter vollbelaubtem Eichenzweige, friedlich, sicher und siegesfroh, ein zweiter Engel und darunter der mächtige Spruch des Altkanzlers: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt!" Auf dem Altmarkte befindet sich das imposante Siegesdenkmal, mit den Namen der 99 Söhne Dresdens, die 1870—'71 in dem Kampfe fielen. Den Georgsplatz zieren drei Denkmäler: das des Heldenjünglings Th. Körner, des Schriftstellers Gutzkow und das von den deutschen Sängern errichtete Ottodenkmal. In allen Stadtteilen finden sich Denkmäler für Fürsten, Krieger, Diplomaten, Männer der Wissenschaft, der Industrie, Künstler, Dichter, Journalisten und die sich sonst hervorragende Verdienste erworben haben. Dresden ist eine bevorzugte Fremdenstadt, und man spricht hier vom englischen, russischen und amerikanischen Viertel als etwas jedem Menschen Bekanntes.

Digitized by Google

Als ich einmal die Stadtkarte vornahm, um festzustellen, wie diese Fremdenviertel lociert waren, wurde es mir klar, warum Dresden so bedeutend an Einwohnerzahl zugenommen hatte.

Der Einverleibung von Vorstädten ist es wohl hauptsächlich zuzuschreiben; wenn die umgebenden Vorstädte lauter „Norwoods“ wären, so müßte das von Vorstädten eingeschlossene Dresden auf jedes Wachstum verzichten und sich darüber freuen, daß die umliegenden Dörfer hübsch wachsen. Aber es sind, gottlob, nicht alle Leute Norwood-Lokalpatrioten.

Die Altstadt hat nach und nach die folgenden Vorstädte einverleibt: Friedrichstadt, Löbtau, Wilsdruff, Plauen, Seevorstadt, Schweizer Viertel, Südvorstadt, Pirnäische Vorstadt, Striesen, Strehlen, Gruna, Zschertnitz,



Die Elbbrücke bei Blasewitz.

Racknitz und Cotta. Die Neustadt annektierte Antonstadt, Oppellstadt, Albertstadt, Pieschen, Mickten und Uebigau. So macht man's überall, nur nicht in dem von engherzigen, beschränkten Lokalpolitikern umgebenen Cincinnati!

Auf dem Schloßplatze bemerkte ich eine Straßenbahnlinie, bezeichnet „Schloßplatz — Blasewitz.“ „Potz der Blitz! das ist ja die Gustel von Blasewitz.“ Obgleich ich wußte, daß die von Schiller als „Gustel von Blasewitz“ auf die Bühne gebrachte junge Dame schon 1856, neunzig Jahre alt, als „Frau Senator Renner“ gestorben war, so drängte es uns doch, den Platz zu besuchen, wo das hübsche Mädchen vor mehr als hundert Jahren das Herz des jungen Schiller in Glut versetzte. Eine halbstündige

Digitized by Google

Fahrt zwischen ununterbrochenen Häuserreihen führte uns in das hübsche Städtchen. Eine Suspensionsbrücke, welche hier als „blaues Wunder“ angesehen wird, aber weder an Schönheit noch an Länge einen Vergleich mit unserer Suspensionsbrücke aushalten kann, hat den Vorzug, daß „der Schillergarten“ direkt an der Brücke liegt und sich ein paar hundert Fuß lang am Elbufer hinzieht. Ein großes Restaurant schließt den Garten nach der Straßenseite ab, geräumige Verandas, heizbar und für den Winterbesuch schön eingerichtet, umgeben den Hauptbau und führen nach den Endpavillons, von denen man eine entzückende Aussicht nach dem gegenüberliegenden Loschwitz hat, auf dessen Höhe man mit der Drahtseilbahn und der Schwebebahn nach dem berühmten Wirtshause und Aussichtspunkte „Weißer Hirsch“ gelangen kann.

Selbstverständlich bekommt man in einem solchen von Fremden und Einheimischen stark besuchten Lokal vorzügliche Speisen und Getränke, aber auch die geistige Ausbeute ist lohnend.

Die Büste Gustels, in jugendlicher Gestalt, ziert die Gartenseite der Veranda in schönem Bronzeguß. Wenige Schritte nach dem Garten hinein trägt ein etwa 12 Fuß hoher Obelisk an einer Seitenfläche ein Brustbild Schillers und eine Inschrift am Sockel belehrt uns, das Denkmal sei: „Errichtet von Ernst Litfaß aus Berlin, 1859.“

Herr Litfaß, der sich hier verewigt hat, war der Erfinder und Konzessionär der bekannten Berliner Anzeigesäulen, auch Litfaßsäulen genannt, die sich auch in anderen Städten eingebürgert und den Erfinder zum Millionär gemacht haben.

Eine Bronzetafel enthält die Inschrift:

Wanderer, hemme den Schritt,
Du stehst auf geheiligtem Boden;
Der hier gewandelt einst,
Ist ein Unsterblicher uns,
Keiner sang so mächtig, als
Schiller zum Herzen des Volkes;
Seelenentzückend und hehr
Leuchtet sein Geist durch die Welt.

Ein nahestehender Lindenbaum enthält auf bronzener Tafel den Vers Schillers:

Freue Dich, daß die Gabe des Liedes vom Himmel herabstieg.
Daß der Sänger Dir singt, was ihm die Muse gelehrt.
Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte;
Weil er der Glücklichste ist, kannst Du der Seligste sein.

Körperlich und geistig erquickt, gingen wir über die „blaue Wunderbrücke“ und sahen zu, mit welcher Umständlichkeit und Langsamkeit die Drahtseilbahn und ebenso die Schwebebahn in Bewegung gesetzt wurden

Digitized by Google

— gerade wie die „Lifts“ in den deutschen Hotels — man ist zwar schon einigermaßen daran gewöhnt, aber es ist doch stets wieder eine neue Geduldsprobe.

Indessen fühlt man sich reichlich entschädigt, wenn man vom „Weißen Hirsch“ Dresden, Altstadt und Neustadt, den Silberstrom der Elbe mit ihren fünf Ueberbrückungen, und den Ausblick nach Norden und Süden auf Berge und Dörfer auf weite Fernen hin unter sich liegen sieht.

Den Abstieg machten wir zu Fuß auf einer Straße, eigentlich nur einer Gasse, die recht schön gepflastert, aber so steil war, daß eigentlich nur eine Ziege mit einiger Sicherheit den Pfad beschreiten kann.

Etwa halbwegs auf dem Abstiege fanden wir an der Villa Sidonia die ermutigende Inschrift:

Gesund ist's Steigen, auch wird's belohnt,
Denn auf den Bergen die Freiheit wohnt.
Lustig zu Fuß den Berg hinan,
Brauch' Drahtseil nicht, noch Schwebebahn.

Ich aber dachte mir im stillen, als wir mit beschleunigtem Tempo kaum im stande waren, auf den Füßen zu bleiben:

Sei ohne Sorge, den Berg hinab
Kommst Du geschwinde im schönsten Trab.

Die schönen Villen, die fast alle als Pensionen eingerichtet sind, haben nicht nur ein sehr einladendes Aeußere, sondern auch ausgesucht poetische Namen. Auf diesem kurzen Abstiege notierte ich die Villen: Anna-Emma, Helena, Sidonia, Wilhelmina, Sophie-Charlotte, Anna-Maria, Brunhilde, Liese-Lotte, Martha, Frieda, Krimhilde, Morgensonne, Abendröte; aber auf die Preise sollen die Namen keinen Einfluß haben.

Unser Aufenthalt in Dresden überschritt die gewöhnliche Besuchszeit ganz bedeutend — denn wir hielten uns hier drei Wochen auf, jeder Tag mit neuen, herrlichen Unterhaltungen ausgefüllt. Wenn ich die Ausflüge, die sich in der unmittelbaren Nachbarschaft Dresdens in so reicher Zahl bei geringen Kosten darbieten — nach Tharandt und seiner berühmten Forstakademie, Borsberg mit dem Albrechtsschloß und den prachtvollen Parkanlagen und mächtigen Fontänen, Pillnitz, in dessen Schloß seit Jahren die Königsfamilie ihre Sommerresidenz aufgeschlagen hat, mit einem Schloßgarten, in dem es von seltenen und schönen Bäumen und Blumen geradezu wimmelt, die Festung Königstein und den gegenüberliegenden Lilienstein, Pirna, Meißen mit seiner stolzen, malerischen Albrechtsburg, prächtigen Kirchen und schönen, historischen Gebäuden, die hundert Punkte voll landschaftlicher Schönheit der sächsischen Schweiz — alle aufführen wollte, so würde ich den Lesern nur den Mund wässerig machen. Schon bei der bloßen Erinnerung wässert mir der Mund.

Digitized by Google

Leipzig.

Mein Leipzig lob' ich mir!
Es ist ein klein' Paris
Und bildet seine Leute,

so lobt Frosch bei dem fröhlichen studentischen Kneipgelage mit Faust und dem Teufel in Auerbachs Keller die „liewe Lindenstadt".

Zu Goethes Zeiten hatte Leipzig kaum mehr als 30,000 Einwohner; was würde er wohl heute über Leipzig zu sagen haben, nachdem die Einwohnerzahl sich beinahe zwanzigmal vergrößert und seine Entwicklung in jeder Hinsicht mit seiner Vergrößerung gleichen Schritt gehalten hat?

Der verhältnismäßig beschränkte Raum, dessen äußere Grenze die schönen Anlagen des Fleischerplatzes, des Börsenplatzes, des Georgi Rings, Augustusplatzes, Roßplatzes, Rathaus Rings und Thomas Rings war, waren so ziemlich das ganze Klein-Paris jener Zeit. Jetzt dehnt sich die Stadt von hier meilenweit nach allen Richtungen aus und hat sich zu einer der schönsten und imposantesten Großstädte entwickelt.

Dabei hat Leipzig den gar nicht hoch genug anzuschlagenden Vorteil, ein Areal von 10,000 Ackern Wiesen, Feld und Waldbesitz als städtisches Eigentum zu besitzen, aus welchem ein großer Teil zu herrlichen Parkanlagen umgestaltet wurde, Fremden und Einheimischen zum hohen Genuß.

Am ersten Tage unseres Aufenthalts in Leipzig konnten wir allerdings weder die schönen Anlagen, welche die innere Stadt umgeben, noch die weiter entfernt liegenden Parks mit Genuß anschauen. Es war am Ostermontag und obgleich wir in Dresden herrliches Frühlingswetter gehabt hatten, fing es kurz nach unserer Ankunft in Leipzig so zu schneien an, daß man selbst die Regenschirme mit der kolossalen Schneebedeckung nur mit Mühe schleppen konnte.

Glücklicherweise war die Grimmaische Straße und der daran liegende Auerbachs Keller von dem Hotel nicht weit entfernt, und wir konnten uns verhältnismäßig leicht aus dem Schneesturme in dieses weltbekannte, althistorische, gemütliche Lokal retten.

Die alte Weinstube, die, zwei Stockwerke tief, schon seit 1438 trinklustigen Gesellen die besten und reinsten Weine zu liefern sich rühmt,

Digitized by Google

wird, ſo verſicherte man uns, von dem Wirte in pietätvoller Weiſe auch den kommenden trinkluſtigen Geſchlechtern in treuer Ueberlieferung bewahrt.

Auch heute noch mag es oft genug vorkommen, daß ein richtiger Weinkenner ſich im ſtillen Brauders gewichtiges Wort aus „Fauſt“ zitiert:

Ein echter deutſcher Mann
Mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern,

und es mag wohl auch heute noch vorkommen, daß aus den Studenten der

Dr. Fauſt.

berühmten Leipziger Univerſität, deren Zahl jetzt jährlich mehr als 5500 beträgt, es dann und wann im Chor ertönt, wie zu Fauſts Zeiten:

Uns iſt ganz kannibaliſch wohl,
Als wie fünfhundert Säuen.

In der unteren Abteilung des Kellers iſt noch das Faß, auf dem Dr. Fauſt ſeinen berühmten Ritt aus dem Keller unternommen hat; ebenfalls ein alter Holzſchnitt von dem Schwarzkünſtler und ſchöne Wand- und Deckengemälde.

Kein Laut aus der Oberwelt dringt in dieſe Tiefe, und bei einem vor-

Digitized by Google

züglichen Tropfen läßt es sich hier wunderbar träumen von der mystischen Märchenzeit, Zauberern und Hexen.

Im oberen Keller geht's mit der Träumerei weniger gut und Mephisto hat recht, wenn er sagt, daß

Die Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel sich erstreckt,

denn man kann bei den recht hübschen Illustrationen von Goethes „Faust", welche die Wände des oberen Kellers zieren, sich in die echte, rechte Mephistogestalt nicht hineinphantasieren. Wohl nur wenige Freunde versäumen es, dieses älteste Weinlokal Leipzigs zu besuchen, dem Goethe „den Schimmer der Unsterblichkeit" verliehen, welches der „Zauber der Vergangenheit" umfließt und dem die guten Weine und Speisen der Gegenwart recht realistisch angenehme Wirklichkeit geben.

Der nächste Morgen brachte blauen Himmel und Sonnenschein und da dem April niemals recht zu trauen ist, so beschlossen wir, diesen Tag dem im Bau begriffenen Nationaldenkmal der Völkerschlacht zu widmen.

Nach kurzer Fahrt auf der Straßenbahn, die Reitzenhainerstraße entlang, erblickten wir auf dem Tonberge den Riesenbau des Denkmals der deutschen Befreiung von der napoleonischen Gewaltherrschaft.

Der gewaltige Bau, an Größe die Pyramiden in den Schatten stellend, erhebt sich auf einem Plateau des Tonberges, von etwa 20 Ackern Umfang, zu einer Höhe von 300 Fuß. Das Fundament ruht auf 52 gewaltigen Pfeilern und eine Freitreppe, von 185 Fuß Breite und 14 Fuß Höhe, führt zum Sockel des Monuments mit riesigen Postamenten und man kann aus den bis jetzt hergestellten Teilen leicht erkennen, wie großartig und imposant die Wirkung des vollendeten Werkes sein wird. Der gegenüberliegende ausgedehnte Südfriedhof und der große Park, welcher das Denkmal umgeben soll, sichern ihm einen so bevorzugten Platz, daß seine riesigen Dimensionen, die korrekte architektonische Entwicklung und die Grazie der Einzelheiten zu voller Wirkung kommen können.

Inmitten dieses geplanten Parkes, nur einige hundert Schritte von dem Freiheitsdenkmale entfernt, steht auf einer kleinen Anhöhe, auf einfachem Sockel, ein Quaderstein mit der Büste Napoleons. Hut und Degen liegen neben der Büste und eine Inschrift belehrt uns, daß von diesem Punkte aus Napoleon den Gang der Völkerschlacht beobachtete.

Auf den blutgetränkten Gefilden, über welche unsere Blicke jetzt nach allen Seiten schweifen, über friedliche, reiche, herrlich entwickelte Scenerien, entwickelte sich im Oktober des Jahres 1813 der gewaltige Entscheidungskampf für die Befreiung Deutschlands von der französischen Gewaltherrschaft.

Auf diesem Platze stand die geschichtlich berühmte Quandt'sche

Digitized by Google

Tabaksmühle und von diesem Punkte aus sah der nimmersättliche Eroberer, wie seine tapferen Legionen dem Untergange verfielen. In einer Entfernung von etwa zwei Meilen in südöstlicher Richtung von Quandts Mühle, auf einer kleinen Anhöhe, dem Wachtberge, standen die verbündeten Fürsten — jetzt heißt der Hügel „Monarchenhügel" — und verfolgten mit ebenso großer Unruhe die hin- und herwogenden Kämpfe.

Das Dorf Probstheide lag gerade in der Gefechtslinie, zwischen dem Standpunkte Napoleons und dem der Monarchen. In dem mörderischen Kampfe in Probstheide verteidigten die Truppen Napoleons jedes Haus, jeden Garten, jede Lehmmauer, jeden Hof wie eine Festung und die Toten lagen in solchen Haufen, daß die Kämpfenden kaum darüber hinwegschreiten konnten. Mit welcher grausamen Vernachlässigung aller Pflichten, welche die Humanität selbst den Kriegern auferlegt, die Kämpfe hier geführt wurden, wird wohl am leichtesten durch die Tatsache belegt, daß man zehn Tage nach der Schlacht, in einer Scheune der Schäferei Meusdorf, die kaum hundert Schritte von dem Monarchenhügel entfernt lag, 114 verhungerte, verblutete Soldaten fand.

Der 19. Oktober brachte das Ende der blutigen Schlacht. Die Franzosen waren von einer kaum glaublichen Panik ergriffen worden und Napoleon selbst hatte große Mühe, durch die wirren Massen über die Elster ins Freie zu kommen. Als aber gegen Mittag die Elsterbrücke in die Luft gesprengt wurde, wiederholten sich die Schrecken der Beresina. Tausende, die schwimmend das rettende linke Ufer der Elster zu erreichen suchten, fanden ihren Tod in den Fluten, so auch der Polenfürst Poniatowski, der Befehlshaber des polnischen Hilfskontingents Napoleons.

Ein braver Mann, dem man deshalb auch an der Ratsschule in der Lessingstraße ein Denkmal gesetzt hat. Das Brückensprengungsdenkmal an der Elsterbrücke, am Ranstädter Steinweg, erinnert täglich an das traurige Loos so mancher braven Krieger, die hier statt des mutigen Soldatentodes elend ertrinken mußten.

An Denkmalen, zum Teil sehr schönen, fehlt es in Leipzig nicht, obwohl manche der so Geehrten kaum über das Weichbild der Stadt bekannt sein mögen, wie z. B. das Hillerdenkmal, zu Ehren A. Hillers, der Kantor an der Thomaskirche war; die Denkmale von Dr. Heine, K. W. Mueller, Plate, Dolz, Harkort, Otto Peters, Zöllner, Wm. Seyferth ehren die Stadt, welche den um die Stadt verdienten Männern auf solche bleibende Weise ihre Anerkennung ausdrückt.

Dem größten Sohne der Stadt Leipzig, Leibnitz, ist auf dem Pauliner Hofe ein würdiges Denkmal errichtet; die Komponisten Mendelssohn, Schumann, Bach, die Pädagogen Fechner, Heinecke, der Begründer der Homöopathie Dr. Hahnemann, die Dichter Gellert, Goethe und Körner, die Staatsmänner und Helden Major Friccius, Bismarck, König Anton,

Digitized by Google

König Friedrich August, die großen Reformatoren Luther und Melanchthon, der Reformator des Ackerbaues Albert Thaer stehen hier der Nachwelt in Marmor und Bronze vor den Augen.

Die Leipziger Messen sind von Alters her weltbekannt; die günstige Lage der Stadt machte sie zu einem Haupthandelsplatze der Großkaufleute, und ihre Bedeutung hat, trotz Telephon und Telegraph, nicht in dem Maße abgenommen, wie die Braunschweiger und Frankfurter Messen.

Im Buchhandel steht Leipzig unerreicht da; hier ist der Mittelpunkt des Buchhandels der ganzen Welt, und der Verlags-, Sortiments-, Antiquariats- und Kommissionsbuchhandel fließt hier zusammen und ergießt sich dann wieder in Tausenden von Kanälen in alle Teile der Erde. Von den 9771 in Deutschland bestehenden Buchhändlerfirmen hatten im Jahre 1904 9373 in Leipzig einen Vertreter und 883 buchhändlerische Geschäfte hatten in Leipzig ihren Sitz. Die Leipziger Messen bestanden schon vor dem Jahre 1183, denn in diesem Jahre wurden die Meßprivilegien bestätigt und der Kaiser Maximilian bestätigte sie 1497 aufs neue und erhielt dafür in der Universitätsstraße am Kaufhause ein schönes Denkmal gesetzt.

Buchhändlerhaus.

Mit Verwunderung bemerkte ich die Abwesenheit eines Fuß- oder

Digitized by Google

Gutenbergdenkmals, dafür hat ſich aber das Buchgewerbe im deutſchen Buchhändlerhaus ein Monument in der Hoſpitalſtraße erbaut, welches, in Verbindung mit dem im inneren und äußeren Zuſammenhange mit ihm ſtehenden Buchgewerbehaus, eine geiſtige und geſchäftliche Einheit bildet. Eine der ſchönſten architektoniſchen Zierden der Stadt, mit der prachtvollen

Verurteilt.

Freigeſprochen.

Zwei kleinere Ornamente vom Reichsgerichtsgebäude.

Gutenberghalle und dem hervorragenden Standbilde des Erfinders der Buchdruckerkunſt.

Vor etwa vier Jahren machte uns ein Profeſſor Lamprecht das zweifelhafte Vergnügen, den Vereinigten Staaten einen Beſuch abzuſtatten. Er fand wenig Gutes an uns. Unter anderem moquierte er ſich auch über un-

Digitized by Google

ier Prozentum, daß wir immer den Kostenpreis vorrückten und die Bedeutung irgend eines Dinges nach seinen Dollarkosten abschätzten und niemals vergäßen, wie viele Tausende dies oder jenes gekostet habe. Dieses absprechende Urteil fiel mir recht aufs Herz, als ich hier in Leipzig an seinem Hause vorbeiging, und ich hätte es ihm gerne in seiner lieben Lindenstadt unter die Nase gerieben, daß in dieser Hinsicht die Menschen überall so ziemlich gleich sind, und daß — wenn er die Augen zu Hause hübsch gebraucht hätte — er gesunden haben würde, daß selbst seine Leipziger Mitbürger recht schön auf den Kostenpunkt protzig tun können.

Allenthalben wurden einem die Ziffern vor Augen geführt: das neue Rathaus kostet zwei Millionen Dollars ohne die Möbel, das neue

Das Rathaus in Leipzig.

Hospital eine Million, die Markthalle 600,000 Dollars, der Schlachthof 800,000 Dollars und das Reichsgerichtsgebäude — nu was meenen Se — kostet 1½ Millionen Dollars, und so geht's durch die ganze Liste — in Leipzig, in Paris, in London und in Amerika.

Das einzig Merkwürdige ist, daß selbst ein gelehrter Professor solche Kleinigkeiten zu Hause nicht bemerkt, daß sie ihm aber gewaltig auffallen, wenn er „in die Ferne schweift".

Das Reichsgericht kostet viel Geld, ist aber auch ein Bau voll architektonischer Majestät, voll Schönheit, Ernst und Kraft. Das Gebäude enthält 391 Räume und darunter eine große Halle, elf reich ausgestattete größere Säle und neun Treppenhäuser. Die vier zusammenhängenden

Digitized by Google

Flügel sind 400 Fuß lang und 250 Fuß breit und über den Mittelbau, in dem sich eine große luftige, lichte Halle befindet, ragt die mit Kupfer gedeckte Kuppel fast zweihundert Fuß hoch empor, von einer 20 Fuß hohen Bronzefigur gekrönt.

Wie der Plan des Gebäudes klar, einfach und harmonisch ist, so ist die künstlerische Ausführung des ornamentalen Schmuckes innen und außen bewunderungswürdig.

Nicht weniger anziehend ist das neue Rathaus, welches an der Stelle der alten Pleißenburg errichtet wurde, die früher direkt vor den Toren Leipzigs lag und die bis vor kurzem für militärische Zwecke gebraucht wurde. Von der Pleißenburg ist nichts übrig geblieben als das Fundament, auf dem der starke, 350 Fuß hohe, plumpe Turm steht, der allerdings mit der zierlichen, antikisierenden Architektur des Gebäudes nicht harmonisiert. Neben den Hunderten von Arbeitszimmern, wie sie für einen so großen Verwaltungsapparat notwendig sind, befindet sich auch eine Anzahl von prunkvoll ausgestatteten Sälen für Repräsentationszwecke darin.

Und nun erst das Juwel unter dem Gebäude — der Ratskeller, in den man auf monumentaler Treppe hinabsteigt und in seinen mächtigen Hallen unter Kreuzgewölben die Schönheiten des Baues und die Vorzüglichkeit der Wirtschaft recht innig genießen kann. Aeußerst humorvoll, ähnlich wie bei niedersächsischen Renaissancebauten, sind die ornamentalen Zierarten in Tier- und Menschengestalten; besonders einladend ist der kauende Riese am Eingange zum Ratskeller, der eben ein „Baby" verschluckt, von dem nur noch der Kopf zu sehen ist, und dessen strampelnde Beinchen dem Riesenrachen höchstwahrscheinlich Ungemach verursachen.

Selbstverständlich braucht man in Leipzig nicht immer Wein zu trinken. Man hat hier ein heimisches Gebräu — Gose genannt — so etwas wird in Goslar auch gebraut, und ist sogar berühmt. Aber mit meiner Erfahrung in Goslar, daß die Gose mehr auf den Magen als auf den Kopf wirkt, wagte ich es nicht, in einer der Gosestuben einzukehren, obgleich eine derselben den ermutigenden Namen im Schilde führte: „Ohne Bedenken."

Ein Monumentalbau ersten Ranges ist das von Berliner Architekten erbaute Konzerthaus, mit Statuen der großen Komponisten Mozart und Beethoven, und auf dem Platze vor demselben das Denkmal von Felix Mendelssohn.

Interessant, wie in allen größeren Städten Deutschlands, ist der städtische Schlachthof, der, 1888 eröffnet, auf einem Gelände von 30 Acker Größe vier Schlachthallen, drei Markthallen, einen Kühlraum von 120 Zellen und die nötigen Stallungen in mustergültiger Einrichtung enthält.

Digitized by Google

Wenn wir einen umfassenden Blick über Leipzig werfen, so müssen wir den tatkräftigen Bürgersinn bewundern, der für die Entwicklung seiner Angehörigen so Vortreffliches zur Verfügung stellt, besonders wenn wir bedenken, daß sie nicht in der bevorzugten Lage einer Residenzstadt ist, sondern alles von der Bürgerschaft erworben und geschafft werden mußte.

Im vorigen Jahre feierte die Universität ihr 500-jähriges Jubiläum und hatte nahezu 6000 Studenten. Die Handelshochschule wurde 1898 eröffnet, die erste ihrer Art für vertiefte allgemeine und kaufmännische Bildung; vier Gymnasien haben die Aufgabe, die Jugend durch humanistische, besonders altklassische Bildung zum Studium vorzubereiten; ein Realgymnasium bereitet mehr spezifisch für Naturwissenschaft und Technik vor; fünf Realschulen legen kein Gewicht auf tote Sprachen, statt dessen betreiben sie mit besonderem Eifer das Französische und Englische; zehn höhere Mädchenschulen sorgen dafür, daß auch die höheren Töchter auf das wissenschaftliche und Bildungsniveau der Neuzeit gelangen können und die städtischen Volksschulen bieten einem jeden Gelegenheit, sich eine tüchtige Bildung anzueignen. Außerdem giebt es hier eine ganze Anzahl ausgezeichneter Fachschulen: Baugewerkschule, Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe, die städtische Gewerbeschule, die Handelslehranstalt, die Heizerschule der Polytechnischen Gesellschaft, das Technikum für Buchdrucker, Lehrerseminar für Knabenhandarbeit mit Schülerwerkstätten, Fachschule für Drechsler und Bildschnitzer, städtische Koch- und Haushaltungsschulen, Seminar für Kindergärtnereien und eine Legion von Privatmusik- und Theaterschulen.

Ein reicher Bücherschatz steht den Studierenden zur Verfügung. Die Universitätsbibliothek zählt über 500,000 Bände, mit wertvollen Inkunabeln und Handschriften. Die Stadtbibliothek hat 121,000 Bände, die Comeniusstiftung 120,000 Bände, das Reichsgericht 110,000 Bände, die Bibliothek des Buchgewerbevereins, mit zahlreichen Inkunabeln und älteren Druckwerken, hat 14,000 Bände und 30,000 Originalblätter und Nachbildungen, der Börsenverein hat 20,000 Bände und 35,000 Kataloge. Dazu kommen noch Schätze des Kunstgewerbemuseums, der Musikbibliothek, des Vereins für Erdkunde ꝛc. und man sieht leicht, welche Hilfsquellen dem Gelehrten, dem Künstler, dem Techniker, dem Fabrikanten und dem Handwerker zu Gebote stehen zu seiner Vervollkommnung oder seiner Unterhaltung.

Eine ganz vorzügliche Einrichtung Leipzigs sind die „Schrebervereine", die wenigstens unter diesem Namen anderorts wohl wenig bekannt sind. Sie tragen diesen Namen zu Ehren des 1861 verstorbenen Leipziger Arztes Dr. Schreber, der in zahlreichen Schriften die gleichmäßige Ausbildung von Geist und Körper fordert. Auf seine Anregung hin wurde

Digitized by Google

von einem „Schrebervereín“ der erste Spielplatz mit einem Schulgarten und Kinderbeeten gegründet. Bald entwickelten sich im Anschluß daran Familiengärten. Nach diesem Muster sind seit der Zeit 75 Spielplätze mit 8000 kleinen, lauschigen Familiengärten entstanden, für welche die Leipziger eine so große Vorliebe großgezogen haben, wie die Berliner für ihre Lauben.

Die echten Schrebervereine beschränken sich jedoch nicht auf Gartenpflege; sie sind Erziehungs- und Elternvereine, und widmen der Jugendpflege die größte Aufmerksamkeit. Jugendspiele, Wanderungen durch Wald und Flur, Milchkolonien, Badekolonien, Eisbahnen für Wintersport, Belehrung über erzieherische Fragen, unentgeltliche Pflege armer, kränklicher Kinder in den Milchkolonien und sie versuchen alles beizutragen zur Heranbildung eines gesunden, tatkräftigen Geschlechts.

Im Jahre 1904 spielten täglich bis zu 5000 Kinder auf den Spielplätzen — wie viel bleibt für uns noch zu tun übrig, bis wir für unsere Jugend annähernd erreichen, was in Leipzig freiwillig durch Bürgergeist und Bürgersinn ins Leben gerufen und erhalten wird?

Digitized by Google

Kassel.

Kaiser Wilhelm, als oberster Kriegsherr, sollte einmal mit einem reinigenden Donnerwetter in sein Kriegsministerium fahren, um es mit seinen übrigen Ministerien und der Welt im allgemeinen und den Städten Köln und Kassel im besonderen in Einklang zu bringen.

Mit einer Hartnäckigkeit, die weder begründet noch schön ist, fährt das Kriegsministerium fort, statt Köln und Kassel, Cöln und Cassel zu schreiben, obgleich die ganze übrige Welt die Schreibung mit K angenommen hat, wie sie von geschichtlichen Vereinen und den betreffenden Lokalbehörden festgesetzt wurde.

Im Jahre 1882 fand es der hessische Geschichtsverein für nötig, daß Kassel mit einem K zu schreiben sei — das hat nun zwar bei dem Kriegsministerium nichts geholfen, aber die übrige Welt tut den braven Hessen gerne den Gefallen und schreibt ihre schöne Hauptstadt geschichtlich korrekt mit einem K. Kassel wird im Jahre 1913 seinen tausendjährigen Geburtstag feiern und ist wirklich alt genug, um zu wissen, wie sein Name geschrieben werden sollte.

Die Stadt liegt am Fuße des herrlich bewaldeten Habichtswaldes, der mit mehreren vorgelagerten Hügeln in allmälicher Neigung gegen das Fuldatal abfällt.

Der bei weitem größere Teil Kassels liegt auf dem linken Fuldaufer; die vor 600 Jahren auf dem rechten Fuldaufer angelegte neue Stadt, die sogenannte Unterneustadt, hat sich bis heute noch nicht besonders entwickelt und bildet nur einen kleinen Teil Kassels.

Die Fulda ist zwar nur ein kleiner Fluß, aber dank der Einsicht und Rührigkeit der deutschen Regierungen, die in der Regulierung und Pflege der Wasserwege so außerordentlich Hervorragendes leisten, ist der kleine Strom für Lastschiffe bis nach Bremen schiffbar gemacht worden.

Die Fulda und die bei Münden sich mit ihr zur Weser verbindende Werra sind außerordentlich fischreich. Wenn jetzt nach einer Hofjagd des Kaisers amtlich mitgeteilt wird, wie viele Rehe, Hirsche, Bären und Sauen dem kaiserlichen Jagdvergnügen geopfert worden sind, so erkennt man, wie sich die Geschmäcker mit den Zeiten ändern, wenn man erfährt, daß am 9. Juni 1443 der Landgraf Ludwig in den Weinkeller des alten Ratskellers mit heller Freude herabstieg, um seinen lieben Bürgern die freudige Mitteilung zu machen, daß er auf seinem Fischzuge in der Fulda auf einen Zug 798 Lachse und dazu noch einen Hecht, von der Größe eines Lachses, gefangen habe.

Digitized by Google

Ob dieses derselbe Hecht ist, der im Naturalienmuseum im alten Ausstellungshause als No. 72 bezeichnet aufbewahrt wird, der einen Umfang von 36 Zoll und ein Gewicht von 36 Pfund hatte, weiß ich leider nicht zu sagen; jedenfalls wäre die landgräfliche Freude über einen solchen Fang gerechtfertigt gewesen — weil dann alle seine späteren Fischgeschichten glaubhaft erschienen wären.

Auf der Seite nach dem Steinwege hin ist in der Mauer des Naturalienmuseums eine schwarze Marmortafel eingelassen, deren Inschrift zeigt, daß, „wo rohe Kräfte sinnlos walten", die Zeit leicht um hundert Jahre aufgehalten werden kann. Die Inschrift lautet:

Denis Papin,
der Erfinder der Dampfmaschine,
hat auf diesem Platze, in Gegenwart
des
Landgrafen Karl von Hessen,
im Juni 1706 die ersten größeren
Versuche mit der Anwendung
der Dampfkraft
erfolgreich ausgeführt.

Papin war seit 1688 Professor der Mathematik an der Universität zu Marburg und der Erfinder des bekannten „Papin'schen Topfes", der erste, welcher den Dampf, in freilich sehr primitiver Weise, für Kraftübertragung benützte.

Er konstruierte auch eine Maschine zur Fortbewegung eines Schiffes, und machte seine erfolgreichen Experimente auf der Fulda mit einem von der Maschine in Bewegung gesetzten Schaufelrade. Stromauf, stromab bewegte sich das Boot zur staunenden Bewunderung der Kasselaner. Aber Papin hatte Größeres im Sinne — sein Boot sollte die Weser, vielleicht gar die Nordsee befahren. Hinunter die Fulda ging's — bis zum Zusammenfluß mit der Werra. Hier hatten die Werrafischer das Recht, jedem Boote die Einfahrt in die Weser zu verwehren. Daß dieses mit Dampf getriebene Ungetüm die Fische aus dem Flusse vertreiben würde, war den hellen Fischerköpfen sonnenklar. Sie verweigerten also Papin die Erlaubnis und als er trotzdem in die Weser einfahren wollte, machten sie kurzen Prozeß und demolierten das Ungetüm.

Welcher Art möchte wohl die Entwicklungsgeschichte geworden sein, wenn die rohen Mündener Fischerknechte dieses Erstlingswerk des Erfinders nicht zerschlagen hätten; wenn im Wege der natürlichen Entwicklung die Dampfschifffahrt seit 1708 ihren Aufschwung genommen und der Keim nicht hundert Jahre geschlummert hätte! Fulton machte seine Probefahrten 1812. Papin, der seit der Zerstörung seines Schiffes ein sorgenvolles, kümmerliches Dasein gefristet hatte, starb 1712. Auf dem Hofe des Museums steht ein nach seinen Angaben gegossener Dampfcylinder,

Digitized by Google

Papins Topf, und auf dem Platze vor demselben steht ein als „Papin Brunnen“ bezeichnetes schönes Brunnendenkmal.

Obgleich die Münden Fischer durch ihre unbedachte Handlungsweise der Mit- und Nachwelt unberechenbaren Schaden zufügten, so müssen wir doch zugeben, daß sie lediglich auf ihrem alten, verbrieften Rechte bestanden.

Und das ist ein hervorstehender Charakterzug der Hessen, fest auf ihrem Rechte zu bestehen. Einen herrlichen Beweis davon gaben sie zur Zeit des Verfassungskampfes, als der berüchtigte Minister Hassenpflug das Land einer Militärdiktatur unterwarf, mit deren Handhabung der greise General von Haynau betraut wurde. Das Militär, in dessen Händen der endliche Vollzug der verfassungswidrigen Befehle zur Ausführung gelangen mußte, zeigte sich als echte, treue Bürger „und angesichts des Konfliktes von Pflichten, welcher ihnen einerseits durch die Pflicht des Gehorsams, andererseits durch die eidlich übernommene Verpflichtung auf die Beobachtung der Verfassung bevorstehe“, nahm fast das ganze hessische Offizierkorps: 4 Generäle, 7 Obersten, 20 Oberstleutnants, 12 Majore, 59 Hauptleute und Rittmeister, 50 Premierleutnants und 89 Sekondeleutnants am 9. Oktober 1850 den Abschied. Ehre ihrem Angedenken!

Obgleich Kassel nun nahezu 1000 Jahre alt ist und man deshalb wohl eine recht schöne Ausbeute von altertümlichen, architektonisch anziehenden Gebäuden erwarten könnte, so ist doch die Anzahl von solchen Bauten verschwindend gering; hingegen ist an schönen, modernen Bauten kein Mangel. Besonders nett ist in dieser Beziehung der kreisrunde Königsplatz, der Knotenpunkt für fast sämtliche Straßenbahnen, an dem sich hervorragende Bauten, wie das Reichspostgebäude, Regierungsgebäude, Gymnasium, befinden und auf welchem ein vielfach strapaziertes sechsfaches Echo ohne Trinkgeld gehört werden kann.

Eine ganze Anzahl sehenswerter Denkmäler finden sich über die ganze Stadt zerstreut. Die patriotischen Brüder H. und J. Wimmel stifteten ihrer Vaterstadt das von Karl Begas entworfene Einigungsdenkmal, zur Erinnerung an die 1870—71 erfochtene Einigung Deutschlands — das Hessendenkmal, wo auf mächtigem Unterbau ein trauernder Löwe aus weißem Marmor ruht, als Sinnbild der traurigen Zeit des hessischen Landes, während der französischen Fremdherrschaft von 1806—1815, wo Trauer im Herzen der Bewohner herrschte und nur der König Jerome von Westfalen und seine Bande fühlen und sagen konnte: „Morgen wieder lustig!“

Der Löwenbrunnen, ebenfalls das Geschenk eines loyalen Kasselaners, aus feinem Sandstein hergestellt, enthält in Muschelnischen weibliche Figuren, welche die vier bedeutendsten Flüsse Hessens repräsentieren. Die schiffbare Fulda trägt ein Ruder, die fischreiche Werra ein Netz, die Lahn,

Digitized by Google

mit ihren Heilquellen, eine Trinkschale und die Eder eine Urne, zur Aufbewahrung des in ihr gefundenen Goldsandes. Die Urne ist nur klein und kann wahrscheinlich trotzdem den ganzen in der Eder gefundenen Goldsand halten, wenigstens hat man von dem Goldreichtum der Eder nicht viel gehört. Von allen den Denkmälern interessierte mich das Denkmal des Landgrafen Philipps des Großmütigen am meisten. Es steht auf dem Kirchplatze der Martinskirche, ein imposantes Gebäude, das schon 1340 begonnen, aber erst 1891 ganz vollendet wurde.

Es interessierte mich besonders, weil es meiner Mißachtung gegen Moritz von Sachsen, den ich schon einigemale erwähnt habe, neue Nahrung gab.

Philipp der Großmütige war zum evangelischen Bekenntnis übergetreten und wurde in Halle, bei einem Gastmahle des Herzogs von Alba, auf Befehl Kaisers Karl gefangen genommen und zwar in Gegenwart seines Schwiegersohnes, Moritz von Sachsen, der zwar sein Schwert an der Seite hatte, aber lediglich nur seine Zunge zur Verteidigung seines Schwiegervaters in Bewegung setzte.

Man erzählt, Philipp sei mit dem sicheren Geleit, daß er nicht mit *einigem* Gefängnis gestraft werden solle, nach Halle gekommen, daß sich aber bei seiner Verhaftung zeigte, daß er nicht mit *ewigem* Gefängnis gestraft werden solle. Nun, ewig währte seine Gefangenschaft nicht, aber fünf Jahre lang wurde er doch in Mecheln in strenger Haft gehalten und seine treue Gattin starb indessen aus Gram.

Ein Geschichtsschreiber sagt von Moritz von Sachsen: „Er war ein Mann von seltenen Eigenschaften; so bedächtig und geheimnisvoll, so unternehmend und tatkräftig, mit so vorschauendem Blick in die Zukunft und bei der Ausführung so vollkommen bei der Sache.“ Der Mann mag recht haben, aber mir gefällt der Moritz nicht — ich habe nun einmal ein Vorurteil gegen ihn.

Vor einiger Zeit machte die Notiz die Runde durch die Zeitungen, daß ein reicher Amerikaner $125,000 für ein Gemälde von Franz Hals bezahlt habe. Wenn man eine solche Summe als wirklichen Wertmesser betrachten darf, so muß man staunen, welch ungeheure Kapitalien in den verschiedenen Museen angelegt sind.

Die Kasseler Gemäldegalerie enthält sieben Meisterstücke aus dem Pinsel von Franz Hals; jedes derselben von fast gleichem Werte wie das von unserem amerikanischen Krösus erkaufte. Die Bildergalerie ist ein wahrer Schatz; ein prächtiges Sandsteingebäude, inmitten herrlicher Anlagen, von Rasenplätzen, Blumenbeeten, Bosketts und Promenadenwegen umgeben, birgt sie im Innern über tausend kostbare Oelgemälde.

Wer sich einmal recht mit Muße in die herrlichsten Werke der nieder-

Digitized by Google

ländischen Schule vertiefen will, dem wäre die herrliche Sammlung der Meisterwerke in dieser Galerie vor allen anderen zu empfehlen.

Von vielen größeren Sammlungen denkt man, völlig übersättigt: Weniger wäre mehr! Aber hier hat man das herrliche, zufriedenstellende Gefühl: Gerade genug — es fehlt nichts, ist aber auch nichts zu viel.

Schon das Treppenhaus mit seinen Statuen, welche die Länder versinnbildlichen, in denen die Malerei besonders gepflegt wurde, ist ein hoher Kunstgenuß und wenn wir in den Sälen die herrlichen Schöpfungen von Rubens, Van Dyck, Rembrandt, Wouwermann, Terniers, Bronwer, Van der Velde, Van Ostade, Hals, Jan Steen und anderen großen flämischen und niederländischen Meistern bewundern und zugleich die Werke deutscher Meister, wie Dürer, Kranach, Tischbein, Müller ꝛc. zur kritischen Vergleichung heranziehen können, so muß man zu dem Urteile kommen, daß die Kasseler Gemäldegalerie eine so herrliche Auswahl bietet, wie sie zum genußreichen Studium für Kunstliebhaber nicht leicht besser gedacht werden könnte.

Am Friedrichsplatze liegt das Museum, dessen Hauptfront etwa 250 Fuß mißt und der sich zwei halb so lange Seitenflügel anschließen, die mit Kunstschätzen alter und neuer Zeit gefüllt sind. Im oberen Stockwerk befindet sich die Landesbibliothek, mit 220,000 Bänden und 2000 Handschriften. Hier waren die Brüder Wilhelm und Jakob Grimm angestellt, bis sie 1850 nach Göttingen übersiedelten.

Die Bibliothek enthält außerordentlich wertvolle Schätze, Pergamente aus dem sechsten und achten Jahrhundert, die zweite lateinische und die zweite deutsche von Fust & Schäffer in Mainz gedruckte Bibel, einen Ablaßbrief aus Gutenbergs Presse, viele Lutherdrucke und außerdem eine große Zahl von wertvollen mathematischen Instrumenten.

Vor der Gemäldegalerie liegt eine Straße, die vollberechtigt ist, den Namen „Schöne Aussicht“ zu führen. Von einem kleinen Aussichtstempelchen bietet sich ungehindert nach drei Seiten eine reizende Aussicht. Zu unseren Füßen liegt die Karlsaue, ein herrlicher Hochwaldpark von 75 Morgen Größe, mit schönen, kleinen von Booten und Schwänen belebten Seen, weiterhin das weite Fuldatal und im Hintergrunde der Söhre und der Kaufunger Wald mit dem höchsten hessischen Berge, dem Weißner. Zur Linken ruht der Blick auf dem prächtig stilisierten Aueltor mit dem Siegesdenkmal und nicht weit entfernt davon macht das einfach gehaltene Orangerieschlößchen, mit dem angrenzenden Marmorbad, seinen davor aufgestellten Orangen-, Myrten- und Lorbeerbäumen, einen vortrefflichen, anheimelnden Eindruck.

Die schönste Perle Kassels ist natürlich die weltbekannte Wilhelmshöhe. Eine zwei Meilen lange, schnurgrade Lindenallee führt vom Wilhelmshöher Tor, teilweise an schönen Villen und teilweise an gut

Digitized by Google

beſtellten Feldern entlang, direkt auf das Schloß Wilhelmshöhe. In einfachem Stil erbaut, liegt das Schloß, 1000 Fuß über dem Meeresſpiegel, mit einer Front von 225 Fuß, drei Stockwerke hoch, mit Erdge-

Kaskaden auf Wilhelmshöhe.

ſchoß und Frieſetage, in wirklich bevorzugter Lage. Kein Wunder, daß zur Zeit des erſten Napoleons der König „Morgen wieder luſtig“ in dieſem Paradieſe fröhliche Tage verlebte; aber auch dem dritten Napoleon mußte hier nach der Schlacht von Sedan ſein Schickſal erträglich erſcheinen.

Digitized by Google

Klopstock, der die schönen Punkte der Schweiz und des Harzes zur Genüge kannte, brach in den enthusiastischen Ruf aus: „Ganz Deutschland, vielleicht ganz Europa, bietet nichts Herrlicheres.“ Wer an eigentümliche Vorherbestimmungen, Ahnungen u. s. w. glaubt, der kann über einen merkwürdigen Zufall sich hier seine eigenen Gedanken machen. Ueber der Mitte des Hauptgebäudes erhebt sich eine mit Kupfer gedeckte Kuppel. Innerhalb derselben befinden sich die Bildnisse aller hessischen Fürsten, von Heinrich dem Kinde an — der letzte verflossene Kurfürst füllte mit seinem Bildnisse den letzten freien Raum aus, so daß es also vom Schicksal speziell gut gemeint war, ihn, als den letzten, dahin fahren

Die Löwenburg auf der Wilhelmshöhe.

zu lassen, denn etwa spätere Nachfolger hätten sich jedenfalls beleidigt gefühlt, wenn sie nicht auch hätten in die Kuppel kommen können.

Ein halbstündiger Marsch auf guten Pfaden, unter den herrlichsten Riesenkoniferen, bringt uns auf die Höhe des Karlsberges, zum Fuße des oktogonalen Riesenschlosses, 700 Fuß über dem Meere gelegen.

Vor dem Schlosse liegen die berühmten Kaskaden und wem Treppensteigen lieber ist, der kann auf 842 Stufen zum Schlosse hinaufsteigen.

Ein Schloß ist es nun wohl gerade nicht, sondern ein Monument menschlicher Torheit und Geldvergeudung, aber doch recht interessant und pyramidal-monumental. Auf drei Kreuzgewölben, von einer Höhe von 228 Fuß, ruht eine Plattform von 385 Fuß Durchmesser. Auf dieser

Digitized by Google

Plattform ist eine 106 Fuß hohe Pyramide errichtet und diese wird durch einen 30 Fuß hohen aus Kupfer getriebenen Herkules gekrönt. Auf Treppen erreicht man die Plattform, klettert auf Leitern in die Pyramide empor und kann durch eine Luke in die Riesenkeule des Herkules steigen, in der sechs Personen Platz finden können. Die Aussicht ist einfach großartig und der Führer, der mit mir hinaufgeklettert war, zeigte mir die verschiedenen von hier sichtbaren Punkte: den Harz mit dem Brocken, den Thüringerwald mit dem Inselberg, das Rothaargebirge, den Weißnerberg, die Lahnberge, was ich alles auf Treu und Glauben annehmen mußte. Wenn es auch vielleicht geographisch nicht genau stimmte, schön war's doch.

Der Abstieg von dem Riesenschlosse bereitete mir noch eine andere Ueberraschung — eine künstliche Ruine; eine wirkliche und wahrhafte Ruine, noch keine 100 Jahre alt und berühmten Mustern nachgemacht. Es scheint, daß es dem ersten hessischen Kurfürsten bitter schmerzte, daß er keine wirkliche, schöne Ruine in seinem Lande hatte, deshalb ließ er sich 1793 die Löwenburg bauen.

Umgeben von einem trockenen Graben, über den trotzdem Zugbrücken führen, mit Türmen, die gleich als verfallen gebaut sind, Mauern und Gebäude aus grauen Tuffsteinen errichtet, die selbst ganz neu ein altersgraues Aussehen haben, welches hier und da durch Moos und Epheu noch verstärkt wird, macht die junge Ruine einen ganz altehrwürdigen Eindruck.

Auf dem Hofe steht der Hauptturm mit dem Rittersaal, dort befinden sich ebenfalls der Marstall, die Rüstkammer und die Burgkapelle. Diese ist nicht als Ruine gebaut, sie ist im Gegenteil ein sehr schönes Gebäude und der Erfinder dieser Ruinenidee, der Kurfürst Wilhelm I., hat hier seine letzte Ruhestätte gefunden.

Nur ein Ritter hat je diese ruinenhafte Ritterburg zu seinem Unglück betreten. Bei der Bestattung Wilhelms wurde die Idee der Ritterburg so weit getrieben, daß ein junger Edelmann in voller schwarzer Rüstung für Mann und Pferd dem Leichenbegängnis beizuwohnen hatte. Unsere Zeit ist an solche Rüstungen nicht gewöhnt — durch das Tragen der Rüstung hatte er sich sehr erhitzt, die Zugluft auf dem Hofe gab ihm eine gefährliche Erkältung und nach wenigen Tagen folgte der einzige Ritter der Löwenburg seinem erlauchten Herrn im Tode nach.

Digitized by Google

Fritz Reuter.

Drei Fliegen mit einer Klappe: Friedrich Hebbel, Klaus Groth und Fritz Reuter, das heißt, die eine Fliege saß schon lange nicht mehr auf dem alten Platze, sondern war weit weggeflogen aus dem plattdeutschen Lande nach der schönen Stadt an der blauen Donau. Eine kleine, fröhliche Schaar besetzte eines schönen Tages stolz ein Eisenbahnkoupee dritter Klasse — vierte Klasse gab es damals noch nicht in Hannover, um bis in das Herz von Holstein vorzudringen und obgleich solche Namen wie: Lorenzen, Anderson, Ingwersen, Basedow in der Mehrheit waren, so waren es doch, trotz der quasi dänischen Namen, gute Deutsche und teilweise sogar Burschenschafter, mit der Devise: „Ehre, Freiheit, Vaterland!“

Der Sohn des alten Kirchspielvogts Mohr, aus Wesselburen in Dithmarschen, war einer der Wanderer und seiner Heimat galt der erste Besuch.

Hier war Friedrich Hebbel, ein Stern am deutschen Literaturhimmel von damals noch nicht ganz fest bestimmter Größe aufgegangen. Von seinem 15. bis zu seinem 22. Jahre war er als Schreiber bei dem Kirchspielvogt beschäftigt gewesen und er hat dem alten Mohr bis zu seinem Ende ein schlechtes Andenken bewahrt. Aber die Wesselburener hatten auch keine besondere Hochachtung vor Friedrich. Der Prophet gilt nichts ꝛc., jedenfalls galt er nicht viel in Wesselburen. Hebbel machte seinem alten Arbeitgeber den Vorwurf, daß er sehr wohl gewußt und erkannt hätte, wie groß sein Talent und seine Begabung sei und doch habe er nie versucht ihm zu helfen und ihn zu ermutigen, sondern ihn stets niedergehalten und gedemütigt. Wer mit den norddeutschen Bauernhöfen und Herrenhäusern auf den Dörfern bekannt ist, der kennt die Einrichtung, unter der Treppe, in der Nähe der Stallungen, die Schlafstelle für den Knecht zu machen. Eine solche Schlafstelle mußte Hebbel mit dem Knechte teilen. „Jan,“ sagte Hebbel, „ick glöwe, Du hast sonen Geruch an Di, da kommt de Müse nah!“ — „Na, Fritze,“ sagt Jan, „wes man nich bange, Din Geruch de drivt de Müse forts wedder weg!“

Ja, Fritze und seine Familie standen in Wesselburen in schlechtem Geruche. Seine Abweichungen vom strikten Pfade der bürgerlichen Sitte und Moral waren seinen früheren Mitbürgern besser bekannt als seine hervorragenden Leistungen in der Literatur, und die eiserne Energie und Beharrlichkeit, mit welcher er sich bis zum Gipfel des Parnassos

Digitized by Google

emporgeschwungen hatte. Sie hatten sich ein für allemal in den Kopf gesetzt:

He sprung noch inne Kinnerbüx,
To werd he all en Daugenix
Un all sin Nawers sän ok glicks:
De Jung dat war en Sleef,

und wenn nachher die Tatsachen etwas ganz anderes bewiesen, dann — nun so schlimmer für die Tatsachen. Wenn Wesselburen in der Geschichte je erwähnt werden wird, wenn der Name des Kirchspielvogts Mohr der Nachwelt erhalten bleiben wird, so ist es, weil Hebbel in Wesselburen geboren und weil er Mohrs Schreiber war. So kann man in die Weltgeschichte kommen.

Von Wesselburen ging's quer durch Holstein nach Kiel, um einen entfernten Verwandten der Familie Mohr, den Herrn Professor Klaus Groth, im Vorbeigehen zu begrüßen. Ob er schon damals wirklicher Professor war, weiß ich heute nicht mehr; aber jedenfalls war er ein sprachgelehrtes Haus und genoß in Deutschland großes Ansehen, auch als plattdeutscher Dichter. Sein „Quickborn", Gedichte aus und über das Volksleben, plattdeutsche Gedichte in Dithmarscher Mundart, war großartig in Deutschland aufgenommen, denn das Leben des kleinen Dithmarschen Völkchens, mit seinen großen Erinnerungen von den Kämpfen gegen die Macht der Dänen und der Elemente, schilderte er auf ideale Weise mit voller Treue und Wahrheit.

Trotzdem wir seine Gedichte hochschätzten, war uns der Mann nicht sympathisch — warum? Er hatte einen Mann, dem wir, wenn die Finanzen ausreichten, auch einen Besuch machen wollten, den wir aus gar vielen Gründen mit jugendlichem Enthusiasmus ins Herz geschlossen hatten, Fritz Reuter, gröblich angegriffen und verächtlich über ihn und seine Arbeiten gesprochen und geschrieben.

Die Zeit mildert manches, und wir beurteilen Klaus Groth heute weniger schroff; wir stellen uns heute auf seinen Standpunkt als Sprachgelehrten und großen Herrn und verstehen, daß er an den lustigen, groben Bauernburschen, an den oft klobigen Witzen und alten Meidingern, die uns aus den „Läuschen und Riemels" entgegenlachen, mit seinem verfeinerten Gefühl kein großes Behagen haben konnte. Zu dieser Zeit hatte Reuter aber auch schon andere Sachen geschrieben, aus denen seine poetische Kraft und Gestaltungsgabe klar hervorgingen, ohne daß Groth sich genötigt gesehen hatte, sein hartes, abiprechendes Urteil zurückzunehmen oder zu mildern. Und selbst wenn Reuters Sachen wirklich so minderwertig gewesen wären, wie sie dem Herrn Groth erschienen, so hätte das, unserer Meinung nach, sein Benehmen nicht gerechtfertigt und unseren hellen Zorn nicht besänftigt.

Digitized by Google

Hier war ein alter Burſchenſchafter, ein Mecklenburger Untertan, der in Jena das greuliche Verbrechen begangen hatte, am hellen, lichten Tage in den deutſchen Farben auf der Straße ſpaziert zu haben, der deswegen in Preußen — dem ja Reuter und Jena eigentlich gar nichts angingen — wegen Conats des Hochverrats zum Tode verurteilt und zu 30 Jahren

Welcher Weg iſt der rechte?

Feſtungshaft begnadigt war, und 10 Jahre lang von einer preußiſchen Feſtung zur anderen geſchleppt und oft auf die gemeinſte, niederträchtigſte Art gequält worden war; dem man ſeine Jugend geſtohlen und ſeinen Körper unheilbar ruiniert hatte, und der nun als gereifter Mann den Verſuch machen mußte, für ſich und ſeine Frau einen anſtändigen Weg durchs Leben zu finden.

Digitized by Google

Als Reuter, aus der letzten Festung entlassen, auf dem traurigen Wege nach der Vaterstadt Stavenhagen an einen Kreuzweg kam und er nicht wußte, welchen Weg er eigentlich einschlagen solle, ging seine traurige Vergangenheit und aussichtslose Zukunft an seinem geistigen Auge vorüber, und trübe und traurig fragte er sich, wie am Kreuzwege: „Ja, weckern Weg is nu de rechte?"

Diesem Manne, der nun glaubte einen Weg gefunden zu haben, auf dem sich endlich Erfolg zu einer selbständigen Stellung erlangen ließ, und der ihm für alle seine unerhörten, unverdienten Leiden etwas Freude, Genuß und Einkommen versprach, diesem Manne durch Wort und Schrift einen Stein in den Weg zu werfen, damit er nicht frohen Mutes darauf weiter schreiten solle; ihn zu kränken, zu beleidigen und zu beschimpfen, statt ihm mit Freundeshand den Weg zu ebnen — wir hätten nicht Burschenschafter sein müssen, wie er es gewesen war, nicht jung und patriotisch, nicht wie er, für Ehre, Freiheit und Vaterland begeistert sein müssen, wenn uns Klaus Groth, trotz seiner Allüren und großer Gelehrsamkeit, nicht einen tüchtigen Zorn erregt hätte. Aber daß ich ihn gesehen und mich redlich über ihn geärgert habe, freut mich heute noch.

Von Kiel ging's zu Schiff nach der alten Universitätsstadt Rostock und dann in bequemen Märschen durch das gottgesegnete, damals noch durch den Haselstock regierte Land über Malchin und Treptow nach Rigen Bromborg oder, wie die gebildeten Leute es nennen, nach Neu Brandenburg, zum Fritz Reuter. Er war schon etwas über fünfzig Jahre alt, über Mittelgröße, mit breiten Schultern, hochgewölbter Brust, mit einem Kopf voll aschblonden Haares, so stark und kräftig, daß ihm, wenn er ein Student in einem amerikanischen Kolleg gewesen wäre, schon allein des Haarwuchses wegen ein hervorragender Platz an einem Fußball-„Team" sicher gewesen wäre.

Schön war Fritz Reuter nicht, aber ein frisches, blühendes Gesicht, umrahmt von einem dichten, hellblonden Vollbarte, aus dem unter der goldenen Brille ein Paar herzlich gute, liebevolle Augen so humorvoll hervorschauten, daß die ganze sehr einfache Stube wie voll Sonnenschein erschien. Und nun erst seine Frau Louise oder „Wising", wie er sie nannte. Das Mecklenburger Land hat den Deutschen schon vorher einmal eine Louise gegeben, die Königin Louise, eine der edelsten Frauen aller Zeiten, — aber ein edleres, opferfreudigeres und geduldigeres Herz als Louise Reuters hat wohl nie in einer weiblichen Brust geschlagen.

Das Gift, durch dessen Genuß Reuter seine empörend grausame Festungshaft erträglich zu machen versuchte, hatte sein Nervensystem vollständig zerrüttet — ein unwiderstehlicher Drang nach übermäßigem Genuß von starken Getränken kam periodisch über ihn. Gute Vorsätze, verständige Vorstellungen, der eigene Verstand, die Gewißheit folgender schwerer

Digitized by Google

Leiden, nichts war im Stande, dem Drange Widerſtand zu leiſten, dem er bis zur Beſinnungsloſigkeit Folge geben mußte.

Zu der Zeit ſagten noch viele ſeiner Landsleute: „Fritz Reuter kann 'en Spierken dichten un ſupt dannig.“ Erſt viel ſpäter brach ſich die Ueber-

Fritz Reuter.

zeugung Bahn, wo die Urſache ſeines krankhaften Zuſtandes lag und allenthalben brachte man ihm tiefes, aufrichtiges, achtungsvolles Bedauern entgegen.

Auch „Miſing“ hatte lange gezögert, ehe ſie ſich entſchloß, ſich fürs Leben an ihn zu binden.

Digitized by Google

Erst ein recht heroisches Mittel brachte sie zum Entschluß. Einst hatte ihn die krankhafte Gier und Sucht wieder besiegt. Die Zeit des Trinkens war vorüber, die Zeit im Bette zu liegen, sich unter furchtbaren Schmerzen und Qualen in einem fort zu erbrechen, die schrecklichen Erscheinungen des übermäßigen Trinkens vor dem erregten Auge, quälende Todesangst im Herzen, gepeinigt von Gewissensbissen und Selbstvorwürfen, war gekommen.

Ein Freund Reuters brachte Louise an sein Lager. Sie sah seine Reue, hörte seine Selbstanklagen, in denen er sich als einen schlechten und verkommenen Menschen hinstellte. Von unendlichem Mitleid erfaßt, entschloß sie sich, ihm von jetzt an hilfreich zur Seite zu stehen. Sie wußte, was an ihm gesündigt war, sie erkannte, daß nicht Laster, sondern unverschuldete, schwere Krankheit die Ursache der Anfälle sei — und die edle Frau rettete den Deutschen ihren herrlichsten plattdeutschen Dichter.

Und sie hat die schwere Aufgabe mit Sanftmut und hingebender Liebe getragen, denn die Krankheit verließ ihn nie, obgleich oft sechs bis acht Monate ruhig vorübergingen. Das Gift, bei dem er in seinem schweren, tiefen Unglück Vergessen und Trost gesucht hatte, das ihm allein Freude und Heiterkeit vorgaukelte, wo sonst nichts als Niedertracht, Grausamkeit und Verzweiflung ihn angrinsten, das ließ ihn nie wieder aus seiner Macht.

Wir alle hatten sein Werk „Ut mine Festungstid" gelesen, das erst kurz vorher erschienen war.

Mit welcher Ruhe und Milde schildert er die grauenhaften Tatsachen, die grausamen Quälereien, die unmenschlichen Malicen, mit denen man ihn und seine „Mitverbrecher" behandelte. Die Rechtsverdrehungen und Ferkelstechereien der Richter, so empörend, daß ein Kritiker sagte: „Dies Buch sollte von keinem Deutschen ungelesen bleiben. Denn ein zermalmenderes Gericht über die jammervolle Erbärmlichkeit jener künstlich fabrizierten Hochverratsjustiz ist nie gehalten worden, als es hier in den Formen der naivsten Erzählung und des sonnenhellen Humors geschieht." Als wir unser Bedauern ausdrückten, daß das Scheusal, der Kriminalrat Dambach, der ihn so unsäglich gepeinigt hatte, ungestraft gestorben sei, daß ihm wenigstens ein paar Jahre lang täglich ein Viertelzoll Haut mit 'ner glühenden Zange hätte abgezwickt werden sollen, da ging ein sonnenhelles Lächeln über sein frisches Gesicht und er sagte: „Na, Jungens, lat't ehn man in Freden rauh'n, wenn he kann — et is ja doch noch allens gaud wor'n." Und dann setzte er ernst hinzu: „Ja, es war freilich eine gräßliche Zeit für mich und besonders für meinen guten Vater, der leider nicht mehr erlebt hat, daß es noch leidlich gut geworden ist."

Daß Reuter, trotz aller Entbehrungen und trotz des beklagenswerten Leidens, als Folge seiner Festungshaft, einen kernfesten, frischen Körper

Digitized by Google

behielt, ist wohl nicht in letzter Linie dem Turnen zuzuschreiben — von richtig geleiteten körperlichen Uebungen hielt er all seine Lebtage große Stücke.

Er selbst fungierte 1850 als Turnlehrer in Treptow. Er erließ im Treptower Wochenblatt einen Aufruf zur Beteiligung an den Turnübungen, und er war auf den Aufruf und auf seinen Erfolg als Lehrer nicht wenig stolz.

Wir turnten zu jener Zeit unter dem in allen deutschen Turnerkreisen rühmlichst bekannten Turnlehrer Metz in Hannover, ein Männchen von kaum Mittelgröße, auf Reck und am Barren, auf dem Pferd und an der Schwinge, auf dem Sprungbrette und auf dem Eise wundertüchtig und elegant, aber auf der Straße erschien er, als ob seine Gliedmaßen auf Draht gezogen wären, so schlotterig schob er daher.

Aber er hatte trotzdem in seinen Zöglingen großen Enthusiasmus für das Turnen erweckt, und das war wohl der Grund, weshalb ich in meinem Tagebuche ein paar Notizen aus Reuters Aufrufe finde, die sich sehr verständig ausnehmen, zum Beispiel: „Den geistigen und leiblichen Kräften ist bei der Bildung des Menschen, so weit als möglich, gleiche Berechtigung einzuräumen, vorzüglich wenn man jene Klassen der Gesellschaft ins Auge faßt, deren Beruf sie zwingt, durch kräftige und gewandte Anwendung der körperlichen Fähigkeit ihr zukünftiges Lebensglück zu begründen und zu bewahren. Aber auch denen, die vorzugsweise einer geistigen Beschäftigung überwiesen sind, darf körperliche Ausbildung nicht gleichgültig erscheinen, nach dem alten Spruche: In einem gesunden Körper wohnt eine gesunde Seele."

An einer anderen Stelle weist er die falschen Ideen, die sich bei vielen Menschen über das Turnen eingenistet hatten, auf das kräftigste zurück: „Wer da glaubt, daß bloß halsbrecherische Kunststückchen und waghalsige Unternehmungen das Wesen des Turnens ausmachen, daß körperliche Uebungen von Roheit der Sitte unzertrennlich seien, daß der Turnplatz ein Tummelplatz der Ungebundenheit und Zügellosigkeit sei, der irrt gewiß ebenso sehr, als derjenige, der die Erwerbung von Kenntnissen in der Schule mit der Abrichtung zu Gaunerstreichen und Schelmenstücken in eine Klasse setzen wollte." Er hatte großen Erfolg in Treptow, aber Privatschulmeisterei und Turnunterricht bezahlten sich nur recht mangelhaft, und als seine literarischen Arbeiten genug abwarfen, verzog er, um in größere Verhältnisse zu kommen, nach Neu Brandenburg. Er hing mit ganzer Seele an seinem plattdeutschen Lande, aber die stille Hoffnung, daß er in anderer Umgebung seiner peinigenden Krankheit Herr werden könnte, ließ ihn sich von dem mecklenburgischen Boden losreißen und Anfang der sechziger Jahre in Eisenach ansiedeln.

Hier, in seiner hübschen Villa, im Kreise von lieben Freunden und

Digitized by Google

Verehrern, wohnte er bis zu seinem Tode, im Juli 1874. Als ich ihm im Jahre 1870, Anfang August, einen Besuch machen wollte, fand ich an seiner Tür ein Schild, das besagte:

Dr. Fritz Reuter.
Vormittags nicht zu sprechen.

Die Magd sagte, daß der Besucher so viele kämen, daß Dr. Reuter gar keine Zeit zum Arbeiten haben würde, wenn er sich nicht auf diese Weise den halben Tag freihielte; aber am Nachmittag sei er zu sprechen und am Abend sei er meistens im „Halber Mond" oder im „Rautenkranz". Das Mädchen war die „dauerhafte Jungfrau Lisette", die einst bei einer mecklenburgischen Prinzessin, die später einen Prinzen von Orleans geheiratet hatte, diente und die deshalb Napoleon III. so wütend haßte, daß sie erklärte: „Wenn der ichterbt, dann trau'r ich rot."

Ueber der Haustür befand sich der Vers:

Wenn einer kümmt und tau mi seggt:
„Ick mak dat allen Minschen recht!"
Denn segg ick: „Leiwe Fründ mit Gunst,
O lihren S' mi doch diese swore Kunst!"

Ja, dachte ich, dem Klaus Groth hast Du das nicht recht gemacht, und doch bist Du Dr. Reuter, so gut wie er Dr. Groth, und zwar, wie das Doktordiplom sagt: „So werden Ihre Werke durch die äußere Form noch später der allgemeinen wie der vergleichenden Sprachforschung feste Anhaltspunkte bieten, während sie durch ihren Inhalt die norddeutsche Kulturgeschichte wesentlich fördern werden."

Klaus Groth hadde sik bannig in de Netteln leggt.

Am Abend fand ich ihn im Kreise von Freunden im „Halber Mond", einem Hotel an der Georgenstraße, nicht weit vom Marktplatz. Die deutsche Siegeslaufbahn war betreten, alle Herzen glühten für Deutschlands Erfolge, alle fühlten, daß die deutschen Krieger entschlossen seien, zu siegen oder zu sterben — und keiner hatte mehr Vertrauen in die deutsche Kraft, oder mehr Zuvertrauen in die Armee, vom obersten Leiter bis zum jüngsten Soldaten, als Reuter. Was er und seine Kameraden gelitten hatten, das war nicht umsonst gewesen, eine Saat, die jetzt seit Jahren aufgegangen war.

Dat war för Dütschlands Einigkeit
Un för de Freiheit toglit;
Tau sterwen wir'n wi all bereit
För Dütschland un Kaiserrik.

Die Einigkeit Deutschlands war der Traum seiner Jugend, die Hoffnung seines gereiften Alters gewesen und dem Manne, der diese Träume und Hoffnungen zur faßbaren und im Sonnenschein glänzenden Wahrheit verwirklicht hatte, Bismarck, widmete er eine patriotische Verehrung und

Digitized by Google

Bewunderung, wie sie nur ein Mensch fühlen kann, der unsäglich für die Ideale gelitten hat und sie nun der Verwirklichung nahe sieht. Solche und viele andere Sachen zogen vor meinem Geiste vorüber, als ich im April dieses Jahres zum zweiten Male in Eisenach im „Halber Mond“ einen Schoppen auf sein Andenken trank und mit der Wartburg, dem Burschenschaftsdenkmal, der Bismarcksäule und der Reutervilla vor Augen überlegte, welche Veränderungen im Leben von Menschen und Nationen in einem Zeitraum von 38 Jahren Platz greifen.

Reuter in Eisenach.

„Wenn draußen die Sonne scheint und die Vögel singen und die Blumen blühen, wenn alle Welt sich freut und die Herzen lustiger schlagen, dann ist für einen Gefangenen die schlimmste Zeit; seine schönste Zeit ist, wenn der Regen gießt und der Sturmwind rast und den Schnee in wildem Wirbel zusammenjagt. Es sind nun seitdem viele Jahre vergangen, aber dieses Gefühl ist mir seit jener Zeit noch geblieben, und mir wird dann so still und sanft zu Sinn, mir ist dann, als wenn das schaurige Wetter da draußen meine schlimmen Jahre wären, die nicht mehr an mich herankommen können und nun draußen immer vergebens um mich herum toben und eine große Traurigkeit überfällt mich, daß dieses wilde Wetter gerade in meinen Lebensfrühling fallen mußte; aber, Gott sei Dank! es ist keine bittere Traurigkeit, denn unser Herrgott hat mich an einen schönen, warmen Ofen gesetzt, daß ich inwendig warm bin.“

So schrieb Reuter in seiner „Festungszid“, als er noch in Neu-Brandenburg im zweiten Stockwerke zur Miete wohnte; aber selbst als er in dem Juwel des Thüringer Waldes, in Eisenach, mit seiner reizenden Umgebung, mit seinen prächtigen Waldungen, lieblichen, romantischen Tälern und sanft ansteigenden Bergen, im eigenen, selbst erbauten Heim wohnte, durchschauerte ihn die Erinnerung an die Qualen des Jünglingsalters wie Fieberfrost.

So ruhig und milde er auch über die Menschen sprach, die ohne jeden Grund ihn und so viele junge Leute in das tiefste Unglück gestürzt hatten, die Geschichte hat sie, wie sie es verdienen, an den Pranger gestellt, und es wäre fast übermenschlich, anzunehmen, daß er denen, die seine schönsten Tage vergällt und vergiftet, so recht von Herzen vergeben hätte, die ihn dadurch zwangen, seiner Gesundheit wegen sein liebes plattdeutsches Land zu verlassen.

Freilich — wenn man die Heimatsliebe nicht in Betracht zieht, so machte er mit Eisenach keinen schlechten Tausch. Reizende Lage, beinahe 800 Fuß über dem Meeresspiegel, mit der Perle Thüringens, der geschichtlich und architektonisch gleich bedeutenden Wartburg 400 Fuß höher

Digitized by Google

emporragend, prachtvolle Waldungen, gesundes Klima, heitere, vortreffliche Gesellschaft, fröhliches studentisches Leben der Forstakademiker; hier, wenn irgendwo, mußte Reuter gefunden. Es gefiel ihm hier so gut, daß er sich ein Stück Bergland kaufte, um eine Villa zu bauen und einen Garten anzulegen.

Als er den Platz kaufte, schüttelten die Eisenacher den Kopf und fragten, was er denn damit anfangen wolle. Er sagte nichts darauf, aber in seinem Kopfe summte ein altes Mecklenburger Sprichwort, das sich auch nur in plattdeutsch in anständiger Gesellschaft zitieren läßt: „Schit un Flit", und mit deren Hilfe hoffte er etwas Hübsches aus dem rauhen Abhange zu machen.

Villa Reuter.

Geld und Schweiß hat es gekostet, aber bald fragten die Leute nicht mehr, denn der Garten mit seinen Terrassen, Böschungen, Blumenbeeten und Bäumen machte bald den Eindruck, daß Reuter wußte, wie man aus wenig versprechendem Felsgrund etwas sehr Schönes machen kann. Wie viel Felsstücke weggefahren und wie viel guter Boden aufgefahren wurde, kann man sich vorstellen, wenn man erfährt, daß Reuter schon im Jahre 1868 von den erst vor zwei Jahren gepflanzten Aepfel-, Birnen-, Pflaumen-, Kirschbäumen u. s. w. an seinen Freund, den Hofgärtner Jühlke in Potsdam, der ihm 180 Bäume und Sträucher verehrt hatte, berichten konnte, daß sie trotz der Hitze und des Felsenbodens wacker gedeihen — freilich hatte er auch den ganzen Sommer von morgens bis abends mit

Digitized by Google

drei Mann begossen. Die Belohnung blieb nicht aus, denn er berichtet: „Jetzt bin ich mitten in meiner Obsternte, sie ist reichlich ausgefallen: zirka 50 Aepfel, 20 Pflaumen, eine Traube von 10 Beeren und eine prachtvoll ausgewachsene Haselnuß. — Nicht wahr? für den Anfang aller Ehren wert?" Dazu zog er im oberen Teile des Gartens Gemüse aller Art: Spargel, Erbsen, Wurzeln, Bohnen, Kohlrabi, Zwiebeln, Gurken in reichlicher Fülle.

Das kleine Stückchen von Gottes Erdboden — es war nur etwa drei Acker groß — wurde ihm, wie er es ausdrückte, „zu einer Quelle unendlichen Genusses, vorzüglich wohl, weil ich aus einem wüsten, felsigen Berggarten, der mit ein paar Zwetschenbäumen bepflanzt war, ein nutzbares und anmutiges Grundstück geschaffen habe." Etwas zurück und wohl zwanzig Fuß höher als der bequeme Promenadenweg, der hinauf zur Wartburg führt, liegt die schmucke, weiße Villa, die auch heute noch unter den grünen Büschen und Bäumen gar freundlich hervorschaut und der ich gleich am Tage meines Eintreffens meinen Besuch abstattete, ein Tag, den ich mir als einen Feier- und Erinnerungstag an Fritz Reuter, sein Leiden, sein Leben, seinen Charakter und seine Werke und dem Andenken an seine edle Gefährtin gedacht hatte.

Es kam aber nur teilweise so, denn anderenteils wurde die Erinnerung an Reuter bedeutend getrübt durch die Pietätlosigkeit der leitenden Geister Eisenachs, die sich in der Villa dokumentierte.

Ehe die Villa erreicht wurde, öffnete sich im Souterrain ein Schiebefenster und eine jugendliche Stimme machte die Mitteilung, daß der Eintritt in die Villa 50 Pfennig für die Reuterzimmer und eine Mark für das Ganze sei. Als „Ganzes" stellte sich heraus, daß die Villa nicht zu einem Reutermuseum, sondern auch zu einem Wagnermuseum umgewandelt sei.

Dem Andenken Reuters sind drei Zimmer gewidmet — die übrigen Räumlichkeiten dienen zur Unterbringung der Wagnerreliquien.

Das mag einem Wagnerenthusiasten ganz gerechtfertigt erscheinen, besonders wenn er weder Fritz Reuter noch Plattdeutsch kennt, aber den Hunderttausenden von Verehrern Reuters wird gewiß ganz unbehaglich zu Mute, wenn sie sehen, wie er in seinem eigenen Hause behandelt wird: etwa so, wie in Norddeutschland die alten Hofbesitzer aufs „Altenteil" gesetzt werden, um im beschränkten, kleinen Häuschen, vielleicht auch nur in Stube und Kammer, zu bleiben, bis sie vollständig von der Bildfläche verschwinden. Wird darüber räsoniert? Aber ganz gehörig; es hilft jedoch nichts.

Auf meine Frage, ob kein Buch aufliege, worin die Besucher sich verewigen könnten, antwortete der Führer mit sichtbarer Befangenheit bejahend und auf meinen Wunsch, dasselbe vorgelegt zu haben, machte er Ausflüchte: es wäre im Bodenzimmer — er könnte es augenblicklich nicht

Digitized by Google

herunterholen, weil er bei den Beinchern bleiben müsse, und was der Einwendungen mehr waren. Ich bestand jedoch darauf, es zu sehen, weil mir die Geschichte putzig vorkam, so viel Umstände wegen eines so einfachen Wunsches zu machen.

Es kam dann auch wirklich zum Vorschein und der Grund des Mangels an Bereitwilligkeit, es zu produzieren, wurde mir schon nach dem ersten Blicke klar.

Das Fremdenbuch wimmelt nicht von Komplimenten für die Herren, die Fritz Reuter im Reuterhause nur ein sehr bescheidenes Plätzchen eingeräumt und den Rest Wagner dediziert haben.

Recht niederträchtig unbequeme Fragen, scharfe Kritiken, gute Ratschläge, Ausdrücke der Verwunderung, Proteste und Aufforderungen, den Fehler wieder gut zu machen, zeigen, wie wenig die Besucher von der Behandlung Reuters erbaut sind.

Der eine schaut in die Zukunft und schreibt indigniert: „In der Geschichte von 19[illegible] wird es heißen: Im Wagnerhaus zu Eisenach befinden sich auch einige Andenken an Fritz Reuter."

Ein anderer fordert: Alle Plattdeutschen sollten laut und öffentlich Protest dagegen erheben. „Hat denn Reuter gar kein ‚Hüfing' mehr?" tönt die wehmütige Klage, und dazu die Frage: „Warum wird Reuter nur noch als Gast in seinem Hause geduldet?"

Dieser will wissen: „Wo sind die Möbeln aus Reuters Speisezimmer, Salon u. s. w.? Wer hatte ein Recht, sie zu verkaufen?"

Einer von „de Waterkant" bedauert herzlich, Reuter durchaus nebensächlich in seinem Hause zu sehen und bemerkt: „Was hat Wagner getan, daß er hier die erste Geige spielt?"

Wagner hatte sich bekanntlich 1848 als Kapellmeister in Dresden an der Revolution beteiligt, entfloh nach der Schweiz und wurde steckbrieflich verfolgt, darauf bezieht sich die Bemerkung: „Außer dem Steckbrief Rich. Wagners und dem Gefängnis Reuters habe ich keine Berührungspunkte zwischen beiden gefunden."

Hätte man ein solches Sammelsurium von Reuters Nachlaß und allem, was sich auf ihn bezieht, gemacht, wie das Wagnermuseum für Wagner es ausweist, so wäre das ganze Reuterhaus zu klein gewesen, um die Schätze alle aufzunehmen. Aber nein! um für solchen Schund, wie Photographien von Wagners Bekannten, Ansichten von Plätzen, wo er sich zeitweilig aufhielt, ja Eintrittskarten, Zeitungsausschnitte, Theaterzettel, Briefbogen und Korrespondenzkarten, Sachen ohne allen Wert, das alles, alles mußte zusammengefegt und hier untergebracht werden, um für Reuter keinen Platz zu lassen. Die Ansicht:

„Laßt Richard Wagner in Bayreuth sein,
Das Reuterhaus hört nur Reuter allein!"

Digitized by Google

wird jedenfalls nicht vom Direktorium des Wagnermuseums geteilt, und sie sind wohl auch nicht der Meinung, daß es: „Ein zu großer Sprung von Reuter zu Wagner und allen diesen Schauspielern!“ sei. Da tut einer ganz verwundert und fragt: „Was tun Wagner, Liszt und alle diese Schauspielerphotographien im Reuterhause?“ und der andere meint: „Es gehört wirklich viel dazu, die beiden nach ihrem Tode in ein Haus zu sperren.“

„Ich liebe Wagners Musik, aber im Reuterhause mag ich von Wagner nichts sehen,“ und daraufhin läßt ein anderer den Ruf erschallen: „Wagner, hinaus mit ihm!“ und mit verstärkter Stimme hört man die Worte des Zimmermeisters Schulz: „Rut, rut! röpt Zimmerling Schulz, und dat seg ick ok. Rut, rut mit Wagner! Rans, rans ans Reuter sein Haus!“

Selbst die folgende poetische Aufforderung hat keinen Erfolg gehabt:

„O Eisenach, o Eisenach, wann wirst du dich besinnen
Und forttun aus dem Hause, was nicht gehört darinnen.
Beeile dich zu machen gut, was einstens du gefehlt,
Wenn nur ein Funken Pietät dein Inneres beseelt.“

Es läßt sich aber schwerlich wieder gut machen, denn der Hauptbeförderer des Wagnermuseums hatte, direkt oder indirekt, dafür gesorgt, daß alles veräußert wurde, was im Reuterhause zu Reuters und seiner Frau Nachlaß gehört hatte, bis auf die Gegenstände, welche für das Reutermuseum in seinen Augen Gnade fanden. Wenn man daran denkt, daß in Eisenach, allerdings schon im Jahre 1685, ein Komponist geboren wurde, daß Johann Sebastian Bach in seiner Art nicht weniger berühmt ist, als Wagner in seiner Art, daß die Stadt Eisenach ihm ein recht schönes Denkmal gesetzt und Eigentümerin von Bachs Geburtshaus ist, so könnte man fast zu der Ansicht kommen, daß das Geburtshaus des Königs der Komponisten kirchlicher Musik ein passenderer Ort gewesen wäre für das Museum des Königs der Opernmusik, als die „Hüsung“ Reuters.

Dem Geheimen Hofrat, Professor Joseph Kürschner, dessen heroischen Anstrengungen die Stadt Eisenach das Wagnermuseum verdankt, gefiel gar manches an dem Reuterhause nicht.

Aber Fritz Reuter und seiner Frau und seinen Freunden gefiel es ungemein.

Nachdem sie die noch nicht ganz fertige Villa am 1. April 1868 bezogen hatten, schrieb Frau Reuter an ihre Freundin Maria Peters: „Heute werde ich die letzten Handwerker, die Maler, los, und in einigen Tagen können wir hoffentlich sagen: So, nun ist unsere Villa fertig!“

„Das muß ein schönes Gefühl sein! allein schon, daß man die unteren Räume *rein* und *für sich* hat. Denke Dir die innere Einrichtung nur nicht übertrieben, sie ist nach meinen Begriffen geschmackvoll, gediegen,

Digitized by Google

aber nicht in die Augen fallend; die Lage aber der Villa ist über alles schön, und der Bau einfach edel.

„Meine ländlichen Hände, die dies hinschreiben, haben die Hände derjenigen Person berührt, deren höchsteigener hoher Mund den Ausspruch getan, daß der Bau der Villa und Gartenanlage mit sinnigem Geschmack ausgeführt wären. Merke Dir das gütigst: der Großherzog hat's gesagt."

Die Pläne zu der Villa hatte der Architekt Bohnstedt gemacht. Ein tüchtiger Architekt, der in der Konkurrenzbewerbung für das Reichstagsgebäude in Berlin den ersten Preis erhielt. Aber, daß ein Architekt ersten Ranges den Entwurf gemacht, daß er Reuter und seiner Frau, seinem Großherzog und seinen Freunden gefiel, das verschlug dem Herrn Hofrat nichts.

Er fand an der Villa nichts Schönes als den äußerst freundlichen Eindruck und daran ist eigentlich der Architekt nicht schuld, denn den Eindruck verdankt die Villa größtenteils dem grünen Hintergrunde und dem malerischen Reiz des Wartburg gekrönten Tales — was der Architekt gemacht hat, ist gedrückt, reizlos, unerfreulich. So sagt der Hofrat.

Einen wesentlichen Mangel an Feinfühligkeit zeigte der Architekt schon dadurch, daß er für diesen plattdeutschen Dichter ein „römisches Haus" errichtete, und dieser plattdeutsche Dichter schaffte sich unter der Beihilfe seiner Frau eine Inneneinrichtung an, die dem Geschmacke des Herrn Hofrats durchaus mißfiel. Goldleisten und Velourtapeten, neben einem Holzanstrich von undefinierbarer Farbe, Türbekrönungen, die ihre Fabrikabstammung brutal zur Schau trugen, Plüschmöbeln, Bibelots von zweifelhaftem Wert, viele Stoffverschwendung in Draperien, Zinkguß für Bronze — es schien ihm, daß sich dieses „Interieur" von einem besseren Friseursalon nur durch einige Familienphotographien an der Wand unterschied. Darum, weg damit! Das verschacherte Mobiliar war so wie so nicht charakteristisch für die Reuters — zum Teil sogar erst von der Witwe gekauft und aufgespeichert, bedeutungslose Erinnerungen, die keinen Anspruch auf Konservierung erheben durften. Natürlich nicht, aber wenn sie Wagner, oder seiner ersten Frau Minna, geborene Planer, gehört hätten, oder wenn seine Witwe, Frau Cosima, dem Museum irgend ein unbedeutendes Geschirr verehren wollte, das würde mit Dank angenommen und katalogisiert.

Es war schlimm für Reuter, daß er, statt in hervorragender Gesellschaft guten Geschmack zu erwerben, zehn Jahre in preußischen Festungen brummen mußte, daß er eine gleichfalls des hohen Geschmacks bare ländliche Pastorentochter als Frau nahm, daß er nicht Millionär wurde und sich mit Zinkguß statt Bronze, mit Fabrikmöbeln statt nach Zeichnung auf Bestellung gefertigter Möbeln begnügen mußte, es war eine Schande, daß

Digitized by Google

er und seine Frau und seine vielen Freunde und Besucher sich in einem so niederträchtig verpfuschten, so plebejerhaft eingerichteten Hause so wunderbar wohl fühlen konnten.

Und doch, wie schließen wir sie deswegen in unser von Liebe und Verehrung überströmendes Herz ein, wie froh fühlen wir mit ihnen, wenn Louise in diesem Hause so glücklich ist, nachdem sie bis dahin immer im zweiten Stock zur Miete gewohnt hatten, um auch die unteren Räume ganz allein für sich zu haben; wie freuen wir uns mit ihr, wenn sie ein Stück nach dem anderen, wie die Finanzen es erlauben, dem Hausstande hinzufügt, und mit welcher Freude und Genugtuung würden unsere Blicke auf den einfachen, geschmacklosen Fabrikmöbeln, Goldleisten, Velourtapeten, Schutzdecken, Zinkguß u. s. w. ruhen, wenn wir uns sagen könnten: In dieser Umgebung waren zwei edle Menschen glücklich, dieses Haus, dieser Garten, diese einfache Ausstattung waren ihr Paradies, ein Schmuckkästchen, in dem kostbare Juwelen: Glück und Zufriedenheit, herzliche, innige Liebe zu einander nach schwarzen, schweren Tagen, glücklich geborgen lagen.

Das einfache Haus, von dem Reuter kurz vor seinem Tode sagt: „Mein Haus habe ich gut bestellt, so daß meine Frau einmal nach meinem Tode gut darin wohnen kann."

Ja, wenn er das Haus für den Herrn Geheimen Hofrat Professor Joseph Kürschner und das Wagnermuseum gebaut hätte, so wäre es wahrscheinlich anders ausgefallen, aber so sind wir kurzsichtigen Menschen, wir wissen nicht, was der nächste Tag bringt. Uebrigens muß man anerkennen, daß Herr Kürschner glaubte, uneigennützig zum Besten seiner Vaterstadt zu wirken, ohne daran zu denken, wie bitter er die Verehrer Reuters durch seine Pietätlosigkeit verwundet hat — sein Eifer und sein Lokalpatriotismus haben über sein besseres Gefühl die Oberhand bekommen — er fühlt es selbst, wie seine lahmen Begründungen und Rechtfertigungen zeigen. Aber mir hat's gut getan. Es ist immer gesund, wenn man sich ab und zu ordentlich ärgert, und ich bin wirklich im Zweifel, ob ich mich Reuters wegen vor Jahren mehr über Dr. Klaus Groth oder jetzt über den Geheimen Hofrat Kürschner geärgert habe.

Die Außenseite des Hauses und die Gartenanlage sind unverändert, nur sind die Bäume größer geworden und ein Grab, mit einem kleinen Grabsteine, auf dem in Goldlettern der Name „Joli" steht, ist hinzugekommen. Hier liegt Reuters kleiner Lieblingshund, der Affenpinscher Joli, begraben. Vor mir liegt eine Photographie Reuters, mit Joli auf dem Arme. Wahrscheinlich hielt er so große Stücke auf ihn, weil er ihm so viel Mühe und Aerger machte, weglief und ungezogen blieb und weil er, in der dumpfigen Luft eines Pferdestalles aufgewachsen, sich an die anständigeren Manieren eines Dichterhimmels nicht gewöhnen konnte,

Digitized by Google

und lieber eine zufällig offenstehende Tür benutzte, um nach seinem alten Pferdestalle zu entwischen, als in der klaren, schönen Atmosphäre des Dichterhimmels zu weilen. Es kommt doch sehr darauf an, wo man geboren und erzogen ist, in welcher Umgebung man sich nachher glücklich fühlt — der Mist der Pferdeställe hatte für Joli mehr Anziehungskraft als die Teppiche in Reuters Hause; das macht es auch erklärlich, daß ein Mensch, der in Stavenhagen geboren ist, einen Platz für ein Paradies halten kann, worüber ein in anderen Verhältnissen groß gewordener Hofrat die Nase rümpft.

Das Burschenschaftsdenkmal.

Als würdige Vorbereitung für den Besuch der Sagen umwobenen, herrlichsten Burg des Thüringer Landes wohnten wir einer mustergültigen Aufführung von Wagners „Tannhäuser" bei, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß wir in Eisenach nicht bloß den Schauplatz des Sängerkrieges in der Nähe haben würden, sondern daß ein ganzes Wagnermuseum in Fritz Reuters Hause aufgestapelt sei.

Nach dem Besuche des Wagnermuseums — nebenbei auch Reuterandenken enthaltend — wobei mir immer die erste Strophe des bekannten Liedes: „O Schwalbe, die aus ihrem Neste der Spatz vertrieb", einfiel, zog es mich zuerst nach einem Denkmale, von der deutschen Burschenschaft als Ehrendenkmal für ihre im ruhmreichen deutsch-französischen Kriege gefallenen Brüder errichtet, von derselben Burschenschaft, die unentwegt die Prinzipien aufrecht erhalten hatte, derentwegen Reuter zum Tode verurteilt worden war.

Auf der Göpelsknppe, weithin über die Lande schauend, erhebt sich in feierlich ernster Weise das Burschenschaftsdenkmal in der Höhe von 127 Fuß, den Wald mit seinen Riesenbäumen, die den wirkungsvollen Hintergrund bilden, hoch überragend.

Treppen mit mächtigen Rampen führen zum Plateau und auf drei Stufen, die auf drei Seiten von einem 16 Fuß hohen Pfeilerkranz umschlossen sind, umgeben neun Säulen, von 10 Fuß Durchmesser und fast 50 Fuß Höhe, den eigentlichen Kern, die monumentale Halle. Auf den Kapitälen der kolossalen Säulen ruht der Architrav und hält dieselben fest zusammen, wie ein starker Ring von gewaltiger Bindekraft, so stark wie die Burschenschaften verbunden sind durch ihr altes patriotisches Motto, das mit Riesenlettern in den Architrav gemeißelt ist: „Ehre, Freiheit,

Digitized by Google

Vaterland!" Ueber dem Geſims erhebt ſich eine Galerie und hier ſind im Umfange derſelben ſechs Köpfe großer deutſcher Männer in heroiſcher Größe angebracht: Hermann der Befreier, Karl der Große, Luther, Dürer, Goethe und Beethoven. Auf gewaltigen Kragſteinen erhebt ſich endlich der 20 Fuß hohe Helm, umgeben von neun Adlern, die neun Tore bewachen, und endlich der Knauf des Helmes, der in eine Kaiſerkrone ausläuft.

Tritt man durch das ſchwer beſchlagene Tor in die Halle des Tempels, über deſſen Portal echt burſchenſchaftlich ſchlicht die Inſchrift lautet:

„Dem geinten Vaterlande",

ſo wird man von einem heiligen Schauer ergriffen, man fühlt, daß man

Das Burſchenſchaftsdenkmal.

an geweihter Stätte ſteht. Ueber uns wölbt ſich die Decke in farbiger Pracht, den Kampf der Aſen mit den böſen Mächten darſtellend, wie die nordiſche Mythologie ihn als „Götterdämmerung" kennt, mit den zauberiſchen Lichtreflexen der Fenſter aus Antik- und Opalglas, deren Wirkung auf Smaragden, Saphiren und anderen Edelſteinen beruht. Mit der ſelbſtloſen ſtets auf das eine große Ziel gerichteten Geſinnung der Burſchenſchaft errichtete ſie dieſes Denkmal nicht ſich allein, ſondern allen denen, die ſich mit ihr um Deutſchlands Einigung verdient gemacht haben. Und ſo lautet demgemäß die Widmung, welche im Innern über dem Eingange angebracht iſt:

Digitized by Google

Den deutschen Jünglingen und Männern,
Die nach den glorreichen Befreiungskriegen den Gedanken
Der nationalen Einigung faßten und ins Volk trugen,
Die in trüben Zeiten der Verdächtigung und Verfolgung an ihm festhielten,
ihn hegten und für ihn stritten,
Die in heißen Völkerkämpfen ihr teures Blut für seine Verwirklichung vergossen, und
Die ihn in großer Zeit durch Willenskraft, Feldherrnkunst und Staatsweisheit zu schöner Tat werden ließen,
Widmet dieses Denkmal in unauslöschlicher Dankbarkeit
Die deutsche Burschenschaft.

Und da stehen die Helden aus Deutschlands Ruhmestagen: Kaiser Wilhelm I., Bismarck, Moltke, Roon und der Beschützer der Burschenschaft in trüben Tagen, der erste Verfechter einer deutschen Politik Preußens, Karl August von Weimar.

Zwischen diesen überlebensgroßen Statuen befinden sich vier Gedenktafeln, bedeckt mit den Namen der ruhmvoll fürs Vaterland gefallenen Burschenschafter. Den Fuß der Gedenktafeln umschlagen Opferflammen und die Köpfe sterbender Krieger, bald schmerzensvoll, bald in friedlichem Schlummer dem Ende harrend. Ueber den Statuen und den Tafeln finden sich die Namen von Fichte, Arndt, Jahn, Riemann, Horn, Scheidler, Ohen, Fries, Luden, die Vorläufer, Mitbegründer und Verteidiger der Burschenschaft.

Ewig schade, daß Reuter die Einweihung des Denkmals nicht erlebte, errichtet zur Anerkennung und Verherrlichung von Prinzipien, für die er geduldet und gelitten hatte. Noch im Jahre 1850 berichtete das Universitätsamt in Heidelberg über eine dort aufgetane Burschenschaft: „Die Burschenschaft, jener unselige Verein, an dessen krankhaften Ideen unser armes deutsches Vaterland bis in die neueste Zeit mühsam zu verdauen hatte —."

Freilich, die Burschenschafter waren eine staatsgefährliche Bande. Sie sagten ganz frei und offen, daß die Nichterfüllung der nach den Freiheitskriegen gemachten Hoffnungen und Versprechungen sie tief verbittert habe, daß sie versuchen wollten, die Idee der Einheit und Freiheit des deutschen Volkes ins Leben einzuführen, eine Verbindung gleichgesinnter, unabhängig und ehrenhaft denkender deutscher Studenten zu gründen, in ihren Mitgliedern reges Interesse für alle Verhältnisse des Vaterlandes zu erwecken, für die Erhaltung deutscher Sitte und Sprache alles zu tun, und das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Stämme deutscher Zunge zu unterstützen und in gewissenhafter Befolgung ihres Wahrspruches: „Ehre, Freiheit, Vaterland!" zu leben.

Nachdem am 18. Oktober 1817 die Vertreter der Burschenschaften von zehn Universitäten auf der Wartburg das dreifache Fest gefeiert hat-

Digitized by Google

ten: Reformationsfest, Jahrestag der Schlacht bei Leipzig und der ersten freudigen und freundschaftlichen Zusammenkunft der Burschenschafter, und am nächsten Tage, in Nachahmung Luthers, eine Anzahl als undeutsch verdächtigter Bücher, einen Schnürleib, Zopf und Korporalsstock, als Symbole ihres Unwillens, verbrannt hatten und kurz nachher der Studiosus Sand den russischen Staatsrat Kotzebu ermordet hatte, da trieben Demagogenangst, Demagogenriecherei und Verfolgungssucht ihre giftigsten Blüten und besonders wurden Burschenschafter in Preußen als Demokraten und voraussichtliche Königsmörder wie gefährliche Tiere verfolgt. Was mir an einem Zweige der Burschenschaften schlecht gefiel und das auch oft auf meiner verflossenen Reise in Deutschland meinen aufrichtigen und scharf ausgesprochenen Tadel hervorgerufen hat, war, daß nur „Bekenner der christlichen Religion" aufgenommen werden konnten, daß das Programm eine „christlich-deutsche Ausbildung" verlangte.

Auch die Jenaer Burschenschaft, der sich Reuter anschloß, stand auf diesem beschränkten Boden — aber unser Fritz war nicht so beschränkt und engherzig. Er hat den Juden als solchen in seiner „Stromtied" im alten Moses ein schönes Denkmal gesetzt, aber sich selbst und einem jüdischen Freunde ein noch viel schöneres.

Im Jahre 1867 erhielt er von der Tiegdestiftung einen Ehrenpreis von 500 Talern. Seine Frau meinte, sie könnten das Geld gut gebrauchen — sie waren gerade beim Bau der Villa in Eisenach — Reuter aber sandte die Hälfte des Geldes an Dr. Liebmann in Stavenhagen fürs dortige Krankenhaus, und schrieb ihm:

„Weil ich seit langen Jahren Dein treues und ehrenvolles Wirken in Deinem Beruf und Deine treue Freundschaft für mich kenne, so sende ich diese Gabe an Dich. Dem Juden, der in trübster Zeit, in Not und Tod, zu mir gestanden, verdanke ich viel mehr als manchen durch seinen Glauben aufgeputzten Christenmenschen. Nun kommen sie, viele, ach sehr viele; es sind die bravsten, aufrichtigsten Freunde darunter; aber damals, als es not tat, da hatte ich wirklich keinen, der mir so treu zur Seite stand wie Du."

Liebmann, der Hausarzt von Reuters Vater war, hielt ihn aufrecht, als alle Welt ihn für verloren hielt.

An die Jugendzeit der Burschenschaft erinnert ein zweites Denkmal Eisenachs, der große Bismarckturm auf dem Wartenberge. Ein sturmfestes, massives Bauwerk von bedeutender Höhe, von dessen Dachpfanne an den nationalen Festtagen Feuersäulen hoch emporlodern. Der Turm wurde am 18. Oktober 1902 eingeweiht und steht auf demselben Platze, auf welchem Maßmann am 19. Oktober 1817 bei dem Burschenschaftsfest die Symbole der Rückwärtsigkeit verbrannte.

Weniger anspruchsvoll und doch äußerst eindrucksvoll ist das Denk-

Digitized by Google

mal, welches die studentische Verbindung der Wingolfen ihren 1870—'71 gefallenen Brüdern auf der Bastion des Pfarrberges errichtet hat. Die Wingolfen, im bürgerlichen Leben jedenfalls äußerst brave Leute und gewiß so tapfer wie andere Leute auch, genießen im studentischen Leben, wenn ich mich dessen recht erinnere, nicht den Ruf hervorragender Schneidigkeit. Sie verwerfen die Mensur, glauben nicht, daß es eine besondere Studentenehre giebt oder daß die beleidigte Ehre mit der scharfen Klinge wieder gereinigt werden kann. Sie setzen sich deshalb meist zusammen aus Kandidaten der Theologie, aus solchen, die nicht mit einem tüchtigen Schmiß nach Hause kommen dürfen und solchen, die ihr hübsches Gesicht nicht vermustatten haben wollen. Das Christliche überwiegt indessen, wenn man dem Dr. Phil. Straubinger glauben darf, der sein Erlebnis in Tübingen schildert:

In dem schwäbischen Athene
Tübingen war's sonst ganz bene,
Lief mir aber zum Skandal ein Wölfle;
Stieß endlich 'n flotten Musensohn,
Bat rührend um 'ne Kontraktion.
Der aber sagte mutvoll:
„Nur nichts Unchristliches,
Ich bin ä Wingölfle!"

Auf dem Wege nach dem Wingolfendenkmal, vom Predigerplatze durch die enge Predigergasse, fällt unser Blick auf eine Gedenktafel, welche uns erzählt, daß hier früher ein Dominikanerkloster stand, und daß im Jahre 1222 die Dominikaner ein Schauspiel von den fünf Klugen und den fünf törichten Jungfrauen aufführten, welches „Friedrich mit der gebissenen Wange" (bekanntlich der Sohn der heiligen Elisabeth) so rührte, daß er vom Schlage getroffen wurde.

Als weitere Nachricht und um diesen Platz, früher Rolle genannt, dem Gedächtnis lieb und wert zu machen, wird uns mitgeteilt, daß 1525 vor dem Hause eine große Anzahl Bauern, Kämpfer im Bauernkriege, enthauptet wurde. Im Bauernkriege hat Luther sich gerade keine Lorbeeren gepflückt, obgleich ihm nicht weit davon, auf dem Karlsplatze, ein geschmackvolles, echt künstlerisches Denkmal, mit schönen Reliefbildern, gesetzt wurde. Nicht weit davon, am Lutherplatze, steht ein altertümliches Eckhaus, das in seinem neuen Aufputze einen recht freundlichen Eindruck macht; drei Stockwerke hoch, im mittleren Stock sechs Fenster Front, mit einem spitzen, etwas windschiefen Dache, kündet es sich oben als „Lutherhaus" und ebener Erde als „Lutherkeller" an. In diesem Hause soll Luther bei der Frau von Cotta freundliche Aufnahme gefunden haben, als er die St. Georgenschule besuchte und mit seinen Mitschülern vor den Türen wohlhabender Bürger sang. Um einem langgefühlten Bedürfnis abzuhelfen, wurde das untere Stockwerk in eine Restauration umgeändert,

Digitized by Google

in recht gemütlichen, altdeutschen Stil und mit zwei sehenswerten Wandgemälden verziert. Auf dem einen singt Luther vor der Witwe Cotta, auf dem anderen zieht er bei seiner Rückkehr vom Reichstage zu Worms als Junker Georg in die Wartburg ein.

Obgleich man mir sagte, daß das Lutherhaus etwas „apokryphisch" sei — „nichts Gewisses weiß man nicht", so kann ich ehrlich bezeugen, daß Speisen und Getränke reell und gut sind.

Eisenach ist der Geburtsort einer ganzen Reihe bekannter Männer. Feldmarschall von Steinmetz wurde in dem Hause geboren, in welchem jetzt das Hotel Rautenkranz floriert. Die Maler Friedrich Preller, der den Rathaussaal in Hildesheim malte, Wislicenus, der den Kaisersaal in Goslar so herrlich schmückte, Johann Sebastian Bach, der große Tonkünstler und andere mehr.

Es ist auch die Grabstätte vieler berühmter Männer, so ist z. B. Fritz Reuter auf dem neuen Friedhof begraben — seine Frau hat ihm ein schönes Grabdenkmal gesetzt und Eisenach hat ihm, wie schon erwähnt, drei Zimmer in seinem Hause zum Andenken gestiftet. Es ist auch wohl kaum nötig mehr zu tun, solange Reuter im Herzen seines Volkes lebt. Auf seinem Grabe fand sich vor kurzem ein einfacher Eichenkranz mit einem Blatte Papier und der Inschrift:

Ein armer Handwerksburßen ist hier wesen,
Hei hett Deinen Hanne Nüte lesen.

Wenn er es hätte sehen können, so glaube ich, daß das schönste Denkmal aus Granit, Marmor oder Bronze ihn nicht so erfreut hätte als diese Liebesgabe des Wanderburschen.

Die Wartburg.

Am nächsten Tage — einem Sonntage — schlossen wir uns der Pilgerfahrt von zahlreichen Einheimischen und Fremden nach der waldumrauschten Wartburg an. Durch die Marienstraße (wo ein Schild an einem Neubau besagte: „Das Betreten dieses Grundstückes wird unter Hindeutung auf Paragraph 327, Abschnitt 2 des Strafgesetzbuches verboten", so peinlich genau, daß gewöhnliche „Polizeilich verboten!" hätte es auch getan!) und am Reuterhause vorbei geht es auf gutem Wege durch herrliche Waldungen und an romantischen Felsgebilden vorüber bis zum Fuße der alten an geschichtlichen Erinnerungen reichen Wartburg.

Nahezu tausend Jahre alt, war sie vom Zahn der Zeit ziemlich angefressen und während der letzten fünfzig Jahre hindurch wurde sie von

Digitized by Google

einer ganzen Reihe von bedeutenden Männern nach dem Plane restauriert, daß sie ein treues Bild von ihrer Glanzperiode im 12. Jahrhundert, des Kampfplatzes der großen Dichter des Mittelalters und des Ausgangspunktes von Luthers großem Glaubenskampfe, geben solle. „Diese schwierige Aufgabe wurde in bewundernswerter Weise gelöst", so sagt man, und es muß einem eben gesagt werden, sonst wüßte man es nicht.

Am Fuße der Wartburg sieht es nämlich durchaus nicht altertümlich, sondern sehr modern aus, denn hier steht ein großes Gasthaus, welches allerdings im sogenannten Burgstil erbaut ist, aber sich nach innen und außen als Luftkurort, Hotel und Restauration ankündigt und, trotz kolossaler Räumlichkeiten, die zur Verfügung stehen, so gedrängt voll besetzt war, daß es kaum möglich war, ein Sitzplätzchen zu finden. Das bringen unsere deutschen Landsleute zur Erholung fertig, in der schönsten Sonnenhitze mit Kind und Kegel eine Stunde weit zu laufen, dabei, wenn's not tut, 600 und mehr Fuß hoch auf die Berge zu klettern und sich dann in einem schönen Lokal an Bier, Kaffee, Sauerbrunnen, dicker und dünner Milch, belegten Brötchen, kaltem Aufschnitt oder warmer Speise ein paar Stunden des Lebens zu freuen und dann gottvergnügt am Abend unter frohen Gesängen nach Hause zurückzukehren.

Hier, am Fuße der Wartburg, wird man zum Einkehren nicht bloß animiert, sondern förmlich gezwungen. Wenn man seine Eintrittskarte gelöst hat, so muß man warten — und gerade am Eingange zur fröhlichen Bierstube — bis es dem Führer gefällt, mit den Besuchern, die sich in der Zwischenzeit angesammelt haben, die Reise anzutreten. Das dauerte diesmal nahezu eine Stunde und da draußen keine Bänke oder Stühle sind, so muß man notgedrungen in das gastliche Lokal treten um, bis das Alarmsignal das Zeichen giebt, Bier und schöne Aussicht zu kneipen.

Dann kann man, über die Zugbrücke gehend, in den engen in Felsen gehauenen Vorhof der Burg treten. Ein paar Schildwachen stolzieren auf und ab, und die erfreuliche Neuigkeit wird uns vorsichtig mitgeteilt, daß der Großherzog auf der Burg sei und deshalb die schönsten Räume, der Landgrafensaal, Speisesaal, Wohnräume ꝛc., nicht besichtigt werden können.

Der Führer erzählt uns, daß die Wohnung des Schloßkommandanten vollständig im Stile des 15. Jahrhunderts ausgestattet ist, aber zu sehen kriegen wir sie nicht; daß sich im großen Festsaal, im Landgrafenzimmer, in den Kemenaten u. s. w., u. s. w. entzückende Möbel und Gemälde befänden, die ebenfalls unseren Blicken und unserer Bewunderung entzogen sind. Selbst die prunkvollen Bilder, welche der jetzige Kaiser zum Andenken an den Wiederhersteller der Burg, den verstorbenen Großherzog Karl Alexander, stiftete und die der Elisabethkemenate eine ganz wunderbare Pracht verleihen sollen, konnten wir nicht bewundern. Der Sänger-

Digitized by Google

saal, in welchem im Jahre 1207 der Sängerkampf stattgefunden haben soll, war zur Besichtigung offen. Wir fanden, daß die Regie der Tannhäuseroper eine ziemlich treue Kopie des Saales produziert und das Arrangement der Personen auf der Bühne in der Kampfsingerei fast genau mit Moritz von Schwinds großem Wandgemälde übereinstimmt. Nebenbei, dieses großartige Gemälde teilt das Schicksal aller Wandgemälde: es verliert sehr rasch seine leuchtenden Farbentöne, und die guten Kopien, welche hundertfältig im Druck erschienen, geben einen reichlich so schönen

Die Lutherstube auf der Wartburg.

Genuß wie das Original — natürlich bloß für gewöhnliche Menschen, nicht für Kunstfaxen.

Nicht als das Schönste, aber als das Interessanteste erschien mir die Lutherstube, in welcher Luther fast ein Jahr lang eifrig an der Uebersetzung des Neuen Testamentes arbeitete. Er war bekanntlich nach dem Reichstage zu Worms, 1521, in die Acht erklärt und der Kurfürst von Sachsen hatte ihn, seiner Sicherheit wegen, unter dem Namen Junker Georg hierherbringen lassen.

Ein kleines Zimmer, die Wände teilweise dicke Eichenbohlen und teil-

Digitized by Google

weiße mit Mörtel bekleidet, erhielt durch zwei Fenster mit Butzenscheiben ein recht freundliches Aussehen. Daß Luther dem Teufel ein Tintenfaß an den Kopf werfen wollte und dadurch einen großen Tintenkleks an der Wand machte, ist bekannt. Der Mörtel, auf dem der Kleks saß, wurde nach und nach von Souvenirjägern abgekratzt; mehrere Male erneuert und wieder abgekratzt, bis man endlich in Verzweiflung aufgab, die Wand noch weiter zu bekleckſen. Da wurde dann die ganze Nachbarſchaft der bekleckſten Stelle in Mitleidenſchaft gezogen und abgekratzt, ſo daß mehrere Quadratellen der Wand abgekratzt und als Andenken heimgetragen worden ſind. Seinem Arbeitstiſch erging es ähnlich — er wurde ſchon längſt in Späne geſchnitten und als Souvenir in alle Welt getragen. Von Luthers Sachen iſt faſt gar nichts vorhanden, aber es iſt doch ein überwältigendes Gefühl, an einem Orte zu ſtehen, wo einer der größten Männer aller Zeiten die welterſchütternden Ereigniſſe vorbereitete.

Ein langer, ſchmaler Gang führt zu ein paar Zimmern, Reformationszimmer genannt, weil ſie mit Andenken und Erinnerungen aus der Reformationszeit ausgeſtattet und mit einer Anzahl Bilder aus Luthers Leben geſchmückt ſind.

Dieſe intereſſanten Zimmer mußten wir uns leider verkneifen, denn, um ſie zu betreten, bedarf man beſonderer hoher Erlaubnis und die hatten wir nicht. So war denn, alles in allem genommen, der Beſuch des Wartburginnern recht wenig zufriedenſtellend, eine Art „Vorſpiegelung falſcher Tatſachen“ — voller Eintritt und verkürzte Vorſtellung; es muß der Phantaſie überlaſſen bleiben, ſich eine komplete Vorſtellung zu machen. Wenn ein Trupp von 30 bis 40 Menſchen, die alle gackeln wie auf einem Hühnerhof, eine halbe Stunde lang unter einem Führer, der nicht gern viel Zeit daran verſchwendet, da ihm ja alles längſt bekannt iſt und er ſich deshalb nicht mehr beſonders dafür intereſſiert, die Sehenswürdigkeiten in Augenſchein nimmt, ſo hat man weder Zeit noch Sammlung für einen würdigen Genuß der Schönheit, welche das Innere der Burg und die dort angeſammelten hiſtoriſchen und Kunſtſchätze bieten. Aber den Genuß der landſchaftlichen Schönheit kann weder die Kürze der Zeit, noch das Gackeln der Menge ſtören und ich kann wohl begreifen, wenn Scheffel ſingt:

Wo ich ſtreife, wo ich jage,
Bleibt ein Wunſch mir unerfüllt,
Weil ich ſtets im Sinne trage
Wartburg, deiner Schönheit Bild.

Digitized by Google

Die Rudelsburg.

An der Saale hellem Strande
Stehen Burgen stolz und kühn,
Ihre Dächer sind gefallen
Und der Wind streicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin.

Wer dieses alte, beliebte Studentenlied Hunderte von Malen mitgesungen und in seiner jungen, lebhaften Phantasie zwischen den altbemoosten Steinen Gestalten zart und mild, mit hold winkenden Augen und freundlich lächelndem, rotem Munde, hervorgezaubert hat, den kann es nicht wundern, wenn ein Feuilletonartikel in einer Berliner Zeitung, betitelt: „Unter den Saaleruinen", mit Aufmerksamkeit gelesen wird von jemandem, der in seiner Jugendzeit auch solche Saalephantasien geträumt hat.

Wie oft schüttelt man bedenklich den Kopf, wenn man in Romanen oder Schauspielen Personen sich begegnen sieht, ganz unmotiviert und unwahrscheinlich, so daß man sich sagt: Na, das ist doch zu auffällig an den Haaren herbeigezogen! Und doch kommen im Leben täglich Fälle vor, die, auf kleinen Zufälligkeiten beruhend, im Romane als schlecht erfunden erscheinen würden und trotzdem einfache Wirklichkeit sind.

Mehr als ein Dutzend solcher teilweise recht verblüffender Fälle aus meinen Reiseerlebnissen könnten als Illustration dienen, aber diese kleine Einleitung soll nur dazu dienen, zu erklären, wie ich dazu kam, statt der paar Stunden, welche Vergnügungsreisende gewöhnlich den Saaleruinen widmen, ein paar Tage an dem hellen Saalestrande zu verweilen.

Die Ueberschrift des Artikels hatte mich nicht erwarten lassen, daß darin über einen Mann geschrieben, der „unter" diesen Ruinen am Ufer der Saale, tief unter den kühnen Ritterburgen, den grauen Zinnenkränzen, den zerbröckelnden Mauern und gefallenen Dächern mit „einsichtsvoller Reformatorenenergie und echter deutscher Mannestüchtigkeit" neues Leben aus den Ruinen für deutsche Kunst und Architektur hervorsprießen läßt.

Der Eindruck, welchen dieser recht sachlich gehaltene Artikel und doch des höchsten Lobes voll, auf mich machte, wurde noch verstärkt durch einen Erlaß des Ministers für Handel und Gewerbe, in welchem den königlichen Baubeamten empfohlen wurde, die Prinzipien des Professors Schultze-Naumburg beim Entwerfen von Plänen zur Richtschnur zu nehmen.

Paul Schultze-Naumburg! Ich erinnerte mich, daß kurz vorher, ehe ich nach Berlin ging, um die dortige Technische Hochschule zu besuchen,

Digitized by Google

eine meiner Berliner Kousinen einen Professor Schultze in Naumburg geheiratet hatte.

Eine briefliche Erkundigung brachte die Bestätigung meiner Vermutung — der Professor war der Sohn meiner längst verstorbenen Kousine, und so wurde ich mit einem hervorragenden Manne bekannt, dessen Name schon längst unter Künstlern, Kunstfremden und Architekten zu einem „Haushaltungsworte" geworden ist, obwohl er heute noch nicht das Schwabenalter erreicht hat.

Als Professor der Kunstakademie in Weimar, mit wunderbar entwickeltem Schönheitsgefühl, scharfem, kritischem Verstande, großem Wortreichtum und packender Darstellungsweise, begann er schon vor Jahren seinen Kampf gegen das Unschöne in der Gestalt der Dinge.

Sein erfolgreicher Kampf ist ein Kampf gegen Verunstaltung der äußeren Erscheinung, welche jedem Dinge nach inneren Gesetzen bestimmt ist, und er betrachtet es als Sünde und Verlust, wenn Menschen diese natürliche und gesetzliche Gestalt entstellen oder verunstalten.

Nicht bloß ihre eigene Gestalt, die sie bald durch Korsetts als dünner und geringer erscheinen machen wollen, als Mutter Natur beabsichtigte, und bald durch Kissen und Polster auf Hüften und Büsten der geringeren Entwicklung nachhelfen, nein, die Gestalt fast aller sichtbaren Dinge in Feld und Wald, Bergen und Tälern, Flüssen und Seen — ganze Städte und Dörferanlagen — Gärten, Plätze, Straßen, Gebäude, Möbel und Geräte zieht er in den Bereich seiner Betrachtungen.

Ob er über die Kultur des weiblichen Körpers, über die „Entstellung unseres Landes", über die Form im Gegensatze zur Unform, über das natürliche Gesicht im Gegensatz zur Fratze, über bodenständige Architektur im Gegensatz zur blinden Nachäffung fremder Formen doziert, er begnügt sich nie mit einer unfruchtbaren Kritik — er bringt zum kritisierten Bilde immer das Gegenbild — zum Beispiel das Gegenbeispiel — zum Verworfenen das Empfohlene, dem gerügten Schlechten stellt er das Bessere zur Seite, er reißt nicht nur nieder, er baut zugleich auf und setzt das natürliche Gebilde neben das Verbildete.

Von allen Seiten kamen dringende Aufforderungen, seine theoretischen Ansichten praktisch zu verwerten. Er gab seine Professur auf — obgleich er heute noch als Professor auf dem Rostrum der Weimarer Kunstakademie steht und jährlich dort ein paar Vorträge hält — und siedelte sich in Saaleck an. Auf einem Ufervorsprung erhebt sich auf breitem Untergeschoß, in dem sich seine Bibliothek mit Tausenden von Bänden und Kunstschätzen und sein Atelier und Privatbureau befinden, seine Wohnung als hochragender Bau mit Doppeldach und Rundturm, umgeben von herrlichen Gartenanlagen, die sich teilweise auf dem terrassierten Saaleufer zwei- bis dreihundert Fuß hinaufziehen. Im Dorfe Saaleck befinden sich

Digitized by Google

große Werkstätten für Innerarchitektur und vom Wohnhause leicht erreichbar liegt das Zeichenbureau, in welchem über 50 Zeichner jahraus, jahrein beschäftigt sind.

Der Ruf des Professors ist so weit gedrungen, daß nicht bloß in Deutschland, vom Rhein bis an die Weichsel, von Südtirol bis an die Nordsee, sondern selbst in Rußland, Holland und Dänemark nach seinen Plänen von einfachen Wohnhäusern bis zum Prachtschlosse gebaut wird.

Eine liebenswürdige, feingebildete Frau, die mit ihrem Manne in

Die Rudelsburg.

allen seinen Bestrebungen sympathisiert, steht dem Hauswesen mit zwölf Bediensteten vor.

Das Haus ist so geräumig, der Geldbeutel so gefüllt, das Herz so groß, daß Gastfreundschaft im größten Stil hier auf die herzerfreuendste Weise geübt wird. — Vor vielen Jahren sang Hermann Allmers:

Dort Saaleck, hier die Rudelsburg,
Und unten tief im Tale
Da rauschet zwischen Felsen durch
Die alte liebe Saale.
Und Berge hier und Berge dort
Zur Rechten und zur Linken —
Die Rudelsburg, das ist der Ort
Zum Schwärmen und zum Trinken.

Digitized by Google

Und gerade dort unten tief im Tale, mitten zwischen die Burgen Saaleck und Rudelsburg, umspielt von den klaren, murmelnden Wassern der sagenreichen Saale, auf kleinem Plateau, mit Bergen rechts, links, vorn und hinten, hat der Professor sein idyllisches Heim erbaut.

Und so kam es, daß wir in diesem herrlichsten Plätzchen auf Gottes deutschem Erdboden ein paar Tage verweilten, statt der paar Stunden, welche gewöhnlich von den Reisenden hier verbracht werden.

Der historische Grund und Boden der Umgegend ist für den Kenner äußerst anziehend — leider kann man ihm die verflossenen historischen Tatsachen nicht ansehen. In umgekehrter Richtung von den Hussiten-denen bekanntlich nachgesagt wird:

Die Hussiten zogen vor Naumburg
Ueber Jena her und Kamburg;
Auf der ganzen Vogelwies'
Sah man nichts als Schwert und Spieß,
An die hunderttausend,

machten wir den Weg in des Professors Automobile von Naumburg über Kamburg nach Jena, freuten uns an der herrlichen Landschaft und an der Tatsache, daß schon lange vor dem deutsch-französischen Kriege der deutsche Schulmeister Festungen entsetzt hatte. Es ist bekannt, daß, als die 100,000 Hussiten vor Naumburg lagen und „Hunger quälte, Durst tat weh und ein einzig Lot Kaffee kam auf sechszehn Pfennig," ein Lehrer von der Schule Rettung ersann und endlich auf die Kinder verfiel.

„Kinder," sprach er, „ihr seid Kinder,
Unschuldvoll und keine Sünder!
Ich führ' zum Prokop euch hin,
Der wird nicht so grausam sin,
Euch zu massakrieren."

Er hatte den Prokop richtig beurteilt, denn der kaufte den Kindern Kirschen, zog sein langes Schwert und kommandierte: „Rechtsum kehrt! hinterwärts von Naumburg!"

Und zu Ehren des Mirakel
Ist alljährlich ein Spektakel;
Wer kennt nicht das Kirschenfest,
Wo man's Geld in Zelten läßt?

Gehört hatte ich davon, aber die Kirschbäume waren noch nicht einmal in Blüte und so konnte ich mir leider den Spektakel nicht ansehen, habe mir aber sagen lassen, daß es beinahe so schön ist auf der Vogelwiese beim Kirschenfest als in Chester Park am Deutschen Tage.

Am nächsten, klar und kalten, aber sonnenhellen Tage machten wir uns auf den Weg zu den Ruinen.

An den Prachtställen für die Luxuspferde und dem Schuppen für die

Digitized by Google

Autos vorüber bis an die Grenze der Besitzung, begleiten uns die zwei reizenden Kinder des Professors, in bloßen Füßen und Beinen und nur mit einem dünnen leinenen Ueberwurf bekleidet. Auch das erst sechs Monate alte Baby hat bloße Beinchen und Arme, so daß ein an Wickeln und Kissen gewöhnter deutscher Spießbürger unbedingt Gruseln kriegt (es kam selbst uns Amerikanern ein bißchen sehr dünn vor) und dann geht es auf den Burgberg — vielleicht so hoch wie der Schützenbuckel.

Von der Burg Saaleck sind nur noch zwei dicke, runde Türme, etwa 40 Fuß im Durchmesser und 80 Fuß hoch, erhalten nebst einem Stück der Umfassungsmauer. Aber selbst dieses Wenige kann man sich nur aus der Ferne betrachten, denn der Eigentümer hat um die ganze Ruine einen Zaun errichten lassen.

Die dummen Dohlen und Raben, die nun schon seit Jahren wissen, daß sie hier nicht gestört werden, da der Eingang „Polizeilich verboten!" ist, erheben ihr Gekrächze und flattern in der Luft um die Türme herum, wenn man sich bis auf tausend Schritt nähert, mit solcher Angst oder Wut und Eifer und zahlloser Menge, daß man leicht begreift, warum der alte Barbarossa sich nicht aus dem Kyffhäuser herauswagte, solange solches Gesindel auf dem Gipfel des Berges Radau machte.

Wie ganz anders die Rudelsburg. Auch eine Ruine, sogar eine ganz prachtvolle, altertümliche, echte Ruine von außen, aber inwendig birgt die altersgraue, verfallende Schale einen wunderbar herrlichen Kern.

Elegante Gesellschaftsräume, einen herrlich geschmückten großen Saal, kleinere, kosige Zimmer, Aussichtsfenster, Balkon, besteigbare Türme, hübsche Anlagen auf dem Burghofe und ein ausgesucht gutes Lager von allerlei Eß- und Trinkbaren, wie es nicht bloß zur Lebens Notdurft, sondern zum wirklichen Genuß gehört.

Maitrank! Von frischem Waldmeister, so zart, duftig und wohlschmeckend, und dabei so billig — daß es beinahe eine Schande wäre, wenn ich es hier öffentlich sagen wollte, wie teuer die Flasche ist. Das hat nun wohl seinen guten Grund, denn die Rudelsburg hat vielen Zuspruch, nicht bloß von den Studenten von Halle und Jena, sondern aus ganz Deutschland und darüber hinaus.

Hier hat alljährlich der Kösener Seniorenkonvent seine Sitzung und diese Sitzungen bringen nicht nur die Seniore der studentischen Korps auf die Rudelsburg, sondern Hunderte von alten Herren benutzen die Gelegenheit, alte Freunde wiederzusehen und die jungen kommen auch her, um zu sehen wie's gemacht wird. Sie wissen ja, die Mitglieder der Korps gehören meistens zu einer besonderen Rasse, unter der Devise: „Mit Gott für König und Vaterland!" und die haben, wie Mantenffel einst behauptete, heidenmäßig viel Geld und lassen was darauf gehen.

Digitized by Google

Kaiser Wilhelm, der Kronprinz, die anderen kaiserlichen Prinzen, soweit sie die Universität besuchten, Fürst Bismarck und andere Fürsten, Grafen, Freiherrn und Barone, und mit Geld und Gut gesegnete Bürgerliche waren Korpsstudenten.

Demgemäß sieht die Rudelsburg auch aus — inwendig und auswendig — aber wir gewöhnliche Sterbliche haben doch das Vergnügen, daß wir uns ebenso sehr darüber freuen können, wenn es uns auch weniger kostet.

Die zauberhafte Aussicht über das wunderbar liebliche Saaletal, wie sich das Bild von der Rudelsburg aus dem entzückten Auge darbietet, beschreiben zu wollen, wäre verlorene Liebesmühe und deshalb will ich mich auf die Burg und ihre nächste Umgebung beschränken.

Selbst Franz Kugler, dem die Gabe der Beschreibung wie wenigen zu Gebote stand, bekannte hier:

In den Saiten klingt es leise,
Doch nicht jeder Hauch
Wird zum Worte, wird zur Weise;
Aber bleibt ein Klang es auch,
Laß ihn klingen,
Kann man doch nicht alles singen.

Auf der Promenade, vor dem Eingange zur Burg, befinden sich drei Denkmäler:

Ein hoher Obelisk, auf verziertem Sockel, mit dem Brustbilde und ehrenden Inschriften für Kaiser Wilhelm.

Auf der einen Seite des Sockels hatte ein dislonaler Untertan mit sechs Zoll hohen Buchstaben den Aufruf erlassen: „Hurrah! vor's allgemeine Wahlrecht im Königreich Preußen!" Ich denke, der erste waschechte, königstreue Preuße, dem dies zu Gesicht kommt, wird es mit seinem Taschentuch auslöschen.

Einige Schritte davon ist eine hohe Säule, mit mächtigem Adler auf dem Kapitäle, dem Andenken der Korpsstudenten gewidmet, die im deutsch-französischen Kriege mit ihrem Blut Deutschlands Siege zu erwerben halfen.

Am Sockel sind die Namen der Gefallenen auf eisernen Tafeln verzeichnet. Ehre ihrem Andenken!

Als drittes Denkmal finden wir ein sehr hübsches Werk, welches Bismarck als Jungburschen darstellt.

So recht studentisch-legere sitzt der junge Student mit übergeschlagenen Beinen auf handfestem Stuhle, eine deutsche Fahne, Eichenkränze und Bücher auf der einen Seite, einen Hund auf der anderen, der sich vielleicht später in den treuen Tiras entwickelte. An der einen Seite des Piede-

Digitized by Google

stals ist ein Brustbild des alten Reichskanzlers, auf der anderen Seite eine Inschrift:

Das deutsche Volk in Einigkeit,
Ein neues Reich in neue Zeit,
Millionen haben darüber gedacht,
Aber nur einer hat's fertig gebracht.
Einer der unsern in Lieb' und Zorn,
Ein Bursch von echtem Schrot und Korn,
Ein alter deutscher Korpsstudent,
Den alle Welt Fürst Bismarck nennt,
Das Bild stellt ihn als Jungbursch dar,
Dankt Gott, daß er der unsre war.

Nachdem wir das Auge an der schönen Aussicht gelabt, den patriotischen Denkmälern Ehrfurcht erwiesen, die Ruine von allen Himmelsgegenden besichtigt, kehren wir noch einmal in die Halle zurück, um, eingedenk der Mahnung an der Tür:

Wer auf Bergen nicht trinkt und singt,
Der auch in Tälern nichts vollbringt;

wenigstens etwas zu trinken, weil es mit dem Singen „man schwach" ist.

Als wir uns bemühten, den Herrn „Ober" zu veranlassen, sich in unsere Gegenwart zu verfügen, trat ein alter Herr in den Saal, der allerdings mit der Wirtschaft nichts zu tun hatte, sondern der Vorsteher der „Postoffice" auf der Burg war; aber sein Alter, sein langer Bart, sein würdiges Aussehen, riefen wie mit einem Blitzschlage Fritz Reuter und seinen Besuch auf der Rudelsburg ins Gedächtnis zurück, von ihm selbst in schöne Reime gebracht und so nett, daß sie sogar zur Drehorgel gesungen und mit dem bekannten Bild „der grausen Moritat" auf den Jahrmärkten produziert wurden.

Das war noch in seiner schönen, übermütigen Studentenzeit in Jena, ehe er von preußischen Demagogenriechern in preußischen Festungen um seine Jugendzeit betrogen wurde. Der Wirt der Rudelsburg zu jener Zeit war ein alter, ehrwürdiger Mann, mit langem, schwarzem Barte, ähnlich wie der jetzige Postmeister, und der sich von den Studenten des Kosenamens „Samiel" zu erfreuen hatte.

Reuter machte auch ein Gedicht, in welchem „Samiel" als rauher, harter Ritter dargestellt wurde, der die ganze Familie und die Dienerschaft auf das niederträchtigste behandelte. Als er einst bemerkte, daß einer seiner Diener sich einen so stattlich schönen Bart hatte wachsen lassen, daß er dem des Ritters gleich kam, stieß er ihn voll Wut nieder, doch ehe der Diener verblich, stieß er einen fürchterlichen Fluch aus, daß der Ritter im Grabe keine Ruhe finden solle, sondern auf ewig auf der Rudelsburg als Schenk mit Namen „Samiel" und mit langem Barte hausen, mit anderen Worten, als Kellner fungieren solle.

Digitized by Google

Der erste und der letzte Vers dieser Schauerballade sind mir noch erinnerlich:

Es stehn noch viele Burgen im schönen deutschen Land,
Es sind noch viele Sagen im deutschen Volk bekannt;
Doch eine neue Sage, die melde ich euch jetzt,
Wollt' Gott, daß ihr euch alle recht herzlich daran ergötzt.

Nachdem er nun die Mordtat, den bösen Fluch u. s. w. recht gruselig erzählt, schließt das Gedicht:

Ich hab' euch jetzt erzählt die Mär' so wunderbar,
Ihr könnt sie sicher glauben, sie ist gewißlich wahr,
Wer sie von euch nicht glaubet, der ruf' nur: „Samiel!"
Dann kommt er mit dem Humpen und mit dem Bart' zur Stell'.

Wie schade, daß der Besitzer des schönen Bartes nicht „Samiel" hieß; auch keinen Humpen brachte und daß die Atmosphäre, welche einen königlich preußischen Postbeamten im Amt und Würden umgiebt, alle Illusionen sofort verflüchtigt.

Selbstverständlich fehlt es einem Orte, der von so vielen, teilweise hervorragenden Personen, besucht wird, nicht an Inschriften, Bildern, Reminiszenzen, Silhouetten, Gedenktafeln, Photographien u. s. w.

König Friedrich Wilhelm IV. hat sich am 7. September 1853, „nach frohem Mahle auf den Burgruinen", handschriftlich eingetragen. Franz Kugler, der Dichter von „An der Saale hellem Strande" und Dr. Hermann Allmers, der das Gedicht „Hier Saaleck, dort die Rudelsburg" verfaßt, sagt am 11. Februar 1901 Dank für alle Liebe, die er zum achtzigsten Geburtstage „so unverdienterweise" genossen. Feldmarschall Moltke bedankt sich am 9. Mai 1889 für ein Geschenk von Bommerlunder — der ihm schon aus seiner Jugendzeit in Holstein bekannt ist — dem Namen nach zu urteilen ein kräftiges Getränk, welches allerdings bei meinem Besuche auf der Rudelsburg nicht zu bekommen war.

Was es nun sein mag, gewiß war es gut, sonst hätten sie es dem alten Moltke nicht geschickt und er hätte nicht bei der Erinnerung daran aus seiner holsteinischen Jugendzeit noch mit der Zunge geschmalzt.

Eine feucht-fröhliche Atmosphäre umgiebt die alte Burg — und selbst wenn Friedrich Wilhelm von einem frohen Mahle spricht, fühlt man instinktiv, daß sein geliebter „Aeppelwein" dabei nicht gefehlt hat. Es könnte gar nicht anders sein, denn:

Die Berge hier und Berge dort
Zur Rechten und zur Linken —
Die Rudelsburg, das ist ein Ort
Zum Schwärmen und zum Trinken.

Digitized by Google

Weimar.

Das idyllische Ilm-Athen, erfüllt mit poetischen Erinnerungen, die Stätte, auf welcher unsere größten Dichter wandelten, ist in der Gegenwart, wenigstens geographisch, ein beschränkter Teil Weimars geworden.

Das alte Weimar, mit seinen engen, kurzen Straßen, seinen einfachen, mischönen Häusern, mit hohen, steilen Giebeldächern, welche nichts bieten, worauf das Auge mit Wohlgefallen ruhen könnte, bildet jetzt nur den Kern des heutigen Weimar.

Nach allen Himmelsgegenden schließen sich modern ausgelegte Vorstädte mit breiten, schönen Straßen an die Altstadt; ein Kranz von gärtnerischen, parkartigen Anlagen wird von schönen Villen, die oft mit echt künstlerischem Geschmack entworfen und ausgeführt sind, umsäumt und eine Anzahl neuer, monumentaler Bauten und Fabrikanlagen geben Zeugnis davon, daß Weimar in dem deutschen Fortschritts- und industriellen Entwicklungsmarsche nicht zurückgeblieben ist.

Aber neue Stadtviertel, neue Straßen und moderne Häuser, schöne Schulgebäude und großartige Fabrikanlagen sieht man jetzt allenthalben in Deutschland, doch es giebt so leicht keinen zweiten, räumlich so beschränkten Platz, der so viele Geistesheroen gleichzeitig beherbergte. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts hatte Weimar kaum mehr als 6000 Einwohner und doch ging von dieser kleinen Stadt ein Glanz aus, der Goethes Ausspruch rechtfertigte, wenn er sagt:

O Weimar, dir fiel ein besonderes Loos;
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß!

Von den waldreichen, romantischen Thüringer Bergen herab strömt ein Flüßchen, die Ilm, durch ein freundliches Tal, um sich schon nach kurzem Laufe bei Jena in die Saale zu ergießen. An seinem linken Ufer liegt das alte und das neue Weimar — auf dem rechten Ufer hat sich die Stadt bislang nicht entwickelt; Kasernen, Schießplätze, Gartenarbeitsschule, ein paar Wohltätigkeitsanstalten und die Altenburg, ein sehr einfaches, weder burg- noch schloßähnliches Gebäude, in welchem Liszt, als Gast der Fürstin Wittgenstein, von 1848 bis 1861 weilte, ist so ziemlich alles, was sich nordöstlich von der Ilm findet.

Jetzt hat Weimar etwa 32,000 Einwohner, von denen nur 800 Katholiken und 100 Juden sind, so daß es seinen alten Ruf, als eine der protestantischsten Städte Deutschlands, noch immer aufrecht erhält.

Digitized by Google

Es ist aber nicht die Gegenwart, sondern die Vergangenheit, die Weimar seinen wunderbaren Reiz verleiht. Hier umschweben uns die Geister von Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Musäus und des alten Freundes und Beschützers der Dichter, des Großherzogs Karl August; hier bieten sich auf Schritt und Tritt Erinnerungen an die großen Maler, die hier gelebt oder gewirkt haben, Lucas Cranach, der Freund Luthers, Wislicenus, Preller, Thumann, Begas, Hummel und die Bildhauer Härtel und Donndorf, und die ruhige, anmutige Umgebung macht heute noch Weimar zu einem der angenehmsten, anspruchslosen Aufenthalte.

Das Schloß macht einen freundlichen Eindruck. Als Goethe hierher kam, lag das Schloß in Asche — Wall und Graben schlossen die Stadt ein, die Tore waren noch sorgfältig bewacht und strenge Kontrolle darüber geführt, wer ein- und ausging.

Unter Goethes Oberaufsicht und teilweise nach seinen Plänen wurde das Schloß in seiner jetzigen Gestalt wieder erbaut und südlich vom Schlosse, an beiden Ufern der Ilm, der herrliche Park angelegt, der heute den Hauptanziehungspunkt für Einheimische und Fremde bildet. An der Westseite des Parks zieht sich eine zwei Meilen lange Allee von herrlichen Kastanienbäumen bis zum Sommerpalast Belvedere hin, dessen prachtvoll angelegter Park und Blumenflor die Weimaraner nicht weniger anzieht, als die dortige gutbekommdete Restauration, obwohl ein Amerikaner von dem Lokale behauptete, daß die Weimaraner, der deutschen Mode getreu, hier herauspilgerten, um nach ihrer eigentümlichen Manier frische Luft zu schöpfen und zwar bei schlechtem Bier, zweifelhaftem Kaffee und scheußlichem Tabak.

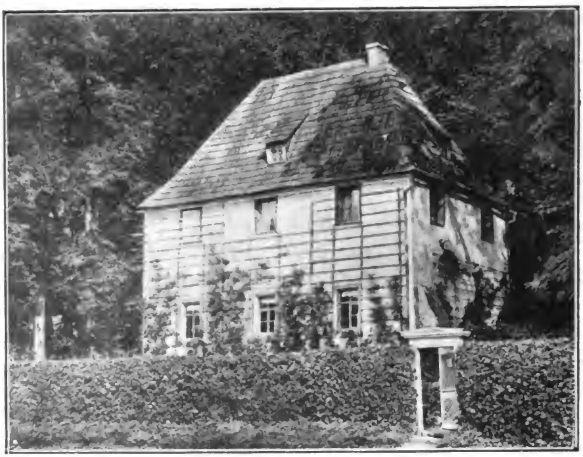
Na — was versteht der Bauer von Gurkensalat? er frißt ihn mit der Mistgabel — was versteht so ein Kritiker von deutscher Gemütlichkeit?

Im kühlen Schatten der malerisch gruppierten Bäume schlendern wir langsam den Promenadenweg am linken Ufer der Ilm entlang bis zu der einfach konstruierten, mit Baumstämmen als Geländer versehenen Naturbrücke. Ein Borkenhäuschen, welches an der Brücke steht, wird „Kalte Küche" genannt, weil hier Karl August und Goethe auf ihren gemeinschaftlichen Spaziergängen oft frühstückten. Das war zu der Zeit, als Goethe, zum großen Skandal der ehrsamen Weimarer Bürger, zum Geheimen Legationsrat ernannt wurde. Sie konnten es nicht verdauen, daß ein Frankfurter, ein Bürgerlicher, ein Dichter, der von der Geschäftsroutine gar nichts verstand und dessen Lebenswandel, als sehr wild, ziemlich anrüchig geworden war, allen denen vorgezogen wurde, die legitime Ansprüche darauf hatten. Die hatten es damals noch nicht von Amerika gelernt und verstehen es heute noch nicht recht, daß ein Mensch, mit einigermaßen gesundem Menschenverstande, Aemter gut verwalten kann, ohne besondere Vorbildung für das betreffende Amt zu haben, wozu, ihrer Ansicht

Digitized by Google

nach, beſondere Vorbereitung und ſtufenweiſes Emporklimmen (oder auch Bauchrutſchen) nötig ſind.

Nur einen flüchtigen Blick werfen wir auf die Denkmäler und Gebäude, die den Park ſchmücken. Die künſtliche Ruine, in der Nähe der Naturbrücke, das Denkmal Shakeſpeares aus karrariſchem Marmor, von dem vor kurzem als Direktor des Gewerbemuſeums in Berlin verſtorbenen Otto Leſſing, das Tempelherrenhaus, das römiſche Haus, ebenfalls ein Lieblingsaufenthalt Karl Auguſts, und Liszts Denkmal und über-



Goethes Gartenhaus in Weimar.

ſchreiten dann die Ilm, um auf einem angenehmen Wald- und Wieſenpfad Goethes Gartenhaus zu erreichen.

Wenn nicht das Zauberwort „Goethes Gartenhaus“ das Häuschen der Sphäre des Alltäglichen entrückte, ſo würde man daran vorübergehen, ohne es zu beachten. Bürgerlich einfach, würde noch zu viel geſagt ſein; es ſieht, nach heutigen Anſichten, beinahe ſchäbig aus, aber es umſchloß die glücklichſten Jahre des an glücklichen Jahren ſo reichen Dichters.

Etwas zurückſtehend von der Landſtraße, die an der Oſtſeite des Parkes nach Ehringsdorf führt, vom Staube der Straße durch eine hohe, lebende Hecke geſchützt, erhebt ſich das zweiſtöckige Gebäude, mit einer Front von drei ſchmuckloſen Fenſtern und einem kleinen Giebel auf dem ſteilen Dache.

Digitized by Google

Auf einem etwas holperigen Wege geht man an der zwei Fenster tiefen Seite nach dem Haupteingange, der nach der Gartenseite hin liegt und betritt das Innere, welches ebenso einfach ist wie das Aeußere.

Ein paar Stühle, ein Sessel und ein Sopha, einige Bilder, die Goethe aus Rom mitgebracht hatte, Tisch, Schreibzeug und im Arbeitszimmer zwei Paar Gardinen, welche seine Freundin, die Frau von Stein, selbst gestickt hatte und etwas von der Kücheneinrichtung ist so ziemlich alles, was noch von Goethe herrührt.

Aber nein! Da ist noch ein eigentümliches Stück Möbel: ein Bett mit einfachem Gurtenboden und sonst ziemlich starkem Gestell, von dem der Diener erzählt, daß Goethe dieses Stück Möbel zugleich als Bettstelle und Reisekoffer benutzt habe. Das war jedenfalls eine vorzügliche Idee, bei längeren Reisen vor mehr als 100 Jahren. Leider waren meine Augen gerade auf einen anderen Gegenstand geheftet, so daß dieser Bettkoffer oder Kofferbett keinen Eindruck auf mich machte, und es mir erst später einfiel, daß ich dieses Unikum hätte näher untersuchen sollen.

Was mich anzog, war ein alter, halb verwitterter, mit Inschriften bedeckter Stein, der in einer Ecke lehnte. Es stellte sich heraus, daß Goethe selbst die Verse in den Stein gemeißelt hatte: ein Liebesruf an Frau von Stein. Gedicht und Steinarbeit gleich gut.

Nachdem ich etwa 10 Minuten die halb unleserlichen Sandsteinhieroglyphen zu entziffern versucht hatte, teilte mir der freundliche Türhüter mit, daß ein Duplikat dieses Steines an der ursprünglichen Stelle im Garten aufgestellt sei, wo der Vers ohne jede Schwierigkeit gelesen werden könnte.

Und richtig, an der Rückwand einer kleinen Grotte, mit steinernen Bänken und Steintisch, und entzückender Aussicht auf den Park und das herrliche Ilmtal, verkündete deutlich und leserlich der Stein Goethes innige Liebe für die Frau von Stein, wie er sie dem Stein heimlich vertraute:

Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten.
Heiter sprach er zu mir: Werde Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht — du hast noch viele Gesellen.
Jeden Felsen der Flur, die mich, den Glücklichen, nährte,
Jeden Baum des Waldes, um den ich wandernd mich schlinge,
Auf' ich weihend und froh: Bleibe mir Denkmal des Glücks.
Dir allein verlieh' ich die Stimme — wie unter der Menge
Einen die Muse sich wählt — freundlich die Lippen ihm küßt.

Der Garten umgiebt das Haus nicht mehr in seiner ganzen Größe, ein Teil davon wurde als Bauplatz verkauft. Zu Goethes Zeit zog sich das Besitztum in fast doppelter Breite die Landstraße entlang und in sanfter Steigung bis zur Höhe „Am Horn", wo sich jetzt die kesige Villa des Dichters Ernst von Wildenbruch erhebt.

Digitized by Google

Hier konnte Goethe einsam sein, wenn er wollte — hier konnte er seine Freunde und Freundinnen ungestört empfangen, hier konnte er seine Bankette geben, die manchmal sehr einfach ausfielen, z. B. wenn er den Großherzog und die Großherzogin mit „einer Biersuppe und etwas kalter Küche" traktierte, hier machte er seine Studien in der Botanik und der Gärtnerei, zog Salat und Spargel, von denen er seinen Freunden in Weimar großmütig Spenden zukommen ließ.

Gewiß, das Häuschen war erschreckend einfach, aber die Lage war reizend und man kann leicht verstehen, daß es dem Großherzog schwer wurde, Goethe zu überreden, in das Haus an der Frauentorstraße zu ziehen, welches er ihm geschenkt hatte. Das ist nun freilich ein Haus von ganz anderen Prätensionen; zehn Fenster Front, zwei Stockwerke hoch, mit Mansardendach, ein paar Dutzend Zimmer, Hof und Garten. Hier wohnte Goethe von 1782 bis zu seinem Tode, am 22. März 1832. Bis zum Jahre 1885 wurde das Haus von seinen Enkeln bewohnt und als der letzte, Walter von Goethe, 1885 starb, wurde dasselbe, laut seinem Vermächtnis, Eigentum des Staates und als Goethe-Nationalmuseum eingerichtet. Die Enkel hatten sich in den Mansardenzimmern ihr gemütliches Heim aufgeschlagen, empfingen nur selten Besuche und nur wenige kannten die reichen Schätze des Goethehauses, welche die Enkel mit größter Sorgfalt und Pietät hüteten.

Soweit als möglich, sind die Zimmer so erhalten, wie sie zur Zeit Goethes waren. Der Hausflur und der Treppenaufgang sind noch genau so, wie er sie herstellen ließ. Kreidezeichnungen vom Giebelfelde des Pantheon, in der Größe der Originale, zieren die Wände und Abgüsse antiker Statuen erhöhen den künstlerischen Eindruck der Halle.

Das erste Zimmer, in welches wir eintreten, enthüllt sofort den Reichtum der zu erwartenden Genüsse. Büsten, Statuen, Kupferstiche, Oelgemälde, Sammlungen von geschnittenen Steinen, Kunstarbeiten in Metall und Elfenbein, Goethes Orden, Petschaft, Siegelringe und Trauring sind hier ausgestellt.

Dann gelangt man in das Junozimmer, so genannt nach einem hier aufgestellten Abgusse der Juno Ludovizi. Hier steht auch der Streicher'sche Flügel, auf dem der zwölf Jahre alte Mendelssohn-Bartholdy spielte — eine große Anzahl Aquarell- und Kreidezeichnungen, Schaukästen mit kostbaren Geschenken, z. B. ein goldener Lorbeerkranz mit Smaragden, Pokale, Petschafte von englischen Freunden ꝛc.

Es ist kaum möglich, auch nur den gedrängtesten Umriß zu geben. Die Anzahl der Zimmer läßt auf den reichen Inhalt schließen: Urbinozimmer, Deckenzimmer, Sammlungszimmer, Majolikazimmer, Büstenzimmer, Rosenzimmer, Eßzimmer, Gartenzimmer, Vorzimmer und dann Sammlungen in den Mansardenzimmern. An den langen Wänden des

Digitized by Google

Vorzimmers ſind die mineralogiſchen Sammlungen aufgeſtellt. Sein Arbeitszimmer iſt ganz außerordentlich einfach und ohne alle Bequemlichkeiten: ein alter Ofen, ein altmodiſches Bureau und ein paar gewöhnliche Stehpulte — auf dem einen ein Teller mit Erde, woran Goethe gerade vor ſeinem Tode Unterſuchungen vornahm. Ein kleiner Schreibtiſch mit Pappkaſten, worin ein Tintenfaß ſteht, iſt nahe vor dem Fenſter aufgeſtellt und an der Wand ſteht ein großer Schreibtiſch mit Rolltüren und Schubfächern. Ein Schrank mit Glastüren, in dem Goethe ſeine Manuſkripte aufbewahrte und eine Anzahl Bücher vervollſtändigen die Ausſtattung des Zimmers, in dem Goethe faſt 50 Jahre gearbeitet hat.

Vom Arbeitszimmer aus treten wir in Goethes Schlaf- und Sterbe-

Goethes letzte Stunde.

zimmer, noch genau in derſelben Einrichtung, wie es am Morgen ſeines Todestages war.

Ein kleines Zimmer, kaum mehr als 12 Fuß im Geviert, mit einem nach dem Garten ſchauenden Fenſter; in der Ecke ein einfaches Bett aus rohem Holz, ohne jeden anderen Luxus als eine rotſeidene Steppdecke; zwei kleine Tiſchchen, auf dem einen befindet ſich ein Waſchgeſchirr und Glas, neben dem Bette ein großer Lehnſtuhl mit geſticktem Polſter, ein abgenutzter Fußteppich, ein Fußbänkchen und ein Klingelzug bilden die ganze Einrichtung dieſes Heiligtums.

Die geöffnete Tür des anſtoßenden Dienerzimmers hinderte das Einſtrömen des Sonnenlichtes durch das einzige Fenſter des Sterbezimmers;

Digitized by Google

sein Wunsch, das Hindernis aus dem Wege zu schieben, ließ ihn seine letzten Worte sprechen: „Mehr Licht!“

Das herrliche Gemälde Fritz Fleischers, die Sterbeszene darstellend, mit historisch getreuer Wiedergabe des Sterbezimmers und der prachtvollen Figur Goethes im Lehnstuhle ruhend, sein Großkind und Liebling, Ottilie, ihr Gesicht in seinem Schooße bergend, stellt diesen Moment ergreifend dar.

Der Wiener Goetheverein stiftete im Dezember 1900 eine Bronzetafel, die im Goethemuseum angebracht ist und Goethe in dem großen Armstuhl sitzend darstellt, mit der Unterschrift:

Ihm zum Ruhme,
Uns zur Freude,
Der Zeit zur Mahnung.

Eine ernste Mahnung erschien mir aus einem Stiche hervorzutönen, welcher Goethe darstellt, Schillers Schädel in der Hand haltend:

Geheim Gefäß, Orakelsprüche spendend,
Wie bin ich wert, dich in der Hand zu halten?

Die Mahnung nämlich, daß man in Deutschland nicht vergessen soll, daß Friedrich Schiller der idealste deutsche Dichter ist, der von den Deutschen im Auslande am höchsten geschätzt wird und mehr als ein anderer Dichter dazu beiträgt, die Liebe zur deutschen Sprache, zu deutscher Sitte und deutschem Wesen und zum alten Vaterlande zu erhalten. Man hat die aufrichtige Begeisterung, mit der wir Schillers Gedenktag 1905 feierten und sein Andenken ehren, mit einer gewissen, gutmütigen Herablassung besprochen, etwa wie: „Ja, ja, der Schiller ist ja auch ganz nett, ein bißchen veraltet u. s. w.“ Schlimm wäre es, wenn die Deutschen diesen Apostel der Freiheit gering schätzen, wenn sie aufhören würden Goethes Hochachtung Schillers in vollem Maße zu teilen.

Von Goethes geräumigem mit Kunstschätzen und Wertsachen angefülltem Hause zu dem kleinen, einfachen, unansehnlichen Schillerhause sind nur wenige Schritte. Hier verbrachte Schiller die letzten drei Jahre seines Lebens und Leidens. Das Arbeitszimmer ist noch ganz in dem Zustande, wie es bei seinem Tode war, mit fast ärmlicher Ausstattung. Hier, im Arbeitszimmer, hauchte er seine große Seele aus, denn in dem kleinen, daneben liegenden Schlafkämmerchen, kaum groß genug, um das Bett aufzustellen, fühlte er sich so beengt und bedrückt, daß er, als seine Krankheit sich verschlimmerte, sein Lager im Arbeitszimmer aufschlagen ließ.

Hier vollendete er auch seine letzte große Schöpfung, „Wilhelm Tell“. Sein Wunsch, die Alpen zu sehen, die er so wunderbar gezeichnet hatte, sollte nicht erfüllt werden. Der Liebling der Nation verschied; aber seine Dichtungen spornten sein Volk vorzüglich an zu männlicher Tat für die

Digitized by Google

Wiedergewinnung der Freiheit von der französischen Gewaltherrschaft, und sie werden nicht aufhören die Liebe zur Freiheit zu hegen und zu pflegen, solange sie im deutschen Volke leben.

Am Herderplatze steht das zehn Fuß hohe Bronzestandbild Herders, des bedeutenden Denkers, den man nicht mit Unrecht den geistigen Vater unseres Jahrhunderts genannt hat. Er hat befruchtend, anregend, fördernd und anbahnend auf die gesamte Wissenschaft gewirkt, und er war als Mensch, Schriftsteller und Kanzelredner gleich groß, ein Mann von universalem Wissen und exaktem, wissenschaftlichem Geiste. Die Zeiten ändern sich und die Werke des gefeierten Mannes werden wohl nur noch von Literaturhistorikern gelesen. Aber was er angebahnt hat, die Wege, die er angedeutet, die Felder der Wissenschaft, die er urbar gemacht hat, der Samen, den er ausgestreut, alles das verbürgt, daß sein Andenken stets in Ehren bleiben wird. Was er bei seiner Abschiedspredigt in Bückeburg bemerkte, kennzeichnet seinen Charakter vortrefflich. „Wer deshalb in die Kirche gekommen ist," sagte er, „weil ich schön predigen soll, und Bückeburg sich etwa beklagt, weil es einen schönen Prediger verliert, der giebt mir einen Purpurmantel, der mich äußerst beschimpft und demütigt." Popularität war sein Ziel nicht; er wollte das Gute, Wahre und Schöne nach Kräften fördern.

Die Entfernungen in der Altstadt Weimar sind sehr gering und deshalb sind es wieder nur wenige Schritte, die uns zum Wielandplatz und Wielanddenkmal bringen. Welcher Unterschied zwischen dem ernsten, charaktervollen, würdigen Herder und dem leichtfertigen, schlüpfrigen Wieland, der die Deutschen zum Lesen seiner Schriften dadurch zu animieren suchte, daß er sie auf den damals beliebten zweideutigen französischen Ton stimmte! Wenige seiner Sachen erscheinen heute noch genießbar; seine „Abderiten" erregen wohl noch die Lachmuskeln und sein „Oberon" entzückt noch immer durch seinen Farbenglanz und romantischen Duft, aber sonst gehört er der Vergessenheit an. Eine seiner Bemerkungen hat so viel Eindruck auf mich gemacht, daß ich mich ihrer noch aus meinen Jugendjahren erinnere: „Man kann nicht alles tun, was man will, daher tut man wohl, wenn man nicht mehr will als man kann." Ein schöner Rat — aber wie erfährt man, daß man etwas nicht tun kann, ausgenommen man versucht es und es mißlingt? Außer dem Denkmale erinnert an ihn noch eine Bronzetafel an der Haustüre, mit der Inschrift: „Hier wohnte Wieland", an einem Hause an der Wielandstraße, sonst ist nichts mehr von ihm erhalten. In dem Hause selbst wohnt jetzt ein Herr Hoftapezierer, der dasselbe zu Geschäftszwecken eingerichtet hat.

Dicht dabei, auf dem Theaterplatze, steht das wunderbar schöne, weltberühmte Goethe-Schillerdenkmal. Goethe reicht seinem Freunde Schiller einen Lorbeerkranz, den Schillers rechte Hand ergreift, die Linke hält ein

Digitized by Google

Manuſkript. Dieſer Schöpfung Rietſchels wurde ungeteiltes Lob zu teil, denn die Auffaſſung und Wiedergabe der Perſönlichkeit der beiden Dichter geben gleichſam den plaſtiſchen Widerhall ihres Weſens und adeln dieſes Denkmal.

Das neue Hoftheater iſt ein ernſter, ſchmuckloſer Bau, in einfachſtem griechiſchem Stile. Das Schauſpielerperſonal ſoll ausgezeichnet ſein, und der Intendant außerordentlich geſchickt. Sonſt könnte er wohl kaum unternehmen, was er, leider am Tage nach meiner Abreiſe, inſcenieren wollte, den ganzen „Fauſt“ in vier Abteilungen. Jeder Teil ſollte zwei Vorſtellungen in Anſpruch nehmen. Die Nachmittagsvorſtellung ſollte um drei Uhr beginnen und die Abendvorſtellung um acht Uhr. Der Eintritt war für beide Vorſtellungen der gewöhnliche abendliche Kaſſenpreis und jede Vorſtellung ſollte etwa drei Stunden dauern, ſo daß die Theaterbeſucher Gelegenheit hatten, zwölf Stunden lang „Fauſt“ zu genießen. Den erſten Teil ließe ich mir ſchon gefallen, aber ſechs Stunden lang „Fauſt“, zweiter Teil, das iſt doch mehr als man einem gewöhnlichen Menſchen zumuten kann.

Digitized by Google

Berlin.

Die Umgebung Berlins.

„Berlin, des heiligen römischen Reichs Streusandbüchse", sagt naserümpfend der Nicht-Berliner und mit diesem sententiösen Ausspruche sind für ihn etwaige landschaftliche Schönheiten Berlins und Umgegend einfach als ganz unmöglich erklärt.

Und doch weit gefehlt, denn in Berlin und Umgegend sind so anziehend reizende Plätze, an deren Anblick man sich so erfreuen und auf denen man sich so wohl fühlen kann, wie an irgend einem anderen Orte der Welt.

Gewiß, es giebt hier keine Gletscher und schneegekrönte Berge, keine reißende Ströme, rauschende, zerstäubende Wasserfälle, tosende Brandungen und undurchdringliche Laubwälder, aber es ist hier kein Mangel an sanft ansteigenden Anhöhen, herrlichen Nadelholz- und Birkenwäldern und vielgestaltigen, weit verteilten Wasserflächen, groß genug für jeden Wassersport im Winter und Sommer.

Berlin liegt zwischen der Elbe und Oder, in einer talartigen Einsenkung, einer Mulde, von der Spree durchflossen, die bei Spandau in die Havel mündet. Die Stadt liegt zwischen 8 bis 10 Fuß über dem mittleren Wasserspiegel der Spree und die alten, gewellten Uferränder erheben sich hier und dort, wie der Kreuzberg, die Spandauer Spitze und andere Punkte, bis auf 120 Fuß über die Spree.

Die Spree ist nicht besonders wasserreich, aber es ist ganz erstaunlich wie das verhältnismäßig kleine Gewässer in Berlin für den Verkehr nutzbar gemacht ist. Schiffbare Kanäle von der Spree aus durchziehen die Stadt, große, praktische Hafenanlagen, wie der Nordhafen, der Humboldthafen, der Urbanhafen und andere, mit den neuesten und besten mechanischen Hilfsmitteln für Ein- und Ausladen versehen, vermitteln den Transport der Waren von Fabriken und Kaufhäusern, mehr als hundert zum großen Teil wahrhaft monumentale Brücken vermitteln den Verkehr zwischen den Ufern.

Im Westen Berlins liegen die breiten Wasserflächen der Havel mit ihren seeartigen Ausbuchtungen, dem Wannsee, Schlachtensee, Sacroaer See, Jungfernsee, Fahrlander See, Lihnitzer See, Glienecke See, Heilige See, Tegeler See und den malerisch darin verstreuten Inseln; in und um Berlin erfreut eine ganze Anzahl kleinerer Seen das Auge des Sportsmannes, des Naturfreundes und der badenden oder schlittschuhlaufenden Jugend, so der Plötzensee, der Weißensee, der Hausee, der Teltower See, Halensee, Wilmersdorfer See, Lietzer See und im Nordosten breitet der

Digitized by Google

Müggelsee, mit seinen einladenden Ufern, seine spiegelglatte Wasserfläche für Dampf- und Segelboote und Wassersport aller Art aus. Von hier bildet die Oberspree, auch Wendische Spree oder Dahme genannt, mit dem Sedansee, dem Großsee, Langer See, mit ihrem klaren Wasser und von Villen, Dörfchen, Wirtshäusern und Vergnügungsplätzen aller Art belebten Ufern dem Berliner die herrlichste, vielbenützte Gelegenheit, ein paar vergnügte Stunden im Freien zu verleben. Ohne besondere Schwierigkeit sind fast alle diese prächtigen Plätze zu erreichen, denn die Verkehrsmittel in Berlin sind ausgezeichnet und werden von keiner Stadt der Welt übertroffen.

Im Jahre 1865, als ich mich zum ersten Male ein Jahr lang in Berlin aufhielt, hatte die Stadt nicht ganz 700,000 Einwohner. Droschken, erster und zweiter Klasse, mit Kleppern von zweifelhafter Güte, Omnibusse, so niedrig, daß man sich beim Einsteigen Beulen an den Kopf stieß und an Sonntagen die Kremser für Familienausflüge in die Umgebung waren die ganze Verkehrsbescherung. Eine Straßenbahn gab es damals noch nicht. Ein paar unternehmungslustige Amerikaner hatten allerdings schon 1863 um eine Konzession nachgesucht, aber die Sache erschien den Behörden doch zu gewagt und gefährlich, so daß die Verhandlungen kläglich scheiterten.

Ein Jahr später erschien eine Pferdebahn schon nicht mehr so riskant und der Ingenieur Müller aus Hamburg erhielt das Privilegium, eine Straßenbahn vom Kupfergraben, der bekanntlich westlich den Lustgarten begrenzt, nach Charlottenburg errichten zu dürfen.

Am 25. August 1865 wurde die Bahn eröffnet, aber daß sich bei der Bevölkerung großes Interesse oder selbst Neugier gezeigt hätte, könnte ich kaum behaupten.

Die großen Zweidecker sahen dem gemütlichen Berliner zu wackelig aus, und die behördliche Vorsorge hatte auch der Sache einen etwas bedenklichen Anstrich gegeben. Bei jeder Annäherung an eine Straßenkreuzung mußte der Kutscher in ein großes Horn tuten und an jeder Kreuzung war ein Wächter, der durch das Schwenken einer roten Fahne den Passanten ankündigte, daß sich das Ungeheuer nahe. Die Waggons desselben Stils, mit elektrischem Betriebe, befahren heute noch die Strecke vom Kupfergraben über die Charlottenburger Chaussee durch den Tiergarten und Charlottenburg zum Spandauer Bock, aber die Berliner haben sich längst die Angst vor diesen gefährlichen Verkehrsmitteln abgewöhnt.

Heute sind in Berlin 112 elektrische Bahnen in Betrieb; 13,000 gewöhnliche Droschken, 6000 Kraftdroschken, 50 Omnibuslinien, zum Teil elektrische, durchkreuzen die Stadt, und wenn die Straßenbahnen des Nachts zur Ruhe kommen, nehmen 6 Omnibuslinien, die, je nach der Lage, alle sieben bis vierzehn Minuten abfahren, den Verkehr auf.

Digitized by Google

Die Zahl der beförderten Passagiere ist riesengroß; an den zwei Pfingsttagen wurden über drei Millionen befördert und im Jahre 1905 wurden auf den verschiedenen Bahnen, Omnibussen, Droschken und Dampfern 611,515,700 Fahrgäste befördert. Das Polizeipräsidium hat die Kontrolle und sorgt dafür, daß dem Publikum durch Schülerkarten, Arbeiterkarten und Dauerkarten alle möglichen Vorteile gesichert werden. Für zwei Dollars kann man eine Zeitkarte lösen, mit welcher man einen ganzen Monat lang, so oft man will, herumkutschieren kann und bei einer Schüler- oder Arbeiterkarte stellt sich der Preis kaum auf einen Cent. Der Verkehr auf den Straßen ist überwältigend — so stellte eine vor zwei Jahren,

Hochbahn an der Bülowstraße in Berlin.

1908, gemachte statistische Aufnahme fest, daß über den Leipziger Platz, welcher die Verbindung der Potsdamer Straße mit der Leipziger Straße bildet, täglich, von 6 Uhr morgens bis 10 Uhr abends, 4840 Straßenbahnzüge, 4500 Lastwagen und Omnibusse und 20,000 Droschken und andere Fuhrwerke kreuzen. Wenn man sich nun noch die Stadtbahn und die Ringbahnen und die Untergrundbahnen dazu denkt, die täglich Hunderttausende befördern, und weiter den lebhaften Dampferverkehr auf der Spree berücksichtigt, so möchte man fast glauben, daß das ganze Berlin, mit seinen 2,100,000 Einwohnern, täglich spazieren fährt.

Jede Nacht, von 11 Uhr 30 an, arbeiten 111 Kehrmaschinen bis

Digitized by Google

sie ihr Peninm gefegt haben, was etwa 6½ bis 7 Stunden in Anspruch nimmt.

Man spricht nicht gerne davon — aber wenn man sie nötig hat, so hat man sie dringend nötig und freut sich ungemein, wenn man sie finden kann, nämlich Bedürfnisanstalten. Wir haben hier auch eine und wir heißen sie „Comfort Station", eine wohlverdiente, berechtigte Bezeichnung. Berlin hat deren 160 und zwar 107 siebenständige, 52 zweiständige, ein paar zehnständige und sogar eine elfständige. Dies ist für die männliche Bevölkerung Berlins und weitere 16 sind lediglich für Frauen und Kinder bestimmt. 82 Wärterinnen sorgen für peinliche Sauberkeit und jede erhält den horrenden täglichen Lohn von 38 Cents, aber jede Dame zahlt ein Trinkgeld und auf diese in Deutschland recht gang und gäbe Weise kommen die Wärterinnen doch auf ihre Rechnung.

Berlin ist eine kompakt gebaute Stadt, mit etwa 2,100,000 Einwohnern, umgeben von einem Dutzend oder mehr Vorstädten, von denen die größte, Charlottenburg, wohl 300,000 Einwohner hat. Man kann in Berlin zehn Jahre leben und wenn man seine Nase nicht in die Stadtpläne steckt und die Stadtgrenze aufsucht, so würde es keinem einfallen, daß er längst aus Berlin und in Charlottenburg, Wilmersdorf, Schmargendorf, Schöneberg, Tempelhof, Rixdorf, Steglitz, Britz, Treptow, Friedrichsfelde, Lichterfelde, Zehlendorf, Teltow oder wie die Vorstädte alle heißen mögen, ist, denn man findet keine Markierung, sondern geht auf bebauten Straßen, Haus an Haus, ruhig weiter, ohne daß einem der Gedanke kommt, daß man sich in einem anderen Gemeinwesen befindet.

Man merkt auch nicht, daß Berlin eine Stadt ist, in der auf dem kleinsten Terrain die größte Zahl der Bewohner lebt. Der Tiergarten, der Friedrichshain, der Humboldthain und der kleine Invalidenpark waren die einzigen größeren öffentlichen Plätze, denen sich später der Viktoria Park und der Treptower Park anschlossen, und waren leicht zu erreichen. Da der Berliner nicht in die Parks geht, um die Natur zu genießen, sondern um in den überaus einladend winkenden großen und kleinen Bierhallen, Biergärten und Restaurants etwas Geistiges zu kneipen, so vermißt er auch heute noch nicht, daß seine schöne Stadt so spärlich mit öffentlichen Plätzen gesegnet ist.

In der letzten Volkszählung, 1905, wurden 2,100,000 Einwohner gezählt. Diese Millionen wohnten in 26,438 Häusern, so daß also auf jedes Haus durchschnittlich 80 Personen kommen; 190 Häuser waren unbewohnt.

Nur muß man sich bei diesen Häusern nicht unsere Häuser denken — die Grundstücke sind sehr tief — das Vorderhaus, mit einem Eingange oft groß genug, daß eine Dampfspritze hindurchfahren kann, hat nicht nur ein Hinterhaus — hier mit dem schöneren Namen „Gartenhaus" bezeich-

Digitized by Google

net — sondern Nebenhäuser, die den „Garten" an beiden Seiten vom Vorderhaus bis zum Gartenhaus einnehmen und sehr oft findet sich ein Duplikat dieser Einrichtung von Gartenhaus und Nebenhäusern hinter dem ersten Gartenhaus.

Man kann also nicht eigentlich von Häusern, sondern von bebauten Grundstücken mit so und so viel Wohnungen sprechen, und wenn man die „gewerblichen Gelasse" mitzählt, so beläuft sich die Zahl der Wohnungen auf etwas über 400,000.

Wie die Bevölkerung in diesen Wohnungen untergebracht ist, davon hat der gelegentliche Besucher Berlins keine blasse Ahnung, man kann sich hier in Cincinnati überhaupt keine Idee davon machen; nur an der Ostseite New Yorks kann man vielleicht ähnliche Verhältnisse finden.

Nach einer offiziellen statistischen Tabelle bestanden im Jahre 1900 4086 Wohnungen, mit 7759 Bewohnern, aus einer Küche; 2419 Wohnungen, mit 7412 Bewohnern, aus einem *nicht heizbaren* Zimmer; 32,812 Wohnungen, mit 59,746 Bewohnern, aus *einer* Stube und Küche. — In diesen Wohnungen sind zudem noch 38,118 Schlafleute und 4481 Chambregarnisten untergebracht.

Daß solche Wohnungsverhältnisse keinen besonders wohltätigen Einfluß auf die Sittlichkeit haben, ist wohl selbstverständlich und besonders das Institut der „Schlafburschen" ist ein die Moral fortgesetzt durchfressendes Gift.

Geschichtliches über Berlin und Kölln.

Alt genug ist Berlin, aber eine eigentliche Geschichte, von irgend welcher Bedeutung, hat die Stadt nicht. Schon kurz nach dem Jahre 1200 finden wir zwei Städte, Berlin auf dem rechten Spreeufer und Kölln auf dem linken, die sich 1307 zu einer gemeinschaftlichen Verwaltung vereinigten und in einem gemeinsamen Rathaus tagten. Dieses Rathaus stand in der Mitte einer Holzbrücke, welche das rechte und das linke Ufer der Spree, also Kölln und Berlin, verband, an derselben Stelle, wo jetzt die Kurfürstenbrücke mit dem herrlichen Standbilde des großen Kurfürsten Platz gefunden hat. Die schöne Einigkeit währte bis 1440; die Doppelstadt hatte sich so kraftvoll entwickelt, daß sie dem Landesherrn die Zähne zu zeigen wagte, der damit antwortete, daß er die beiden Städte trennte und in Kölln eine Burg erbaute.

Diese Burg war das einzige festungsähnliche Werk in diesen Städten; sie waren und blieben offene Plätze, ohne Wälle und Gräben und diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß sich hier nicht, wie in den meisten älteren deutschen Städten, schöne Parks und Promenaden durch Abtragung der Wälle und Auffüllung der Gräben schaffen ließen.

Im Jahre 1640 hatte die Doppelstadt 10,000 Einwohner und zwei

Digitized by Google

neue Städte, Friedrichswerder und die Doretheen-Stadt, siedelten sich als Nachbarn an, die erstere an Berlin, die letztere an Kölln.

Diese vier Städte wurden im Jahre 1709 von dem ersten preußischen Könige, Friedrich I., zu einer Stadt vereinigt und seit der Zeit ist „Berlin" der offizielle Name der königlichen Residenzstadt.

Man hat auch nie versucht, aus Berlin eine Festung zu machen; den einzigen krampfhaften Anlauf, die Berliner dagegen zu schützen, daß eine feindliche Armee eines Tages ohne jedes Hindernis zu ihnen hineinmarschieren könne, war eine etwa zwölf Fuß hohe Ziegelmauer, in deren Schatten sich die Linienstraße vom Halleschen Tore im Norden östlich um die Stadt zog und südlich bis an das Neue Tor sich erstreckte. Auch diese Mauer ist verschwunden und hat schönen Straßen mit Licht und Luft Platz gemacht. In absehbarer Zeit werden auch die letzten der Höhlenbewohner im Scheunenviertel, welches sich an der Linienstraße, von der Neuen Königsstraße bis zum Hamburger Tor hinzog, aus ihren Kellern verschwinden, um großen, breiten Straßen mit hygienischen Bauten Platz zu machen.

Die Ausbeute an alten, architektonisch wertvollen Gebäuden ist beinahe auf Null zu setzen. Die St. Nikolaikirche stammt schon aus dem Jahre 1224, aber sie brannte 1380 ab, wurde wieder aufgebaut, aber auf eine so schäbige Weise, daß sie 1480 beinahe vollständig umgebaut werden mußte und 1817 wurde sie unter der Leitung des berühmten Architekten Schinkel so vollständig umgebaut, daß von dem alten Gebäude nichts als die Mauern übrig sind. Aehnlich erging es der ältesten Kirche Alt-Berlins, der Marienkirche, ebenfalls ein einfaches Gebäude aus dem 13. Jahrhundert, dem im Anfange des 19. Jahrhunderts ein Umbau die jetzige Gestalt mit einem 286 Fuß hohen Turme gab. Ein herrliches Lutherdenkmal vor der Kirche ist wohl das Anziehendste hier. In der unmittelbaren Nachbarschaft wurden auf einem offenen Platze die Hinrichtungen vollzogen und der Pranger stand hier zum Abschrecken der Uebeltäter. Jetzt wird auf diesem Platze zweimal wöchentlich ein lebhafter Markt, wie auch auf verschiedenen anderen großen Plätzen, abgehalten, welcher auf die Berlinerinnen anziehender zu wirken scheint als die in allen Stadtteilen errichteten Markthallen.

Das bedeutendste Denkmal gotischer Baukunst Berlins und zugleich der älteste erhaltene Backsteinbau, ist die Klosterkirche an der Klosterstraße. Eine dreischiffige Basilika, die im Jahre 1290 begonnen wurde, und trotz ihrer Einfachheit ein mustergültiger Kirchenbau ist. Das Kloster dient schon längst nicht mehr kirchlichen Zwecken, sondern wurde zur ersten Berliner höheren Lehranstalt, dem berühmten Gymnasium zum grauen Kloster, eingerichtet. Die Umbauten haben viele alte Teile beseitigt und viele Bilder verwischt, aber es sind noch manche herrliche Holzschnitzereien, Kanzel, Chorstühle, Kreuzigungsgruppe u. s. w. vorhanden und der Besichtigung wert.

Digitized by Google

Zwei verzierte Glocken besagen, daß sie im Jahre 1679 von Jorgen Geist, im Auftrage des Rates zu Kölln, gegossen seien. Eine an der Vorderwand eingelassene Gedenktafel, von Primanern der Studienjahre 1829 bis 1833 errichtet, giebt uns die Kunde, daß Otto von Bismarck, 1830 bis 1833, von Sekunda bis zum Abiturium, auf diesem Gymnasium seinen Studien oblag.

Eine wohlverbürgte Ueberlieferung erzählt auch, wie Bismarck hier veranlaßt wurde seinen Namen mit deutschen Buchstaben zu schreiben, eine Schreibweise, die er bis zu seinem Tode beibehielt.

Eines Tages kritzelte er seinen Namen wiederholt auf sein Diarium. Der Oberlehrer Zelle sah bald, daß Bismarck sich mit anderen Dingen beschäftigte als der Lektion.

Er begab sich hinter den Sitz des Sekundaners und besah mit Kopfschütteln das bekritzelte Heft. Zelle hatte noch aus den Jahren 1806 und 1807 einen glühenden Franzosenhaß, und den Wunsch ihn auf seine Schüler zu übertragen und echte deutsche Männer aus ihnen zu erziehen.

So tadelte er denn Bismarck, nicht wegen seiner Unaufmerksamkeit, aber er sagte mit erhobener Stimme: „Was, Sie, der Sohn eines alten deutschen Adelsgeschlechts, Sie schreiben Ihren schönen deutschen Namen mit den Lettern unseres Erbfeindes?“

Die Worte hatten eine so tiefe, nachhaltige Wirkung auf das jugendliche Gemüt Bismarcks, daß er von der Stunde an seinen Namen mit deutschen Lettern schrieb. Wer kann sagen, wie viel dieses Wort dazu beigetragen hat, Bismarck zu der stolzen, starken, knorrigen deutschen Eiche zu machen, zu dem echten Deutschen, als den wir ihn kennen und bewundern.

Es ist wirklich der Mühe wert, dieses Gebäude anzusehen, um sich zu überzeugen, daß Berlin schon über 500 Jahre alt ist, denn sonst findet man von Antiquitäten keine Spur und muß notgedrungen zu der Ueberzeugung kommen, daß Berlin eine durchaus moderne Stadt ist.

Andere Städte, wie Braunschweig, Hildesheim, Köln, Nürnberg, Frankfurt haben einen Stempel der Eigenart Jahrhunderte alt — Berlin ist und war Residenzstadt, was sie ist und was sie war verdankt sie ihren Fürsten. Der große Kurfürst hob sie aus ihrer Obskurität und die nachfolgenden Fürsten waren unermüdlich tätig, ihre Residenz zu vergrößern und zu verschönern.

Friedrich der Große tat sich hierin besonders hervor; er entwickelte eine umfangreiche Bautätigkeit. Aber alles mußte nach seinem Willen gehen; er ließ hochbegabten Architekten, wie Knobelsdorf, keine Selbständigkeit und Schaffensfreudigkeit; wenn sie sich erdreisteten, anderer Meinung zu sein, so wurden sie in Ungnaden entlassen.

Zur „Embellierung der Stadt“ ließ er vor zahllosen Privathäusern

Digitized by Google

Fassaden errichten, nach von ihm ausgewählten Kupferstichen, die dann meistens mit den Häusern in gar keinem konstruktiven Zusammenhange standen.

Diese „Embellierung“ durfte nicht viel kosten; alles wurde mit den billigsten Mitteln hergestellt und nur auf den äußeren Eindruck berechnet; es sollte schön aussehen, einen reichen Eindruck machen und der billige „Putz“ lieferte das geeignete Material.

Man geht kaum fehl, wenn man hervorragenden Kennern der Baukunst beipflichtet, daß man den Ursprung des protzenhaften Scheinwesens in den Fassaden der Berliner Wohnhäuser, der zum Teil heute noch fortwuchert, auf Friedrich des Großen forcierten Fassadenbau zurückführt.

Der Bau von Privathäusern in Putzbau, mit Stuckgußornamenten und billigen Surrogatstoffen, hat eine ungesunde Ueberladung mit Verzierung hervorgerufen, die von gebildeten Baumeistern aufrichtig beklagt und die auch mit Eifer und teilweisem Erfolg bekämpft wird.

Der Grundsatz, daß die Fassade dem Inneren des Gebäudes Ausdruck verleihen soll, wird mehr und mehr befolgt und der baulichen „Vorspiegelung falscher Tatsachen“ wird mehr und mehr ein Riegel vorgeschoben. Immerhin beklagen Kenner, als ein beschämendes Denkmal der künstlerischen Anarchie unserer Tage, die zu prächtigen Scheinpalästen hinaufgeschraubten Mietskasernen der Residenzstadt.

Prunkvolle Ornamente, aus Stuck, Zinkblech und anderen Surrogaten, machen sich breit und wollen reiche Bildhauerarbeit vorspiegeln; an- und übereinander geklebte Erkerchen und Türmchen, ohne jede konstruktive Notwendigkeit, sollen der Fassade ein möglichst reiches Aussehen geben.

Vielleicht entspringt diese überreiche Gestaltung der Schauseiten, die sich selbst auf Treppenhäuser und Zimmerdecken ausdehnt, wirklich aus einer sehr realen Ursache, nämlich dem Triebe, eine möglichst hohe Einschätzung zur Feuerkasse und damit eine Hinausschiebung der Beleihungsgrenze zu erzielen.

Wenn im Ballsaale die graziöse Erscheinung einer jungen Dame unsere Blicke fesselt — der feine Teint, das prächtige Haar, die formvollendete Büste, die zarte Taille auf wohlabgerundeten Hüften, die wohlgeformten Waden, wenn der wirbelnde Tanz eine Sekunde lang den neidischen Saum hebt — so sagen wir entzückt: „Welch schönes Mädchen, wie chic und wohlgestaltet!“

Flüstert uns dann ein Intimus zu: „Das einzige echte ist die Taille, der Teint kommt aus dem Schminktopfe, das Haar aus dem Friseurladen, Büste, Hüften und Waden aus dem Konfektionsgeschäft,“ so denken wir, was geht es uns an, wie sie in Wirklichkeit abgetakelt aussieht, so wie sie jetzt erscheint, sieht sie chic, graziös und elegant aus, an ihrem Anblick können wir uns erfreuen, das übrige geht uns nichts an — damit basta!

Digitized by Google

So muß man Berlins Häusermeer durchwandern, ohne Anstoß daran zu nehmen, daß der Putz mit nachgeahmten Quadersteinen noch immer vorherrscht und daß selbst hervorragende Meisterwerke der Bildhauerkunst, wie die Giebelreliefs am Opern- und Schauspielhaus, in diesem erbärmlichen Ersatzstoff ihre Verkörperung gefunden haben.

Statt dieser angebackten Ornamente wird in neuerer Zeit an vornehmen Privatbauten Weißstuck angewandt, der am Gebäude selbst von Bildhauern bearbeitet wird. Hausstein und Terrakotten drängen sich allmählich ein und selbst ältere, zerbröckelnde Zementbauten, wie das Schauspielhaus auf dem Gendarmenmarkt, wurden mit Hausteinen verblendet.

Moltke.

Aber wenn man nur den äußeren Eindruck wirken läßt, so erkennt man Berlin mit seinen schönen, wohlgepflasterten Straßen, seinen freundlichen Häusern, reich verzierten Fassaden, blumenreichen Vor- und Fenstergärten, seinen prunkvollen öffentlichen und Privatgebäuden, seinem Großstadtleben und seiner Großstadtluft leicht den ersten Platz unter den Städten der Gegenwart zu.

Mehr als 150 Standbilder und 50 Denkmäler, Gruppen und Brunnen schmücken Straßen und Plätze, von den hervorragendsten Künstlern entworfen, ganz abgesehen von den 32 Denkmälern in der Siegesallee, in denen der jetzige Kaiser seinen Ahnen, von Albrecht dem Bären bis Kaiser Wilhelm dem Großen, ein ehrendes Andenken errichtet hat.

Digitized by Google

Man hat selbst bei längerem Aufenthalte kaum Zeit, mehr als einen kleinen Bruchteil der Denkmäler zu betrachten; sie nur annähernd beschreiben zu wollen, würde ein Buch machen, so dick wie die Bibel.

Wir hören zuweilen Klagen über die Kostspieligkeit der Bauten unserer Schulen und höheren Institute. In Deutschland geht man darin jetzt viel weiter.

In meiner Studienzeit lehrte man die Ingenieurswissenschaft in der Gewerbeakademie an der Klosterstraße — dem grauen Kloster gegenüber — einem einfachen Gebäude, fast ohne allen ornamentalen Schmuck.

Jetzt befindet sich die Technische Hochschule in einem imposanten Gebäude an der Berliner Straße in Charlottenburg, einem 750 Fuß langen Monumentalbau mit reichen Skulpturen. In dem Vorgarten befinden sich die Bronzestatuen von Krupp und Werner von Siemens; an der Front die Standbilder von Erwin von Steinbach, Schlüter, Leonardo da Vinci, James Watt und Stephenson und die Büsten von Eytelwein, Schinkel, Gauß, Redtenbacher und Liebig. Es befinden sich also hier an einer städtischen Anstalt doppelt so viele Kunstwerke als in unserer ganzen lieben Stadt.

Man versteht es in Berlin außerordentlich gut, dem Notwendigen einen schönen Anblick zu geben, das Zweckmäßige mit dem Schönen zu verbinden. Wenn ich des Morgens in die Stadt fahre und das erdrückend schwerfällige Brückengerüm, mit welchem der Kanal am Mohawk überspannt wird, betrachte, so kriecht mir immer ein Schauder am Rückenmark entlang; man hat das Gefühl, als ob das gewichtige Bauwerk einen zermalmen möchte. Wie anders in Berlin — stark, kräftig, zuverlässig der Unterbau, zierlich, erhebend, künstlerisch der Oberbau. Schon die 1824 nach Schinkels Entwürfen erbaute Schloßbrücke wurde von 1850 bis 1857 mit acht wunderherrlichen Marmorgruppen verziert, die Laufbahn eines Helden darstellend, vom ersten Unterricht im Waffenspiel bis zur Einführung des siegreichen Kriegers in den Olymp.

Die Lessingbrücke, vom Hansaplatz nach Alt-Moabit, mit hervorragend ausgeführten Scenen aus Lessings Werken; die Moabiterbrücke mit Bronzebären, von Böse, Begas, Götz und Piper modelliert; die Herkulesbrücke mit den Bronzefiguren des Herkules, im Kampfe mit den Zentauren und dem nemeischen Löwen u. s. w. Wenigstens die Hälfte der 110 Brücken sind mit künstlerischem Schmuck geziert, so daß Werke der bildenden Kunst in aller Schönheit dem Berliner auf Schritt und Tritt vor Augen kommen.

Berlin macht einen vorzüglichen Eindruck und amüsieren kann sich der Einheimische und der Fremde; die Polizei erlaubt es. Der Minister des Innern, von Moltke, betonte im Abgeordnetenhause, daß man das üppig gedeihende Nachtleben nicht streng unterbinden könne aus Rücksicht auf die

Digitized by Google

internationalen Fremden, die sich in Berlin amüsieren wollen, übrigens seien auch 96 von jedem 100 der Berliner Lokale um 2 Uhr nachts geschlossen. Da kann man doch in Cincinnati nicht sagen: „Gerade wie in Deutschland!“

Die Berliner Landpartien.

Wo findet man jetzt noch das Schild mit der glückverheißenden Inschrift: „Hier können Familien Kaffee kochen!“ Die schönen Landpartien müssen anspruchsvolleren Vergnügungen weichen und man kann fragen, wie bei der alten Burschenherrlichkeit: „Wohin bist du geschwunden?“ Mit dem letzten Schilde wird ein gutes Stückchen Berliner Poesie zu Grabe getragen. — So schrieb ich, recht melancholisch gestimmt, im August des Jahres 1870, als ich, kurz nach der Schlacht bei Wörth, einige Wochen in Berlin weilte und glaubte, daß die seit fünf Jahren eingeführten Straßenbahnen den schönen Landpartien auf dem einspännigen Kremser den Garaus gemacht hätten.

Die Kremserpartie.

Ja, diese Landpartien per Kremser, bei denen sich der „jebildete junge Mann“ recht billig amüsieren konnte, die ihm häufig gar nichts kosteten, da er, wie der „Herr Unteroffizier“, nur mitgenommen wurde, weil ohne männliche Gesellschaft das Vergnügen zu einseitig war. Wie berlinisch-gemütlich ging es zu, wenn der Kremser mit seiner Ladung in Tegel, Charlottenburg, Stralau, dem Eierhäuschen, den Rüdersdorfer Kalkbergen oder einem der Hunderte anderer Orte, wo der Berliner die Last und Hitze des Werktages zu vergessen suchte, vor dem im Vorgarten prangenden einladenden Schilde hielt: „Hier können Familien Kaffee kochen!“ Dort geht's hinein. Die wohlverpackten Kaffeetöpfe, Tassen, Löffel, Tischlaken, der Kuchen, Zucker, die gemahlenen Kaffeebohnen, Milch und Cichorien werden abgeladen; das Kleid wird aufgeschürzt und hinten zusammengesteckt, die Aermel aufgestreift, eine saubere Schürze vorgebunden und nun geht's in die Küche zum Feuerherde. Das männliche Gesellschaftspersonal hat schon Wasser „geplumpt“ und in die Küche geschafft, und wartet nun sehnsuchtsvoll auf den Moment des Ueberherfallens. Welche

Digitized by Google

Quantitäten sogenannten Kaffees und Kuchens bei solchen Gelegenheiten vertilgt werden, wie groß „die Jemietlichkeit“ ist und wie viele fade Witze dabei gerissen werden und, wenn der Platz groß genug ist, wie viele Pfänder mit Küssen beim Reifenwerfen, Ballspiel, Blindekuh, Jakob kommt, Haschen u. s. w. ausgelöst werden müssen, ist einfach unglaublich.

Das schien mir alles verschwunden. Aber der Mensch kann sich irren. Ich hatte in der unheilschwangeren Zeit wohl keinen Sinn für solch leichtfertiges Wesen, und auch ein späterer Besuch in 1887 bot keine Gelegenheit alten Sitten und Zeiten nachzuspüren. Aber als ich kürzlich ein halbes Jahr in der Metropole weilte und nach den sehr vergrößerten und mächtig entwickelten Plätzen kam, in denen früher die Berliner ihren Mokka selbst bereiteten, da fand ich an zahlreichen Plätzen, kleinen und großen Gärten, Lokalen, die jetzt fast mitten in der Stadt selbst liegen, das trostverheißende Schild: „Der alte Brauch wird nicht gebrochen, hier können Familien Kaffee kochen.“

Und sie kochen ihn auch noch, wie ich mich selbst überzeugt habe, und diese Anhänglichkeit an das schöne, gemütliche Alte in der frischen Großstadtluft zeigt eine liebenswürdige, achtungswerte Seite in dem Charakter des echten Berliners.

Wie Berlin ißt.

Der Mangel einer bedeutenden historischen Vergangenheit läßt den Berliner kalt; er liebt Berlin durch alle Wandlungen — die traulich, gemütliche Vergangenheit sendet immer noch ihre erwärmenden Strahlen in das glänzende Leben der Gegenwart. Die gewaltige Entwicklung zur Weltstadt, so schnell vollzogen, so rastlos, so zielbewußt, so erfolgreich, erfüllt ihn mit Stolz — er ist Berliner, ein Teil der glänzenden Hauptstadt und er ist ganz sicher, daß nichts über Berlin geht — weder jetzt noch früher. Er hängt nicht nur am alten Brauche des Kaffeekochens, auch andere liebe Eigentümlichkeiten werden treu aufrecht erhalten. Schon vor mehr als hundert Jahren äußerte eine Schriftstellerin über Berlin, daß Erbsen,

Digitized by Google

Pökelfleisch und Sauerkraut das Berliner Donnerstagsgericht sei, und auf Pökelfleisch mit Sauerkraut und Erbsenpuree kann man in jedem Restaurant, vom billigsten bis zu Kempinski und „Rheingold", mit Sicherheit am Donnerstag zählen.

Berliner Leibgerichte, kräftig und gut zubereitet, sind heute noch: Eisbein mit Sauerkohl, gestovte Leber mit Kartoffeln, Bratwurst in Weißbier mit Rotkohl, Aal mit Gurkensalat, Gänsebraten mit Grünkohl, Bouillonkartoffeln mit Rindfleisch, Hering mit Pellkartoffeln — und die Portionen sind im allgemeinen so bemessen, daß ein Mensch mit hausbackenem Appetite sich recht gut „rund herum satt essen" kann.

Die Berliner Küche ist vorzüglich: das Essen ist nicht nur kräftig und gut zubereitet, sondern wird durchschnittlich elegant serviert, in den Volksküchen gerade wie in den vornehmsten Restaurants.

Die zentrale Lage Berlins befördert die Einführung von Lebensmitteln aus sämtlichen produktiven Ländern, und ein Gang durch die Markthallen zeigt die reichliche Zufuhr von Nahrungs- und Genußmitteln aus allen Zonen.

Das ist auch der Grund, weshalb das Essen in Berlin, im Vergleich mit anderen Städten, gut und so verhältnismäßig billig ist. Die Arbeiterfrauen, die meistens früher Dienstmädchen gewesen sind, verstehen gut und schmackhaft zu kochen, und die Destillationen und Budikerlokale, in denen die unverheirateten Arbeiter essen, liefern fast ausnahmslos ein vortreffliches Essen. Diese Lokale sind jetzt fast alle von den großen Brauereien abhängig und kein Anfänger in einer „Destille" kann von einer Brauerei Bier bekommen, wenn seine Frau nicht gut kochen kann. Sonst muß sie wohl erst einen Kochkurs in der Küche des Brauereiökonomen durchmachen. Für 12 bis 15 Cents kann man in diesen Lokalen eine kräftige Mittagsmahlzeit inklusive Bier bekommen, reichlich bemessen und gut zubereitet.

In den Volksküchen ist es noch billiger; dort bekommt man eine Portion für etwa 6 Cents und eine halbe Portion für 4 Cents. Die billigeren Restaurants liefern schon für 20 Cents ein Mittagsessen mit einem Glase „Hiesiges", und für 30 bis 32 Cents kann man in den besseren Restaurants ein Diner von Suppe, Fleisch, Braten, Gemüse, Kompott, süße Speise oder Käse und ein Glas „Importiertes" bekommen. Die Weinrestaurants sind etwas kostspieliger, das Essen kostet von 35 bis 50 Cents und es ist wirklich staunenswert, wie gut und abwechslungsreich die Speisekarten geboten werden. Natürlich wird hier die Mahlzeit etwas teurer, weil der Wein extra ist. Wer in den feineren Restaurants sich's 75 Cents oder gar einen Dollar und darüber kosten lassen will, dem steht ein Menü zur Verfügung, wofür man in anderen deutschen und ausländischen Großstädten das Doppelte und Dreifache bezahlen muß.

Digitized by Google

Eine Eigentümlichkeit der deutschen Restaurants ist, daß das tägliche Menü vor der Tür angeheftet ist, so daß man, ohne in Verlegenheit zu kommen, vor dem Eintreten die Speisekarte studieren und feststellen kann, ob sie enthält, worauf man gerade Appetit hat.

Epochemachend für großartige Restaurationslokale war Kempinski an der Leipziger Straße, wo in großen Räumen, mit auserlesenem Geschmack dekoriert und mit feenhafter Beleuchtung ausgestattet, an 360 Tischen 1500 Gäste auf einmal speisen können und von Kellnern der besten Schule so aufmerksam und geräuschlos bedient werden, als ob es eine kleine Privatgesellschaft in einem „Chambre separee" wäre.

Was die Kulturwelt an Delikatessen liefern kann, steht hier den Gästen zu Gebote für den horrenden Preis von durchschnittlich 40 Cents, die halbe Portion 21 Cents und dazu die Auswahl aus 267 Nummern der Weinkarte, 30 Sorten Biere, Ale und Porter, Mineralwasser und Sauerbrunnen aller Arten.

An Größe, Eleganz und wundervoll künstlerischer Einrichtung läuft ihm das „Rheingold", an der Potsdamer Straße und zur Bellevue durchgehend, den Rang ab; an Güte des Eß- und Trinkbaren stehen sie beide auf gleich hoher Stufe.

Wie Berlin trinkt.

Es ist beinahe selbstverständlich, daß eine so eßfröhliche Stadt wie Berlin auch recht feuchtfröhlich ist und neben dem guten Eßbaren aus allen Zonen auch alles, was gut und trinkbar ist, aus allen Landen dem durstigen Kenner vorsetzen kann.

Die großen Biergärten, zum Teil vor den früheren Toren der Stadt gelegen, bewirten während der schönen Tage Tausende und Abertausende, die nach Einbruch der Nacht oder in der kühlen Jahreszeit in den riesigen Hallen Platz finden. In der Hasenheide, für welche der Berliner heute noch ein warmes Herz hat, befinden sich die Bergschloßbrauerei, Happoldts Brauerei und die Unionsbrauerei; auf dem Tempelhofer Berge liegt die Bockbierbrauerei und Habels Garten.

Die Patzenhofer Brauerei, früher am Friedrichshain, wo jetzt die Brauerei Friedrichshain ihre gastlichen Tore öffnet, war ein wahrer Wallfahrtsort der Berliner, weil auf einem kleinen Friedhof im Friedrichshain die Märzgefallenen des Jahres 1848 ruhen. Schultheiß, Pfefferberg, Bötzow und fünfzig andere haben große Biergärten und Bierhallen, mit eigenen und fremden Bieren; es giebt ja in dem Berliner Hauptsteuerbezirk 120 Brauereien.

Nach der verständigen Lebensregel:

Wer trinkt und ißt nicht dazu,
Den deckt bald der grüne Rasen zu,

Digitized by Google

giebt es in allen Berliner Trinklokalen auch etwas zu beißen. In keiner Stadt der Welt kann ein Mensch eine so perfekte Bierreise machen wie in Berlin.

Jede Brauerei von einiger Bedeutung hat hier ihren Ausschank, zum Teil in eigenen Prachtgebäuden. Spatenbräu, Pschorrbräu, Löwenbräu, Hackelbräu, Münchener Kindl, Eberlbräu-Weihenstephan, Siechener, Tucherbräu, Franziskaner, Augustiner, Bremer Kaiser, Dortmunder, Pilsener u. s. w. und wem es nicht an Geld und Zeit fehlt, der kann auch eine perfekte Weinreise in Berlin machen.

Im allgemeinen sind die Weine in Deutschland billig und gut und wer Liebhaber von gewissen Spezialitäten ist, der weiß gleich wohin er sich in Berlin zu wenden hat. Da ist der Kapweinkeller, mit seiner Spezialität von Kapweinen, früher der hauptsächlichste Kneipplatz der Schauspieler, weil er so herrliche Weine verzapfte und so gelegen in der Nähe des Schauspielhauses an der Kronenstraße lag. Andere Lokale haben als Spezialitäten italienische, griechische, spanische und portugiesische Weine und ein Lokal spielt sich mit kalifornischen Weinen auf. Eine Sorte von Weinlokalen vermeidet man besser, wenn man kein J. P. Morgan ist; das ist eine Sorte, die sich so anzeigt: Astoria (vornehm), Hiller (vornehm), Haus Trarbach (vornehm) ꝛc. Die Weine sind wahrscheinlich teurer, wenn auch nicht vornehmer als anderwärts, aber der Herr Ober- und die anderen Herren Kellner sind auf vornehmere Trinkgelder abgerichtet. Apropos, Trinkgelder: da fällt mir ein Blättlein mit Notizen in die Hände, die ein Doktor der Nationalökonomie mir freundlichst zukommen ließ und die jedenfalls zuverlässig sind, da er sie bei der Bearbeitung eines größeren Werkes benutzen will. Er behauptet, daß der Trinkgeldumsatz in Berlin so bedeutend ist, daß die meisten Kellner keinen Lohn bekommen, sondern an den Wirt noch Abgaben leisten. Als Beispiel zitierte er ein bekanntes Geschäft an der Jägerstraße.

In demselben sind 15 Kellner beschäftigt und jeder Kellner bezahlt dem Wirte täglich 36 Cents, also $10.80 im Monat, so daß die Kellner dem Wirte monatlich $162.00 zahlen. Der Wirt liefert für jeden Kellner einen Hilfsburschen oder Zuträger, die ihm zusammen $105 kosten, so daß ihm von den Kellnern ein Ueberschuß per Monat von $67 bleibt.

Zehn Kellner arbeiten im ersten Stock und müssen dem Wirt täglich dafür, daß er ihnen einen Platz im ersten Stock anweist, eine „Placeurgebühr" von 25 Cents bezahlen, also $2.50 für die zehn, das beläuft sich wieder auf $75 per Monat.

Jacke und Schürze beziehen Kellner und Zuträger vom Wirte und bezahlen dafür täglich 25 Cents. Der Wirt bezieht diese Wäsche von einem Verleihgeschäft und macht dabei an den 15 Kellnern monatlich ein Profitchen von $45. Garderobe und Toilette sind ebenfalls eine Trinkgeld-

Digitized by Google

Einnahmequelle, sie werden auch verpachtet und bringen dem Wirte monatlich $225 ein. Nichts wird übersehen und deshalb müssen die Blumenverkäuferinnen, die Postkartenverkäufer und der Silhouettenschneider monatlich $96 an die Kasse des Wirtes abführen, so daß die jährliche Einnahme des Wirtes von jenen Angestellten sich in runder Summe auf $6000 beläuft.

Diese $6000 leisten die Angestellten wesentlich aus ihren Einnahmen an Trinkgeldern und diese betragen durchschnittlich 10 Prozent der Rechnung.

Für Getränke giebt Berlin 50,000,000 Dollars jährlich aus und die Trinkgelder würden sich demnach auf etwa 5,000,000 Dollars belaufen. Sie sind indessen in Wirklichkeit viel höher, denn in Konditoreien, Restaurants, Cigarrengeschäften, bei Droschkenkutschern und Straßenbahnkondukteuren, kurz bei jeder Gelegenheit ist die Hand offen für Trinkgelder.

Im Jahre 1905 gab es in Berlin 13,018 Kneipen und 24,493 bebaute Grundstücke — allerdings von einer Flächengröße, wie wir sie hier nicht kennen — so daß also auf jeden zweiten bebauten Bauplatz eine Schenke kommt.

Natürlich sind diese Lokale an Größe und Ausstattung sehr verschieden; von dem einfachen Budikenlokal in der Kellerwohnung bis zum Kaiserkeller in der Friedrichstraße ist ein gewaltiger Sprung. Hier wurden im Jahre 1905 623,309 Flaschen Wein, also täglich im Durchschnitt 1732 Flaschen, an die Gäste verkauft.

Daß in dem Geschäfte in Deutschland mehr Geld steckt als hier, wird einem schon klar, wenn man die große Zahl, die Frequenz und die Ausstattung nur flüchtig beobachtet. Im Anfange der 70er Jahre kamen ein paar arme Schlucker aus Württemberg nach Berlin. Mit Unternehmungsgeist, Verstand und Glück gingen sie ins Biergeschäft, dem sie später Restaurationen, Konditoreien und Weinwirtschaften hinzufügten. Jetzt finden sich die Aschinger'schen Lokale an etwa 60 Plätzen in Berlin. 1906 verkauften sie 5,280,000 Liter Bier, 25,920 Liter Wein und 25,625 Liter Spirituosen. In den letzten Jahren haben die Aschinger zwei Riesenetablissements errichtet, so großartig, elegant und kostspielig, wie sie sonst nirgends gefunden werden — das „Rheingold" und der „Fürstenhof" am Potsdamer Platz. Das „Rheingold" hat Sitze für 4000 Personen und hat 3,000,000 Dollars Baukosten verursacht.

Berliner Weine giebt es, Gott sei Dank, nicht mehr. Vor vielen Jahren zog man in Berlin und Cölln auf 70 Weinbergen und in 26 Weingärten „Gewächs, sieht aus wie Wein", blau, rot, gescheckt und „sonderbar", unter denen besonders der dunkelrote Tintenwein, mit dem man, wie mit roter Tinte, schreiben konnte und der „liebliche Petersilienwein" sich hervorragender Beliebtheit erfreuten.

Digitized by Google

Ein paar recht gestrenge Winter vor etwa 100 Jahren machten dem Berliner Weinbau ein Ende, aber was sie nicht selbst ziehen, lassen sie sich schicken. Das Hauptsteueramt in Berlin gab den Ausweis, daß 1905 7,000,000 Kg. in Fässern, 140,000 Kg. in Flaschen und dazu noch rund 1,000,000 Kg. Champagner eingeführt und 600,000 Dollars Zoll dafür bezahlt wurden.

An „American Bars" — „Cylinderdestillen" nennt sie der Berliner, weil nur noble Herren mit Cylinderhüten die ständigen Kunden sind — ist kein Mangel und ein findiger gentleman behind the bar sagt, daß etwa 200 verschiedene American mixed drinks gemischt werden. Die meisten sind wohl in Amerika unbekannt, wie zum Beispiel der „Cocktail" des Namens: ''Stars and stripes forever'', der, wie der „Mixer" behauptete, in Amerika sehr populär sein soll.

Die Streifen erhält man, wenn man der Reihe nach, ohne zu mischen, die folgenden Ingredienzen recht vorsichtig ins Glas laufen läßt: Nußcreme, Maraschino, gelbe Chartreuse, Curacao und Champagnerkognac.

Wenn man einige dieser Gläser auf einen Zug austrinkt, so soll man am hellen Tage die Sterne sehen können.

Das schöne Lied von der alten Garde bei Waterloo, in dem es heißt: „Die alte Garde stirbt, doch sie ergiebt sich nicht!" wurde in einem lustigen Studentenliede abgeändert in: „Die alte Garde trinkt, doch sie betrinkt sich nicht!" Daß dieser Ausspruch für Deutschland eine uneingeschränkte Gültigkeit hat, würde wohl selbst ein oberflächlicher Beobachter nicht gerne beschwören.

Berlin zur Weihnachtszeit.

Die Weihnachtszeit liefert in Berlin den Beweis, daß aus Geschäftsrücksichten selbst die Heilighaltung des Sonntags offiziell auf die Seite geschoben werden kann.

Der „silberne Sonntag", der zweite vor Weihnachten, und der „goldene Sonntag", der letzte Sonntag vor dem Weihnachtstage, sind wohl die größten Geschäftstage Berlins während des ganzen Jahres.

Weder polizeiliche noch konsistorielle Verbote hindern den vollständig freien Geschäftsbetrieb in allen Branchen an diesen beiden Sonntagen.

Es scheint, als ob die ganze Berliner Bevölkerung in den nachmittäglichen Verkaufsstunden dieser beiden Tage ihre weihnachtlichen Einkäufe macht und das großartige Bild festtäglicher Tätigkeit vor den staunenden Blicken des Fremden entfaltet.

Die glänzend erleuchteten Straßen, die feenhaft geschmückten Läden, mit ihren künstlerisch arrangierten Auslagen, fast alle in reichem Blumenschmuck prangend, ziehen Käufer und Neugierige in großen, fast undurch-

Digitized by Google

dringlichen Massen in den Hauptstraßen zusammen. Selbst in der Nähe der Stadtgrenzen, wo sonst der Verkehr gemächlich dahinrollt, bringen die neuen, riesigen Warenpaläste ein frisches, rasches Tempo in die dahinflutenden Massen, von denen fast jedes Individuum, mit einem größeren oder kleineren Paket beschwert, weiteren Einkäufen oder der Heimat zueilt, unbekümmert, wie viele Rippenstöße oder Karambolagen es austeilt oder erhält.

Ganz besonders übt der Riesenverkehr auf der Leipziger Straße seine Anziehungskraft auf die Bevölkerung aus. Die breite, schöne Straße, mit ihren eleganten Prachtläden, ist ein Lichtmeer, mit einer endlosen Reihe von Bogenlampen und von einer glitzernden Schnur kleinerer elektrischer Lampen tageshell erleuchtet. Vor den Häusern, in und vor den Schaufenstern, zeigen sich reizend erfundene elektrische Irrlichter, bald aufflammend, bald wieder erlöschend, die Aufmerksamkeit der Menge auf besonders angezeigte Artikel lenkend. Soweit das Auge reicht, zieht sich langsam die dicht gedrängte Menschenmasse auf dem Bürgersteige dahin, überflutet und drängt sich von den Seitenwegen auf die Straße und hindert mit eigener Lebensgefahr den Verkehr der Straßenbahnen, Droschken, Omnibusse und Automobile, bleibt aber bei allem Schieben, Stoßen und „Schupsen" im besten Humor.

Der Riesenverkehr der weihnachtlichen Sonntage, die bewundernde Neugier, die allen Gesichtern einen anscheinenden Ausdruck von Zufriedenheit und Heiterkeit giebt, die kleinen oder größeren Päckchen, die fast von allen mit einer beinahe zärtlichen Sorgfalt behütet werden, die neidlose Bewunderung der kostbaren Luxussachen, die in den Auslagen verschwenderisch zur Schau gestellt sind, läßt den Gedanken kaum Raum gewinnen, daß Tausende vom Christkindchen wenig oder gar nichts zu erwarten haben. Aber das kleine, fast wertlose Weihnachtsgeschenk macht dem ärmeren Kinde wohl ebensoviel Freude als das kostbare Geschenk dem reichen Kinde.

In den sechziger Jahren entwickelte sich auf dem Schloßplatze, von der Kurfürstenbrücke bis zur Schloßfreiheit, ein reger Weihnachtsmarkt. In Buden, auf Bänken und selbst Stühlen wurden hier in den letzten zwei Wochen vor Weihnachten einfache, billige Sachen, zu Weihnachtsgeschenken geeignet, feilgeboten: wollene Mützen und Handschuhe, Kragen, Taschentücher, Puppen aller Art, Blechtrompeten und Trommeln, Schlitten, Schlittschuhe, knarrende Waldteufel, Hampelmänner, Honigkuchenmänner und Rosinenmänner. Statt der Weihnachtsbäume schmückten die sogenannten Pyramiden den ärmlichen Tisch. Vier oder sechs Holzstäbe, mit grünem Papier umkleistert, die, in ein etwa einen Quadratfuß großes Brett eingelassen, an der Spitze zusammengebunden und mit einem halben Dutzend Wachslichter verziert, eine ebenso helle und herzliche Weihnachts-

Digitized by Google

freude hervorrufen konnten wie der Tannenbaum, mit elektrischen Lichtchen geschmückt und mit Kostbarkeiten behängt.

Vor dem Residenzschlosse giebt es jetzt keinen Weihnachtsmarkt mehr. Der herrliche von Begas geschaffene Neptunbrunnen nimmt einen großen Teil des Platzes ein; aber zu meiner großen Freude sah ich, daß der Berliner doch noch fest an seinem Weihnachtsmarkte hängt, wenn er auch vom Schloßplatze nach der schönen, breiten Rosenthaler und Lothringer Straße verlegt wurde.

Trotz der riesigen Menschenmassen, trotz des unvermeidlichen Drän-

Reichstagsgebäude.

gens und Stoßens, des Drückens und Quetschens, wickelt sich die neugierige, schaulustige Schaar, ohne große Unordnung, Radau oder Schlägerei, spät in der Nacht durch die Seitenstraßen nach Hause ab.

Der Berliner ist im allgemeinen eine friedliche, gesetz- und ordnungsliebende Natur. Selbst bei solchen aufregenden Anlässen, wie die Wahlkampfstrawalle, im Januar 1908, in der Nachbarschaft des imposanten Reichstagsgebäudes, die ich aus nächster Nähe, fast unmittelbar darin, beobachtete, zeigte sich, daß er mit dem Spektakelmachen eigentlich nur spielt, und daß seine Lust zum Radau durch seine angeborene und anerzogene Achtung vor dem Gesetze im Zaune gehalten wird.

Digitized by Google

Sylveſter „Unter den Linden".

Nur einmal im Jahre ſchlägt der Berliner über die Stränge; nicht bösartig, aber ſehr unartig und das iſt am Sylveſterabend „Unter den Linden".

Nach Einbruch der Dunkelheit füllt ſich „Unter den Linden", von der Puppenbrücke bis zum Brandenburger Tore, mit einer drängenden und wogenden Menſchenmaſſe, die nichts will, nichts weiß und nichts kann als Geſchrei und Unſinn machen. Am dichteſten verſammeln ſich vor und ſeit der Zeit des großen Kaiſers die Schaaren vor dem Reſidenzſchloſſe, „Unter den Linden", der herrlichen Schöpfung Rauchs, dem Standbilde Friedrichs des Großen gegenüber und bald iſt das Gedränge zum Erſticken groß.

Der loyale Berliner, fromm und aufrichtig, kommt hierher, um ſeinen Segenswunſch aus tiefſtem Herzen dem Herrſcher zu Füßen zu legen; der Weiß- oder Lagerbierphiliſter glaubt, ſein Neujahrswunſch müſſe beſonders geſegnete Wirkung haben, wenn er in nächſter Nähe losgelaſſen wird und er ſchreit ſo laut er kann mit kümmelſchwerer Zunge ſein „Glück zum neuen Jahr, gnädigſter Herr!" Auf Bäumen, Laternenpfählen und dem Denkmale des alten Fritz ſieht man den Berliner Gamin, deſſen angeſtammte Loyalität in der Entwicklung des Reſpekts vor der Majeſtät zurückgeblieben iſt, der von ſeinem erhabenen Standpunkte ſein „Proſt Willem!" luſtig hinausſchreit. Ein Unzufriedener ſchreit mit Löwenſtimme: „Proſt Lehmann!" und „Proſt Lehmann! Lehmann heraus!" ſchallt es aus tauſend Kehlen, denen ſich Abertauſende anſchließen mit dem gutgemeinten Ruf: „Hurrah for den ollen Lehmann!"

Wenn das Geſchrei zu laut und das Gedränge zu menſchengefährlich wird, dann kommen vom Luſtgarten her die berittenen Schutzleute, die „geſtiefelten Kater", drei Glieder tief, in der ganzen Breite der Straße und nun geht's los, wie „wenn der Wolf die Heerde ſcheucht". Vorwärts, immer vorwärts! Denn die Seitenſtraßen ſind vorſorglich abgeſperrt, und mit Degenſtößen und Fußtritten zu größerer Eile angefeuert, wankt die Menge zum Brandenburger Tore hinaus.

Was die Polizei vorn vor ſich hertreibt, füllt ſich hinter ihr wieder nach. Die jauchzende, ſchreiende, pfeifende und ſingende Menge wird durch jeden vergeblichen Verſuch zu immer größerer Ausgelaſſenheit angefeuert und beleidigt die Herren von der Polizei mit den ehrenrührigſten Schimpfnamen. Was ſollen ſie machen?

Sie können doch nicht 20,000 Menſchen verhaften und ſo beſchränken ſie ſich denn endlich darauf, den Platz vor dem Schloſſe reinzuhalten und die Geſchichte im übrigen als eine jährlich wiederkehrende gemütliche Unterhaltung anzuſehen. Der „olle Lehmann" iſt tot und der Berliner

Digitized by Google

hat keine Gelegenheit mehr, seine wahrhaft rührende, zärtliche Zuneigung für den alten Heldenkaiser auf so demonstrative Weise vor dem Residenzschlosse zu zeigen, aber die private Sylvestertollheit blüht immer noch als eine Art Tradition „Unter den Linden" fort. Sie ist zwar etwas milder geworden — wenn man Hut oder Mütze hübsch in der Hand hält, einerlei welchen Grad das Thermometer ansagt — und hübsch „Prost Neujahr!" brüllt, so kommt man ungehindert durch.

Aber wehe dem Unglücklichen, der die Etikette verletzt, nicht „Prost Neujahr!" brüllt oder gar den Hut auf dem Kopfe behält. Da ermahnt man ihn nicht mit „Hut ab!" da heißt es gleich „Antreiben!" und das

Das Brandenburger Tor.

wird gewöhnlich so kräftig ausgeführt, daß der Boden oben wegfliegt und der Hutrand auf die Schultern zu sitzen kommt, so daß das arme Opfer aussieht, als trüge es eine Halsbinde, die bis über die Nase hinaufreicht. Daß die verzweifelten Anstrengungen des Sünders gegen den guten Berliner Sylvesterton, sich dieser unbequemen Hülle zu entledigen, die umstehenden Menschenquäler auf das köstlichste ergötzen, läßt sich leicht denken, und manches Mal lassen sie ihn eine Stunde lang zappeln, bis sie ihn von der unbequemen Hülle befreien.

Eine Dame in Herrenbegleitung ist so sicher wie in Abrahams Schooß; aber wehe dem Frauenzimmer, welches sich ohne männliche Begleitung unter diese Sylvestertollen wagt; sie braucht nicht zu fragen: „Sie globen

Digitized by Google

woll, ick bin so eene?" sie wird ohne weiteres als „so eene" rubriziert und behandelt.

Es kostet anständigen Leuten, oder der Polizei, oft große Mühe, eine solch' waghalsige, dumme oder vertrauensselige Dirne den Krallen der gemeinen Sylvestertollheit, oder der sylvestertollen Gemeinheit, zu entreißen. Gegen drei Uhr fängt die Menge an, sich langsam zu verlaufen und am Neujahrsmorgen findet man als Erinnerungszeichen an die Belustigungen der Nacht Hutruinen, Schleifen von Damenkleidern, abgerissene oder abgeschnittene Rockschöße, zerbrochene Stöcke u. s. w. auf der Straße, deren einstige Besitzer nun ohne diese Sachen, ärgerlich, aber mit guten Vorsätzen reichlich ausgestattet, das neue Jahr beginnen müssen. Der vernünftige Berliner Familienvater sitzt indessen zu Hause, trinkt Punsch, löffelt Mohnpielen und ißt die berühmten Pfannkuchen, gratuliert gegenseitig zum neuen Jahr und geht dann hübsch zu Bett.

Wie Berlin sich amüsiert.

Solche Herren, denen die „Linden" zu laut und Bälle und Familienfeiern zu eintönig sind, finden in Balllokalen, wie die Moulin Rouge, Alhambra, Amor Säle, Stoff zur Unterhaltung. Dies sind nicht solche Lokale, in denen die Bürgerschaft und sonstige anständige Menschen das Tanzbein schwingen, sondern die Damen der Halbwelt schwingen es hier, sofern es ihr Alter und ihre Gelenkigkeit gestatten, ohne Rücksicht auf den gewöhnlichen Anstand. Diese Lokale sind mit verschwenderischer Pracht ausgestattet — und die männlichen Besucher werden gewarnt, große Vorsicht anzuwenden, da hier Taschendiebe und Bauernfänger gern ihr Wesen treiben. Die Bauernfänger sollen hier besonders erfolgreich sein, weil die Landonkels, so sagt man, immer eigentümlich großes Verlangen haben, solche Großstadtschaustellungen zu inspizieren.

Die Varietés, vom eleganten Wintergarten an der Dorotheenstraße bis zum Servus Varieté an der Koppenstraße, den Folieskaprice, Kolosseum, Etusium, Varieté des Boulevard, Varieté Brillant und wie die 40 bis 50 Unterhaltungsplätze dieser Art mit anziehenden Namen sich nennen mögen, sind trotz der oft ziemlich hohen Eintrittspreise bis auf den letzten Platz besetzt.

Die Tingeltangel, die an gewöhnlichen Tagen erst nach dem Schluß der Theater, zwischen 10 und 11 Uhr, ihre brillanten Säle mit den kosigen „Chambres separees" öffnen und dann bis morgens 3 oder 5 Uhr offen halten, sind am Sylvester weit liberaler — die gastlichen Pforten öffnen sich früher und schließen sich um so später.

Solche Lokale, wie das „Kabarett zum Klimperkasten", „Kabarett Pikant", „Kabarett zum Strumpelpeter", „Kabarett Roland von Berlin" ꝛc., sind tagsüber in jeder Beziehung hochanständige Restaurants; was

Digitized by Google

aber so nach 11 Uhr an Ewigweiblichem den Droschken entsteigt und in die oberen Säle entschwebt, giebt der Geschichte einen ganz anderen anziehenden aber unangezogenen Anstrich. Die Pracht der Säle, die Extravaganz der Toiletten, die Preise der Weine in den oberen Räumen lassen sofort erkennen, daß diese Räume ganz besonders eingerichtet sind für die „jeunesse dorée", die weniger Verstand als Geld hat und hier schnell erleichtert werden kann.

Wo kommen bei allen diesen Attraktionen nun noch Leute her für den Besuch der 36 legitimen Berliner Theater? Der Berliner scheint eben für alles Zeit zu haben, für tüchtige Arbeit und hinreichende Unterhaltung, heiterer und ernster Natur.

Erstklassige Theater, an denen Kräfte wirken, deren Ruf über ganz Deutschland geht, erfreuen sich, im Verein mit minderwertigen Instituten, guter finanzieller Unterstützung und Berlin hat Theater aller Schattierungen, vom Königl. Schauspielhause, der Pflegestätte deutscher dramatischer Kunst, an bis zum Theater an der Spree an der Köpenicker Straße, in welchem amerikanische Spektakelstücke die Hauptrolle spielen.

Die Namen Königl. Schauspielhaus, Wallnertheater, Lessingtheater, Neues Schauspielhaus am Nollendorfplatz, das Theater des Westens, das Lortzingtheater, Deutsches Theater an der Schumannstraße, das Neue Theater am Schiffbauerdamm, das Hebbel-, Schiller-, Thalia-, Friedrich-Wilhelmstädtische Theater bezeichnen Stätten, in denen dramatische Kunst seit Jahren Triumphe gefeiert hat.

Als Musikstadt genießt Berlin einen Ruhm, der von keiner anderen Stadt übertroffen wird. An erster Stelle steht das Königl. Opernhaus, dem sich das Neue Königl. Opernheater und das Komische Opernhaus würdig anschließen, und berühmte Konzertsäle, wie der Mozartsaal, Beethovensaal, Bechsteinsaal, Philharmonie, Singakademie und viele andere geben den Berlinern die viel benützte Gelegenheit, die besten Kompositionen von den hervorragendsten Künstlern vorgetragen zu hören.

Berlin amüsiert sich, der eine so, der andere anderswo; aber sicher ist, Berlin amüsiert sich.

Die Bierpaläste.

Lokalstolz ist eine so rühmliche Eigenschaft, daß man sie bewundern muß, selbst wenn sie ein wenig zu schnodderig erscheint. Wenn der Berliner auf den herrlichen Alpenhöhen dem bewundernden Begleiter zuruft: „Det is noch jar nischt. Haben Sie schon einmal Berlin vom Kreuzberge jesehen? Nee? Da haben Sie noch jar nischt jesehen!" Dieses Gefühl der Selbstzufriedenheit besitzt der Berliner seit undenklicher Zeit und kultiviert es — allerdings mit immer größerer Berechtigung — heute

Digitized by Google

noch. Beſonders in Bezug auf ſeine Vergnügungslokale war er lange Zeit rückſtändig.

Selbſt nachdem der franzöſiſche Milliardenſegen ſchon vorübergefloſſen und verſickert war, blieb es in Berlin beim alten. Der ruhige Bürger vertilgte genügſam nach Vaterweiſe ſeine „Weiße“ oder das ſchlechte „Hieſige“, auch „Aktienjauche“ genannt, in ſeinem Stammlokal, oder in „den Zelten“, oder in den zahlreichen Biergärten vor den Toren und wenn's hoch kam im Ratskeller. In der Stadt ſelbſt wurden Gartenwirtſchaften auf kunſtloſe Weiſe hergeſtellt, durch die beliebte Verwandlung des Hofes in einen Garten. Ein grün angeſtrichenes Stacket, ein

Das Rathaus in Berlin.

paar Oleanderbäume, ein paar Kiſten mit Erde angefüllt, aus denen ſich einige ſchwindſüchtige Epheupflanzen emporſchlängeln, ein Zeltdach, grün geſtrichene Stühle und Tiſche und die Gartenwirtſchaft iſt fertig. Vor den 70er Jahren war es durchaus gegen den Anſtand, Damen in Wirtsſtuben zu führen, nur in den Gartenlokalen war es ſtatthaft und anſtändig. Erſt die Einführung des „Echten Bieres“ gegen 1880 und die Prachtbauten der bayeriſchen Brauereien zeigten den Berlinern, daß auch in Bierlokalen ſchönheitliche Raumſchöpfungen möglich ſeien und es entſtand ein wahres Verlangen nach ſtilvollen Trinkſtuben.

Die bedeutendſte künſtleriſche Leiſtung auf dieſem Gebiete, mit einem

Digitized by Google

zu jener Zeit unerhörten Luxus, war das 1878 vollendete Café Bauer, an der Ecke der Friedrichstraße und „Unter den Linden“. Die graziös gezeichneten und geistreich erfundenen Formen gehören zu den anmutigsten Schöpfungen der älteren Berliner Schule; zur Füllung der Panele wurde der schön geflammte amerikanische Ahorn verwendet und der glänzendste Schmuck waren die Gemälde Anton von Werners, die mit ihrem sonnigen Farbenton den Räumen festliche Heiterkeit verleihen. Es entwickelte sich bald ein wahrer Bierkulturkampf zwischen den großen auswärtigen Brauereien, die sich für ihre Ware den Berliner Markt sichern wollten. Die Münchener Brauereien „Hofbräu“ und „Pschorr“ eröffneten 1882 den Kampf der Konkurrenz, dem sich in rascher Folge die großartigen Prachtlokale anschlossen, „Siechen“ an der Behrenstraße, „Zum Franziskaner“ unter der Stadtbahn an der Friedrichstraße, „Löwenbräu“, „Zum Augustiner“, „Weihenstephan“, „Münchener Kindl“, „Tucherhaus“ an der Friedrichstraße mit Fassadebemalung von Professor Wanderer, und das von Seidl in München erbaute „Zum Spaten“, epochemachend, als zu jener Zeit das einzige Haus, welches in seinem ganzen Umfange als Bierhalle angelegt wurde.

Das Haus zeigt eine gesunde Architektur, ohne die in Berlin so beliebten weit ausragenden Kranz- und Gurtgesimse und ohne die tabernakelgegliederten Fenstereinrahmungen. Es zeigt auch im Innern, in der gemütlichsten Kneipenausstattung, hohe Bordpanele, nebst Holzdecken in dunkelgebeiztem Kiefernholz, einfach geputzte Wandflächen, wirkungsvoll verziert, einen Anklang an eine im besten Sinne bürgerliche Kunst, die sich in bewußtem Gegensatz zu der in Berlin geübten Ueberladung mit einem Sammelsurium von Renaissancemotiven stellt.

Die anziehend ausgestatteten Wein- und Bierlokale sind es indessen nicht allein, die ihren Besuchern kosige Räumlichkeiten bieten; eine ganz erkleckliche Anzahl von Volkskaffeehäusern sollen einem wirklichen Bedürfnis abhelfen, indem sie Kaffee mit Zubrot für ein Billiges abgeben, wobei die Ausschankzimmer für Männer und Frauen getrennt sind.

Die großen Volkskaffeehäuser an der Chausseestraße und an der Neuen Schönhauser Straße, mit Fassaden in deutscher Renaissance, in stilgetreuer, höchst reizvoller, aber den Bedürfnissen durchaus angepaßter Weise ausgeführt, gehören zu den bemerkenswertesten Gebäuden des neuen Berlins.

Die „kühle Blonde“.

Wo so viel Neues entsteht, da muß wohl oder übel manches Alte weichen, und die alte „kühle Blonde“ wird wohl auch bald von der Berliner Bildfläche verschwinden. Eine der ältesten, gemütlichen Weißbierstuben Berlins, die Stüdemann'sche, in der Schützenstraße, schloß während

Digitized by Google

meiner Anwesenheit in Berlin ihre gastlichen Pforten für immer. Der alte Herr Stüdemann, bei dem ich vor 45 Jahren die echte, prächtige, wohlgepflegte „Weiße“ dann und wann zu trinken pflegte, hat vor einiger Zeit das Zeitliche gesegnet und seine Witwe hat sich aus dem Geschäfte zurückgezogen. Mit ihr verschwindet wieder eine der wenigen noch vorhandenen Weißbierstuben, denn es giebt nur noch sehr wenige Lokale, in denen ausschließlich Weißbier ausgeschenkt wird. Die bayerischen Biere haben dem Verkauf Abbruch getan und selbst in solchen altberühmten Weißbierkneipen, wie Kowalk an der Friedrichstraße, Haase an der Französischen Straße, Clausing an der Zimmerstraße, hört man nicht oft die Pfropfen, wie Champagnerpfropfen, mit lautem Knall an die Decke fliegen. Ich habe wirklich kein einziges Mal bei Clausing von einem der Herren, mit denen ich zuweilen dort zu Mittag aß, eine Gesellschaft, die sich häufig aus dem amerikanischen Konsulat und unserem Cincinnatier Landsmann Robert Kühnert zusammensetzte, eine Flasche Weißbier trinken sehen.

Die Fremden, welche Berlin besuchen, wollen alle mal eine „Weiße“ trinken. Sie schmeckt aber keinem. Man muß sich erst daran gewöhnen, und dann muß man sie auch am rechten Platze trinken. Kein anderes Getränk, selbst der Wein nicht, hängt so vollständig von der individuellen Behandlung ab. Die Temperatur und der Feuchtigkeitsgehalt des Kellers, Licht und Schatten bei der Lagerung, die Tonnen, Kruken, die Propfen, alles muß zusammenwirken, um die richtige „Weiße“ zu erzeugen. Dieses perlende, prickelnde, kohlensäurehaltige, kühlende Getränk, welches Nase und Gaumen so sanft kitzelt und sich endlich im balkenbiegenden Rülpsen Luft macht! Möglich, daß das laute Rülpsen nicht mehr als hochanständig gilt, aber vor Jahren, als das alte, unverfeinerte Lied: „Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren?“ noch festsetzte: „Wer am meisten rülpsen kann, ist König; Bischof, wer die meisten Mädchen küßt“, da suchten die echten Weißbiertrinker ihren Stolz darin, der Kohlensäure ungehindert und so kräftig als möglich Auslaß zu gewähren. Jetzt bekommt man das Weißbier in Gläsern mit Stiel und Fuß; da kann es jedes Kind trinken. Aber früher wurde es in einem Glase verzapft mit flachem Boden, etwa sechs Zoll im Durchmesser und acht Zoll hoch. Etwa zwei bis drei Zoll Bier und dann bis beinahe an den Rand der weiße, knisternde, schneeige Schaum, ein kleiner Schluck Doppelkümmel, Gilka, Cognac oder sonst ein Likör; der kleine Finger unter dem Boden trägt das Glas, kunstvoll und geschickt, die übrigen Finger balanzieren und nun schwemmt die „kühle Blonde“ den noch im Munde gehaltenen Likör hinunter. Die Mischung kitzelt Zunge und Gaumen, so daß es ein wahres Vergnügen ist, das glückliche Gesicht des Trinkers zu beobachten, wenn er das Glas mit Schwung wieder auf den Tisch setzt, laut rülpst und sich dann stolz im Kreise umsieht, so daß

Digitized by Google

man unwillkürlich aus seinen Augen liest, wie er fühlt und es seinen Nachbarn zu wissen tut: „Die ‚Weiße' is jut. Die rülpst vermooft!" (famos).

Eine echte Berliner Weißbierkneipe ist eine Sehenswürdigkeit, die dem gewöhnlichen Reisenden ein Buch mit sieben Siegeln bleibt. Sie hat noch immer einen anständigen Anstrich. Der Champagner des Mittelstandes wird freilich nicht mehr in so prunkvollen Lokalen verzapft wie vor Jahren, die Lokale haben sich in entlegenere Gegenden, die Arbeiterviertel und weniger anspruchsvollen Vorstädte zurückgezogen, aber sie stehen so hoch über den gewöhnlichen „Destillen" und Budiken, wie der Doppelkümmel und Citronenlikör über dem gewöhnlichen Fuselschnaps.

Das Weißbier wird aus Roggen- und Gerstenmalz gebraut und soll zwischen 3 bis 4 Prozent Alkohol enthalten, also fast so viel wie leichte Biere. Trotzdem habe ich noch niemals einen Weißbierphilister betneipt gesehen, obwohl jede „Weiße" einen kleinen Kümmel oder sonstigen Likör als Begleitung in den Magen führt. Wie ein Kenner mich versicherte — der es allerdings selbst nicht trank — eignet sich das Weißbier nicht zum Kneipen; es ist nicht süffig, soll aber ausgezeichnet sein den Durst zu löschen. Die „Jemütlichkeit" kann das Weißbier trotz seines Alkoholgehalts nicht herbeizaubern, dazu muß der Kümmel herangezogen werden.

Deutsche „Niles Tool Works".

Vor etwa zehn Jahren machte in den hiesigen Zeitungen die Nachricht die Runde, daß die „Niles Tool Works" von Hamilton, O., eine Filiale in Berlin errichten wollten. Wir haben es heute noch nicht ganz verschmerzt, daß vor etwa vierzig Jahren diese damals noch recht unbedeutende Fabrik nach Hamilton übersiedelte und die Angelegenheit interessierte mich so, daß sie mir im Gedächtnis haften blieb. Bei meiner Anwesenheit in Berlin beschloß ich, unseren Nachbarn aus Hamilton einen Besuch zu machen. Das war aber nicht so leicht, denn weder der Generalkonsul, noch seine Beamten, weder die Amerikanische Handelskammer, noch unser engerer Landsmann, der „Amerikanische Rechtsanwalt Herr Robert Kuehnert," konnten mir Auskunft erteilen. Ich fand sie aber doch, unter dem Namen „Deutsche Niles Werkzeugmaschinenfabrik, Ober Schöneweide bei Berlin".

Ober-Schöneweide ist eine der 50 oder 60 Vorstädte der Metropole, und ich machte mich also eines schönen Nachmittags auf den Weg. Mit vorzüglicher Zuvorkommenheit aufgenommen, mußte ich zu meinem Bedauern erfahren, daß es mit der Nachbarschaftsgeschichte nichts ist, ausgenommen der nachbarliche Name.

Mir wurde bald klar gemacht, daß die großartige Fabrik nur mit deutschem Gelde erbaut, nur mit deutschem Gelde und unter deutscher Leitung betrieben wird. Doch recht findige Köpfe, diese deutschen Kauf-

Digitized by Google

leute! Der große Aufschwung der deutschen Industrie seit 1898 nahm so außerordentlich viele Werkzeugmaschinen in Anspruch, daß die deutschen Fabriken den Bedarf nicht decken konnten. Sie waren wohl auch, im Vergleich mit amerikanischen Werkzeugmaschinen, minderwertig. Da hatte der Millionär Ludwig Löwe die gute Idee, daß es Unsinn sein würde, durch langwierige Versuche Zeit und Geld zu verlieren und daß es vernünftiger, besser und billiger sei, die gesammelten Erfahrungen einer amerikanischen Fabrik ersten Ranges, die schon einen festbegründeten Weltruf hatte, sich zu nutze zu machen. Ein Vertrag wurde mit den „Niles Tool Works“ in Hamilton abgeschlossen, welcher der deutschen Fabrik die Benutzung aller Konstruktionen und Erfahrungen überließ.

Der ausgesprochene Grund war, schwere und schwerste Werkzeugmaschinen aller Art in Deutschland anzufertigen, um so das bisher für amerikanische Werkzeugmaschinen verausgabte Geld in Deutschland zu behalten. Ganz besonders wird von der Verwaltung hervorgehoben, daß sämtliche Maschinen und Zubehörteile in der Fabrik in Ober-Schöneweide von Grund auf hergestellt und von amerikanischen Maschinen oder Maschinenteilen nichts importiert wird.

Das Fabrikgrundstück umfaßt einen Flächenraum von 28 Morgen. Die Fabrik ist nach den neuesten Erfahrungen gebaut und mit besonderer Rücksichtnahme für die Wohlfahrt, Gesundheit und Bequemlichkeit der Arbeiter mit Wasch- und Ankleideräumen, Badeeinrichtung, Unfallstation, großen, luftigen Speiseräumen und Kantine eingerichtet.

Das Grundstück grenzt an die Spree und die wunderbare Ausnutzung dieses kleinen Flusses, die Errichtung von Kaimauern und Bohlwerk ermöglichen, daß die Kähne mit den Rohstoffen direkt am Grundstück anlegen können. Die Eisenbahnverbindung ist vorzüglich; schmalspurige Eisenbahnen verbinden die einzelnen Gebäude untereinander und breite, wohlgepflegte Straßen, mit herrlichen Schattenbäumen, geben der ganzen Anlage einen wirklich vornehmen Anstrich.

Die Fabrik beschäftigt etwa 1500 Arbeiter. In den Speisesälen können etwa 1000 Personen gleichzeitig Platz nehmen; Speisen und Getränke werden gut und billig geliefert, und kochendes Wasser steht den Arbeitern kostenlos zur Verfügung. Alles in allem tat es mir wirklich leid, daß diese erfolgreiche Anlage sich so vollständig von unseren Hamiltoner Nachbarn emanzipiert hat.

Die „Lauben“ um Berlin.

Diesen Ausflug auf der Suche nach unseren Nachbarn machte ich Anfang Oktober, beim schönsten Herbstwetter. Die Sonne sandte ihre warmen Strahlen hernieder, die Bäume und Büsche prangten in dem vielfarbigen herbstlichen Schmuck und nachdem die dicht besiedelten Teile Berlins hinter

Digitized by Google

mir lagen, breitete sich ein wunderbar anziehendes Bild an beiden Seiten der Bahn vor meinen erstaunten Augen aus. Soweit das Auge reichte, sah ich in kleine Stückchen parzelliertes Land, je etwa 10 bis 25 Ruten groß, von Feldwegen durchschnitten, von einfachen Zäunen eingeschlossen und mit Gartenhäuschen, Schuppen, Zelten oder Lauben ausgestattet, von Schaaren lustiger, jubelnder Kinder belebt.

Daß es den Berliner immer so kräftig ins Freie zieht, daß er mit Frau und Kindern so gern jede Gelegenheit benützt, aus den Mietskasernen, den Kellerwohnungen, den Hinterhäusern und Seitenflügeln ein Stündchen am Wasser, in Wald und Wiese zuzubringen, ist ein hervorragender Charakterzug.

Dem verdanken auch diese Berliner Lauben ihre Entstehung, die sich wie ein grüner Gürtel fast um die ganze Stadt ziehen. Der Plan, die sämtlichen Vorstädte einzugemeinden und nach einem einheitlichen Plan Groß-Berlin mit einem Kranze von Wäldern, Wiesen und Seen rings zu umgeben, verwirklicht sich schon in rohen Umrissen in diesen Laubenkolonien. In mehr als 35,000 Einzelparzellen ziehen sich diese Gärtchen und Feldchen um die Stadt im Norden, Osten und Süden und geben im Frühling, Sommer und Herbst den Tausenden von Erwachsenen und Kindern reine Freude, Erholung und Gesundheit.

Mütter und Kinder ziehen wohl schon nachmittags hinaus und regen die fleißigen Hände. Dann wird, je nach der Jahreszeit, gedüngt, gegraben, gehackt, gesät, gepflanzt, gejätet. Wenn der ermüdete Vater von der Arbeit kommt, empfangen ihn die jubelnden Kinder. Der Kaffee ist fertig, der Vater bringt was „zum Einstippen" mit und auf dem kleinen Stückchen Erde entwickelt sich ein herzliches, freudiges Familienleben, wie es in der engen Stube kaum gedacht werden könnte.

Wie gut schmecken die Produkte, welche Sorgfalt und fleißige Hände der Mutter Erde abgerungen haben! Aber auch alles wird kultiviert — allerdings sehr im Kleinen — Bohnen und Erbsen, Kartoffeln und Kohlrabi, Gurken und Kürbisse, Radieschen und Erdbeeren, Johannisbeeren und Himbeeren, Blumen und Ziersträucher. — Man kann schon von weitem erkennen, wes Geistes Kind der Laubenbesitzer ist, denn die „Laube" zeigt den Geschmack des Besitzers. Manche sind recht künstlerisch gebaut, mit kleiner Veranda, Türmchen, Erker und so weiter, andere wieder sehr einfach, aber die ganze Kolonie macht einen recht sauberen Eindruck.

Die Kolonien werden durchaus nicht aus philanthropischen, sondern aus wohlbedachten finanziellen Gründen angelegt. Gewöhnlich pachtet ein Generalpächter mehrere Morgen Land, parzelliert es und läßt dann die einzelnen Parzellen an die Unterpächter ab. Während der Pächter vielleicht nur 25 Pfennig für die Rute Pacht bezahlt, muß der Kolonist drei- und viermal so viel bezahlen. Dafür wohnt er dann aber auch in

Digitized by Google

einer Laubenkolonie mit anziehend hochtönendem Namen, und kann sich das schon etwas kosten lassen. Einige Beispiele aus Tausenden von Namen der Laubkolonien müssen genügen:

Hedwigs-, Mariechens-, Werners-, Ludwigs-Ruhe, Heinrichs-, Sängers-, Sommers-, Abends-, Sperlings-Lust, Jäger-, Bürger-, Rosen-, Hollunder-Heim, Klein-Popo, Samoa, Kiautschau, Transvaal, Onkel Toms Hütte, Roosevelt, General Grant, Zum Mückenstich, Zum süßen Mariechen, Zum schlanken Emil, Zum sanften Heinrich, Zur Skatecke, Zum fleißigen Kartoffelbauer, Zum Riesenkohl, Zur großen Mohrrübe, Zum Riesenfernrohr, Zur Rieselforelle, Zur trockenen Leber. Das ist natürlich bloß Ulk, denn daß es keine trockene Leber giebt, dafür sorgt der „Laubenbudiker". Jede Laubenkolonie erfreut sich dieser Hauptperson, die mit ihrem Aushängeschild: „Weißbier, hiesige und fremde Biere" genug Laubenbewohner anzieht, um ein gutes Stück Geld zu verdienen.

In vielen Fällen ist der Generalpächter selbst der Wirt, in anderem Falle wird die Schankstätte an einen Budiker verpachtet. Die Pachtkontrakte sind jährlich und wenn der Einzelpächter nicht genug an flüssiger Nahrung aus dem Vorrat des Budikers bezieht, so wird er gesteigert oder wohl gar „abgeschoben".

Der Besuch der Kolonien von Freunden und Bekannten ist ganz erstaunlich; nicht selten finden sich an einem schönen Sonntage von 2000 bis 3000 Personen auf einer Kolonie ein — und der Verdienst des Herrn Budikers ruht ein behagliches Schmunzeln auf seinem Biergesicht hervor.

Frühlings-, Sommer- und Kinderfeste werden extra als Anziehungsmittel gegen Eintrittsgeld anberaumt und bringen viel Geld ein.

Den Höhepunkt bildet das Erntefest, dem ich beizuwohnen Gelegenheit hatte. Das Eintrittsgeld, 10 Pfennig p. Person, belief sich auf 800 Mark, es mußte darnach für 8000 Personen in dieser einen Kolonie bezahlt worden sein. Die Gärten prangen im Festgewande, von den Fahnenstangen flattern die Fahnen, bunte Fähnchen und Lampions sind an Faden befestigt, die von den Stacketten zu den Lauben und Fahnenstangen gehen. Alles hat farbige Narrenkappen auf dem Kopfe, und einige haben sich verkleidet wie beim Karneval. Auch als Polizisten erscheinen sie und verhaften nicht allzuselten jemanden, den sie dann zum Laubenbudiker bringen, wo er sich nach der bekannten Manier — „21 für 'n Dollar" loskaufen muß.

Ein improvisierter Tanzplatz giebt Gelegenheit, sich nach den Klängen eines Orchesters im Tanze zu drehen und von einer kleinen Bühne erschallen in den Tanzpausen die Lieder eines Männergesangvereins, die Deklamationen von Mitgliedern der Liebhabertheater, oder gymnastische Uebungen eines Turnvereins oder eines Athletenklubs werden produziert. Ein recht hübsches Feuerwerk schloß gegen elf Uhr nachts das gemütliche

Digitized by Google

Fest und die Besucher, deren Stocklaternen sich wie Irrlichter über die dunklen Felder bewegen, finden sich bald wieder nach einem fröhlichen Tage in ihren dumpfen Zimmern, im Keller, den Seiten- und Hinterhäusern.

Daß mancher Festgenosse mit dem unsicheren Gefühl den Weg nach Hause macht, als ob bei ihm „beede Beene links" sind, tut am nächsten Morgen der fröhlichen Erinnerung keinen Abbruch, denn Frau und Kinder stimmen freudig darin überein: „Es war sehr schön!"

Schluß.

Mein Aufenthalt in Berlin war auf sechs Monate zugeschnitten, und wurde bis auf den Tag genau eingehalten. Der Grund, weshalb ich meinen Besuch auf so lange Zeit ausdehnte, lag teilweise darin, weil meine Tochter ihre medizinischen Kenntnisse in den Kliniken hervorragender Berliner Professoren bereichern wollte, teilweise aber auch darin, daß Berlin die geeignetste Stadt war, Studien und Beobachtungen zu machen, wie ich mir dieselben ausgelegt hatte.

Daß die Verwaltung Berlins mustergültig ist und von keiner anderen Stadt der Welt übertroffen oder auch nur erreicht wird, ist bekannt und deshalb erschien sie mir als der beste Platz, Vergleichungen mit amerikanischen Städten anzustellen. Alte Bekanntschaften und neue Verbindungen verschafften mir treffliche Gelegenheit, meine Absicht auszuführen.

Als altes Mitglied des hochstehenden Ingenieurvereins „Hütte" wurde es mir leicht, über städtische und staatliche Bauten und Anlagen Auskunft zu bekommen und mit den herrschenden Ansichten in technischen Kreisen bekannt zu werden. So gelang es mir, um nur eins anzuführen, mich einer kleinen Klasse von Technikern anzuschließen, die unter der Leitung des Professors Reich, von der technischen Hochschule, mit Vorträgen und Exkursionen die Abwässerungsanlagen für Küchen- und Regenwasser, für Schlamm und Exkremente für Berlin und Umgegend zum Gegenstand eingehenden Studiums machten.

Die Rieselfelder, welche an über zwanzig Orten im Norden und Süden Berlins, mehr als 24,000 Acker einnehmen und äußerst interessant sind, bieten durch andere Systeme, vollständig verschieden von dem Berieselungsverfahren, in Pankow, Stahnsdorf, Ober-Schöneweide und Köpenick Gelegenheit zu eingehenden Vergleichen.

Straßenbau und Straßenreinigung, Müllabfuhr, Regulierung der Straßenbahnen, Omnibusse und Droschken, das geregelte Auslegen von neuen Straßen, Häuserbauten, Wohnungs- und Mietsverhältnisse wurden unter die Lupe genommen.

Die freundliche Vermittlung unseres Gesandten Ch. Towers verschaffte mir die Erlaubnis von dem Minister für geistliche und Unterrichts-

Digitized by Google

angelegenheiten, die städtischen und staatlichen Schulen zu besichtigen und die freundliche Aufforderung an die Schulbehörden, mir, wie es in dem Schreiben heißt — „die für seine Zwecke dienliche Auskunft zu geben und nach Möglichkeit zur Erreichung seines Reisezweckes behülflich zu sein."

Dieses habe ich auch gehörig ausgenutzt und auch die Kirchen nicht vernachlässigt. Der herrliche Dom, die Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche,

Der Dom in Berlin.

die katholische St. Hedwigskirche, die Synagoge an der Oranienburger Straße wurden nicht selten besucht.

Als Altmeister unserer deutschen Hasselmann Loge hatte ich Zutritt zu den Freimaurerlogen Berlins, die unter sechs Großlogen arbeiten, und Mitgliedschaft in dem Vereine für „Bodenreform", für „Vergleichende Rechtswissenschaft" und eines juristischen Vereins erlaubten mir gute Einblicke in das gesellschaftliche Leben. Auch das politische Leben entzog sich der Betrachtung nicht, durch Bekanntschaft mit den Redakteuren des loyalen „Lokal-Anzeigers" und des sozialistischen „Vorwärts", sowie durch Besuch

Digitized by Google

der Sitzungen des Reichsrats, des Stadtrats und Versammlungen aller Art, von blauen Nüchternheitsaposteln bis zu den rotesten Befürwortern des Umsturzes, von Wirtetagsatzungen, Gauturnvereinen, Arbeitergruppen zu den erregten Diskussionen der Hauseigentümer gegen die Zuschlagsteuer.

Die Fülle von Material, welches sich in meiner Reisemappe ansammelte, erwies sich als zu umfangreich, als daß ich es in diesen Reiseerinnerungen hätte behandeln können und ich schließe deshalb die Skizzen aus Berlin mit dem Wenigen, was ich hier geboten habe und hoffe früher oder später Zeit und Gelegenheit zu haben, eingehend über die herrliche Stadt und wie es sich darin lebt und webt, schreiben zu können.

Wir kehrten über Frankreich und England nach unserem lieben Adoptivvaterlande zurück, fest überzeugt, daß, soweit Europa in Betracht kommt, wir getrost mit Hoffmann von Fallersleben singen können: „Deutschland, Deutschland über alles!"

Wachtparade. — Zeughaus in Berlin.

Digitized by Google

Etablirt 1875.

Western German Bank

Ecke Zwölfter und Vine Straße,

Cincinnati, O.

Kapital $250,000.00. **Ueberschuß $650,000.00.**

Aktiven: Zehn Millionen Dollars.

3% Zinsen auf Spareinlagen.

Schiffsscheine für alle transatlantischen Dampferlinien.

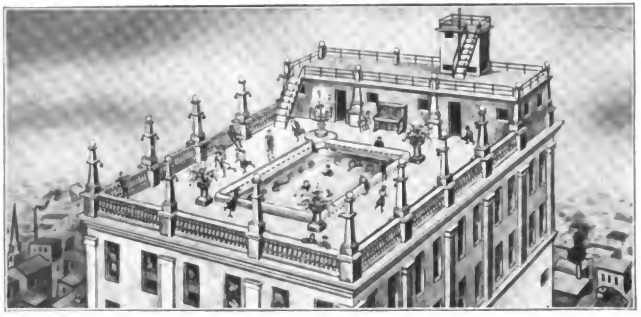
Wechsel und **Kreditbriefe** zahlbar überall.

Geldsendungen nach dem Auslande, frei ins Haus der Empfänger.

Vollmachten rechtsgültig angefertigt, und
Erhebungen von **Erbschaften** prompt und reell besorgt.

Digitized by Google

Dachgarten und Kinderspielplätze elf Stockwerke über der Straße.



The John C. Roth Packing Company

pökelt die berühmten

„Dove Brand" Schinken und Frühstücksspeck

Cincinnati, O., U. S. A.

Geschäft gegründet 1857.

Digitized by Google

Jacob Vogel & Son

Händler in allen Sorten von

Schweinefleisch

2604--2616 Colerain Ave., Cincinnati, O.

Etabliert 1860.

Pökler von

„Star Brand"

zuckergepökeltem **Fleisch,**

sowie

„Maple Leaf Brand"

Schweineschmalz.

Digitized by Google

Die Pianos und Spieler-Pianos

der

Baldwin'schen Fabriken,

Cincinnati,

haben einen Weltruf und stehen auf der höchsten Stufe der Kunstvollendung.

Wir verkaufen nur Pianos eigenen Fabrikats. Jedes Detail in diesen Instrumenten repräsentiert künstlerische Ideen, wissenschaftliches Studium und moderne Ausführung. Wir machen Pianos, welche den höchsten künstlerischen Ansprüchen genügen, wie solche zu mäßigen Preisen.

Kataloge auf Verlangen.

The Baldwin Company

142 West Vierte Ave., Cincinnati.

Digitized by Google

The John Schneider Milling and Baking Co.

Qualität immer die beste.

John Schneider.
Gründer. 1858.

Roggenmehl und Roggenbrot

eine Spezialität.

George C. Schneider.
Präsident und Schatzmeister. 1911.

Office:
1420 Walnut Str.

Bäckerei:
1422 – 1428
Walnut Str.

Mühle:
1417 – 1427
Clay Str.

Cincinnati, O.
U. S. A.

Digitized by Google

BARBAROSSA

EIN EDLER FUNKELNDER TROPFEN

WELT BERÜHMT

Wegen seiner ungefälschten Reinheit und vorzüglichem Wohlgeschmack

Erfreut den Gaumen · Stärkt die Glieder

· Stillt den Durst ·

Ein unübertreffliches Familien Bier.

In allen besseren Lokale vorhanden

Aus den besten Hopfen u. Malz gebraut und auf Flaschen gezogen von der

THE CHRISTIAN MOERLEIN BREWING CO

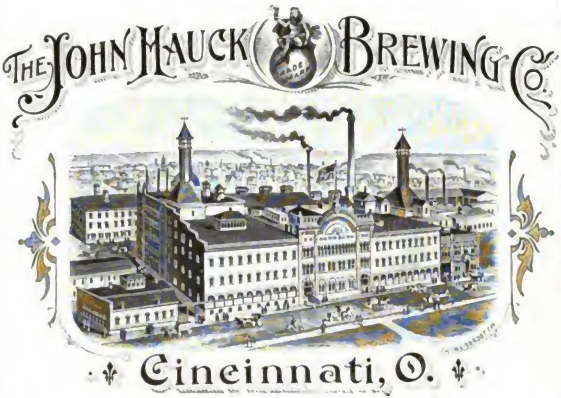
INCORPORATED

TELEPHONE 2400 CINCINNATI, O.

Digitized by Google

Ohios Muster-Brauerei

Ihre Bestimmungen, Maschinerie und ihr Produkt haben den höchsten Punkt der **Vollkommenheit** erreicht und **stehen ohne Konkurrenz da.**



Unsere Marken, Faß- und Flaschenbier:

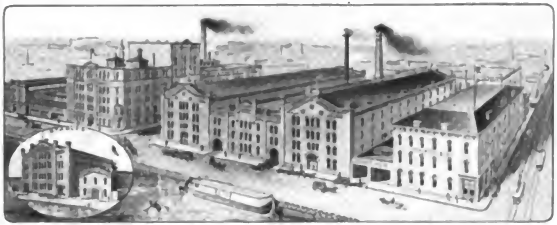
„Golden Eagle". „Imperial".

„Special Dark",

gebraut von **feinstem Malz** und **auserlesenstem Hopfen,** übertreffen alle anderen Produkte dieser Art.

Digitized by Google

THE
WINDISCH MUHLHAUSER
BREWING CO.
CINCINNATI, OHIO



LION BREWERY
Brewers and Bottlers of
THE CELEBRATED LION BEER

Digitized by Google

Oper, Sommertheater, Vaudeville, elektrische und Ruderboote, Schwimmbassin, Tanzhallen.

CHESTER PARK—Das vollständigste Vergnügungslokal der Welt.

(Siehe Seite 195 des Buches.)

„Roller Coaster", „Shoot the Chutes", Scenische Eisenbahn, Karussell, tausend Unterhaltungen.

Feines Restaurant mit civilen Preisen; fremde und hiesige Biere und Weine in großer Auswahl. Täglich Doppel-Konzerte.

Digitized by Google

Date Due

Digitized by Google

3 2000 009 932 528

DD41
.B6

Bode, A. H.

Digitized by Google

Date Due

Digitized by Google

3 2000 009 932 528

DD41
.B6

Bode, A.H.

Digitized by Google

Date Due

Digitized by Google

3 2000 009 932 528

DD41
.B6

Bode, A.H.

Digitized by Google